Digitized by Google

UNIVERSITEITSBIBLIOTHEEK GENT

S527
Hi

Digitized by Google

HEIDELBERGER

JAHRBÜCHER

der

Literatur

unter der Redaction der Professoren

G. Kirchenr. *H. E. G. Paulus.*
G. Kirchenr. *F. H. C. Schwarz.*
G. Rath *C. S. Zachariä.*
Professor *G. F. Walch.*
G. Hofrath *F. Tiedemann.*
Professor *Fr. A. B. Puchelt.*
G. Hofrath *F. Creuzer.*
Hofrath *Wilh. Muncke.*
G. Hofrath *F. C. Schlosser.*
G. R. Ritter *K. C. v. Leonhard.*
Hofrath *C. H. Rau.*

NEUNZEHNTER JAHRGANG

oder

Neue Folge.

SECHSTER JAHRGANG.

ERSTES HEFT. JANUAR.

HEIDELBERG,
Druck und Verlag von August Osswald's Universitäts - Buchhandlung.
1826.

Die

Heidelberger Jahrbücher der Literatur

erſcheinen mit 1826 im neunzehnten Jahrgang, wie bisher unter der Redaktion der Profeſſoren H. E. G. Paulus, groſsherzogl. badiſchem Geheim. Kirchenrathe, Fr. H. Chr. Schwarz, groſsherzogl. badiſchem Geheim. Kirchenrath, K. S. Zachariæ, groſsherzogl. bad. Geheimen Rath, G. Fr. Walch, Fr. Tiedemann, groſsh. bad. Geh. Hofrath, Fr. A. B. Puchelt, Fr. Creuzer, groſsherzogl. bad. Geh. Hofrath, W. Muncke, groſsherzogl. bad. Hofrath, F. C. Schlosser, groſsherz. bad. Geh. Hofrath, Geheimen Rath Ritter Carl Cäsar v. Leonhard, C. H. Rau, groſsherzogl. bad. Hofrath, nach unverändertem Plane, wöchentlich zu anderthalb Bogen oder in zwölf Heften zu 6 und 7 Bogen.

Der Preis für den Jahrgang ist nach der seit 1821 eingetretenen Erweiterung in Druck und Format

12 fl. 36 kr. rhein. oder 7 Rthlr. 12 ggr. sächs.

Vorausbezahlung, so daſs das Journal noch immer das wohlfeilste bleibt, während über seinen Gehalt die Stimmen täglich sich mehren. Die aufmunternde Theilnahme des Publikums und der wachsende Zufluſs schätzbarer Beiträge haben eine strenge Auswahl des Vorzüglichen möglich gemacht, wie der Inhalt eines jeden Heftes an den Tag gibt, von welchem wir aus der neueren Zeit nur die Beiträge von Paulus und Schwarz über theologische Literatur, die Kritiken über den Fonk'schen Prozeſs von Zachariæ und Mittermaier, und über den Hannöverschen Gesetzes-Entwurf von Mittermaier, eine Recension über Cajus von Schrader, über die Gothaische Erbfolge von Zachariæ, über Statistik und Kameralwissenschaften von Rau, über Naturkunde, theoretische und praktische Heilkunde von Tiedemann, Leonhard, Conradi, Nægele, Muncke, Gmelin, über Philologie die schätzbaren Bekanntmachungen aus der italienischen, französischen und englischen Literatur, eine Kritik über Cicero de republica von Creuzer, Beiträge aus der persischen Literatur von Hammer, eine ausführliche Kritik des gefeierten Walter Scott, Görres über das Boissere'sche Domwerk zu Cöln, Schlosser über Dante u. dgl. zu erwähnen brauchen, um zugleich den Vorzug unseres Instituts zu beurkunden, daſs die bemerkenswerthen Erscheinungen in der Literatur durch dasselbe so zeitig und gründlich wie möglich berücksichtigt werden, und das Publicum also mit Vertrauen auf die wünschenswerthe Vollständigkeit zählen kann.

Um dieselbe noch zu erhöhen, wird das Intelligenzblatt auch künftig Chronik aller gelehrten Anstalten, also Erweiterungen, Beförderungen, Ehrenbezeugungen, Todesnachrichten etc. gern unentgeldlich aufnehmen, und nur vollständige Lections-Verzeichnisse der Berechnung unterwerfen, welche für Antikritiken, Anzeigen des Buch- und Kunsthandels festgesetzt ist.

Wir bitten nun die Bestellungen durch Buchhandlungen oder Postämter möglichst zu beschleunigen, da schnelle und regelmäſsige Versendung auch ferner unser Augenmerk seyn wird.

Die ersten fünf Jahrgänge der neuen Folge, von 1821 bis 1825, nebst dem Ergänzungshefte, welche nach dem Ladenpreise 63 fl. 43 kr. rhein. oder 38 rth. 4 ggr. sächs. kosten, werden hiermit zur Erleichterung für neu eintretende Interessenten für den Lauf des Jahres 1826 auf 30 fl. rhein. oder 18 rth. sächs. herabgesetzt, soferne sie zusammen genommen werden. Für einzelne Jahrgänge ermäſsigt sich der Preis folgendermaſsen:

N. 1. 1826.

Heidelberger
Jahrbücher der Literatur.

1. *Erläuterung der jüdischen Geschichte bis zur Zerstörung Jerusalems durch die Römer. In kurzen Sätzen für Studirende und denkende Leser. Tübingen, bei Osiander.* 1825. 231 *S. in* 8. 1 fl. 12 kr.

2. *Erklärung schwererer Stellen in den Weissagungen des Jeremias. Vom Prälaten und Generalsuperintendenten Dr. J. Fr. Gaab. Tübingen*, 1824. 128 *S. in* 8. 54 kr.

3. *Jeremias Vates e versione Judaeorum, Alexandrinorum ac reliquorum Interpretum Graecorum emendatus notisque criticis illustratus a M. Gottl. Leber. Spohn, Prof. Theol. design. in Acad. Witeberg. Vol. II. post obitum Patris edidit Fr. Aug. Guil. Spohn, Litt. graec. et lat. Prof. P. O. in Acad. Lips. Leipzig, bei Barth.* 1824. 480 *S. in* 8. 1 Thlr. 20 Gr.

Der Verf. von No. 2. bleibt seiner guten Weise getreu, nur eigenes oder auserlesenes und berichtigtes als Früchte seines gelehrten Nachdenkens kurz und klar vorzulegen. — Möge Würtemberg immer das Glück haben, daſs seine Prälaten und Studienräthe so viele ächtgelehrte Kenntnisse, wie Griesinger, Süſskind, Flatt, Gaab u. s. w., mit den praktischen Aufgaben ihrer wichtigen Aemter vereinigen, und dadurch solche Vormänner der Geistlichkeit werden, die in doppelter Beziehung Nacheiferung erwecken und ihren Amtsurtheilen Achtung verschaffen.

Auch den ungenannten Verf. von No. 1. bewahren offenbar die darin sichtbaren trefflichen Vorkenntnisse und der historisch-kritische Scharfsinn vor den (oft noch wirksamen) Vorurtheilen, nach denen einst die sogenannte Orthodoxie aller mit der Theologie verwandten Geschichte mit Aengstlichkeit alle ersinnliche unhistorische Wendungen zu geben pflegte, eben so sehr, als vor übereiltem Verwerfen oder Absprechen gegen geschichtlich überliefertes. Fast kein Paragraph

Digitized by Google

der Erläuterungen über die jüdische, noch immer sehr verdunkelte, wenigstens nicht psychologisch und pragmatisch, gleich andern Volksgeschichten, bearbeitete Geschichte ist ohne eigenthümliche Andeutungen oder Ansichten. Auch zeugen manche Parallelen und Seitenblicke dafür, daſs der Verf. sich nicht auf bloſse theologica einschränkt.

S. 6. berührt die Meinung, daſs **vor der uns bekannten Zeit** ein ziemlich hoher Grad von Cultur gewesen sey. Rec. versteht dies so: Alle älteste Geschichte macht sich zwei Erdepochen. Vor einer groſsen Wasser-Revolution auf unserm Tellus-Planeten war, nach aller Völker Ursage und nach natürlicher Wahrscheinlichkeit, ein ausgebildeter Zustand von Gesellschaftlichkeit, von Künsten u. s. w. Jene tellurische Urbevölkerung aber hängt mit dem Anfang der jetzigen nur durch die allenfalls Uebriggebliebenen zusammen. Man muſs sich demnach fragen: Was kann aus der Zerstörung dieses Urgeschlechts herüber gekommen seyn? Die Wenigen geretteten, wie viel mögen sie selbst gerade gewuſst haben? Und wie konnten sie auch nur dieses fortpflanzen, während sie und ihre Kinder erst wieder der umgekehrten Natur die nothdürftige Subsistenz abkämpfen muſsten? Ueber die sogenannte Sündfluth hinauf setzen die Sagen und viele Pseudepigrapha allerlei Weisheit, aber solche, wie sie offenbar erst diesseits gedacht wurde. Zunächst nach der Fluth wollen uns nicht einmal die Sagen bereden, groſse Cultur zu denken. Nur einige Auſserordentliche werden mit Namen genannt, welche die übrigen rohen und wilden zu Künsten, die Götter zu gewinnen, orphisch beredet haben sollen. Sogar das Feuermachen wird als verloren erst wieder hergestellt. Selbst die biblische Tradition nimmt an, die Uebriggebliebenen, die wieder zur „Ruhe“ (das heiſst נוֹחַ) gelangten seyen der Wirkungen des Weins unkundig gewesen: 1 Mos. 9, 20. Mögen also die „Antediluviani“ noch so hoch cultivirt gewesen seyn. Die Cisdiluviani erscheinen in allen Ursagen unserer jetzigen tellurischen Epoche als solche, die wieder von vornen, quam parvis ab initiis, anfangen muſsten. Und hätten sie anfangs bedeutend mehr gehabt, welches Wunderwerk hätte es ihnen entreissen und zu einem Reservat der Priester und Geheimlehren machen können? Wo Monotheismus einmal Folge der allgemeinen Cultur und Volksüberzeugung gewesen ist, nicht etwa, wie in der Mosaischen Einrichtung, blos politisch und priesterlich aufgenöthigt wurde, wie könnte da wieder der Irrwahn von Vielgötterei entstehen?

Digitized by Google

Man muthmaſst Ueberlieferung aus früherer, höherer Cultur, um den Monotheismus Abrahams zu erklären. Warum soll es aber nicht wahr seyn, wenn die hebräische Tradition selbst ihn als Polytheisten geboren seyn läſst; was seine Verehrer gewiſs nicht zu ersinnen liebten. Sollte es denn einem Mann von Abrahams höherem Charakter anders möglich gewesen seyn, als sich, nicht an einen der geringeren Götter, sondern an den höchsten, gerechten, seiner würdigen, anschlieſsen zu wollen? Und sollte Abraham dies nur von einem andern empfangen haben, so würde die Frage ja doch nicht gelöst, sondern blos weiter hinaus gerückt. Der, von welchem her er es empfieng, woher hatte es dieser, wenn nicht endlich doch aus den unverlierbaren Grundanlagen der menschlichen Natur, aus dem Fragen nach Ursache, und aus der Achtung vor Willensvollkommenheit oder vor allem dem Guten, wovon man erkennt, daſs es der Geist nicht durch Naturnothwendigkeit, sondern durch Selbstwollen hervorbringe? Auch ist Abrahams Eljon doch noch nicht (s. 1 M. 18, 21 — Ende. 22, 2.) ein solcher, wie ihn eine höhere Cultur gedacht und geglaubt haben würde.

Abram wird, im Gegensatz gegen die gewöhnliche Deutung: hoher Vater —, S. 14. übersetzt: Vater, der sich erheben wird. Aber würde alsdann nicht die Form אֲבִי רָם zu erwarten seyn? Stammt nicht etwa Abram, weil in den Compositis von אָב nicht mehr אַב, sondern אֲבִי zu stehen pflegt, eher von אבר mit dem ם der Verstärkung, wie in אֻמְנָם? Alsdann möchte Abraham aus אֵבֶר und הָמוֹן oder הָם Menge, zusammengesetzt seyn. — Bei 1. M. 14, 15. wird berichtigt: Jelide Beitho seyen nicht Sclaven, sondern Abkömmlinge der Horde, die also stark war.

Die für Abrahams Charakter günstige Vermuthung S. 17, daſs er die Hagar mit einem Theil seines Viehes und mit Knechten ausgestattet habe, scheint mit 1 Mos. 21, 14, wo ihr selbst Brod und Wasser auf die Schulter gelegt wird, nicht so zu stimmen, daſs man annehmen könnte, der alte Erzähler selbst habe sich jene billige Milde gedacht. Uebrigens mag freilich zwischen dem, was ursprünglich geschehen war, und dem, was nach so langer Zeit durch die freiere Einkleidung der Sagen in die Sammlung der Genesis kam, oft ein bedeutender Unterschied seyn, da die vier ersten Bücher Mose wenigstens nicht vor Jerobeam im Umlauf gewesen seyn können, weil sonst Jerobeams Verstoſsung des Leviten-

Digitized by Google

stamms und das Symbol von Stieren, statt des Jehovah (diese so grellen, für einen neuen Usurpator allzu gewagten Gegensätze gegen das, was die jetzige Thorah so stark ausspricht!) schwerlich ausführbar gewesen wären.

Jakob S. 21. wahrhaft groſs in seinem Vertrauen auf Gott zu nennen, ist viel gesagt. Ein so furchtsamer, trüglicher Charakter, seiner Weiber und Kinder Spiel, kann keinen groſsen Gott gedacht haben, oder in Gott groſs gewesen seyn, wie Abraham.

Das Wort מוֹשֶׁה kann (S. 36.) allerdings nicht *extractus* bedeuten; aber eher *extrahens*, λυτρωτης του λαου nach Stephanus. Act. 7, 36. — Der Name Osarsiph bei Manetho (S. 37.) erinnert an עוֹזֵר und vielleicht an das arab. סַיְף Schwert. Etwa Retter durch Schwert. 2 M. 12, 23. 29.

Goschen scheint der Vf. sich innerhalb Aegyptens zu denken. So weit der Nil jährlich Monate lang überschwemmt, konnte schwerlich ein Heerdenvolk wohnen. Deswegen denkt Rec. bei 1 M. 46, 28. 34, wo den Einwanderern offenbar eine abgesonderte Gegend angewiesen wird, an die Gegend um den Berg Casius. Die Worte Vs. 34. versteht er so, daſs (nicht die Aegypter, sondern) das Aegyptenland einen Abscheu gegen umherziehende Heerden beweise, daſs es nämlich nach seiner Natur sie nicht zulasse. Nur wer in der Folgezeit Sclavenarbeit an Pharao's Bauten leisten sollte, muſste dann dorthin sich hineintreiben lassen. Nur diese 600,000 männliche Arbeiter, welche wohl etwas von Weibern, Kindern, Knechten und Vieh, aber nach 1 M. 46, 34. nicht die eigentlichen Heerden bei sich haben konnten, machten den Zug aus dem Innern des Landes und durch die Meerenge: 2 Mos. 12, 37. Auch andere Schwierigkeiten möchten sich dann um so eher lösen lassen, z. B. das, was S. 45. wegen der Zeit einer einzigen Ebbe scharfſichtig bemerkt ist.

Der Schauplatz, wo Joseph Vezir wurde, scheint S. 36. dem Vf. zweifelhaft. Daſs er eine Tochter des Oberpriesters von On (Heliopolis) heirathete, scheint auf Unterägypten zu deuten. Auch die Mosaischen Wunder, bei denen S. 40. mit Recht auf Eichhorn Comm. *de anno mirabili Aegypti* hinweist, setzen eine durch mehrere Nilkanäle durchschnittene Landesgegend voraus.

S. 43. sagt: Es beliebte ihm, dem Mose, am arabischen Meerbusen überzusetzen. Vielmehr hatten nach 2 M. 14, 9. die verfolgenden Aegyptier sich am Anfang des Kanals עַל־פִּי gesetzt, also den Auswanderern den Marsch zu Land

Digitized by Google

um die Chirot herum abgeschnitten. Mose hätte demnach entweder nach Mizraim zurückgehen müssen, oder die Furth muſste so benutzt werden, wie sie (s. des Rec. exegetisches Conservatorium 2. St. S. 88. und die Sammlung merkw. Reisen in den Orient I. Th S. 234. V. Th. S. 371 — 400.) oft benutzt wird. Nur von Jesuitischen Ignorantinern, wenn sie neuerdings auf Gymnasialunterricht Einfluſs erhalten, kann man sich nicht wundern, neuerlich zu hören, daſs sie dergleichen historische Erklärungen, welche schon längst (1775) J. D. Michaelis bei dem II. Th. seiner Uebersetzung des A. Ts. in Anmerkungen für Ungelehrte unläugbar gemacht hat, ignoriren, verheimlichen und verketzern wollen. Die historische Bibelerklärung weicht dadurch nicht ab von der Bibel, nur kenntnisschwache Bibelerklärer werden dadurch berichtigt, die biblische Geschichte aber als desto glaublicher gezeigt.

S. 54. spricht mit groſsem Recht von der Vortrefflichkeit vieler unter den Mosaischen Gesetzen. Schade, daſs der Vf. nach seinem pragmatischen Geiste sich nicht auf mehrere Proben davon und auf das Planmäſsige des Gesetzgebers eingelassen hat. Mose hatte nur Ein Unglück, daſs — allzu lange kein Mann seiner Art, ungeachtet er nach 5 M. 18, 15. so sehnlich das Bedürfniſs eines solchen gefühlt hatte, nach ihm folgte. Man sieht, wenn man in der Menschengeschichte sehen lernt, daſs die Vorsehung oder die Weltordnung der Gottheit nicht die Menschen wie im Treibhaus, nicht durch aufgenöthigte Mittheilungen, erziehen will. Immer ragt nach langen Zeiträumen ein Geist, für diese oder jene Gattung menschlicher Angelegenheiten, hervor, als Leuchte für Viele. Alsdann folgen wieder lange Zeitfristen, in denen sich dem Eminenten nachzubilden der übrigen Menge überlassen wird. Ein Vorbild ist vorgehalten, ein Ziel vorgesteckt; in jedem wäre eine gewisse Kraft, sich dahin zu richten. Wer aber meint, dem Einzelnen werde denn doch gleichsam supplirt, was er selbst zu erreichen sich nicht nach Vermögen anstrengt, der hat die Geschichte der Menschen weder im Groſsen noch Kleinen beobachtet.

Josua's Heldenthaten waren so mäſsig, daſs, die zahlreicheren zwei Stämme Juda und Ephraim und die Peräer abgerechnet, die S. 70. berührte Landestheilung am Ende (K. 18.) meist nur Anweisung in spe, Bezeichnung und Umriſs auf einer Art von Landescharte (vergl. das Schreiben 2 M. 34, 1.) war, während überall viele der alten Besitzer als Feinde blieben. Wir sagen: Landescharte. Denn buchartiges Schreiben

etwa 1500 Jahre vor Chr. setzt die althebräische Tradition 2 M. 24, 7. voraus. Und aus welchen Gründen sollte man diese hierin bezweifeln? Wolfs Prolegomena, die unvollendeten, welche die Hauptargumente erst noch folgen lassen zu wollen zusagten, geben dazu bei weitem nicht das hinreichende.

Der erste bekannt gebliebene Kopf nach Mose ist Samuel. Auch der Vf. aber S. 97. erkennt in ihm, mit dem freimüthigen v. Rotteck, „ein trauriges Vorspiel jener Kämpfe des Klerus mit der weltlichen Obrigkeit, wie sie die Geschichte des Mittelalters entstellen“. Samuel ist ein Beispiel jener Patrioten, welche zwar das Vaterland, aber nur als Mittel ihrer persönlichen Gröſse, groſs und geltend zu machen streben.

Sehr richtig bemerkt S. 99, daſs der erste König der Hebräer auch der erste war, dem der Gedanke, eine stehende Heertruppe zu bilden, zweitausend für sich, tausend für den Erstgebornen, zugeschrieben wird. Davids Salbung von Samuel hält S. 100. für groſses Unrecht gegen Jonathan. Woher aber hatte dieser schon ein Erblichkeitsrecht?

Davids Charakter verdient, als mäſsig, besonnen, bieder, billig, hervorgehoben zu werden. Erst das Glück, da er von Feindesangriffen frei geworden war, und Salomo's Mutter stürzen ihn in einen Meuchelmord, der jeden seiner Krieger wieder ihn erbittern muſste, und die immer wider Juda rivalisirenden Ephraimiten zu Aufstandsversuchen reizte. Für den Sohn der Bathseba, den Zögling Nathans, läſst sich der Alternde ungerecht machen gegen seine älteren Söhne. Die Stiefmutter und Nathan, der seinem Zögling den Vorzug gewinnt, zerrütten (S. 115.) ihm seine Familie, bilden ihm das Recht ein, den Thronnachfolger zu bestimmen. Genialität aber, wie S. 126. andeutet, vermag Rec. mit ästhetischer und psychologischer Unpartheilichkeit weder in den eigenthümlichen Psalmen von David, noch in seinen Thaten nachzuweisen. Genialer erscheint ihm Salomo. Aber dessen gleichsam gelehrte Nathans-Erziehung macht ihn zum prachtliebenden Verschwender, S. 127. und S. 131. zu einem Beispiel von Regenten, welche nicht nur jeder Religionsgesellschaft, wie es seyn soll, ihre Rechte gewähren, sondern gegen die Natur der Sache sogar jede wie an sich gleich gut behandeln zu sollen meinen.

Zu Salomo's psychologischem Urtheilsspruch 1 K. 3, 16. giebt S. 145. eine unerwartete Parallele von dem nicht überweisen Imperator Claudius. Sueton. Claud. c. 15. Ueberhaupt sind so manche von dem Verf. eingestreute Parallelen interessant und überraschend.

Digitized by Google

Die unheilſchwangere Revolution unter Rehabeam fällt groſsentheils auf Rechnung des weiſen Salomo. Der Prophetenzögling gewann an Ruhm in den von Propheten verfaſsten Reichstagbüchern, wie mancher in den Mönchschroniken. Wo lagen von Frankreichs Revolution die tieferen Haupturſachen? In der erſchöpfenden Pracht- und Gewaltregierung und der mit Kirchenreligioſität übertünchten Sittenloſigkeit des groſs genannten Urgroſsvaters. Salomo hatte durch unnützen Hofaufwand (s. 1. Kön. 4. 5.), durch unverhältniſsmäſsige Bauten und Frohnen u. s. w. den Wohlſtand der Nation erſchöpft, durch Zulaſsung der Vielgötterei die Sittenverderbniſs zugelaſsen. Denn iſt gleich die Vielgötterei an ſich bloſser Verſtandesirrthum, und als ſolcher nicht ſtaatswidrig, ſo wird ſie dies doch, weil ſie durch die Vorbilder unvollkommener, willkührlich und leidenſchaftlich handelnder *Gottheiten* die nachahmenden Menſchen demoraliſirt, und beſonders in der Geſchlechtsluſt verderblichſt ausſchweifend macht.

Nach S. 183. „legten Esra und Nehemia unfehlbar den Grund zu unſerm alttestamentlichen Kanon". Rec. bezweifelt ſehr, ob der erſt patriſtiſch-biſchöfliche Begriff von einem Kanon, als einer zum Regulativ für Kircheneinheit gemachten Sammlung alter Schriften, in die Denkart der Hebräer und Juden zurückgetragen werden könne. Die Sadducäer erkannten nur die Moſaiſche Geſetzgebung als Regulativ oder *Norm*, die *Eſsäer Geſetz und Propheten*, die Phariſäer dieſes beides nebſt ihren Ausdeutungen. Nicht alle dieſe Schriftauslegungspartheien hätten als ächte Rabbinen geltend werden können, wenn man ſich ein ſchriftlich abgeſchloſsenes Regulativ der Religionsüberlieferungen zu denken gewohnt geweſen wäre. Ohnehin weiſs das Buch Daniel bis zu Antiochus Epiphanius Tod hin einzelnes genau, giebt aber darüber hinaus nichts mehr in dieſer Art. Es iſt alſo erſt makkabäiſch.

Johann Hyrkanus wurde nach S. 199. wieder der erſte König, etwa 480 Jahre nach Zedekia. Waren die 70 Jahrwochen zu 490 Jahren zu berechnen, ſo führten ſie geradezu auf die Regierungszeit dieſes in Wahrheit ſehr merkwürdigen Königs, welcher auch von Joſephus als König, Prophet und Hoherprieſter zugleich, d. i. als Alles in Allem, dargeſtellt iſt. Dies war aber (S. 193.) etwas mehr als 100 Jahre vor der Geburt Jeſu. 490 Jahre rückwärts gezählt führen, s. Ushers Annalen, in die Regierungszeit des Darius Hyſtaſpis. Kurz; die ganze Geſchichtfolge hätte die Ausleger überführen ſollen, daſs Daniels Stelle nicht von dem groſsen Meſsias, ſon-

dern, wie sie denn auch משיח beidemale ohne Artikel setzt, von zwei andern gesalbten Fürsten früherer Zeit reden wollte.

S. 213. zeigt, daſs bei den nächsten Nachfolgern Herodes des I. der Name Tetrarch doch Vierfürst bedeuten könne, weil vier Personen in den Landbesitz dieses Herodes zu ungleichen Theilen sich theilen durften. So müſste dann Τετραρχης princeps partis quartae oder quadrantis bedeuten. Andere mit τετρ zusammengesetzte Worte umfassen immer ein aus vier Theilen zusammen bestehendes Ganzes, wie τετραγωνος eine Figur, die vier Ecken (nicht nur Eine von vieren) hat. Das in vier Theile sich theilende Land der Galater hatte zwölf Tetrarchen, die vermöge einer gemäſsigten Aristokratie mit gewissen Richtern geringere Streitigkeiten, Verbrechen aber nur vereint und mit einer zu Drynämetos (in einem Eichenhayn?) zusammenkommenden Landraths-Versammlung von dreihundert Männern zu entscheiden hatten. Strabo XII. s. Wernsdorf de Republ. Galatar. c. 6. §. 23. 24.

Nach S. 243. rieth in der Mitte des Jahres 66 der Hohepriester Ananus (Bell. Jud. 2, 17.) die Aufhebung der Opfer für Fremde, auch für die Kaiser. Ohne Zweifel näherten sich die gemiſshandelten Juden erst allmählig diesem äuſserst anstöſsigen Entschluſs. Man sieht, dünkt mich, warum Paulus um so mehr das Beten für die römischen Obrigkeiten seinen Christensynagogen empfahl. 1 Timoth. 2, 2.

Mit Vergnügen begleitete Rec. den ungenannten Vf. durch die Reihe seiner Erläuterungen. Unser Raum erlaubt dies nicht bei No. 2. und 3., wohl aber die gegründete Versicherung, daſs diese beide Schriften unter das beste gehören, was zur Erklärung des Jeremias zu benutzen ist. Nach der Vorrede will Hr. G. mit dem hebräischen Sprachschatz möglichst ausreichen. Das heiſst ohne Zweifel: Man darf nicht blos so zufällig, wie allzu oft geschah, aus den verschwisterten Dialecten zur Nothhülfe Wortbedeutungen herüberholen. Dennoch besteht der hebräische Sprachschatz nicht mit Sicherheit in dem, was Rabbinen und sinnerrathende Versionen über die Wortbedeutungen zur Tradition gemacht haben. Ein ausser Uebung gekommener teutscher Dialekt zum Beispiel ist nur aus Vergleichung der verwandten mit Zuversicht zu erklären. Allerdings aber müssen Deductionen der gesammten Bedeutungen eines Wurzelworts durchgeführt, nicht blos für einzelne Stellen einige im arabischen oder syrischen angegebene, oft selbst unerweisliche Nebenbedeutungen zum nothdürftigen Auskunftsmittel verwendet werden.

H. E. G. Paulus.

Digitized by Google

Conversion de Familles Catholiques-Romaines dans le Grand-Duché de Bade au Christianisme Evangelique. Evénement exposé et accompagné de Considérations par le Docteur Tzschirner, Prof. en Theologie et Superintendent à Leipsick. Ouvrage traduit de l'Allemand et enrichi de notes par un Catholique Eclectique. (Eprouvez toutes choses, approuvez ce qui est bon. St. Paul.) à Liège, chez J. Desoer, Imprimeur-Libraire. 1825. 145 S. in 8.

Der Uebersetzer wünscht, daſs alle Gemüther von dem Geiste der Mäſsigung beseelt seyn mögen, qui conduisait la plume de l'Ecrivain (des Hrn. Dr. Tzschirner), et dont la brochure fait foi pour quiconque la lit *sans prevention.* Er findet darin cette *charité évangelique*, qui, en dépit des persecuteurs, fera toujours *le charactère des vrais disciples de Jesus Christ.* St. Jean 13, 15. Bei dieser Gesinnung beruft er sich auf Worte von Hrn. Vernes, in dessen „*Catechisme de toutes les Communions chrétiennes*" (welchen Rec. näher zu kennen wünschte!). Die Worte sind: La plus certaine, comme *la plus funeste des hérésies*, c'est le manque de charité, *l'intolerance et la persecution.* Quelles atrocités cette barbare hérésie n'a-t-elle enfantées. Quand est ce qu'elle inspirera généralement toute l'horreur, qu'elle mérite.

Rec. bekennt aufrichtig, daſs ihm die fortdauernde Aufmerksamkeit auf das Uebergehen vom römisch-päbstlichen Katholicismus zum Evangelischen Protestantismus, das ist, zu der Ueberzeugung, daſs Jesus Christus von Unterwerfung unter eine fast universal-souveräne päbstliche Kirchengewalt und von einem durch priesterliche Concilien vorgeschriebenen Kirchenglauben nichts gelehrt hat, immer sehr erfreulich bleibt. Nicht etwa um irgend einer Proselytenmacherei oder um Vermehrung des Kirchenthums überhaupt willen, oder wie wenn er in dem evangelisch-protestantischen Kirchenthum Alles unverbesserlich, Nichts noch evangelischer zu wünschen nöthig fände. Vielmehr gerade deswegen, weil in dem evangelischen Protestantismus die der Zeit gemäſse Verbesserungen nach dessen oberstem Grundsatz und auch nach dem Wesentlichen der bestehenden Einrichtungen weit leichter auszuführen sind, als da, wo die Voraussetzung dogmatisch und praktisch geworden ist, daſs Alles von der Kirche zu einer gewissen Zeit festgesetzte für alle Zeiten das beste, das imperfectible, bleiben müsse, und daſs so selten wie möglich durch Verbesserungen die Nothwendigkeit der Verbesserlich-

keit eingestanden werden dürfe. Hierin liegt unstreitig die wesentlichste Unterscheidung.

Frage sich doch jeder gutdenkende selbst: wo und wann sind von der päbstlichen Behörde aus Verbesserungen gemacht, wo nicht die von den Laien und von der mittleren, unterrichteteren Geistlichkeit versuchten gehindert worden? Frägt man auch nicht einmal nach so einfluſsreichen Puncten, wie die Aufhebung des kirchlichen (unbiblischen, ja antibiblischen) Verbots der Ehe der Geistlichen wäre; frägt man nur: Ob denn nicht alle katholische Christen endlich wieder den nur von der Kirche, und erst im dunkeln Mittelalter, zurückgehaltenen sacramentlichen Kelch im Abendmahl nach Jesu und der Apostel Anordnung erhalten sollen? ob denn jenes: *Non obstante* *) des Constanzer Concils vom 15. Jun. 1415. ewig bindend sey? Ja, frägt man nur: Sollen die Teutschen nicht endlich wenigstens eine teutsche Messe hören dürfen? sollen die meisten immer nur in lateinischer Sprache das Sacrament benedicirt hören und nicht verstehen, ungeachtet diese Todesfeier Jesu im früheren Christenthum nach allgemeiner Tradition in den Landessprachen (griechisch, syrisch, arabisch u. s. w.) verständlich celebrirt wurde? Die hierarchische Antwort auf alle solche Fragen, ungeachtet die denkendsten und gewissenhaftesten in der katholischen Kirche selbst, wenn sie mehr Eklektisch als Ekklesiastisch seyn zu sollen einsehen, ganze Lebensalter hindurch an der Besserung, oft nur eines einzigen solchen Puncts, gearbeitet haben, ist immer: Nein! — Und warum? Weil, wer im Namen der infalliblen Kirche zu sprechen liebt, nicht durch Verbesserungen zu erkennen geben mag, daſs etwas bedeutendes besser zu machen sey, daſs es also nicht immer gut genug gemacht war. Und deswegen muſs, so viel Rec. einsehen kann, jedesmal ein ruhig entschlossenes Ausgehen aus einem Zustand, wo alle Verbesserungen, besonders von den römischen Oberbehörden herab, so unabsehbar erschwert werden, und wo, wie am Tage ist, hundert Rückschritte (in Spanien, Frankreich

*) Für jenen antihussitischen Beschluſs wählte man die mehr als harte Formel: *licet in primitiva ecclesia* reciperetur hoc sacramentum *a fidelibus sub utraque specie*, *tamen* postea a Conficientibus (Sacerdot.) sub utraque specie *et a laicis* tantummodo sub specie panis suscipiatur. So wenig nahm man — vor der Evangelischen Reformation — Anstand, das Urchristenthum und das *postea* der Kirche ausdrücklich gegen einander in Gegensätze zu stellen.

u. s. w.) bis zu Erneuerung des Jesuitismus, ja bis an die Kirchen-Inquisition und die Autodafés hin — weit eher, als eine einzige Verbesserung oder Erhaltung des Verbesserten zur Wirklichkeit kommen, auf jeden Fall dem Unbefangensten als ein Uebergang zum Bessern sich erfreulich darstellen, besonders wenn es so wohlgeordnet und unter dem Schutz einer gegen kein Kirchenthum partheiischen Staatsregierung in die Vollziehung tritt, und mit stiller Bescheidenheit sein Gedeihen von der Zeit und der wachsenden Ueberzeugung für das Reinere erwartet. Und daſs dieses alles, um gegen so schnell gewagte Rückschritte zum Verbessern aufzufordern, von denen gesagt werde, die davon als Nichtgebundene von Amtswegen reden dürfen und sollen, sollte dies nicht selbst den Gebundeneren lieb und ein Hoffnungsgrund seyn? Der *Protestantismus* erkennt es gewiſs dankbar, wenn achtbare Beobachter von der andern Seite, nicht aus polemischer, sondern bessernder Gesinnung, eben so zu seiner Berichtigung mitwirken.

So achtbar dem Rec. das auch in der katholischen Kirche wirkliche und mögliche Gute ist, so kann er sich dennoch nicht untersagen, dabei oft eben so zu denken, wie dieselbe von der orientalisch- und russisch-griechischen Kirche sich auszudrücken *pflegt*. Seit dem Concilium von Florenz nämlich *pflegt* man zu Rom bedachtsam zu sagen: Die griechische Christenheit ist n i c h t i m S c h i s m a, aber ein Schisma i s t i n i h r. Ist nun nicht in dem Theile der Christenheit, wo die Inquisitionsgerichte von der Geistlichkeit aufgebracht wurden und immer noch gehegt werden, wo sie nicht, oder nur durch die Laien aufgehoben sind, wo sie immer noch die unwiderrufene Sanction des IV. Lateranischen Generalconciliums von Innocenz III. 1215. für sich haben! ferner: wo alle Nichtgetaufte, selbst die Kinder, nach dem Florentiner Universalconcilium von 1439. ewig in die Hölle verwiesen sind! wo die Bullen In sacra Coena, Unigenitus u. s. w. und das Decretale: Unam sanctam etc. nicht durch die geistliche Hierarchie, sondern nur durch die weiter sehenden Laien unschädlich gemacht wurden! wo die allzu leichte Sündenvergebung durch Heiligenverdienste und Ablaſs eine dogmatische Bulle Leo des X. von 1518 für sich hat! (s. des Rec. geschichtliche und rechtliche Prüfung des Jubeljahrablasses. 1825. S. 110 — 114.) u. s. w. — ist nicht in einem solchen Theile der Christenheit manches unbiblische, nichtchristliche so auffallend, daſs das Ausgehen davon in einen für Verbesserungen offeneren

Kirchenzustand zu befördern und zum guten zu leiten Gewissenspflicht wird?

Unter den Zugaben der französischen Uebersetzung ist die merkwürdigste S. 105 — 124. *Développement du Principe Protestante*, als einer *foi raisonnée* (p. 116.) „A mésure, que les sciences, qui facilitent l'intelligence des Saintes-Ecritures seront portées à leur perfection, on verra disparoître des Systèmes des préjugés et des opinions erronées“ (p. 119.). „*L'Infaillibilité n'appartient pas au mortel;* donc nulle autorité humaine ne doit m'imposer une obeissance contraire aux droits imprescriptibles, qui me sont accordés par ma raison et par la réligion de Jesus-Christ“ (p. 118.). Wer erfreut sich nicht, daſs die Niederländische Kön. Regierung gerade jetzt der freiwissenschaftlichen Geistesbildung partheilose Unterrichtsanstalten öffnet. Aber wer fragt nicht auch zugleich: Wer, um sie zu hindern, alle Kräfte aufbiete? Wessen jesuitische Missionen die Staatsregierung auf allen Seiten abzuhalten genöthigt sey? Wer, wie ein Universalsouverain der Gewissen, hierin mehr als der Landessouverain gelten wolle, nur um die alte Unverbesserlichkeit kirchenthümlich festzuhalten?

Neu war dem Rec. die Notiz S. 133. aus der Etoile 26. Oct. 1824, daſs es ein Mr. Kern, Professeur à Goettingue, sey, welcher gegen den Hrn. von Lang für die Jesuitenmoral geschrieben habe.

H. E. G. Paulus.

De historia legum maritimarum medii aevi celeberrimarum, Dissert. inaugur. historico-juridica, quam etc. scripsit Elardus Meyer, Hanseatico-Bremanus. Gottingae 1824. 4. 18 Gr.

Was unsere Literatur über die äuſsere Geschichte des Seerechts des Mittelalters bisher hat aufweisen können, ist, so fern man Ausführlicheres und Gründlicheres sucht, zerstreut bei den Herausgebern der einzelnen Gesetzsammlungen und andern Schriftstellern Spanischer, Italienischer, Französischer, Englischer, Holländischer u. a. Zungen. Eine zusammenhängende Darstellung liefern zwar Einige, die über das Seerecht überhaupt geschrieben haben, z. B. *L'Estocq* Auszug der Historie des allgemeinen und Preussischen Seerechts, *Martens* Grundriſs des Handelsrechts, — aber nur in höchst dürftigen und wenig geprüften Notizen. Daſs diesem Mangel für die Rechts- und

Handelsgeschichte des Mittelalters, wenigstens dem Hauptheile nach, durch die vorliegende Abhandlung Abhülfe geschehe, berechtigt uns ihr Titel und die ausdrückliche Erklärung des Vf. zu erwarten, der sich S. 5. dahin äuſsert: „haec dissertatio in investigatione notissimarum medii aevi legum maritimarum, consuetudinum, scil. Barcinonae (vulgo Consulatus maris), legum Oleronensium et Wisbyensium subsistet, et, si fieri potest, quomodo, ubi et quando hae leges ortae sint, quo in constent, et quam auctoritatem adhuc apud nos habeant, docere conabitur.“ In der That erwirbt diese tüchtige Arbeit sowohl durch fleiſsige Zusammenstellung ausführlicherer Nachrichten von den genannten Quellen, als auch durch die eigenen sehr dankenswerthen Untersuchungen dem Namen des Vf. Anspruch auf einen ehrenvollen Platz in diesem Fache der Literatur. Zur Bestätigung hievon, und um zum Lesen der Dissertation selbst aufzufordern, läſst Ref. hier eine Inhaltsmittheilung sein Hauptgeschäft seyn; wobei er die eigenthümlichen Verdienste sowohl, als hin und wieder Schwächen weniger abzuwägen, als nur anzudeuten gedenkt. Einer vollständigen Beurtheilung muſs Ref. sich enthalten, weil ihm die hiezu erforderlichen Quellen nicht zugänglich sind.

Zuerst unter den genannten Gesetzen handelt der Vf. von dem Consolato del mare S. 12 — 42. Nach einem kurzen Ueberblick des im Mittelalter aufblühenden Handels am Mittelländischen Meere folgen Notizen aus der Geschichte von Barcelona und des Handels und Seewesens in Katalonien, welche durchaus mit Hinblick auf den Hauptgegenstand gegeben sind, und bei der Untersuchung über das Rechtsbuch selbst benutzt werden. Die Ehre des Vaterlandes zu diesem, welche für Barcelona, Pisa und Valencia in Anspruch genommen worden ist, spricht der Verf. mit überzeugenden Gründen der zuerst genannten Stadt zu, mit den meisten Schriftstellern. Die für die beiden andern angeführten Gründe sind augenscheinlich so unhaltbar, daſs es einer Widerlegung kaum noch bedurfte. In Hinsicht des Alters ist man seit den Untersuchungen des Capmany y de Monpalau einig, es in die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts zu setzen, und zwar vor 1266. Hr. Meyer fügt hinzu noch das Jahr 1227 als die andere Zeitgränze, weil in mehreren Stellen bereits die Schifffahrt der Barcelonischen Bürger nach Syrien, Alexandrien und andern Gegenden in den sogenannten überseeischen Ländern vorausgesetzt werde, und diesen erst 1227 von Jacob I. die Navigation dorthin eröffnet worden sey durch ein Privilegium, wonach Barcelonische Güter nur auf Barcelonischen Schiffen dorthin ver-

Digitized by Google

führt werden durften. Sollte sich aber hieraus wohl mehr folgern lassen, als daſs von dieser Zeit an die Barcelonische Schifffahrt nach den überseeischen Gegenden sehr emporgekommen seyn werde? — S. 34 — 42 folgen Erörterungen über die Urheber, die innere Beschaffenheit, das verbreitete Ansehen und ein Verzeichniſs der Ausgaben des Cons. d. M.

Ueber das Oleronensische Seerecht verbreitet der Verf. sich S. 43 — 54. Ein nicht unerheblicher Beitrag, den durch diese Untersuchung die äuſsere Rechtsgeschichte gewinnt, ist die Unterscheidung, wonach von den von Clairac herausgegebenen 47 Artikeln nur die 24 ersten den Namen des Oleronensischen Seerechts verdienen, und die folgenden eine davon ursprünglich verschiedene Sammlung sind. Die Richtigkeit dieser Abtheilung erhellet theils aus einer Vergleichung des Inhalts beider Abschnitte, wovon nur der erstere auf das eigentliche Schifffahrtsgewerbe sich bezieht, zu dessen Bestem den Bewohnern von Oleron diese Gesetze gegeben sind, während die folgenden Artikel andere Nutzungen der See und die Küstenpolizei betreffen, und zum Theil bloſs die Grundherren angehen, mithin offenbar nicht für die Oleronensischen Schifffahrer bestimmt gewesen seyn können; theils rechtfertiget jene Unterscheidung sich aus dem Umstande, daſs in die Holländischen und Wisbyschen Seegesetze, welche die Oleronensischen Gesetze aufgenommen haben, nur die 24 ersten Artikel gekommen sind.

In dem alten, bisher unentschiedenen Streite über die Autorschaft zu diesen Gesetzen zwischen Frankreich und England vereinigt der Vf. gewissermaſsen die Ansprüche beider Theile: Heinrich II. von England und Eleonore, seine Gemahlin, haben gemeinschaftlich, jedoch letztere, als frühere Eigenthümerin von Oleron, mit gröſserem Antheil, diese Gesetze verfassen lassen. Allein wenn wir es auch als nothwendig zugeben wollten, die beiderseitigen Ansprüche auf die frühesten Zeiten zurückzuführen; so würden wir doch dadurch zu der von dem Vf. aufgestellten Annahme noch nicht berechtigt. Auch wenn Heinrich, oder Eleonore, noch vor ihrer Vermählung mit ihm, allein diese Gesetze erlassen hätte, dürften schon die ältesten Seerechtsschriftsteller unter den Franzosen Ursache gefunden haben, sie von Französischem, und unter den Engländern, sie von Englischem Ursprunge herzuleiten; war doch der König von England zugleich Französischer Vasall, und die Insel Oleron seit Eleonorens Vermählung mit Heinrich zur Englischen Krone gehörig. Nicht zuverlässiger ist die so gar genaue Zeitbestimmung der Ab-

Digitized by Google

faſsung, welche Hr. Meyer zwischen 1152, wo Eleonore von Ludwig VII. geschieden wurde, und 1154, wo Heinrich den Englischen Thron bestieg, stellt. Schwerlich dürfen wir daraus, daſs nach unserm Ermessen die Englische Nation auf diese Gesetze kein so gar groſses Gewicht gelegt habe, und daſs sich dieselben unter den königlichen Verordnungen jener Zeit nicht mitbegriffen finden, jetzt den Schluſs ziehen, daſs sie noch vor Heinrichs Thronbesteigung verfaſst seyn müssen. Und in der That sind sie doch von den Engländern hochgehalten, wie sich sowohl aus ihrem verbindlichen Ansehen in den Englischen Seegerichten, als aus dem Streite über ihren Ursprung ergibt. — Der Vf. läſst sich hier auch auf die Nachweisung der Handschriften ein S. 50 ff., deren er fünf zählt, jedoch so, daſs er, auſser der von Clairac herausgegebenen, die als die älteste angenommen wird, den andern nur die Eigenschaft von Abschriften verschiedener Manuscripte beilegt, von deren Daseyn selbst sich nichts sagen läſst; auch auf die Existenz dieser Copien wird zum Theil nur aus den Uebersetzungen der Oleronensischen Gesetze in andere Sprachen geschlossen. Hiernach ermiſst sich leicht der kritische Werth der von unserm Vf. aufgestellten und nach dem Alter classificirten Anzahl von so viel verschiedenen Handschriften. — Ueber das Alter des zweiten Abschnitts des sogenannten Oleronensischen Seerechts erklärt sich der Vf. mit Recht sehr unbestimmt, indem er ihn nach 1170 und etwa in die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts setzt. Es muſs noch dahin gestellt bleiben, ob diese Artikel alle ursprünglich zusammen gehören, oder erst nach und nach zusammengetragen sind.

Der gelungenste und für die Wissenschaft einträglichste Abschnitt dieser Abhandlung ist der den Wisbyschen Seegesetzen gewidmete, S. 55 — 76, über deren Ursprung hier sehr wichtige Aufschlüsse gegeben werden. Diese Sammlung ist aus drei Bestandtheilen erwachsen, den ächten Oleronensischen Gesetzen, nach der Redaction, die sie in dem Seerechte der Holländischen Stadt Damm erhalten haben, aus Amsterdamischen Seegesetzen, und aus seerechtlichen Artikeln des Lübischen Rechts, die sich in den älteren Abfassungen des letzteren noch nicht finden. Diese nehmen zwar in den Handschriften des vollständigen Wisbyschen Seerechts die erste Stelle ein, sind aber am spätesten hinzugekommen, und höchst wahrscheinlich die Zuthat eines Lübischen Abschreibers. Danach berichtigt sich die Annahme des Alters des Wisbyschen Seerechts, welche nicht, wie bisher allgemein geschah, in das zwölfte oder dreizehnte, sondern erst in das

funfzehnte Jahrhundert zu setzen ist. — Aus der Beschaffenheit der Handschriften und Ausgaben und aus verschiedenen historischen Momenten führt der Vf. den ganz überzeugenden Beweis seiner neuen Darstellung der Geschichte dieser Rechtssammlung.

Diesen von dem Vf. selbst, als eigentlichem Gegenstande der Dissertation, bezeichneten Untersuchungen sind noch zwei andere Erörterungen einleitungsweise vorausgeschickt, über den eigenthümlichen Character der Seegesetze überhaupt, und über die Rhodischen Seegesetze.

Als eine auffallende Erscheinung an den Seegesetzen der verschiedenen Völker hebt der Vf. ihre groſse Uebereinstimmung hervor. Der Betrieb der Seegewerbe nämlich erzeuge unter den Völkern eine Geneigtheit, sich in einander zu fügen und sich allgemeineren Rechtsregeln, als ihren ursprünglich einheimischen, zu unterwerfen, wie dies bei der Lebensweise der Bewohner des inneren Landes bei weitem nicht der Fall sey. Dergleichen allgemeine Bemerkungen sind hier durchaus an ihrer Stelle, und werden auch in der Abhandlung selbst oft benutzt. Der Vorwurf der Müssigkeit kann sie daher, wie sonst so gewöhnlich die Einleitungsbetrachtungen, gar nicht treffen. Aber ein anderer Mangel derselben darf eben des Gewichts wegen, welches der Vf. öfter auf sie legt, nicht unbemerkt bleiben. Es fehlt an historischer Begründung, und eben darum auch an Anschaulichkeit. Es hätte jene Erscheinung an den Seerechten thatsächlich in Beispielen vor Augen gelegt, und zugleich die Eigenthümlichkeit hievon dadurch erhoben werden müssen, daſs sich in andern gleichnamigen Zweigen verschiedener positiver Rechte, z. B. in den Lehenrechten, eine so auffallende Uebereinstimmung gar nicht finde. Dann hätte der Vf. die Gründe hievon in Facten aus dem Leben Seehandlung treibender Völker, oder auch in Vermuthungen darlegen mögen. Wäre so die Thatsache selbst auſser Zweifel gestellt worden, so hätte der Vf. sich mit Recht darauf in der Folge berufen dürfen, um z. B. die Schwierigkeit der Untersuchung über das Vaterland einer Seerechtsquelle (S. 25.) darzuthun. Statt dessen aber werden die auffallende Uebereinstimmung der Seerechte und die Gründe hievon blos auf guten Glauben hingegeben; und doch lieſsen sich bedeutende Zweifel gegen beides erheben: so gegen die Behauptung, daſs die Seegewerbe treibenden Völker vorzugsweise geneigt seyen, von ihrem eigenthümlichen Rechte zum Besten anderer Völker nachzulassen, das Beispiel der Engländer.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

N. 2. 1826.

Heidelberger

Jahrbücher der Literatur.

Meyer historia legum maritimarum.

(*Beſchluſs.*)

Ueber die Beziehung der §§: von den Rhodischen Gesetzen zum Hauptgegenstande erklärt zwar der Verf. hier sich nicht; allein aus dem §. 42. läſst sich entnehmen, daſs er sie darum eingeflochten hat, weil nach seiner Ansicht das Rhodische Seerecht Grundlage der Seegesetze des M. A., insbesondere des Consolato d. M. geworden ist. Als eigenthümlich ist zu bemerken die Meinung, daſs das Rhodische Seerecht nie in der Gestalt eines geschriebenen Rechts existirt, sondern sein Name nur überhaupt Seegewohnheiten bezeichnet habe, die als ein jus universale anerkannt worden seyen (S. 10.). Gestützt wird diese Annahme auf das Schweigen der Römer von *geschriebenen* Rhodischen Seegesetzen, die ihnen zu merkwürdig hätten seyn müssen, um nicht viel davon zu reden; namentlich auf das Schweigen von Cicero und Julius Cäsar, die sich in Rhodus längere Zeit aufhielten; und dann auf die Aeuſserung von Antoninus in l. 9. D. de Lege Rhodia; worin er auf das Rhodische Recht als ein subsidiäres in Seesachen verweise, und es dem Römischen Recht entgegensetze; wäre es geschrieben gewesen, so hätte er es ja nur als Römisches Recht zu publiciren gebraucht. Erst die Römischen Juristen, welche einzelne der Rhodischen Seegebräuche unter dem Titel de lege Rhodia erläuterten, hätten die allgemeine Meinung veranlaſst, daſs hierunter ein geschriebenes Recht zu denken sey. Haben aber Römische Juristen wohl jemals bloſse Gewohnheiten lex genannt? um der andern Bedenken gegen jene Ansicht zu geschweigen. Daſs man aber im Mittelalter Seerecht überhaupt Rhodisches Recht genannt hätte, wäre der Art, wie man damals das Andenken alter Gesetzgebungen anwandte, ganz angemessen. Interessant ist in dieser Hinsicht die Notiz aus dem Preussischen Chronisten Simon Grunau, welcher das Strandrecht das Schalksrecht Rhodia nennt,

Die Form dieser Abhandlung betreffend, so hat man mit einer schwierigen Latinität oft zu kämpfen.

Bei den Freunden der Geschichte des Handels und des Seerechts und des Mittelalters überhaupt wird Hr. Meyer durch diese Dissertation sich nicht nur wahren Dank verdienen, sondern auch den Wunsch erregen, daſs er in dieser Partie sich zu weiteren Untersuchungen entschlieſsen möchte, wozu er sich so wohl ausgestattet zeigt. Mit Gründlichkeit und Sorgfalt im Detail verknüpft er ein Anstreben nach höheren, umfassenderen Gesichtspunkten. Hiedurch eignet er sich durchaus zu der so anziehenden Aufsuchung der Fäden, die in dem dunkelen Leben des Mittelalters die Völker unter einander verknüpften, als deren einen Hr. Meyer das Seegewerbe ganz richtig in's Auge gefaſst zu haben, und gerade deshalb so davon angezogen worden zu seyn scheint.

Roggo.

Exercitationes Aethiopicae sive observationum criticarum ad emendandam rationem grammaticae Semiticae specimen primum. Scripsit D. Hermannus Hupfeld, theologiae in academia Marburgensi Professor extraordinarius. Lipsiae 1825. 4. 46 *S.*

Es ist eine allgemein anerkannte Wahrheit, daſs in dem verhältniſsmäſsig geringen Vorrathe hebräischer Denkmale nicht alle Wurzelwörter vorkommen können, und diese Sprache daher vielleicht ärmer scheint, als sie wirklich gewesen. Man hat also mit Recht bei den benachbarten Mundarten Hülfe gesucht, aber bei weitem noch nicht diese Quellen erschöpft. Am mehresten hat man die arabische Sprache seit Schultens verglichen, etwas auch die äthiopische, die koptische dagegen fast gar noch nicht. Letztere hat man nicht benutzt, theils weil man sie nicht verstand, theils weil ein Vorurtheil herrschte, daſs sie gar nichts mit der hebräischen gemein habe Daher die zwei sich ganz widersprechenden Artikel in der neuen Hallischen Encyclopädie, unter welchen der letzte von Hug in Freiburg wohl die richtigere Ansicht giebt.

Zur Kenntniſs der äthiopischen Sprache hat Ludolf nicht nur die Bahn gebrochen, sondern auch alles gethan, was damals zu thun möglich war. Ihm wird ewig dieser Ruhm bleiben. Denn was auch noch zur Erweiterung und Berichtigung jener Kenntniſs geschieht, würde nicht geschehen können, wenn er nicht gewesen wäre. Allein da aller Anfang

Digitized by Google

schwer ist, so konnte Ludolf auch irren, und muſste es, weil die hier eingreifenden Wissenschaften noch nicht auf der Höhe standen, auf der sie jetzt stehen. Es war daher nicht genug, ihn hie und da in den hebräischen Wörterbüchern auszuschreiben, sondern man hätte sich wirklich auf die Erlernung dieser Sprache legen müssen, um eine Revision von Ludolf's Arbeiten vornehmen zu können. Und letzteres scheint jetzt die Absicht des Verf. zu seyn.

Herr Hupfeld theilt seine Arbeit in zwei Theile: der erste, welcher nun vorliegt, ist der Verbesserung der äthiopischen Grammatik gewidmet. Der zweite, den wir künftig zu erwarten haben, soll die Anwendung auf die andern Mundarten enthalten. Jener handelt also jetzt im ersten Buche de elementis von der Buchstaben Gestalt, Namen und Potenz, wobei der Verf. sich besonders über die Vocale ausgelassen hat; im zweiten Buche de partibus orationis von den Pronominibus, Verbis und Nominibus. Um Ludolf bequem vergleichen zu können, wird sein Werk bei jedem darüber handelnden Hauptstücke angezogen, so daſs man diesen Theil als Nachtrag und Berichtigung von Ludolf's Grammatik ansehen und mit groſsem Nützen gebrauchen kann. Möchten doch mehrere junge Theologen diesem lobenswürdigen Beispiele folgen, und, wenn sie etwas Mehreres leisten wollen und leisten zu können glauben, als der groſse Haufen thut, ebenfalls die Exegese berücksichtigen. Denn nur diese kann noch zu etwas Weiterem führen; nur diese greift auch in andere Wissenschaften ein, und hat also auſser der Theologie noch einen besonderen Werth.

Ueber vorliegende Arbeit, halten wir uns überzeugt, werden auch Sprachkundige ein vortheilhaftes Urtheil fällen. Unterzeichneter hat begreiflich an dem graphischen Theil den mehresten Antheil genommen, und wird, wenn er dereinst die in den Bildern und Schriften entworfenen ersten Linien der semitischen Paläographie weiter ausführen sollte, mehrere vom Verf. über die äthiopische Schrift gemachte schätzbare Anmerkungen gründlich, wie sie es verdienen, zu prüfen Gelegenheit haben, wozu hier der Raum fehlt. Nur das noch, weil es allgemeiner ist, glaubt er hier anführen zu dürfen. Der Hr. Prof. nimmt nicht nur (S. 2.) die Neuheit der hebräischen Quadratschrift, welche an der Gestalt der Schriftzeichen selbst Ref. zuerst gezeigt hat, an, sondern auch das ursprüngliche Daseyn semitischer Vocalbuchstaben in so weit, als er über die bisherige Krückenlehre (S. 9.) sagt „*monstrum literarum quiescentium*“. Als Ref. über beide Puncte in den

Digitized by Google

„Bildern und Schriften“ seine gegen die alte Lehrart ketzerische Ansicht laut vertheidigte, hielt er sich zwar überzeugt, daſs die Wahrheit einst allgemein anerkannt werden würde; er glaubte aber nicht den Anfang davon selbst noch zu erleben, weil die gegenwärtige Generation das in den Schulen eingeprägte Vorurtheil schwerlich so bald würde ablegen können. Gerechter muſste er aber schon da über seine Zeitgenossen urtheilen, als selbst der ehrwürdigste Veteran in der Wissenschaft, Eichhorn in Göttingen, die vom Ref. vorgezeichnete Ableitung der hebräischen Quadratschrift in die neueste Auflage seiner Einleitung in das alte Testament mit aufnahm. Seitdem zählt Ref. schon mehrere Gelehrte, die obige Meinung mit ihm theilen. Da ihm jedoch in den darüber erhaltenen Zuschriften auch Zweifel eröffnet worden sind, die zum Theil ganz sonderbar klingen, zum Theil aber wohl der Erörterung werth scheinen; so sey es erlaubt, bei dieser Gelegenheit einige zu beantworten. Unter erstere gehört ein Einwurf gegen die Neuheit der hebräischen Quadratschrift, welcher so lautet: „Die Folge und Kette in den „Schriftzeichen der Tafel (Bilder u. s. w. Th. 2. S. 157.) könne „zwar Niemand läugnen, wohl aber den Anfang und das Ende „umdrehen, wodurch denn die hebräische Quadratschrift „grade die älteste werden würde.“ — Hat man aber wohl da-ei bedacht, daſs alsdann die babylonische auch für die neuete müsse gehalten werden? Doch wir wollen einmal den Ziegelstein, auf welchem sie steht, unter die neuesten Denknale zählen: soll denn die palmyrenische Schrift mit Zeitngaben nach Christi Geburt älter seyn, als die auf jüdischen ieckeln, welche Jahrhunderte vor Christi Geburt geschlagen vorden? — Ernstlicher ist der Einwurf gegen das ursprüngiche Daseyn semitischer Vocalbuchstaben statt der Hauche: „Da nämlich in den phönicischen Inschriften weniger Vocale „gefunden würden, als in neueren, so folge daraus, daſs an„fänglich gar keine vorhanden gewesen“. Hiergegen bittet nan folgendes zu bedenken: Vom Nichtgebrauche einer Sache kann man auf das Nichtdaseyn derselben nie sicher schlieſsen. Gesetzt, wir schrieben, wie es wohl der Abkürzung wegen uweilen geschieht, „Prfssr n Mrbrg“, folgt daraus, daſs vir in unserer Schrift kein o, e, i, a, u, haben? Niemand weifelt daran, daſs die Etrurier wirkliche Vocalbuchstaben atten, und doch liest man in ihren Steinschriften MNRFA, RESNTS, APLV, AFLS, PETRNI, RNTHLE u. s. w. Der Araber hat Vocale (Puncte), und doch läſst er sie in seien Schriften oft gänzlich aus. Griechen und Römer haben

Digitized by Google

in ihren neueren Schriften Wortabtheilung und Interpunction. In älteren fehlt beides mehrere Jahrhunderte hindurch. Wie falsch würde man aber schlieſsen: „also hatten sie sie ursprünglich nicht“! Denn glücklicher Weise haben sich von ihnen Denkmale erhalten, denen in Ansehung des Alters kein phönicisches an die Seite gesetzt werden kann, in welchen eine noch dazu sehr gehäufte Interpunction sichtbar ist. Beide Einwürfe können also Ref. nicht wanken machen. Denn er gieng von dem aus der Natur der Sprache hergeleiteten Grundsatze aus, daſs Vocaltöne früher da waren als Consonantlaute, wie jeder schon am Kinde bemerken kann; daſs bei Festsetzung eines Alphabets jene also gewiſs nicht übergangen wurden, daſs man aber, als man bemerkte, die Vocale schwankten in dem Munde fast jedes Einzelnen, den an und für sich richtigen Gedanken faſste, die Consonanten hauptsächlich seyen es, welche die Sprache festhalten, daſs man daher die Vocale oft weglieſs, und einen Jeden nach seiner Aussprache hinzudenken lieſs. Denn wenn der türkische Jude in dem nämlichen Worte A hören läſst, in welchem der polnische O ausspricht, so ändert das in der Bedeutung des Wortes gar nichts. — Allein, was noch mehr ist, man sieht sogar in den phönicischen Inschriften wirkliche Vocalbuchstaben, besonders I und V, ist aber in der Masorethen Schlendrian so verliebt, daſs man, wo ein ℈ = E steht, es nur einen Hauch gelten lassen will, um nach Belieben einen Vocal hineinlegen, oder nach dem eigends dazu erfundenen lächerlichen Kunstausdrucke darin q u i e s c i r e n lassen zu können! Dem Buchstab selbst, der doch nicht vernichtet werden konnte, gab man nun den albernen Namen K r ü c k e. Wäre ה kein Vocal, so könnte der Syrer nicht ידנא schreiben statt יהנא u. s. w. Wie konnte man wohl den Rabbinen jene Thorheiten glauben? Wie konnte man sie Jahrhunderte hindurch in allen Grammatiken wiederholen?

Wir sehen mit Verlangen dem zweiten Specimen der vorliegenden Aethiopicarum, welches in andere Sprachen eingreifen wird, und nach der Aeuſserung des Hrn. Prof. nach und nach manchen Zuwachs erhalten hat, entgegen.

Ulr. Fr. Kopp.

Digitized by Google

Heinr. Zschokke's Ausgewählte Schriften. Aarau, 1825. bei H. R. Sauerländer. 10 Bändchen in 12.

Preis für 24 Thle. auf ord. Pap. 12 fl.
weiſs „ 16 fl.

Die Geschäftigkeit des Buchhandels und das Verlangen der Lesewelt nach etwas Probehaltigem und Classischem wendet sich gegenwärtig auf das Sammeln der Werke von Schriftstellern, in welchen die Zeit eine gediegene innere Haltbarkeit, wenigstens eine für längere Fortdauer und Wirksamkeit hinreichende Lebenskraft erkannt hat.

Die sichersten Ansprüche auf dieses musterhafte Fortwirken werden die Schriften haben, welche bleibend anziehende, immer neuer Betrachtung würdige Materien in einer geschmackvollen Form dem Leser vorhalten. Das Geschmackvolle besteht darin, daſs einer Materie eine solche Art von Erscheinung gegeben wird, durch welche sie denen Geistesvermögen, von denen sie aufzufassen ist, in höherem Grade annehmlich wird, so daſs sie, wenn wir so sagen dürfen, gerne gekostet werden kann, weil sie für die Empfänglichkeit der Sinne oder des Geistes und Gemüths gleichsam „wohlschmeckend" zubereitet wurden. Die Form der Erscheinung wird deswegen bei sinnlicheren Stoffen darauf berechnet, daſs sie durch sinnliche Empfindung (Sehen, Hören und anderes sinnliches Afficiren) die Einbildungskraft reize und erwecke; wobei es genug ist, wenn sie den Verstand durch Zweckmäſsigkeit befriedigt. Wenigstens darf sie diesem nicht durch das Gegentheil zurückstoſsend und unangenehm werden. Ein andermal aber ist die Form der Erscheinung eines zu betrachtenden Gegenstands, seiner Natur nach, darauf zu berechnen, daſs sie vornehmlich durch den Verstand auf die Einbildungskraft wirke, damit sie als wahr oder wahrscheinlich leicht zu fassen sey, und das interessante der Materie um so erkennbarer werde. Je vollendeter dann die Form oder Einkleidung des den Verstand und die Mitempfindung ansprechenden Inhalts selbst ist, und je harmonischer Form und Stoff mit einander verbunden sind, desto fortdauernder wird die Wirkung seyn, verschiedene Zeitalter hindurch Geist und Gemüth zur Aufmerksamkeit, zum willigen Annehmen und Betrachten zu reizen.

Eine bewundernde und erfreuliche Betrachtung der Form, wenn sie trefflich ist, kann fortdauern, auch wenn die Materie nicht mehr als wahr interessirt; wie das, was von irgend einer Mythologie schön dargestellt ist oder darstellbar wäre.

Macht aber die Materie, ihrer Natur nach, auf Glauben an ihr Wahrseyn Anspruch, und ist sie doch dem Verstande zurückstoſsend oder mit ihm unverträglich geworden, so kann selbst eine an sich vorzügliche Form und Gestaltung ein solches Kunstwerk nicht lange retten. Es kann nicht als allgemein annehmbar fortwirken; nur denen, welche die Form vom Stoff subtiler unterscheiden, bleibt eine solche Form doch noch zur Bewunderung geeignet, während sie übrigens das Verschwenden an eine unhaltbare Materie beklagen; wie hievon die Messiade ein warnendes Beispiel giebt, worüber man nicht reden mag, aber stillschweigend und factisch offenbar einverstanden ist.

Die Zschokkeschen Schriften behandeln meist Materien, welche sehr lange die Aufmerksamkeit anziehen werden. Ihre Form ist, durch unverkünstelte, lichte, lebhafte Darstellung der Wahrheitgründe sich der verständigen Fassungskraft annehmbar zu machen, ohne sie, wie Demonstrationen, aufzunöthigen. Eine Sammlung derselben wird also lange fortwirken; und zu wünschen ist dieses, weil die behandelte Materien vielseitig in das Interesse der Menschheit eingreifen, und daher ein Allgemeinwerden klarer, richtiger Einsichten darüber unabweislich nöthig ist. Rec. freut sich, schon zehn Bändchen dieser interessanten Sammlung vor sich zu haben, welche, auch gefällig in der Gestalt und im Abdruck, zu reichem Genuſs des Nachdenkens und Mitempfindens einladen.

Die psychologisch interessante Frage, wie dem Vf. diese Vielseitigkeit, dies praktische und pragmatische Urtheil, diese volksthümliche Eindringlichkeit und Gewandtheit möglich geworden sey, läſst sich zum Theil aus den vorangestellten „Lebensgeschichtlichen Umrissen“ I, 5—62. beantworten, denen sein Bildniſs vorangeht. Einer ungewöhnlichen Vielempfänglichkeit seines Geistes kam durch einen eigenthümlichen Trieb, sich vielseitig zu beschäftigen und in's Leben sich zu versetzen, eine ungewöhnliche Menge äuſserer Veranlassungen zum Denken und Handeln, zur wissenschaftlichen und angewandten Wirksamkeit entgegen. S. 51. hat der Vf. namentlich Hrn. H. N. Sauerländer und „den lieben, allemannischen Sänger, Hebel“, als Freunde bei dem frohesten Tage seines Lebens ausgezeichnet. — Die „Erinnerungen aus Rkätien“ und der „Bürgerkrieg in der italienischen Schweiz“ gehören auch zu dieser Lebensgeschichte, da der Vf. überall lebendig darstellt, wie er an dem Drängen der Zeit bessernden Antheil zu nehmen strebte. Ebendahin ge-

Digitized by Google

hören vom zweiten Bändchen die drei ersten Gemälde: die Aufruhr (der Aufstand) von Stans und der Urcantone im J 1799; alsdann Friedr. Cäsar Laharpe, nach 1783 K. Alexanders Lehrer, ein Mann, den das Patriciat von Bern ächtete, der aber den im Archiv vergrabenen Tractat von Lausanne vom J. 1565 wieder zur Wirkung brachte, doch den Grundsatz kräftiger Einheit für die Schweiz nicht durchsetzen konnte; zuletzt Nikol. Friedr. von Steiger, der Republik Bern Schultheiſs. (Einen Anhang machen die lesenswerthen Skizzen von der Lebensthätigkeit der seltenen Männer, Schwarz von Sonnenburg, des Evangelischen Apostels Ostindiens, und Ludw. Burkhard von Basel, des Bereisers des Innern von Afrika.) Sehr unterhaltend und weckend sind die vielen Winke der Klio im dritten Bändchen. Im vierten sind ıls „Sorgen (und Besorgnisse) der edleren Menschheit für die Erhaltung ihrer Würde" viele Notizen der neuesten Zeitgeschichte zusammengestellt. Anregungen für allgemeinen Frielen bis aus Massachuset. Befreiung der Neger, Sorge für Verıaftete. Neben der Pariser Gesellschaft für christliche Moral, uch (S. 78.) eine Tractätchens-Gesellschaft, die aber nicht frömnelnden Afterglauben und Meinungseifer, nicht Sectirerei, ondern das, was alle Christen erbauen kann, verbreiten will. Verbreitung der gegenseitigen (selbstthätigen) Unterrichtsnethoden (das Mittel, welches Südamerika bald von Pfafferei ınd Nachsprecherei freier machen wird). Die Bibelgesellschaften (der Uebergang bis dahin, daſs man lesen und etwas zusammenhängendes überall verstehen lerne) bis auf die Bulle Pius VII. nach Gnesen (welche das Encyclische Schreiben Leo les XII, zum Erstaunen aller besser unterrichteten leider beistimmend, für ächt erklärt hat, da zu gleicher Zeit der Chaiphe oder Vicarius Dei zu Constantinopel auch ein Bibelverbot durch Muftis und Mollahs verbreiten lieſs). Hierauf beginnen gröſsere historisch-politische Schilderungen: Gröſse und Untergang des Freistaats Venedig (auch einer Republik ohne Republikaner). Hollands Schicksal (wo die jetzige Regierung wohl zu verstehen scheint, daſs nur rechtliche Freiheit mit Geistesbildung solche Moorländer bewohnt erhalten ınd gewerbreich machen kann).

Fünftes Bändchen. Ausbreitung des Christenthums (in einer Vielgestaltigkeit) S. 267 — 275. Von der Jesuitischen Theokratie, oder dem Priesterreich am Uragay. (Das jetzt treitig gewordene Chiquito gehörte auch dahin.) S. 314. Schicksale der Freimaurerei in Europa, vornehmlich der französischen. (Entartungen, wie in allem Menschlichen. Aber

zernichten denn diese auch die Anlagen zum Würdigeren? die Folgen, welche aus einem engeren, freiwilligen Bande des Vertrauens zwischen allen Ständen entstehen, während der allgemeine Egoismus universelles Miſstrauen aller gegen alle herrschend macht?)

Sechstes Bändchen. Kampf und Untergang der schweizerischen Berg- und Waldcantone. (Der gesunde Menschenverstand gab nach S. 31. den Waldstätten vor Zwingli und Luther einen „Pfaffenbrief“, daſs über Schweizerbürger kein Fremder eine Jurisdiction habe, jeder Geistliche die Landesauflagen mitentrichte, weltliche Obrigkeit sie ein- und absetze. Sind die Enkel indeſs einsichtiger geworden, als die Vorväter?) Umriſs der Geschichte des Aargau. S. 337. „Aargau fand in der Gunst von Kaisern und Königen das Glück seiner Freiheit und Selbstständigkeit gewährleistet, welches ihm von Einzelnen in der Eidgenossenschaft miſsgönnt worden war.“

Siebentes Bändchen. Meinungskampf im teutschen Volke zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts. (Sehr unpartheiisch und menschenkundig.) Brittisches Besitznehmen ler Insel Curassao. 1800. Freundesworte über v. Schlichtegroll. Auch ihm wurde schwer genug gemacht die Ausibung der groſsen Worte Lucans (S. 283.) über die Bestimmung ächter Menschen:

servare modum, finemque tenere,
Naturamque sequi, patriaeque impendere vires
Non soli sibi, sed genitum se credere mundo.
In commune bonus — —

,Unter was für Geyer und Raben“, schrieb Schl. 1812. an Zschokke, „ist meine Taubennatur gerathen.“ Und doch, ie sich auch Rec. aus seinen Erfahrungen mit Freuden zuickerinnert, war es keineswegs die Regierung, keineswegs e höheren Mitglieder derselben, die einen solchen Ausruf veranlassen mochten! Wie edel stillte (S. 280.) Maximilian oseph 1810 die bis an Napoleon gebrachte antiprotestantische Denunciationen des Neides, der auch nur in der Hauptstadt und nur bei wenigen Machtgierigen sich zeigte. — Von Jakobs (nach Gotha zurückgegangen) schrieb Schl. (S. 271.) im I. 1811: „der Unersetzliche geht mir täglich ab, als Freund, ls Akademiker, als Gehülfe an Baierns Fortbildung.“ Von S. 294. folgen interessante Stellen aus Briefen. Es ist, da in iesen Tagen Baiern an seines Maximilians Sarge dankvolle hränen weint, um so gewisser nicht Schmeichelei, daſs auch

Rec. von S. 317. die Worte auszeichnet: „Einer der wohlwollendsten Könige, die je über Menschen regiert haben! Er hat Stand gehalten bei manchem Andringen, daſs auch Er störend in das eingreifen sollte, was der Zeit gemäſs eingeleitet und in Gang gebracht worden war. So geliebt zu werden, sollen alle streben.“

Achtes und neuntes Bändchen. Des Schweizerlandes Geschichte für das Schweizervolk. (Die Schweiz hat keinen Auswärtigen, der seine Aufnahme in ihr Bürgerrecht — diesen beneidenswerthen republikanischen Adelsbrief — schweizerischer rechtfertigte.)

Die ganze Sammlung wird durch noch vierzehn Bändchen complet werden. Ein Register des vielfachen Inhalts, wenigstens ein Namensregister, da nach den Namen auch die Sachen leicht aufzufinden wären, ist jedem Bändchen, oder dem Ganzen zu wünschen.

H. E. G. Paulus.

Ulrichi de Hutten, Equitis Germani, Opera quae exstant, Omnia. Collegit, edidit, annotationibus illustravit Ern. Joseph. Hermann Münch, Philos. Dr. et in Alma Universitate Alberto-Ludoviciana, quae est Friburgi Brisgoiorum, Prof. P. Extraord. Tomus V. (Motto: Ewig wiederhallt ein groſses Wort; Und die groſse That schafft ewig fort!) Berolini, sumt. G. Reimeri. 1825. 546 S. in 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Auch unter dem teutschen Titel:

Des teutschen Ritters, Ulrich von Hutten, sämmtliche Werke. Gesammelt, und mit den erforderlichen Einleitungen, Anmerkungen und Zusätzen herausg. von — Münch —

Herausgeber und Verleger verdienen ehrenden Dank, Huttens wahres Monument, seine Geisteswerke, zum neuen Genuſs, zur neuen Fortwirkung, aus der durch das Seltenwerden der einzelnen alten Abdrücke entstandenen Vergessenheit wieder in das öffentliche Leben, in das Denken und Wollen der Gleichgestimmten, eingeführt zu haben, nachdem so oft von Minderunternehmenden vergeblich zu einer solchen mühsamen und kostspieligen Unternehmung und Ausstattung Hoffnungen gemacht waren.

Unsere Europäische Geisteserhebung beginnt zuerst mit den ästhetischen, alsdann mit den philologisch-historischen

und philosophischen Vorbereitungen der Kirchenreformation, ohne welche man sich den finstern, gewaltthätigen Vorurtheilen des pfäffischen Mittelalters nicht entwunden hätte. Man beruft sich umsonst auf Dante, Petrarca u. s. w. als Genien, die der Kirchenglaube aufgeregt habe. Anders nicht, als so, daſs sie den Miſsbräuchen stark widersprachen, und dafür der Hierarchie gar nicht genehm waren. Die endliche, geistige Kirchenreformation selbst wurde aus dem Todesschlaf der Unwissenheit und der alles duldenden Hingebung an herrschsüchtige Mitmenschen, ohne deren Ceremonienwesen und Ablässe man nicht seelig werden zu können wähnte, durch die unerträglichsten Uebertreibungen der Miſsbräuche erst nur zum negativen Leben, zum Bezweifeln und Verwerfen der handgreiflichsten Irrmeinungen aufgeregt, nachdem die groſsen Concilien zu Constanz und Basel auf die Nothwendigkeit einer Kirchenreformation in Haupt und Gliedern laut und allgemein aufmerksam, aber auch klar gemacht hatten, daſs freilich von der Sittenverdorbenheit selbst nicht einmal zu äuſseren Verbesserungen Einwilligung zu hoffen sey.

Ueberhaupt ist es für alle Zeiten wichtig, einzusehen, daſs eine tüchtige Verbesserung der Miſsbräuche, als der Folgen und Früchte, nicht anders als durch Besserung der Lehreinsichten, nämlich des Baums, auf welchen die Hierarchie so viel ungöttliches eingeimpft hatte, zu bewirken war. Dazu war neue Entwickelung der Lebenskraft, die Erregung des Selbstdenkens durch die Beispiele der Alten, besonders der griechischen, durch Empfindung für das Schöne, Würdige, Erhabene zum Wahren geleiteten Muster des Geschmacks und der Urtheilskraft nothwendig. Und — wie gar oft in der Menschengeschichte das schlimm gemeinte unerwartet für das bessere mitwirkt — gerade jenes Concilium zu Florenz, wodurch die Curie die guten Wirkungen der meist vom gebildeteren Mittelstand geleiteten Kirchenversammlung zu Basel zu lähmen trachtete, führte — zwar nicht eine haltbare Union mit der Dogmatik und dem Primat von Rom, aber — die geistigere Union herbei, daſs unterrichtetere Griechen die Vorbilder strenger Forschungskraft und gotteswürdiger Idealität, Aristoteles und Plato, und die uralten Muster des Geschmacks, neben welchem die täuschenden Priestersvorurtheile als lächerlich nicht bestehen können, dahin, wo man es am meisten bedurfte, nach Italien, aus der türkischen Verwüstung immer mehr herüber flüchteten, und bald, besonders auch bis in das für ernste Wahrheiten so empfängliche Teutschland, verbreiteten.

Digitized by Google

Dort also, wo das neue, durch Zertheilung in so viele selbstständige Staaten allmählig der römischen Tendenz nach Universalherrschaft entwachsende Europa zum Aufschwung der Geister durch die ewigen Musterwerke des Alterthums wieder erregt worden ist, sollte, dünkt uns immer, auch hauptsächlich das allgemeinere Studium der neueren Geistesbildung sich den Hauptpunct setzen. Alles mustermäſsige aus dem höheren Alterthum wurde dort erneuert und darauf fortgebaut. Wer sich von dortan mit dem Ausgezeichneten beschäftigt, wird auch zu dem Geistigbesten der Vorzeit zurückgeführt, und erkennt zugleich, wie es, durch spätere Erfahrungen und Denkanstrengungen vermehrt, verbessert, wie dort das Vielfache im Wesentlichen vereinigt, geläutert und zur Bildung der **jetzigen** Welt verwendet wurde. So vielerlei Anhängsel aber, von denen doch keine haltbare Ausbeute vorauszusehen ist, möchten, wie sie es damals waren, der Vergessenheit oder etwa nur denen, welche zur Gelahrtheit verdammt sind, überlassen bleiben.

Die gewöhnliche Methode, immer wieder ab ovo anzufangen, und alles, das einfluſslose wie das fortdauernd wichtige, ja jenes sogar oft mehr wie dieses, Schritt für Schritt mitnehmen zu wollen, ist die Ursache, warum die Meisten bis zu dem, was unsre Zeit und ganze Bildung viel näher angeht, nicht vorzugsweise hinkommen. Will man erst in den Steppen des vierten, fünften bis funfzehnten Jahrhunderts alle Seitenwege der Pseudoplatonik, des Augustinismus und der zugleich daraus entsprossenen Mystik und Scholastik durchgespürt haben, wie kann man noch zu rechter Zeit, in der kräftigen Frische des Lebens, die zeitgemäſsen Geisteserregungen auffassen, die uns in Aesthetik, Philosophie und Religionslehre die Wiederhersteller dieser Wissenschaften im vierzehnten bis sechszehnten Jahrhundert vorbereitet hatten. Deswegen, dünkt uns, wären Chrestomathien, d. i. mancherlei Auslesen des geistig nützlichen, also des wahren, guten, schönen, in Stellen, wo es gut gesagt und begründet ist, aus den Besten jener Zeiten viel wünschenswerther, als die fleiſsigste Beschäftigungen mit so manchen Schriftstellern, die, wenn sie unsre Zeitgenossen wären, der Achtung, welche ihre jetzige Bearbeiter **an sich** verdienen, nicht würdig seyn würden. Leeres Stroh gedroschen bleibt immer leeres Stroh, wenn man auch noch so sorgfältig drischt und worfelt. Schade um jeden schönen Augenblick, um den rühmlichen und der fruchtbarsten Anwendung würdigen Fleiſs, wenn er an Darstellung von Charakteren und an Meinungen verschwendet wird, die,

wenn sie nicht gewesen wären, wir nicht zu vermissen hätten. *Qua parte* locatus es in re terrestri, cerne! ist ein wichtiger Rath eines alten Zeitbeobachters. Wohl uns, daſs wir nach der griechischen und der römischen Culturepoche, und nach dem groſsen Intermezzo eines durch weltliche und religiöse Willkührherrschaft verursachten Zerfalls der Cultur und des Staatenwohls, den dritten groſsen Umschwung des menschlichen Geistes, die Vereinbarkeit der griechischen und römischen Geschmacks- und Verstandesbildung mit der ächtchristlichen Vernunftbildung, erlebt haben. Lasset uns würdig fortschreiten auf dieser Bahn der mündig gewordenen Selbstthätigkeit, ohne die Meinung, als ob die Gelehrsamkeit des neunzehnten Jahrhunderts anders nicht, als in den ausgetretenen Schuhen derjenigen Zeitalter gehen müſste, die man doch endlich allgemein als die Zeiten des Sinkens und Fallens der Wissenschaften und der Staaten, auch als die Zeiten der Ausartung des Urchristenthums selbst, anerkennt.

Wie viele lebhafte Erregungen einer geistvollen Freithätigkeit erneuern sich nun nicht durch die glücklich gesammelten f ü n f B ä n d e des ritterlichen Feindes aller Verdunklungssucht und Willkührgewalt. Bei ihm wechseln immer Ernst und Spott. Seine Kaustische Satyre, ihren Inhalt von der Wahrheit und den schreiendsten Zeiterfahrungen borgend, geisselt bald lustig bald zürnend das verwerfliche, die Schlechtigkeit der durch Eigennutz Verkehrten und die unerträgliche Trägheit der alles duldenden Besseren, namentlich der allzu gutmüthigen Teutschen.

Der letzte Theil enthält lauter teutsche oder von Hutten selbst verteutschte Schriften. Unpartheiisch gesprochen ist er hier in der Sprachgewandtheit bei weitem nicht so Meister, wie im lateinischen. Auch verleiteten die teutschen Reime zu mancher überflüssigen und ungeordneten Zeile, selbst in der „Klag und Vermahnung gegen unchristliche Gewalt des Bahstes zu Rom und der ungeistlichen Geistlichen", welche doch zur Zeit groſse Wirkung gethan hat. Rec. erinnert sich, wie richtig der Verfasser der teutschen Geschichte, Schmidt, darauf aufmerksam macht, daſs um die Zeit der Kirchenreformation in allen Fächern nichts kläglicher ist, als das Ringen um den Ausdruck, auch da, wo man den richtigen Gedanken hatte. Daher das endlose Geschreibe. Sie häufen in allen, auch Staatsaufsätzen, Worte auf Worte, weil sie das rechte Wort nicht finden. Man lese z. B. Müllers Sammlung der Acten wegen Entstehung des Protestantismus oder des Protestirens gegen Entscheidung durch Stimmen-

mehrheit und Macht in Sachen geistiger Ueberzeugung. Wie viel hat nur hierin Luthers Kraftsprache und das Streben, selbstständig gedachtes eben so aussprechen zu können, zur Geistesbildung beigetragen!

Noch für unsre Zeit und länger möchten vom V. Th. die wichtigsten Aufsätze Huttens seyn: IV. wie die Bäbst allwegen wider die teutschen Kayser geweſst. Auf das Kürzest aus allen Chronicken gezogen. Item, daſs die Kayser allwegen Gewalt, die Bäbst auf- und abzusetzen gehabt (nach) Zeugniſs aus der Babstchronicka . . . nebst der Bäbste Satzung verglichen mit der Lehre Christi S. 103 — 148. Auch das Gesprächbüchlein, das erste und das andere Fieber genannt, S. 157 — 214, kann seinen Zweck nicht verfehlen. Eben so das Gesprächbüchlein: die Anschauenden, S. 330 — 365, welches, dünkt mich, den Vadiscus weit übertrifft. Unter dem, was Hutten von Andern an's Licht förderte, möchte (auſser der lateinischen Kritik des Valla de Donatione Constantini M.) das einer Erneuerung würdigste seyn (S. 370.) „Ermanung, daſs ein jeder bei dem alten christlichen Glauben bleiben möchte, von Herrn Conrad Zärtlin in 76 Artikel verfaſst (Bamberg 1521.). Der Gedanke, auf das ächtbiblische wesentliche Urchristenthum zurückzuführen, ist immer einer der wichtigsten und sich von selbst empfehlenden. (Die kleine Schrift selbst ist hier, als fremde Arbeit, nicht aufgenommen und sehr selten. Auch Rec. sah sie noch nicht.) Unter dem übrigen Vorrath ist der Neu-Karsthans, ein Gespräch zwischen einem zum Reiter gewordenen Bauer und Franz von Sickingen vortrefflich. (Durch das viele Werben zu Lanzknechten, Knappen und Reitern hatte die Bauerschaft endlich Fehde führen gelernt.) Irrt Rec. nicht sehr, so ist Plan und Ausführung im Karsthans viel geordneter, der Ton, so tief eindringend er ist, viel ruhiger, als in irgend einer Schrift Huttens. Mag es immer, wie Rec. hieraus schlieſsen muſs, nicht von Hutten seyn. Es ist seiner Stelle und Erneuerung sehr werth. Hr. M. sieht darin einen früheren Plan von Verbindung des Adels mit der Bauerschaft, um rechtlichere Freiheiten zu erhalten, ohne den nachmaligen tollen Mordbrennertumult (S. 453.), welcher entstund, als die Bauerschaft, nur durch Knappen- und Reiterdienste an Waffen gewöhnt, ohne Leiter oder vielmehr durch mystische Schwärmer verleitet, allein losbrach. Ueber jener Zeit Sitten und Noth finden sich hier (S. 504. 505. ff.) seltene Winke. Franz v. S. hoffte S. 471, „Kaiser

Karl sollte anheben, und dann wollten sie alle dazu dienen". Ja wohl! wenn es dem jungen Spanier nicht um absolutes Herrschen über Alles zu thun gewesen wäre. (S. 452. ist: 130 Artikel, statt 30, ein Druckfehler.)

Mit Vergnügen knüpft sich hier die Erwartung an, bald auch über *Franz v. Sickingen* durch Hrn. M. eine schöne Sammlung von Thatsachen und Aufschlüssen zu erhalten.

Ueberhaupt ist Hrn. Prof. *Münchs* literarische Thätigkeit ausgezeichnet. Auſser der Redaction seines *historischen Museums*, wo mehrere, eigene Aufsätze von ihm, wie der, *auch besonders abgedruckte Beitrag* zur Literatur und Kritik der Quellen des kanonischen Rechts und der Kirchengeschichte: *Ueber die Schenkung Constantins* (Freiburg 1824. 102 S. in 8.) — in würdiger Gesellschaft erscheinen, haben wir vor uns

> *Die Heerzüge des christlichen Europa wider die Osmanen* vom ersten Erscheinen der Osmanenmacht bis zum Aufstand des Hellenenvolks 1821. I. II. III. Th. Basel, bei Schweighäuser. 1822 und 1823. 220. 263. u. 300 S. in 8,

Daran schlieſst sich an, als Fortsetzung, oder auch als trennbares Werk:

> *Geschichte des Aufstandes der Hellenischen Nation von der Ermordung des Patriarchen* ... bis auf unsre Tage. Nach den zuverlässigsten Berichten geschildert. I. Th. Die Begebenheiten des J. 1821. Basel, b. Schweighäuser. 1825. 271 S. in 8. Der II. Th. Die Begebenheiten der J. 1822. 23. und 24. ist so eben erschienen, und wird mit der Jahrzahl 1826 ausgegeben. 329 S. in 8. Mit einer Zueignung an den Vicomte *Chateaubriand*, als Philhellenen und Vf. einer Reise nach Griechenland u. s. w.

Des Vfs. Erzählungston ist kurz, klar und belebt. Im Inhalt waltet Forschung nach den besten Quellen und die Idealität eines Freundes aufhellender Geistesbildung. Die Dedication scheint in einer fast verzweifelnden Stunde entworfen. „Der wiedergebornen Hellas Tod ist der Tod des moralischen Credits unsers Welttheils. Den Griechen selbst aber befreit dadurch das Schicksal von der Gemeinschaft mit Zeitgenossen, die an Selbstentehrung alle übrige Geschlechtalter übertroffen haben." — „Wenn im Falle des Untergangs die Frage ergeht: Durch wen sind die christlichen Griechen gefallen? so wird die Geschichte ein blutrothes Blatt enthüllen, darauf die Worte: *Durch Christen!*"

Lasset uns vielmehr das Bessere hoffen, und nicht nur hoffen, sondern dafür jederzeit und in allen Beziehungen thun, was die Pflicht zum Recht macht.

6. Dec. 1825. *Dr. Paulus.*

Parthenii Nicaeensis Amatoriae Narrationes. Ad fidem codicis Palatini recensuit Franciscus Passow. Accesserunt Diogenis Antonii et Jamblichi Excerpta. (Auch unter dem Titel: Corpus Scriptorum Eroticorum Graecorum. Edidit Fr. Passow. Vol. I.) Lipsiae, sumtibus et typis B. G. Teubneri. MDCCCXXIV. in Comm. C. H. F. Hartmanni. IV u. 84 *S.* 8. ord. Pap. 8 Gr. gut Pap. 14 Gr.

Diese Ausgabe des Parthenius als erster Band des *Corpus Scriptorum Eroticorum Graecorum* bildet eigentlich einen Theil der Auswahl Griechischer Autoren, welche bei dem thätigen Buchdrucker Teubner in Leipzig erscheinen, und die dem Publicum aus einigen von den Gebrüdern Dindorf besorgten Ausgaben bekannt sind. Homer, Xenophon, Thucydides und Aeschines sind auf diese Weise bereits erschienen, und die anderen wichtigeren Griechischen Autoren sollen alsbald durch den dafür thätigen Verein gelehrter Männer nachfolgen. Es zeichnen sich die genannten Ausgaben durch netten Druck, sauberes Papier, frische Lettern, die das Auge nicht so sehr beleidigen und doch dabei an Raum ersparen, insbesondere aber durch groſse Correctheit aus, was wir leider von manchen der in den letzten Jahren erschienenen Tauchnizischen Handausgaben nicht rühmen können, so wichtig dies doch ist, und so sehr dies auch von solchen Ausgaben billigerweise ihres Gebrauches auf Schulen willen gefordert werden kann. Rechnet man dazu den billigen Preis, den der Herausgeber dafür angeseszt hat, so wird man kein Bedenken finden, diese Ausgaben namentlich dem Gebrauch auf Schulen anzuempfehlen; wo besonders ein kritisch gereinigter, aber auch von Druckfehlern gesäuberter Text vonnöthen ist. Beides aber liefern sicher die oben genannten Ausgaben, wenn auch gleich die kurzen beigefügten kritischen Bemerkungen nicht von dem Umfange sind, als die vorliegender Ausgabe des Parthenius von Hrn. Passow beigefügten; von welcher Ausgabe wir zunächst einen kurzen Bericht unsern Lesern erstatten wollen.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

N. 3. 1826.

Heidelberger

Jahrbücher der Literatur.

Parthenii Amatoriae Narrationes ed. Franc. Passow.

(*Beſchluſs.*)

Was zunächst den Plan dieser Gesammtausgabe der Griechischen Erotiker betrifft, und die Folge, in welcher die einzelnen Theile dieser Sammlung nach einander erscheinen sollen, so ist auch hier derselbe allgemeine Gesichtspunkt festzuhalten, wornach die übrigen bei Hrn. Teubner erschienenen Ausgaben gearbeitet worden sind, d. h. einen reinen, fehlerfreien, mit kritischen Anmerkungen versehenen Text, der durch angenehmes Aeuſsere eben so sehr, wie durch billigen Preis sich empfehle, zu liefern. In Absicht auf die Folge hat der Herausgeber mit Recht die chronologische vorgezogen, so daſs die einzelnen Griechischen Erotiker nicht in der Ordnung auf einander folgen, die etwa ihr Umfang oder ihr Inhalt oder ihr innerer Gehalt ihnen anweisen würde, sondern in derjenigen, die ihnen der Zeit nach zukömmt. So erhalten wir hier zuerst die Erotica des Parthenius, des bekannten Lehrers des Virgilius, welche, wenn sie auch in ihrem Ursprunge nur zur Mittheilung an den Freund, und nicht für die Nachwelt bestimmt waren, doch durch mannigfache Erudition und eine angenehme, nicht zu sehr ins Breite gehende oder gedehnte Erzählungsweise sich empfehlen. Auf Parthenius soll zunächst folgen Xenophon Ephesius, dann Longus, Heliodorus, Achilles Tatius, Charito, Alciphro, Aristaenetus mit den Briefen des Aelianus, und, wo möglich, auch noch die späteren: Eumathius, Theodorus Prodromus, Nicetas Eugenianus, Constantinus Manasse. Fast alle die genannten Erotiker waren so glücklich, gelehrte Bearbeiter zu finden, die uns in Absicht auf Reinheit des Textes, wie auf Erklärung desselben, in sachlicher wie sprachlicher Hinsicht weniger zu wünschen übrig gelassen haben. Von Parthenius konnten wir dies bisher nicht rühmen; wie einem Jeden leicht ein-

leuchtet, wenn er nur einen Blick in die wenigen, in dieser Rücksicht nur einigermaſsen bedeutenden Ausgaben dieses Autors wirft, von welchen alle die anderen bloſse, durch Druckfehler mehr oder minder entstellte Abdrücke sind. Um so mehr dürfen wir uns freuen, daſs die kritische Bearbeitung dieses Autors in die Hände eines so scharfsinnigen Kritikers und feinen Kenners der Griechischen Sprache gerathen ist, von dessen glücklichen Verbesserungen man wohl auf jeder Seite die Proben leicht entdeckt. Unter seinen Vorgängern hat eigentlich blos Bast für den Parthenius etwas geleistet; seine Collation des in der Editio princeps von Cornarius (Basel 1531) noch fehlervollen, nachher von Thomas Gale (Paris 1675) einigermaſsen, und eben so nach langem Zwischenraum von Legrand (Göttingen 1798) in Etwas gebesserten Textes mit der damals nach Paris gewanderten, jetzt in seine ursprüngliche Heimath wieder zurückgekehrten Pfälzischen Handschrift, muthmaſslich aus dem zehnten Jahrhundert (so wie diese Collation mit Bast's eigenen Anmerkungen in seiner bekannten Lettre critique abgedruckt ist), hat daher Hr. Passow mit Recht zu Grunde dieser Ausgabe gelegt, die ihm selber jedoch vielfache Verbesserungen und Bereicherungen verdankt. Auſserdem benutzte er einige handschriftliche Bemerkungen von J. G. Schneider an dem Rande eines Exemplars der Göttinger Ausgabe beigeschrieben. Das Wichtigere davon erwähnte Hr. Passow in dieser Ausgabe. So folgt nun der correcte Abdruck des Textes in der oben beschriebenen Weise von S. 1 — 28. und dazu die *Annotatio critica* von S. 49 — 75. in engem, aber doch lesbarem, die Augen minder angreifendem Drucke. Man wird in ihnen denselben kritischen Takt, dieselbe feine Kennerschaft der Griechischen Sprache entdecken, die der Herausgeber in anderen Werken sattsam bewährt hat, und wir könnten in so fern überhoben seyn, die einzelnen Belege dafür durch Aushebung der Stellen und Darlegung der kritischen Fälle beizubringen, was ohnehin leicht die Gränzen des uns hier gesteckten Raumes überschreiten würde. Doch dürfte es dienlich seyn, auch auf einzelne grammatische und sprachliche Bemerkungen aufmerksam zu machen, die dem Herausgeber gelegentlich sich darboten. Hier sowohl, wie in den rein kritischen Bemerkungen, hat sich derselbe überall einer gedrängten Kürze beflissen, wie solches überhaupt in dem Plane dieser Ausgaben liegt; jedoch so, daſs selbst eine kurze erklärende Bemerkung nicht ausgeschlossen blieb. Auch sind an jeder Stelle die abweichenden Lesarten der oben bemerkten Ausgaben genau angeführt. Ref.

Digitized by Google

hebt nur Einiges davon aus. Cap. I. wird *μαστῆρά; τε καὶ ἐρευνητὰς ἄλλους καθῆκεν* mit Recht vertheidigt durch Hinweisung auf den Gebrauch von *ἄλλος*, der schon in Homerischen Stellen begründet erscheint, und selbst bei den Römern nachgebildet worden ist; eben so gleich darauf das nach der Präposition *ἐν* eingeschobene *δὲ* in *ἐν δὲ αὐτοῖς Λύρκον*. I. §. 4. schreibt der Herausgeber nach dem Zeugniſs der Griechischen Grammatiker eben so mit Recht: *συνεργὸς* statt des gewöhnlichen *σύνεργος*. III, 3. *οὐ μετὰ πολὺν χρόνον ἤ τόδε ἀπειργάσθαι*, eine gewiſs ungewöhnliche, auffallende Construction, die durch das von Hrn. Passow vorgeschlagene *ἀπειργάσθη* mit Leichtigkeit gehoben wird. — IV, 3. billigen wir es sehr, daſs Hr. P. gegen Jakobs unverändert gelassen *ὅπως — ἀκέσηταί τε αὐτὸν καὶ — ποιήσηται*. Glücklicherweise ist man jetzt von der Sucht, den Conjunctiv in allen diesen und ähnlichen Stellen nach des Dawesius Kanon in das Futur zu verwandeln, ziemlich zurückgekommen, weil doch zuletzt des Verbesserns kein Ende gewesen, und die Autorität der besten Handschriften gänzlich bei Seite hätte gesetzt werden müssen. V, 2. *οἰόμενος ῥᾶστα ἀπαλλάξασθαι τῆς νόσου* ist wieder als ursprüngliche Lesart hergestellt, welche die Herausgeber aus Unkunde des Sprachgebrauchs in ein *ἀπαλλάξεσθαι* verwandelt hatten. Eben so V, 3. *διὰ θυρῶν*, von Legrand unnöthig in *διὰ τῶν θυρῶν* verwandelt; jenes beweist der Verf. mit einigen Beispielen, deren sich noch andere aus Xenophon nachweisen lassen. V, 3. fin. *μὴ προειδόμενος ὅστις ἦν* schreibt Hr. Passow: *μὴ προϊδόμενος* nach XV, 4. *ἐπ' αὐτὴν ἰόντα προϊδομένη*. Für die ältere Lesart (obgleich diese Form nirgends, weder bei Matthiä noch sonst angeführt wird) spricht dagegen *ὑπειδόμενος* in ähnlicher Bedeutung bei Plutarch. Flamin. XI. init. und *προειδόμενος* bei Theophrast. Charact. XXII, 2. Eben so wird im Lex. Polybianum pag. 627. angeführt *ὑπείδεσθαι*; um des Homerischen *εἰδόμενος* nicht zu gedenken. Oder sollte man in diesen Stellen überall ändern? Ref. findet dies doch etwas bedenklich, zumal da die Handschriften überall die Vulgata bestätigen. VI, 2. mit Recht *ἐπιλελοίπει*, das Legrand aus Unkunde in ein *ἐπελελοίπει* verwandelt hatte. XIV, 7. s. die Bemerkung über den Gebrauch von *θάλλω* und *θαλλέω*, XVII, 3. über *λέγειν*. Cap. XXIII. hat der Herausgeber *περὶ Χειλωνίδος* und nachher *Χειλωνίδα* belassen. In der Parallelstelle bei Plutarch, Vit. Pyrrh. XXVI. XXVII. und XXVIII. steht in den Ausgaben von Corai und Schäfer jetzt das richtige *Χελιδονίδα*, so wie der vom Herausgeber auch angeführte Toup ad Schol. Theocrit. IV, 12. bereits verbesserte. XXIII, 3. *καὶ ἄλλος δὲ οὐκ ἀρεσκόμενός τοῖς*

Λακεδαιμονίοις ἤθεσιν, schrieben Gale und Legrand ἔθεσιν, so wie z. B. bei Plutarch Pyrrh. XXVI. ἐντραφησομένοις τοῖς Λακωνικοῖς ἔθεσιν, wo auch die Worte: ὁ δὲ Κλεώνυμος ἦν μὲν γένους βασιλικοῦ, δοκῶν δὲ βίαιος εἶναι καὶ μοναρχικὸς, οὔτ' εὔνοιαν, οὔτε πίστιν εἶχεν — für οὐκ ἀρεσκόμενος τοῖς Λακεδαιμονίοις ἔθεσιν zu sprechen scheinen. Hr. Passow setzt auch deshalb hinzu: *quod ſortasse recipere debebam: ἤθη si servamus sunt sedes consuetae ex usu Homerico.* Letztere Bedeutung halten wir hier für minder passend, obgleich wir wissen, daſs der ursprünglich Jonische Gebrauch von ἤθη in diesem Sinne selbst hie und da bei Attischen Prosaikern, z. B. bei Aristoteles und Philostratus, vorkomme (s. G. J. Bekker Specimen in Philostrat. Vit. Apollon. Heidelbergae MDCCCXVIII. p. 30. 31). Allein eben so kommt doch hinwiederum auch ἤθη in dem Sinne von *populi mores*, *instituta civilia*, vor; wie die von Bekker a. a. O. p. 12. angeführten Stellen beweisen; wodurch die von Hrn. Passow beibehaltene Vulgata aber in dem zuletzt bemerkten Sinne vollkommen gerechtfertigt wird. Cap. XXIV. erhalten wir eine schätzbare Bemerkung über den Gebrauch des zweiten Aorists vom Verbum ἀγγέλλειν im Activ, wie im Passiv, den man bisher blos auf die Schriftsteller des Augusteischen und des späteren Zeitalters eingeschränkt wissen wollte, während derselbe schon früher bei Herodotus und Euripides, dagegen bei den älteren Attischen Prosaikern nicht vorkommt, und erst in dem Zeitalter nach Xenophon häufiger zu werden anfängt. Doch zeigt sich auch hier durch eine Vergleichung der verschiedenen Stellen, daſs der zweite Aorist im Activ ungleich seltener ist, als der im Passiv, und auſser dem Indicativ nur im Conjunctiv, und selbst dann nur in der zweiten und dritten Person Singularis und in der dritten Pluralis vorkomme. Eben so ist XXIII. die Lesart der Handschriften wieder hergestellt: αὐτὴν αὐτῷ γήμασθαι; und aus dem Gebrauche des Wortes γήμασθαι, *dare in matrimonium* sc. *se* oder *suos*, erklärt: *de genitore, qui ſiliam suam sibimet ipsi*, αὐτῷ, *matrimonio est juncturus*; wie Iliad. IX, 394.

Angehängt sind dem Parthenius noch die Excerpte, welche bei Photius Cod. XCIV und CLXVI Bibliothec. aus den erotischen Werken des Antonius Diogenes und Jamblichus sich finden. S. 29. Ἀντωνίου Διογένους τῶν ὑπὲρ Θούλην ἀπίστων λόγοι δ' καὶ κ' und Ἰαμβλίχου δραματικόν; auf gleiche Weise wie Parthenius mit kritischen Anmerkungen begleitet, worin die zahlreichen Verbesserungen nachgewiesen sind, die der Herausgeber gemacht hat. Doch erklärt derselbe in der Vorrede, daſs er die meisten dieser Verbesserungen der haupt-

Digitized by Google

sächlich nach einer Venetianer Handschrift verbesserten, vom Prof. Im. Bekker besorgten Ausgabe des Photius verdanke, wovon ihm die einzelnen Blätter zeitig genug noch mitgetheilt wurden (vergl. unsere Anzeige dieses Photius in diesen Blättern 1825. No. 6). Dem Jamblichus fügte Hr. Passow auch noch die bei Suidas erhaltenen Fragmente bei, weil Chardon de la Rochette's Sammlung derselben nicht Alles umfaſste, und selbst dem, was sie enthält, nicht immer die rechte Stelle vom Herausgeber angewiesen worden ist; was freilich bei einem verloren gegangenen Werke keine geringen Schwierigkeiten hat, wenn auch schon die Hoffnung einer Wiederauffindung wenigstens noch nicht ganz entschwunden ist.

D. Ph. Geier, Prof. der Cameralwissenschaft zu Würzburg, Versuch einer Charakteristik des Handels, oder: Darstellung der herrschenden Ansichten von der Natur des Handels und von den zweckmäſsigsten Mitteln zu seiner Belebung. Würzburg, Etlinger. 1825. 234 S. 8. 1 fl. 30 kr.

Der durch mehrere Schriften vortheilhaft bekannte Verf. giebt uns in dieser gut geschriebenen, sowohl von ausgebreiteter Belesenheit, als von genauer Kenntniſs des Gegenstandes und selbstständigem Denken zeugenden Schrift eine Entwicklung der Natur des Handels, wobei er dieses, für die Gesellschaft vielfach wichtige Gewerbe von drei Seiten betrachtet, 1) in seinem Verhältniſs „zur gesammten Menschheit im Staatsvereine“, 2) nach seinem Verhältniſs zu dem Kaufmanne, 3) im Verhältniſs zur Regierung. — Das Zusammenfassen dieser verschiedenen Gesichtspuncte, des privat- und staatswirthschaftlichen, so wie des allgemein-staatswissenschaftlichen, ist ohne Zweifel verdienstlich, und gewährt eine Vollständigkeit, welche Jedem, der nur von der einen oder anderen Seite sich mit dem Handel bekannt gemacht hat, den Weg zur gründlicheren Beurtheilung bahnen muſs. Es ist gut, wenn der Staatsmann die Bestrebungen und die Einsicht des Kaufmanns achten lernt; aber nicht minder nützlich ist es, wenn der letztere belehrt wird über die Bedeutung seines Geschäftes in der Gesammtheit menschlicher Thätigkeiten. Rec. würde übrigens die zweite Abtheilung lieber zur ersten gemacht haben, indem bei dem Gewerbe die Ansicht desjenigen, der dasselbe des Gewinnes willen betreibt, das Nächste ist, wovon man dann erst zur Betrach-

tung der höheren Beziehungen übergehen kann; er würde ferner die dritte Abtheilung als den praktischen Theil bezeichnet haben, da er die Anwendung derjenigen Sätze enthält, welche die Stellung des Handels im Organismus der Gesellschaft erörtern.

Folgen wir dem Gange des Verf., so finden wir in dem ersten Abschnitt der ersten Abtheilung zunächst die wirthschaftliche Beziehung des Handels zur Menschheit dargestellt; mit den ersten Fortschritten der Kunst in den Arbeiten der Völker entsteht der Tausch, der sodann durch die Einführung eines allgemeinen Tauschmittels, des Geldes, und das Auftreten eines, ausschlieſslich der Besorgung der Tauschgeschäfte sich widmenden Standes um Vieles erleichtert wird. Rec. stimmt darin ganz mit dem Verf. überein, daſs das Wesen des Handels als Gewerbes gerade in dieser Absonderung des Tauschgeschäftes gesucht werden muſs, wodurch dasselbe einen eigenthümlichen Zweck, nämlich den Gewinn beim Tausche, erhält; nur ist nicht zu übersehen, daſs man, da einzelne Tauschgeschäfte für andere Zwecke, und zwar für den Absatz der Erzeugnisse oder die Erlangung des Bedarfes, von allen Bürgern getrieben werden, in objectivem Sinne, wenn man blos auf die durch Tausch in Umlauf befindlichen Güter reflektirt, unter dem Handel auch die Gesammtheit der Tauschgeschäfte versteht. So spricht man vom Wollen- und Getreidehandel, ohne dabei blos an die Unternehmungen der eigentlichen Wollen- und Getreidehändler zu denken, und in gleichem Sinne berechnet der Statistiker den Umfang des Handels, ohne dabei zu unterscheiden, welche Gütermassen von den Kaufleuten und welche dagegen blos in dem unmittelbaren Verkehre der Zehrer und Erzeuger umgesetzt worden seyen; vielleicht könnte man, um diesen Doppelsinn zu vermeiden, den weiteren, objectiven Begriff mit dem Ausdruck Tauschverkehr bezeichnen. — Bei der Auseinandersetzung der Vortheile, welche der Handel dem Wohlstande der Völker leistet, kann Rec. der Kürze willen nur bei einer Stelle verweilen: „Der inländische Handel beschäftigt, wie jeder andere, zwei Capitale, welche aber beide dem Inlande zu gut kommen" S. 30. Hiebei ist zu bemerken, daſs nicht gerade jeder einzelne Kaufmann immer zwei Waaren für einander giebt und empfängt, sondern nicht selten Handelsunternehmungen sich auf eine einzige Waare beschränken, die man mit Geld einkauft und für Geld wieder hingiebt, so daſs man nur im Allgemeinen sagen kann, die im inländischen Handel angelegten Capitale beschäftigen wenigstens doppelt so viele Capitale der inländischen

Digitized by Google

Erd- und Gewerksarbeit, als im ausländischen. Es giebt ſogar Handelszweige, nur keine beträchtlichen, die unmittelbar gar nicht auf die Production wirken, und mithin keine Capitale in Thätigkeit setzen, z. B. der Handel mit ſchon gebrauchten Kleidern, Geräthen, Büchern. — Der Verf. kommt auf die vielbeſprochene Frage, ob der Handel productiv ſey, und entſcheidet ſich für die bejahende Antwort, indem er den von Graf Buquoy, Murhard und dem Rec. aufgeſtellten Gründen beipflichtet; Unterz. bezieht ſich hiebei auf das, was er an einer anderen Stelle in dieſen Jahrbüchern ausgeſprochen hat (1823. No. 64.), und billigt es, daſs der Verf. die ganze Frage für minder wichtig erklärt, als ſie bisweilen genommen worden iſt. Im zweiten Abſchnitt kommt der Einfluſs des Handels auf allſeitige Entwicklung der Menſchheit in Erwägung; mit Recht wird er als Culturmittel geſchildert, und gegen die Vorwürfe, die ihm bisweilen gemacht worden ſind, in Schutz genommen, obſchon bei manchen der ihm von dem Verf. zugeſchriebenen Wirkungen andere miteingreifende Urſachen etwas zu wenig gewürdigt ſeyn möchten. Was die alte Klage über den in kalte Selbſtſucht ausgearteten Handelsgeiſt betrifft, ſo würde bei der Bemerkung des Verf., man dürfe das mercantiliſche Subject ſammt ſeinen Irrthümern und Leidenſchaften nicht mit dem Handel ſelbſt verwechſeln, immer noch der Einwand übrig bleiben, der Handel habe ſo oft eine ſolche Wirkung hervorgebracht, daſs man dieſelbe wohl als in ſeinem Weſen liegend betrachten dürfe; man muſs aber kleine, ganz auf den Handel gewendete Staaten von den gröſseren unterſcheiden, in denen es vielerlei Intereſſen giebt, und die genaue Durchdringung verſchiedener Meinungen, Grundſätze und Gefühle das Hervortreten eines ſo ſtarren Egoismus der Handelnden verhindert. — Die zweite Abtheilung zeigt, was zum Betriebe des Handels erforderlich ſey, nämlich verſchiedene Capitale und perſönliche Eigenſchaften des Kaufmanns; ſie vergleicht ſodann die Vortheile und Nachtheile des Handels für den, der ihn als Gewerbe treibt, mit einander. — Dritte Abtheilung. Verhältniſs des Handels zur Regierung, und zwar 1) in Anſehung der Finanzen. Da der Selbſtbetrieb von Handelsgeſchäften auf Rechnung des Staates durchaus verwerflich iſt, ſo bleibt nur die Einnahme von Zöllen übrig, welche der Verf., in ſo ferne ſie mäſsig ſind, aus finanziellen Gründen in Schutz nimmt. 2) In Anſehung der Vorſorge der Regierung für den Handel. Hier beſchäftigt ſich der Verf. zuerſt mit einer Darſtellung und Widerlegung des Mercantilſyſtems, die, wie oft der Gegenſtand auch ſchon

Digitized by Google

zur Sprache gekommen ist, doch ihr Verdienstliches hat, indem sie manche neue von den Anhängern jenes Systems angeführte Gründe berücksichtigt, und neue Gegengründe wider sie aufführt. Die Aufhebuug aller Zölle wird für wünschenswerth, und ihr Ersatz durch directe Steuern für leicht zu bewerkstelligen erklärt; Rec. glaubt, daſs man, bei der Abschaffung der Zölle, wofern nicht auch die inneren Consumtionsauflagen ganz umgeändert würden, nicht umhin könnte, einen Theil der ersteren durch eine in der Form der letzteren zu erhebende Steuer zu ersetzen, theils um, wenn inländische Waaren derselben Art einer Accise unterliegen, die Erzeuger derselben nicht gegen den ausländischen Producenten zu verkürzen, theils um nicht auf eine Besteurung des Luxus zu verzichten, die bei der unvermeidlichen Ungenauigkeit der Einkommenssteuern nicht füglich zu entbehren ist. — Hierauf werden die Maſsregeln, welche zur Förderung des Handels mit gutem Erfolge getroffen werden, durchgegangen; sie beziehen sich 1) auf Freiheit des Handels, 2) auf Sicherheit desselben, 3) auf erleichternde und beschleunigende Anstalten. Bei 1) wird eifrig für die Freiheit des inneren und äuſseren Handels gestritten, womit im Ganzen Rec. einverstanden ist; nur scheint es ihm, als ob besondere Verhältnisse eines Landes, die das plötzliche Abgehen von einem lange Zeit betretenen Wege unräthlich machen können, mehr Berücksichtigung verdient hätten. Unter 3) werden auch die Gründe für und wider die Messen abgehandelt, woraus der Verf. das Ergebniſs zieht, es wäre thöricht, neue Messen stiften zu wollen, die vorhandenen aber solle man nicht stören, sondern fortdauernd begünstigen, und es der Zeit überlassen, ob sie von selbst aufhören. Hiebei hätte aus V i n c e n s der gänzliche Verfall der ehedem berühmten Messe von Novi. der Untergang der vier Lyoner Messen und das Sinken der Messe von Beaucaire angeführt werden können; jene Regel aber ist vollkommen zu billigen. Märkte für besondere Arten von Waaren, z. B. Seiden-, Wollen-, Pferde-Märkte u. s. w., dürfen mit den eigentlichen Messen nicht vermengt werden, indem sie weit weniger gegen sich haben, als diese; England hat keine Messen, aber viele solche Märkte.

K. H. Rau.

Digitized by Google

Anleitung zum praktischen Ackerbau, von Johann Nepomuck von Schwerz, Director der Kön. Würtembergischen Versuchs- und Unterrichtsanstalt für den Landbau. Erster Band mit 15 lithographirten Tafeln. Stuttgart und Tübingen, bei Cotta. 1823. XXII u. 578 S. 5 fl.

Von dem berühmten Verf. der ökonomisch-statistischen Werke über die Landwirthschaft in Belgien, in der Pfalz und im Elsaſs, von dem Director einer landwirthschaftlichen Lehranstalt, einer Versuchs- und Musterwirthschaft, durfte man wohl etwas Gediegenes erwarten, wenn er es einmal für gerathen halten sollte, sich über das Ganze des Ackerbaues zu verbreiten. Diese Erwartung ist in dem vorliegenden Werke nicht unbefriedigt geblieben, und der Leser wird um so mehr angezogen, je gründlicher er das Buch studirt. Es verdient, wenn die folgenden Theile dem ersten gleichen, eine ausgezeichnete Stelle in der teutschen landwirthschaftlichen Literatur, wie sich aus nachstehenden Bemerkungen, durch welche wir blos den Inhalt kurz darzulegen suchen, ergeben wird.

Erste Abtheilung. Clima und Boden. In gedrängter, faſslicher Kürze findet hier der Leser Alles, worüber er in andern landwirthschaftlichen Schriften Hunderte von Seiten durchlaufen muſs. Die Bestandtheile des Bodens werden angegeben, die verschiedenen Bodenarten — Kalk-, Thon-, Sand-, humoser Boden — werden charakterisirt, ohne daſs sich der Verf., wie so Viele thun, in das chemische Detail verliert, was auſser den Gränzen wenigstens des praktischen Ackerbaues, welchem dieses Werk gewidmet ist, liegt. S. 39. schlieſst er sich mit Recht an Burger an, und meint, daſs es unnütz sey, die Classification des Bodens auf die mechanische oder chemische Scheidung der Bestandtheile desselben zu gründen, daſs man vielmehr zuverlässiger verfahre, wenn man der Eintheilung des Bodens den sichtlich gröſseren oder kleineren Zusammenhang, der sich beim Pflügen und Eggen im halbtrocknen Zustande zeige, so wie seine wasserhaltende und anhängende Kraft zu Grunde lege.

Zweite Abtheilung. Düngmittel. Nach der Aufstellung des Begriffes von Dünger überhaupt unterscheidet der Verf. atmosphärische, animalische, vegetabilische, vegetabilisch-animalische, flüssige, gemengte und mineralische Düngmittel. Bei den atmosphärischen Düngmitteln wird der wichtige Einfluſs unseres Luftkreises auf die Vegetation dargethan, und gezeigt, wie der Landwirth diese wohlthätige

Einwirkung benutzen und zu seinem Vortheile leiten könne. Zu den animalischen Düngmitteln rechnet der Verf. alle thierischen Abfälle aus der Hauswirthschaft, aus Schlachthäusern, technischen Werkstätten u. s. w. Dazu gehören auch die Knochen. Hier treffen wir aber auf Bemerkungen, mit welchen wir nicht ganz einverstanden seyn können. Der Verf. sagt nämlich einmal, daſs die Knochen durch die allmäblige Zersetzung ihres Fettes und der Gallerte vermittelst des Kalkstoffes, den sie enthalten, eine ammoniakalische Seife bilden, welche der wirksamste Theil des Düngers sey. Das anderemal aber, nachdem er bemerkt hat, daſs man in England die Knochen erst aussiede, um das Fett zur Bereitung der Radschmiere zu verwenden, ist er der Meinung, es lasse sich von dem Gebrauche der Knochen in diesem Zustande kaum etwas mehr als vom Kalke erwarten, da solche ihrer Fetttheile beraubte Knochen kaum etwas mehr als Kalktheile enthalten. Ref. erlaubt sich die Frage: Bleibt nach dem Aussieden des Fettes nicht noch die Gallerte mit der Knochenerde verbunden? Ist die Gallerte nicht in groſser Masse in den Knochen vorhanden, und giebt sie bei ihrer Fäulniſs im Boden keine Pflanzennahrung? Ist die Kalkerde isolirt in den Knochen, ist sie nicht mit Kohlensäure und Phosphorsäure verbunden? — Ueber die vegetabilischen Düngmittel, Unkraut, Rasen, grüne Düngung, Stoppeln, Scheunenabfälle, Laub und Nadeln, Wasserpflanzen, Torf und Schlamm, Abfälle aus technischen Werkstätten, Asche u. s. w. verbreitet sich der Verf. sehr weitläufig, und liefert interessante Belege für seine Behauptungen aus der belgischen Landwirthschaft, die er so genau kennt. Eben so gründlich ist er bei den vegetabilisch-animalischen Düngmitteln (die gröſstentheils aus dem sogenannten Stalldünger bestehen), und er widmet sogar einen eigenen Abschnitt den Streumitteln, die den Dung auffassen, und zum Theil selbst düngen. — Unter der Rubrik „flüssige Düngmittel" lehrt er die Bereitung der Gülle, welche bekanntlich in der Schweiz auf eine sehr vollkommene Weise betrieben wird, und im siebenten Abschnitt dieser zweiten Abtheilung zeigt er, wie die bisher genannten Düngerarten behandelt und verwendet werden sollen. Die Bereitung des Compostes und die Einrichtung der Miststätte kommen hier zur Sprache, und es werden mehrere Controversen beleuchtet, über welche die landwirthschaftlichen Theoretiker und Praktiker bisher noch nicht einig werden konnten, z. B. die Frage, ob man den Mist im kurzen, verrotteten, oder im strohigen, frischen Zustande auf das Feld schaffen solle. Der Vf. spricht

Digitized by Google

sich für die Meinung derjenigen aus, welche die Anwendung des frischen Mistes vorziehen, und beruft sich auf die bekannten Versuche von Gazzeri. Einverstanden mit der hohen Wichtigkeit dieses Gegenstandes, glaubt Ref. die früher schon gemachte Bemerkung wiederholen zu müssen, daſs die Gazzeri'schen Versuche nur im Laboratorium angestellt worden sind, und noch vieler Modificationen bedürfen, um im psaktisch-landwirthschaftlichen Betriebe Anwendung zu finden. — Im achten, und letzten Abschnitte wird von den mineralischen oder erdigen Düngmitteln, vom Kalk, Mergel, Gyps, den Salzabfällen und dem Erdefahren, wie es im Altenburgischen üblich ist, gesprochen. Vom Gyps wird angeführt, daſs er wirklich nähre, denn sonst könnte seine Einwirkung auf die Vegetation durch bloſses Ueberstreuen der Blätter nicht so auffallend groſs seyn, daſs sie manchmal einer vollständigen Düngung gleich komme. Diese nährende Eigenschaft scheine der Gyps vorzüglich seinem Gehalte an Schwefel zu verdanken. Gleich im Anfange schreibt aber der Verf. auch den andern mineralischen Düngmitteln nährende Eigenschaften zu. Er sagt, sie wirken nicht blos auflösend für die organischen Düngmittel und anziehend für die atmosphärischen Stoffe, sondern als **nährend** lagern sie einen Theil ihrer eigenen Substanz im Organismus der Pflanzen ab, befördern deren Zunahme, und tragen dadurch unmittelbar zur Vegetation bei. — Die letztere Behauptung, die man neuerdings auch in Chaptal's Agriculturchemie vorgetragen findet, ist der neueren Pflanzenphysiologie nicht adäquat. Diese Bemerkung kann übrigens Ref. nicht abhalten, diese ganze Düngerlehre als eine sehr vollständige und gründliche Abhandlung anzuerkennen, der, wenn man Burger's Lehrbuch ausnimmt, in der neuesten Literatur nicht leicht eine ähnliche an die Seite gesetzt werden kann.

Dritte Abtheilung. Grasbau. Der Verf. würdigt die Wiesen sehr richtig, gesteht die Nothwendigkeit derselben in manchen Wirthschaften ein, bemerkt aber, daſs gerade in jenen Gegenden, wo der Ackerbau am höchsten gestiegen sey, der Wiesenbau nicht am vollkommensten betrieben werde, wie im Altenburgischen, in der Pfalz, im Elsaſs, in Belgien, Norfolk u. s. w., und spricht dann als Grundsatz aus: nicht mehr Wiesen, als durchaus nothwendig sind, aber diese im vollkommensten Zustande! — Zur besseren Deutlichkeit seiner Darstellung unterscheidet er natürliche und künstliche Wiesen. Ohne sich in ein unfruchtbares botanisches Detail zu verlieren, giebt er die besten, so wie die schäd-

lichen Wiesenpflanzen an, zeigt, wie die **natürlichen** Wiesen unterhalten, die Ursachen ihres Verderbens weggeräumt, und wie sie andauernd verbessert werden können. Zu den Verbesserungsmethoden rechnet er 1) das Einimpfen, 2) das Erhöhen mooriger und versumpfter Stellen, 3) das Verjüngen durch Erde-Aufführen nach Pohl. Daran schlieſst sich an das Düngen der Wiesen, welches der Verf. nach den wichtigsten dazu verwendeten Materialien beschreibt, und selbst in den Controversen über die Entbehrlichkeit oder Unentbehrlichkeit, über den Werth oder Nachtheil desselben beleuchtet. Unter **künstlichen** Wiesen versteht er nicht das, was die Franzosen prairies artificielles nennen, nämlich Klee- Luzerne- und Esparsettefelder — also Futterfelder, sondern eigentliche, mit Hülfe der Kunst geschaffene Grasländer. Diese können vorkommen, wo die Gegend nicht so viel natürlichen Graswuchs darbietet, daſs man im Stande wäre, davon das für den Acker und sonstigen Bedarf nöthige Futter zu erzielen, oder wo die Bodenart selbst ein zeitweiliges Eindreischen mit Gras verlangt, oder wo der Boden sich besser lohnt, wenn man ihn periodisch dem Pfluge unterwirft, und wieder zu Gras niederlegt. Der Verf. stellt hier die Regeln für ein solches Niederlegen — auf dem Wege der Kunst — mit einer Präcision und Umsicht auf, welche nichts zu wünschen übrig läſst.

Die zwei letzten Hauptstücke dieser dritten Abtheilung S. 409 — 560. enthalten die Lehre von der **Wiesenwässerung**, und sind im Grunde der am sorgfältigsten bearbeitete Theil des ganzen Buches. Der Verf. erklärt sich deutlich über den Werth der Wässerungswiesen, und spricht sich dahin aus, daſs keine Benutzung des Bodens mit dem Pfluge, von welcher Art sie auch seyn möge, auf die Dauer der Benutzung der Wässerungswiesen die Waage halten könne. Er erwähnt kurz der **zufällig** bewässerten Wiesen, die aber den künstlich bewässerten in der Regel nachstehen, indem das Wasser auch zur Unzeit die Wiesenfläche bedecken kann, und beschreibt weitläufig die Behandlung der **künstlich** bewässerten Wiesen, die er, wie man es überhaupt thun muſs, in **überrieselte** und **überstauete** unterscheidet. Er geht so weit, die bei der Kunstwässerung nöthigen Werkzeuge genau zu beschreiben, und durch beigefügte Zeichnungen zu versinnlichen, und verbreitet sich besonders über die Grabenarbeit, selbst über die Handgriffe derselben, wodurch die Darstellung in jeder Hinsicht gründlich und ihren Gegenstand erschöpfend geworden ist. Für die Grabenarbeit und

Digitized by Google

die Bewässerung überhaupt muſs die Wiese die gehörig abhängige Fläche haben, theils der Zuleitung, theils des Abflusses des Wassers wegen. Sie hat dieselbe aber entweder schon von Natur aus, und dann kömmt es darauf an, sie gehörig zu benutzen, und höchstens die natürliche Lage, wo es sich leicht thun läſst, auf dem kürzesten Wege zu verbessern; oder man muſs sie erst zu diesem Zwecke künstlich herrichten, im eigentlichen Sinne des Wortes bauen. Dies ist nun der Punkt, wo, wie der Verf. selbst sagt, die Kunst sich über das Handwerk erhebt, und wo der Verf. die Gelegenheit gehabt und benutzt hat, seine tiefen praktischen Kenntnisse im Wiesenbau an den Tag zu legen. Bei den überrieselten Wiesen unterscheidet er den Hangbau, wo alle Wassergraben in der Abdachung nach Einer Richtung hin ihren Abfluſs haben, und den Rückenbau, wo die Wiesenfläche in mehrere Beete, nach Art der Ackerbeete, gelegt ist. Das Wasser wird über den Rücken derselben hingeleitet, ergieſst sich über die beiden Wände der Beete, und wird in den längs den Seiten hinlaufenden Furchen wieder aufgefangen. — Auch die Ueberstauungswiesen lassen sich durch Bauen künstlich herstellen. Der Bau muſs aber nach ihrer Natur so geleitet werden, daſs man ihre ganze Fläche schnell unter Wasser setzen, eine beliebige Zeit bedeckt lassen, und nach Willkühr wieder trocken legen kann. Die Regeln, welche der Verf. deshalb aufstellt, sind mit sauberen und deutlichen Zeichnungen auf den Tafeln belegt, und eben dadurch für die unmittelbare Anwendung im Leben vorbereitet.

Wirft man einen Blick auf das Ganze zurück, so muſs man dem Verf. Dank wissen, daſs er die Resultate seiner vieljährigen Versuche und Beobachtungen über so wichtige Theile des landwirthschaftlichen Betriebes dem Publikum mitgetheilt hat. Sie bilden ein Repertorium nicht blos für den Verf. selbst und ähnliche Lehrer — was übrigens in seinem Zwecke lag —, sondern auch für andere Landwirthe, welche ihre Forschungen an die seinigen anknüpfen wollen. Besonders lobenswerth ist aber die Art, wie er es gethan hat. Als ein ächter, bescheidener Meister in seiner Kunst, hat er es nicht verschmähet, auch die Verdienste anderer deutscher, französischer und englischer Landwirthe zu würdigen und zu ehren, und selbst interessante Stellen aus ihren Schriften in seinen Vortrag zu verweben. Dieser hat dadurch eine Lebhaftigkeit und Mannigfaltigkeit gewonnen, welche man in anderen Schriften dieses Faches, deren Darstellung so leicht in das Trockene fällt, vergebens sucht. Der Verf. hat sie noch

Digitized by Google

dadurch erhöhet, daſs er hie und da Bemerkungen mit eingeſtreut hat, die zwar zur Darſtellung der Sache nicht geradezu nothwendig wären, die aber, indem ſie die Phantaſie in Anſpruch nehmen, dem Leſer lebendigere Bilder vor Augen ſtellen. Dies alles läſst uns wünſchen, daſs die folgenden Bände, welche dem erſten nicht nachſtehen werden, recht bald in die Hände des landwirthſchaftlichen Publikums gelangen mögen.

Sammlung geometriſcher Aufgaben und Lehrſätze, mit ſynthetiſchen Auflöſungen und Beweiſen, als Material des Unterrichts in der Elementar-Geometrie, von Dr. Ludwig Thilo. Erſter Band, enthaltend, als Einleitung, eine Abhandlung über geometriſche Lehrſätze und Aufgaben überhaupt, und aus der Planimetrie die Aufgaben und Lehrſätze, welche die Congruenz und Gleichheit der Figuren betreffen. Mit 8 Kupfertafeln. Frankfurt am Main, bei Sauerländer. 1824.

Auch unter dem beſonderen Titel:

Materialien für den Unterricht in der Elementar-Geometrie, von Dr. Ludwig Thilo, Profeſſor der Mathematik und Phyſik am Gymnaſium zu Frankfurt a. M. Erſter Theil. Sammlung geometriſcher Aufgaben und Lehrſätze mit ſynthetiſchen Auflöſungen und Beweiſen. Erſter Band. 3 fl. 45 kr.

Zweiter Band, enthaltend aus der Planimetrie die Aufgaben und Lehrſätze, welche die Aehnlichkeit der Figuren und den Kreis betreffen.

Auch unter dem beſonderen Titel:

Materialien u. ſ. w. Erſter Theil, zweiter Band. Frankfurt am Main 1825. 4 fl. 30 kr.

Es iſt dem Hrn. Verf. zum Verdienſte zu rechnen, daſs er einen beſonderen Werth auf das geometriſche Studium überhaupt, und die Conſtruction geometriſcher Aufgaben insbeſondere, in den Schulen des Vaterlandes legt. Des Jünglings mathematiſcher Sinn wird durch kein Studium ſo ſehr gebildet, als das geometriſche, keine Disciplin reicht ſo zweckmäſsige, den jugendlichen Geiſt ſo ſehr anſprechende Materialien dar, als die Geometrie. Und vieler Lehrer Dank verdient der Hr. Verf., daſs er aus dem reichen Schatze der Schriften alter und neuer Zeit, welche er kannte, eine groſse

Menge von Lehrsätzen und Aufgaben, nach eigener Verarbeitung, als Materialien für einen anregenden Unterricht in der Elementar-Geometrie mittheilte.

Der erste Band beschränkt sich auf geometrische Aufgaben, welche die Congruenz und Gleichheit betreffen. In der einleitenden Abhandlung erklärt sich der Verf. in zwei Abschnitten, nach des Rec. Gefühl, mit zu vielen Worten, über den Gegenstand der Sammlung und den Gebrauch derselben, und eröffnet dieselbe mit einer Zusammenstellung des Wenigen, was man über Euclides als Lehrer weiſs, handelt darauf von den verschiedenen Arten von Sätzen, welche in der Geometrie vorkommen, und demjenigen, was nach der Relation von Proclus zu einem vollständig behandelten Satze nach dem Begriffe der Alten gehört habe, und spricht sich zuletzt über das Verhältniſs des Lehrsatzes und der Aufgabe zum Systeme der Geometrie, und über die daraus sich ergebende Form für beide aus.

Auffallend ist es, daſs hier unter vielem wohl und gründlich Gedachten sich ein Irrthum eingeschlichen hat, welcher den Hrn. Verf. zu vielen überflüssigen Worten und irrigen Behauptungen veranlaſste. Indem er nämlich aus Proclus als die Bestandtheile eines geometrischen Satzes aufführt die Proposition, die Exposition, die Determination, die Construction, die Demonstration und die Conclusion, ist es ihm nicht gelungen, den richtigen Begriff der Determination aufzufassen. Um zu erläutern, was unter Determination und den übrigen Theilen eines Satzes zu verstehen sey, giebt er pag. 62. folgendes Beispiel:

„Proposition. In jedem Dreieck liegt der gröſseren Seite der gröſsere Winkel gegenüber.

„Exposition. Das Dreieck sey ABC, welches die Seite AC gröſser, als die AB habe.

„Determination. So sage ich, daſs auch der Winkel ABC grösser, als der Winkel BCA ist.

„Construction. Denn da die AC gröſser, als die AB ist, so werde der AB gleich die AD auf die AC gelegt, und die BD gezogen.

„Demonstration. Da der Winkel ADB auſserhalb des Dreiecks BDC ist, so ist er gröſser, als der innere gegenüberstehende DCB. Es ist aber der ADB dem ABD gleich, da auch die Seite AB der AD gleich ist. Also ist auch der ABD gröſser, als der ACB. Also noch mehr der ABC gröſser, als der ACB.

„Conclusion. In jedem Dreieck liegt also der gröſseren Seite der gröſsere Winkel gegenüber. Welches zu beweisen war.“

Digitized by Google

Abgesehen davon, daſs Rec in den Schriften der Alten niemals etwas unter Construction aufgeführt gefunden hat, was oben unter dieser Rubrik steht, so ist der Begriff der Determination gänzlich verfehlt.

Die Determination ist nichts anderes, als die Bestimmung der Gränzen, innerhalb derer die gegebenen Stücke einer Aufgabe sich halten müssen, damit sie möglich bleibe. Hätte der Hr. Verf. die Schriften des Apollonius von Perga, in welchen er besonders von geometrischen Aufgaben handelt, gelesen, z. E. die de sectione determinata, de inclinationibus, de sectione rationis, bearbeitet von Diesterweg, u. s. w., so würde er sich überzeugt haben, daſs nur jene Gränzbestimmung den Begriff der Determination bildet. Daſs er dieses nicht wuſste, veranlaſste ihn nun zu mancherlei irrigen Behauptungen, z. B. für die Aufgaben lasse sich die Unterscheidung jener Theile schwerlich durchführen (Rec. hält dafür, sie gelte, wo nicht ausschlieſsend, wenigstens vorzugsweise für die Aufgaben), die Determination könne oft ganz wegbleiben (Ref. hält sie für etwas ganz wesentliches, und jede Aufgabe für höchst unvollkommen aufgelöst, in welcher sie fehlt, wenn eine dazu gehört), sie lasse sich bei jeder Aufgabe leicht aussprechen (Rec. behauptet, manche Aufgaben haben gar keine, weil sie unter allen Umständen möglich sind, bei denen aber, zu welchen eine solche gehört, ist sie oft das allerschwerste). Auch streitet er von diesem Gesichtspunkte aus ganz mit Unrecht gegen eine Behauptung Haubers, welcher sehr gut weiſs, was unter Determination zu verstehen ist, und dessen Chrestomathia geometrica übrigens mit gebührendem Lobe angeführt wird. Eben so veranlaſst ihn jener Irrthum, bei den Aufgaben; welche nachher folgen, nach dem Beweise, in einer Anmerkung von den Fällen zu sprechen, in welchen die Aufgabe unmöglich wird; gerade als ob, wenn in dem Beweise die Wirklichkeit der Auflösung dargthan ist, nachher noch von der Möglichkeit zu sprechen wäre. Die Determination gehört nothwendig vor den Beweis. Nur innerhalb der Gränzen, welche sie vorschreibt, hat der Beweis seine ganze Kraft. Die Alten pflegten sie vor die Construction zu stellen. Weil es oft sehr schwer ist, sie vor derselben zu finden, und es in der Regel leichter ist, sie aus der Construction herzuleiten, so lassen sie die Neueren der Construction gewöhnlich folgen, wenn sie dieselbe nicht wegen der Schwierigkeit ganz weglassen, welches von vielen freilich ganz mit Unrecht geschieht, namentlich in der oft belobten geometrischen Analysis von Leslie, übersetzt von Grüson.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

N. 4. 1826.

Heidelberger

Jahrbücher der Literatur.

Thilo Sammlung geometrischer Aufgaben.

(Beschluſs.)

Was der Hr. Verf. p. 111. über analytische und synthetische Beweise sagt, befriediget Rec. nicht. Analytische Beweise kennt in der Mathematik er nicht. Was die Alten in der Geometrie Analysis nannten, war nur die Zurückführung der Auflösung einer Aufgabe, oder des Beweises eines Lehrsatzes auf die näher oder entfernter liegenden Bedingungen, von welchen die Auflösung der Aufgabe, oder der Beweis des Lehrsatzes abhing. Es wurde dabei als wahr gefunden oder wahr angenommen, was erst gesucht oder bewiesen werden sollte. Die Analysis war also kein Beweis. Sie ist nur eine Methode, welche zur Kenntniſs des Unbekannten führen sollte. Die Alten hielten sie aber für etwas sehr wichtiges. Ihnen galt eine Aufgabe für aufgelöst, ein Beweis eines Lehrsatzes für gefunden, wenn die Analysis gemacht war. Und mit Recht. Sie ist auch jetzt noch etwas sehr wichtiges. In so weit überhaupt eine Anleitung gegeben werden kann, eine Aufgabe selbst aufzulösen, den Beweis eines Lehrsatzes selbst zu finden, giebt sie diese Anleitung. Rec. kann es deshalb auch nicht billigen, daſs der Hr. Verf. schon auf dem Titel nur synthetisches Verfahren ankündigt, und die Analysis der Aufgaben wegläſst. Sie gerade scheint ihm bei Aufgaben das allerwichtigste, und lieber entbehrt er alles übrige, als sie. Soll die Behandlung geometrischer Aufgaben für den Schüler einen Werth haben, so ist es nicht genug, daſs man ihm die Auflösung gebe, oder ihn, wie es unter den Schülern Pestalozzi's der Fall war, sich selbst, und dem ungeregeltesten Nachdenken und blindem Herumtappen überlasse, sondern es wird erfordert, daſs er an Beispielen gelehrt werde, von demjenigen, was geleistet werden soll, zu den Bedingungen aufzusteigen, wovon das zu Leistende abhängt, und das so weit zu verfolgen, bis er auf bekannte Sätze ge-

kommen ist. Solche Uebung gewährt die geometrische Analysis. Ihre Anwendung kann darum nicht genug eingeschärft werden, und nichts ist bei Behandlung geometrischer Aufgaben in der Schule dem analytischen Gange zu vergleichen.

Was der Hr. Verf. am Ende der langen und wortreichen Einleitung über die Wichtigkeit schriftlich-mathematischer Arbeiten der Schüler sagt, wie dieselben Einsicht in das Wesen der Begründung einer mathematischen Wahrheit, Uebung im gründlichen und methodischen Denken gewähren, wie sie eine zweckmäſsige Wiederholung der Hauptsätze herbeiführen, dem Lehrer eine genaue Controlle über die Fortschritte der sämmtlichen Schüler einer Classe gestatten; was er über die vielseitige Anwendbarkeit einer Sammlung von Aufgaben und Lehrsätzen, wie er sie zu geben beabsichtigt, als Materiale für den Unterricht hinzufügt, wie sie dem Lehrer Stoff zur Anwendung der Hauptsätze auf Begründung anderer Wahrheiten, Stoff zu socratisirenden Vorträgen und heuristischen Uebungen darbieten, findet Rec. sehr lesenswerth, muſs es aber auch hier tadeln, daſs er bei den heuristischen Uebungen des analytischen Weges nicht gedenkt, welcher der einzige empfehlenswerthe ist.

In der Sammlung selbst hatte Rec. nur solche Lehrsätze und Aufgaben erwartet, welche über den gewöhnlichen Schulvortrag des ersten geometrischen Curses hinausreichen. Es findet sich aber eine groſse Menge der allereinfachsten und in jedem geometrischen Leitfaden gewiſs vorkommenden Sätze, wie folgende: der äuſsere Winkel eines Dreiecks ist gröſser, als jeder innere, nicht an ihm liegende, die Winkel an der Grundlinie eines gleichschenkeligen Dreiecks sind einander gleich, dem gröſseren Winkel eines Dreiecks steht die gröſsere Seite gegenüber, zwei Seiten eines Dreiecks sind zusammengenommen gröſser, als die dritte, u. s. w. Sätze, welche hier mit vielen anderen hätten weggelassen werden können.

Dagegen ist die Auswahl der übrigen Sätze und Aufgaben über Dreiecke, Parallelogramme, Paralleltrapezien, Vier- und Fünfecke überhaupt sehr zweckmäſsig, und viele Lehrer werden den besten Gebrauch von diesen mannichfaltigen Mittheilungen, deren Urheber überall genannt werden, machen können. Es würde Unrecht seyn und zu weit führen, über Einzelnes mit dem Hrn. Verf. zu rechten, da des Vorzüglichen sehr viel, und des zu Tadelnden wenig ist. Rec. begnügt sich deshalb mit obigen allgemeinen Bemerkungen und einer allgemeinen Empfehlung. Angehängt ist dem ersten Bande eine algebraische Behandlung der zehn ersten Sätze des zweiten

Digitized by Google

Buches der Euclideiſchen Elemente. Es iſt wahr, daſs dieſe Sätze ſich leichter algebraiſch darthun laſſen, als geometriſch. Aber der Verf. würde die Elemente des Euclides ihrer ſchönſten Zierde berauben, wenn er ihnen dies zweite Buch und die herrliche geometriſche Darſtellung jener Sätze mit dem ganzen Reichthum ihrer Anwendungen rauben wollte. Schlieſslich folgt eine intereſſante Abhandlung über den Pythagoreiſchen Lehrſatz und verwandte Sätze.

Der zweite Band iſt mehr noch, als der erſte, reich an mannichfaltigen intereſſanten geometriſchen Lehrſätzen und Aufgaben, welche der Hr. Verf. aus vielen bedeutenderen geometriſchen Schriften der früheren und ſpäteren Zeit mit Sorgfalt zuſammengeſtellt und mit Sachkenntniſs verarbeitet hat. Ohne Zweifel wird derſelbe vielen Lehrern zur Erweiterung und Vervollſtändigung des geometriſchen Unterrichts und zur Anwendung des Gelehrten dienen, auch wegen des Reichthums der Mittheilungen manches ſeltene Buch entbehrlich machen. Er enthält viele im gewöhnlichen Vortrage nicht vorkommende Lehrſätze und Aufgaben über gerade Linien, Dreiecke und Vierecke, den Kreis, über Maxima und Minima, welche bei geometriſchen Figuren vorkommen, behandelt mehrere der Aufgaben, welche Apollonius von Perga in der Schrift über die Berührungnn aufgelöst hatte, in der von Vieta angegebenen Weiſe, trägt Lehrſätze über den ſogenannten Arbelus, den ſogenannten Pelecoides und die Lunulas des Hippocrates vor u. s. w.

Was das Einzelne betrifft, ſo iſt der verfehlte Begriff der Determination, welcher im erſten Bande aufgeſtellt wurde, beibehalten, und der eigentliche Gegenſtand der Determination vernachläſſigt. So z. B. wird pag. 53. die Aufgabe aufgelöst: ein Dreieck zu conſtruiren, von welchem ein Winkel, und die Summen der Gegenſeite und jeder der anliegenden gegeben ſeyen. Der Hr. Verf. ſetzt dabei die Möglichkeit der Conſtruction unter allen Umſtänden voraus, während es doch einer genauen Unterſuchung bedarf, ob unter allen Umſtänden von dem in der Figur mit H bezeichneten Punkte aus eine Linie HI = FE an die Linie FI gezogen werden könne, und ob die verlängerte DI der Linie AE unter allen Umſtänden begegne. In der pag. 56. behandelten Aufgabe: „ein „Dreieck zu verzeichnen, in welchem die Grundlinie, das Verhältniſs der Summe der übrigen Seiten zu der Differenz derſelben, und ein Winkel an der Grundlinie gegeben ſeyen“, wird das Zuſammentreffen eines aus F als Mittelpunkt mit einem Radius = FD beſchriebenen Kreiſes mit der Linie AB

vorausgeſetzt, während daſſelbe wirklich gar nicht ſtatt findet, wenn das Verhälsniſs der Summe der Schenkel zur Differenz derſelben kleiner iſt, als das Verhältniſs tang. $(45^{\circ} + \frac{1}{2} A)^2 : 1$. Auch wird wegen Vernachläſſigung der dahin gehörigen Unterſuchung das zweite in den meiſten Fällen ſtatt findende Dreieck gar nicht gefunden.

Eine ähnliche Bemerkung gilt von der Aufgabe pag. 95, ein Dreieck zu beſchreiben, in welchem die von den Winkelſpitzen auf die gegenüber liegenden Seiten gefällten Perpendikel gegebenen geraden Linien gleich ſeyen. Es wird dabei vorausgeſetzt, was nur unter beſchränkenden Bedingungen ſtatt findet, daſs das in der Figur mit ABF bezeichnete Dreieck immer conſtruirt werden könne.

In der pag. 102. behandelten Aufgabe: „durch einen innerhalb eines gegebenen Winkels gegebenen Punkt eine gerade Linie zu legen, welche mit den Schenkeln des Winkels ein Dreieck von gegebenem Flächeninhalte bilde“, fühlt der Hr. Verf. wohl, daſs die Aufgabe nicht immer möglich ſey. Er fügt deshalb am Ende hinzu, die Aufgabe ſey unmöglich, wenn $DK < KI$ würde. Aber damit iſt nicht viel geſagt. Er hätte die Gränze für den gegebenen Raum angeben müſſen, damit ein demſelben gleiches Dreieck auf die angegebene Art beſchrieben werden könne. An anderen Stellen würden ſich ähnliche Bemerkungen anknüpfen laſſen.

Die Auflöſung der pag. 50. gegebenen Aufgabe: „einen Punkt in der Ebene dreier gegebenen geraden Linien zu finden, ſo daſs die von demſelben auf die Linien gefällten Perpendikel in gegebenen Verhältniſſen ſtehen“, iſt nicht erſchöpfend, weil ſich mehr als ein Punkt mit den gegebenen Eigenſchaften finden läſst. Eben ſo lehrt die Conſtruction der pag. 51. aufgelöſten Aufgabe: „einen Punkt finden, ſo daſs die von demſelben zu drei gegebenen Punkten gezogenen geraden Linien in gegebenen Verhältniſſen ſtehen“, nur einen Punkt finden, während es deren zwei giebt.

Der unter Art. 236. aufgeſtellte Lehrſatz hätte erſchöpfender ausgedrückt werden können, wie folgt: Wenn zwei Seiten eines Dreiecks zweien Seiten eines anderen proportionirt, und zwei Winkel gleich ſind, welche zweien correſpondirenden dieſer Seiten gegenüber liegen, auch von den übrigen denſelben gegenüber liegenden Winkeln entweder der eine ein rechter, oder jeder kleiner, oder nicht kleiner, als ein rechter ſind, ſo ſind die Dreiecke einander ähnlich.

Digitized by Google

Der Hr. Verf. glaubt, daſs Euclides den 26. Satz des sechsten Buches der Elemente nicht gebrauche, während er schon im 27. Satze desselben Buches seine Anwendung findet.

Archimedes von Syrakus vorhandene Werke. Aus dem Griechischen übersetzt und mit Erläuterungen und kritischen Anmerkungen begleitet von Ernst Nizze. Mit 13 Tafeln in Steindruck. Stralsund 1824. Verlag von Löffler. 6 fl.

Rec. hält es für einen Fortschritt, oder vielmehr für einen Rückschritt zum Besseren, in der mathematischen Literatur, daſs man bei der sichtbarlich zunehmenden Neigung zum Studium der Analysis der Neueren, bei der fleiſsigen Benutzung der glänzenden Fortschritte, welche dieselbe besonders von Frankreich aus gemacht hat, und bei dem eifrigen Bemühen, dieselbe überall, wo sie angewendet werden kann, selbst in geometrischen Dingen, vorzugsweise oder ausschlieſslich anzuwenden, der Alten nicht vergiſst, und daſs mitten in jener hohen Verehrung des Neuen neue Ausgaben und Bearbeitungen der Schriften der Alten erscheinen, und Leser und Theilnehmer finden. Was kann für das mathematische Studium ersprieſslicher, ja kann etwas anderes für dasselbe wahrhaft ersprieſslich seyn, als wenn die geometrische Methode der Alten mit der analytischen der Neueren Hand in Hand gehet, die eine die andere begleitet, erläutert, ergänzt und vervollständigt? Was kann man dem Anfänger des mathematischen Studiums besseres rathen, als zuerst den Geist der alten Geometrie durch das Studium der Schriften der griechischen Geometer kennen zu lernen, die darin herrschende Methode sich anzueignen, seine eigenen Kräfte durch Anwendung der von ihr dargebotenen Hülfsmittel zu üben, alsdann zu den erleichternden und allgemeineren Kunstgriffen der neueren Analysis überzugehen, und sich aller der Vortheile zu bemächtigen, welche sie darbietet, und wodurch sie den Mathematiker weit über die Grenzen der alten Geometrie hinausführt.

Mit wahrer Freude sieht Rec. unter den Erzeugnissen der neueren mathematischen Literatur eine Uebersetzung sämmtlicher auf uns gekommenen Schriften des Fürsten der alten Geometer, des Archimedes, welcher wohl verwundert stehen würde, wenn er die Fortschritte der neueren Mathematik sähe, welcher aber von jedem neueren Mathematiker mit noch gröſserer Verwunderung über seine Leistungen mit

seinen Hülfsmitteln angesehen zu werden verdient. Wie viele der eminenten Geister führt wohl die Weltgeschichte auf, welche mit einem so kleinen Vorrathe von Hülfsmitteln so viel leisteten, als Archimedes leistete?

Seitdem J. C. Sturm im Jahre 1670 zu Nürnberg „des unvergleichlichen Archimedes Kunstbücher“ sehr glücklich übersetzt herausgegeben hatte, waren in Deutschland zwar einzelne Theile der Archimedeischen Schriften in Uebersetzungen und Bearbeitungen erschienen, unter welchen sich „Archimeds zwei Bücher über Kugel und Cylinder, ebendesselben Kreismessung, von Hauber“, auszeichnen. Aber eine Uebersetzung des ganzen Archimedes fehlte. Und billig war es, daſs die Deutschen nicht hinter den Franzosen zurückblieben, welche schon 1817 in Peyrard einen Uebersetzer fanden.

Der Verf. der vorliegenden Uebersetzung richtete, wie Recht ist, sein Augenmerk vorzüglich darauf, den Inhalt deutlich darzulegen, welches bei mathematischen Schriften selbst in solchen Stellen, in denen der Text einer kritischen Berichtigung bedürfen möchte, möglich ist, und an alle Stellen, deren bei dem genialen Archimedes viele vorkommen, in welchen eine rasch übersehene Schluſsreihe mit übersprungenen Mittelgliedern dargelegt ist, einen begleitenden Commentar anzuknüpfen, ohne jedoch in demselben mehr geben zu wollen, als zum vollen Verständniſs der Stellen erforderlich schien. Daſs die Vorarbeiten anderer Commentatoren dabei benutzt wurden, versteht sich von selbst. In der Uebersetzung sowohl, als in dem Commentar charakterisirt sich Hr. Nizze als einen Gelehrten, welcher eine vertraute Bekanntschaft mit den Schriften der alten Geometer und dem darin waltenden Geiste besitzt, und selbst die Anordnung des Druckes giebt das zu erkennen. Ueberall zeigt sich Kürze und Bündigkeit des Ausdrucks, Gründlichkeit der Entwickelung und systematische Anordnung. Den Sinn des Originals fand Rec. überall, wo er die Uebersetzung mit dem Originale, oder auch mit der im Ganzen sehr glücklichen Sturm'schen Uebersetzung verglich, treu und genau wiedergegeben, und für die Anmerkungen wird der Leser dem Hrn. Verf. Dank wissen.

Die erste gedruckte Ausgabe der Schriften des Archimedes erschien bekanntlich im Jahre 1544 zu Basel. Natürlich bedurfte der Text derselben noch mancher Berichtigungen, welche theilweise ihm auch zu Theil wurden. Die zweite vollständige, seit jener Zeit erschienene Ausgabe ist die von Torelli, Oxford 1792, welche aber bei aller Sorgfalt des Herausgebers, wegen der Nachlässigkeit des Correctors, für die Kritik des

Digitized by Google

Textes so viel als Nichts leistet. Es blieb deshalb dem neuen Uebersetzer in sämmtlichen Schriften des Archimedes, die über die Kreismessung und die Sandrechnung ausgenommen, welche von Wallis eine schätzbare Verbesserung des Textes erhalten hatten, noch Vieles zu berichtigen übrig, indem ohne die Absicht des Hrn. Verf., eine neue Ausgabe des Textes zu veranstalten, die Rücksicht auf eine möglichst vollendete Uebersetzung zu einer kritischen Beleuchtung vieler Stellen des Textes aufforderte. Hr. Nizze theilt in einem Anhange diejenigen kritischen Bemerkungen mit, wozu ihn die Uebersetzung veranlaſste. Er wünscht, daſs dieselben von den, freilich seltenen, Freunden dieses Zweiges der alterthümlichen Literatur Berücksichtigung und Berichtigung finden mögen. Rec. wünscht das gleichfalls, um so mehr, da der Hr. Verf. eine, freilich noch entfernte, Aussicht zu einer neuen Ausgabe des Textes eröffnet.

Mögen die Schriften des Fürsten der alten Geometer immer mehr Leser und gründliche Bearbeiter finden! Möge die Erscheinung dieser gelungenen Uebersetzung dazu beitragen, daſs das Studium der alten Geometrie, welches ohne Schaden für die Wissenschaft nicht vernachlässigt werden darf, immer allgemeiner werde!

Lateinische Schulgrammatik zum Gebrauche für alle Classen, von Johann Philipp Krebs, Doctor der Philosophie und Professor der alten Literatur am Groſsherzoglichen Gymnasium zu Weilburg. Zweite Ausgabe nach ganz neuer Bearbeitung. Gieſsen, 1824. bei G. Fr. Heyer. 1 fl. 48 kr.

Auch Krebs, schon durch seine Anleitung zum Lateinisch-Schreiben sehr vortheilhaft bekannt, verdient unter den neueren Grammatikern, deren sehr verdienstliches Bestreben dahin gieng, die lateinische Grammatik zu demselben Range zu erheben, den die griechische seit geraumer Zeit durch die Forschungen eines Buttmann, Matthiä, Thiersch, Rost und Anderer behauptet, eine rühmliche Stelle. Zwar geben seiner Grammatik die gelehrten Ausstattungen ab, welche ein Ramshorn, Zumpt u. A. durch tiefere etymologische und philosophische Sprachforschungen, durch Vergleichungen mit den älteren Sprachformen, aus denen sich die späteren nach und nach herausentwickelt haben, so wie mit anderen Sprachen, besonders der griechischen, u. dergl. den ihrigen

gegeben haben; aber eben dadurch gewann sie an Brauchbarkeit für den niederern, aber gemeinnützlicheren Zweck des Schulgebrauchs — besonders auch durch den ungleich wohlfeileren Preis, als Folge hievon —, während sich jene mehr für das gereiftere Alter der Studirenden und der Lehrer eignen. Doch hat auch Krebs sehr zweckmäſsig richtige Sprachbemerkungen in neueren Ausgaben römischer Classiker benutzt, wiewohl nur nebenbei und mit etwas karger Auswahl.

So kam es, daſs das erste Capitel der Orthoëpie bei ihm sehr kurz ausfiel, indem er nur das Wichtigste aushebt. Uebrigens wird hie und da etwas mehr Genauigkeit und Vollständigkeit vermiſst. Z. B. p. 4. §. 9. ist bemerkt, daſs Einige vitium (Gen. plur. von vitis) wie ti, nicht wie zi aussprechen. Warum ist nicht auch litium von lis beigesetzt worden? Ti, heiſst es, wurde und wird noch vor einem Vocal wie zi ausgesprochen. Hier hätte noch bemerkt werden sollen: und bei Contractionen, z. B. Horati. Auch vermiſst Rec. eine Eintheilung der Consonanten nach den Sprachorganen, und eine genauere nach ihrem Laute, z. B. der stummen in aspiratas, medias, tenues, der Semivocalen in liquidas und semiliquidas; die Lehre von dem Accent oder der Betonung der Vocale, von den Veränderungen, welche zusammentreffende Consonanten ihrer Natur gemäſs erleiden, Weglassung derselben, Vermehrungen und Verminderungen der Sylben, u. dergl., was alles, wie es in der griechischen Grammatik geschieht, schon dem Anfänger beigebracht werden kann und soll; ferner den so wichtigen etymologischen Theil, oder die Lehre von den Bedeutungen der Wörter nach ihrer Form, in so fern sie eine analoge Classificirung zulassen, so wie die von den etymologischen Figuren.

Nach der Lehre von der Schrift und Aussprache kommt die Formenlehre, welche so ziemlich Alles nöthige und wichtige kurz und deutlich darstellt. Unter die mancherlei Ausstellungen jedoch, die Rec. zu machen sich kaum erwehren kann, gehört erstens der Mangel, daſs den lateinischen Kunstausdrücken die teutschen nicht beigesetzt sind, damit sich der Schüler gelegenheitlich auch mit diesen bekannt mache, z. B. bei Nomen (substantivum, adjectivum, appellativum, proprium u. s. f.), Pronomen, Verbum, Casus, den einzelnen Casus, und so durchaus in der Formenlehre. Zweitens Ausdrucksweisen, die nicht genau entsprechend zu seyn scheinen: z. B. §. 14. 130. A. „das Verbum giebt einen *Zustand* an“. Das Wort Zustand wird wohl nur im leidendlichen Sinne gebraucht, dem des sich Verhaltens. §. 16. „Die

Substantiven bezeichnen theils *sinnliche*, theils *übersinnliche* Gegenstände (nomina concreta, abstracta), also *lebende* oder *leblose* Wesen, die sich den Sinnen darbieten, oder *Eigenschaften*, die man nur an ihnen wahrnimmt, z. B. canis, sapientia, forma, celeritas." Sind die letzteren, zu denen man noch eine Menge rechnen kann, z. B. rubor, hilaritas, u. dergl. übersinnlich? Und doch sind sie abstract! Also welche Eintheilung, welcher Ausdruck! Drittens Unvollständigkeit: so fehlen in der Lehre von der Bildung der Steigerungsstufen unter denjenigen Adjectiven, welche keine Comparationsform zulassen, die Composita mit prae, per, ex, sub (etwas): praedives, percarus, edentulus, subamarus; da die von verbis ihre gradus haben; ferner die auf icus, ivus, inus, imus, ster, und viele andere mit wenigen Ausnahmen.

Sehr vollständig und genau sind hingegen die Lehren von den Zahlwörtern, Pronominen, und in der Lehre vom Verbum besonders die Unterscheidung der einzelnen Zeitverhältnisse und die abweichende Bildung einzelner Verben, z. B. der mit Präpositionen zusammengesetzten, während die abweichenden Formationen der temporum (besonders des Perfects) zu kurz abgefertigt wurden. Noch weit mehr trifft der Vorwurf der Unvollständigkeit die Lehre von dem Adverbium, in welcher auf die verschiedenen Arten der Adverbien nach ihrer Bedeutung (qualitatis, limitandi, affirmandi, negandi, loci, temporis u. dergl.) keine Rücksicht genommen, ja nicht einmal die Verschiedenheit derselben nach der Abstammung vollständig angegeben ist. Es fehlen z. B. die mit Präpositionen zusammengesetzten, interdiu, pridie, denuo u. a., und die von Verbis abstammenden. Andere z. B. Accusative (hier hätte bemerkt werden sollen: auch Ablative) von Substantiven sind nur angedeutet, statt daſs sie hätten aufgezählt werden sollen. Vollständig und besonders wegen der beigesetzten, die Bedeutung anschaulich machenden Beispiele sehr zweckmäſsig eingerichtet ist die Lehre von den Präpositionen. Doch fehlen die zusammengestellten Präpositionen, z. B. exante, exadversum, ferner die adverbiale palam, procul, simul (ἅμα), clam. Wenn bei andern der griechische Ursprung angegeben wurde, warum nicht auch bei am, amb, dis? In der Lehre von den Conjunctionen, welche nach ihrer Natur und Bedeutung hätten eingetheilt und aufgezählt werden sollen, wird auf die Syntax verwiesen, wo sie sich doch nur zerstreut finden.

Digitized by Google

In der Syntax, dem gelungeneren Theil der Grammatik, fiel uns sogleich etwas auf, wodurch sich diese Grammatik vor andern sehr vortheilhaft auszeichnet, daſs nämlich die Beispiele, welche nur allein die Anwendung der Regel vor Augen stellen, so gewählt sind, daſs der Schüler sie verstehen und übersetzen kann, ohne an solchen grammatischen Fällen anzustoſsen, die erst in der Folge erörtert werden, und also nur mechanisch mit Hülfe des Lehrers von dem allmählig im grammatischen und Sprachstudium fortschreitenden Schüler übersetzt werden können. Nur sind für den Anfänger meistens zu wenig Beispiele aufgeführt. Manchmal wünschte Rec. grammatische Fälle, besonders scheinbare Ausnahmen theils aus logischen Gründen, theils als in der griechischen Redeweise begründet, tiefer erfaſst zu wissen, z. B. den Accusativ bei Intransitiven §. 292, so wie den sogenannten griechischen (wiewohl jener mit gleichem Recht diesen Namen führen dürfte) Accusativ bei dem Participium perf. passiv. §. 303. Es hätte der aus dem ursprünglichen Gebrauche des Accusativs zur Bezeichnung des Objects und zwar des näheren hervorgehende allgemeinere Gebrauch dieses Casus zur näheren Bestimmung des allgemeinen Verbal- oder überhaupt Prädicatsbegriffs, so wie der ursprüngliche doppelte Gebrauch der Passivform in rein passiver und medialer (deponentialer) Bedeutung besonders nach dem Vorgange der Griechen nachgewiesen werden sollen. Tadelnswerth findet Rec., daſs §. 474. quum in der Bedeutung d a, w e i l, o b g l e i c h als unbedingt den Conjunctiv erfordernd angegeben, und nicht darauf aufmerksam gemacht worden ist, daſs es sich auch mit dem Indicativ als dem modus des Gegebenen construirt finde, wenn ein objectiver Grund, d. h. eine Ursache mit factischer Bestimmtheit, oft mit Hinweisung auf einen bestimmten Zeitpunct lebhaft angegeben wird, wobei mehr das Resultat des logischen Denkacts, als dieser selbst hervortritt. Alsdann steht quum statt quando, quandoquidem, quoniam, welches selbst als aus quum jam entstanden für den Indicativ des causalen quum in gewissen Fällen spricht. Z. B. Cic. Cat. 19, 9. Senex, ne quod speret quidem, habet. At est eo meliore conditione, quam adolescens, quum id, quod ille sperat, hic jam consecutus est. Epist. ad div. (ed. Bengel) 7, 32, 8. Tu, et quum instituisti, et mihi vides esse gratum, scribe ad me quam saepissime. 11, 2. Quae profecto, quum istum animum habes, in optimam partem accipies. 15, 12, 3. Quam mihi facultatem cum hic casus provincia eripuit, tamen magnopere a te peto. 15, 14, 5. Id (ut me convenires) quum non

Digitized by Google

accidit, utemur bono literarum. 16, 12, 4. Tu quum eo tempore mecum esse non potuisti, cave festines. De orat. 2, 46. Cum alienissimos defendimus — tamen. Sallust. Cat. 20. Cum tabulas emunt — tamen, und in vielen andern Stellen. Oefters läſst es sich als das oratorische wenn faſsen, was aber in so fern nichts in der Sache ändert, als seine logische Bedeutung dennoch eine causale bleibt.

§. 475. wird der Umstand, daſs quum als das Imperf. und Plusquamperf. Conjunctivi bei sich habe, wenn im Hauptsatze ein Perfectum (oder historisches Präsens) folge, daraus erklärt, daſs quum hier nicht eigentliche Zeitpartikel sey, sondern auch den Grund und die vorangehende Veranlassung angebe. Rec. kann dieser Ansicht um so weniger beipflichten, als unendlich viele Fälle dagegen sprechen, wo quum blos zur Zeitbestimmung dient, nämlich solche: fuit tempus, quum rura colerent homines. Jam tum, quum bello fugitivorum tota Italia arderet, C. Norbanus in summo otio fuit; und ist vielmehr der Meinung, daſs dieser Gebrauch des Conjunctivs sich auf eine andere modale Bedeutung des Imperfects und Plusquamperfects Conjunctivi gründe. Unstreitig vertreten diese tempora des Conjunctivs die Stelle des griechischen Optativs, als Begleiters der historischen temporum. Daher kommt es denn auch, daſs quum temporale das Imperf. und Plusquamperf. Indicativi bei sich hat, wenn dasselbe tempus im Hauptsatze steht. Doch genug hievon. Die so wichtige Syntaxis ornata ist mehr, als zu wünschen war, verkürzt worden. — Den Schluſs machen die Abbreviaturen und die Orthographie, welche Capitel eben so gründlich und richtig, als zweckmäſsig abgehandelt sind.

Gleichsam als Anhang zu dieser Grammatik sind 1825 erschienen Anfangsgründe der Prosodik und Metrik von demselben Gelehrten bearbeitet. Diese enthalten Alles nothwendige in gedrängter Kürze. Nicht billigen kann es übrigens Rec., wenn der Verf. es hie und da an bestimmter Genauigkeit fehlen lieſs: z. B. wenn er §. 10. mutam cum liquida absolut für unbestimmt erklärt, da in der Regel die Länge des von Natur kurzen Vocals doch wohl nur dann statt findet, wenn der rhythmische Accent darauf fällt; §. 20. bei dem langen ā der Imperative die Ausnahme pută nicht anführt, in der Bedeutung nämlich; ferner die indeclinabeln Zahlwörter unter den langen auf ā aufführt, statt unter den unbestimmten, so wie unter den Adverbien der zweiten Declination mit kurzer Endsylbe apprimĕ, longĕ, clarĕ, temerĕ, internĕ

Digitized by Google

wegläſst, da er doch sonst Ausnahmen bei den älteren und späteren Dichtern anführt; §. 12. das ei der fünften Declination nach einem Consonanten unbestimmt nennt, da fidēi, rēi doch nur Ausnahmen sind, und als alte Formen (eigentlich fideii, reii) sich nur bei Ennius und Lucrez finden; §. 28. unter den kurzen Endsylben ein- und mehrsylbiger Wörter, tum, sum, sim, amem, tuum u. dergl. aufzählt, ohne zu bemerken, daſs dies nur in den seltenen Ausnahmen vorkomme, wo die Ekthlipsis vernachlässigt ist; §. 29. unter den Längen auf t die dritte Person Singularis nicht nennt, wenn der Ictus darauf fällt, meistens in der Cäsur. Gut angebracht ist der Abschnitt von den Dichterfreiheiten. Nur fehlt nach der Diäresis die Synäresis, die Episynalöphe, und nach der Crasis, welche er mit der Synizesis für gleichbedeutend hält, die Tmesis. Nach dem vollständigen Verzeichnisse der einzelnen Versfüſse und der Lehre von den Tacten und Cäsuren folgt die gründliche und in sehr guter Ordnung ausgeführte Lehre von den wichtigsten, durch teutsche und lateinische Beispiele anschaulich gemachten, Versarten, der dactylischen, in welcher die Natur der Hexameter besonders genau gezeichnet ist, choriambischen, trochäischen, jambischen, alcäischen, oder mit andern Worten, der dactylischen und Horazischen, auf welche sich der Verf. als für seinen Zweck genügend mit Recht beschränkte. Ueber die Art der Anordnung u. dergl., z. B. warum er mit dem dactylischen Grundrhythmus beginne und nicht mit dem choriambischen, erklärt sich der Verf. nicht; auch konnte er mit Fug und Recht dergleichen gelehrte Untersuchungen als auſser und über seinem Plane gelegen seyn lassen.

M. Joh. Friedr. Jakob Reichenbachs, Conrectors an der St. Thomasschule zu Leipzig, allgemeines Griechisch-Deutsches Handwörterbuch. Zweite, ganz umgearbeitete, vermehrte und verbesserte Ausgabe. Erster Band, A — K. Leipzig, 1825. *Verlag von Johann Ambrosius Barth. IV und* 930 *S. gr.* 8. *Zweiter Band. Ebd.* 896 *S.* 6 Thlr. 12 Gr. (Die erste Auflage kostete 4 Thlr. 12 Gr.)

Hr. R. hatte in den Jahren 1801 und 1802 dieses Werk herausgegeben, ohne daſs es eben besonderes Aufsehen gemacht hätte. Man hatte damals die erste, freilich noch sehr mangelhafte und dürftige, Auflage von Schneiders auf den durchschossenen Ernesti'schen Hederich gepfropftem Wörter-

Digitized by Google

buche, es kam bald dessen zweite, dann Riemer, und diese Werke, obwohl für Studirende angelegt, doch auch für Gelehrte wichtig, muſsten ein Buch in Schatten stellen, das, ohne Citate und Autoritäten, ohne allen gelehrten Apparat und Schein desselben, weiter nichts als ein ziemlich vollständiges Vocabularium für Schulen, etwas besser als Vollbeding, war, und das, wer weiter kam, bei Seite stellte, um ein gelehrteres Werk zu gebrauchen. Der Verleger mochte noch eine ziemliche Anzahl von Exemplaren vorräthig haben, als im Jahre 1815 Steins ziemlich oder vielmehr sehr mangelhaftes Deutsch-Griechisches Wörterbuch erschien, und im Jahre 1817 das Rost'sche, gleichfalls Deutsch-Griechische. Da entschloſs sich Hr. Reichenbach, seinem Griechisch-Deutschen, fast vergessenen Wörterbuche einen Deutsch-Griechischen, jenes auſs Neue empfehlenden und bei dem Publicum einführenden Begleiter nachzusenden und mitzugeben, und dies gelang: denn seit der Erscheinung dieses Begleiters (1818. 2 Thlr. 12 Gr.) hat sich das erste Werk vollends vergriffen, und es ist eine neue Ausgabe nöthig geworden. An jenem Deutsch-Griechischen Wörterbuche lobte die Kritik zwar Wortreichthum, woran es nicht nur das magere Stein'sche, sondern auch das wohlbeleibte Rost'sche Werk übertraf; zog aber doch das Rost'sche vor, da jener Reichthum des Reichenbach'schen vor jenem vorzüglich in zusammengesetzten oder neugebildeten oder dem Alterthum ganz fremden Begriffen bestehe, die man am besten umschreibe, Rost dagegen mehr Redensarten gebe, viel genauer in Unterscheidung der Synonymen und in der Auswahl der Wörter nach der Sprache der besten Attiker sey. Seitdem ist das Rost'sche vielfach gebraucht, auch im Königreich Würtemberg nachgedruckt worden, welcher Nachdruck lauter als alles Zeitungslob für seinen Werth sprach, aber von Hrn. Rost eben nicht mit Dank und Freude, sondern mit ziemlichem Unwillen begrüſst wurde. Nun spricht auch Hr. Reichenbach von einer zweiten Ausgabe seines Deutsch-Griechischen Wörterbuches, über deren Erscheinung er sich in Kurzem umständlicher werde vernehmen lassen. Beachtet er bei derselben die gerechten Ausstellungen der Kritik, läſst er im Deutsch-Griechischen Theile das Rost'sche Wörterbuch so weit hinter sich zurück, wie in dem vorliegenden Griechisch-Deutschen Theile, so mag er sich zum voraus eine freundliche Aufnahme versprechen. Doch zu unserm vorliegenden Werke.

Hr. Reichenbach giebt in der kurzen Vorrede zur zweiten Auflage seinen eigentlichen Zweck und Plan kürzlich so an:

Digitized by Google

„Den ursprünglichen Plan, mein Wörterbuch als kein grosses, kritisches, mit Beweisstellen ausgestattetes, und dadurch unnöthig im Volumen gesteigertes, sondern als ein Handwörterbuch für den Schulbedarf sowohl, als für jeden Liebhaber der griechischen Sprache, auftreten zu lassen, habe ich unverrückt im Auge behalten, ohne doch irgend etwas auszuschlieſsen, was den Gebrauch auch nur einigermaſsen vermindern könnte. (Die letztere Phrasis klingt wunderlich. Ref. erwartete: was die Brauchbarkeit desselben nur einigermaſsen vermehren könnte.) Den analytischen Theil, der in der ersten Ausgabe einen eigenen Anhang bildete, habe ich in der jetzigen hineingearbeitet, und so nur eine bequeme alphabetische Ordnung hergestellt; von der sehr bedeutenden, schon durch die weit sparsamere Druckeinrichtung in die Augen springenden Vermehrung und Vervollständigung will ich weiter nicht sprechen, versichere aber, daſs gerade im Puncte des Wortreichthums, ungeachtet ich die Wörter einer strengen Prüfung unterwarf, und daher manchem in den ersten Bogen aufgenommenen jetzt schwerlich mehr einen Platz vergönnen würde, mein Wörterbuch mehr als alle bestehenden enthält. Die logische Anordnung der Begriffe ist durchgehends aufs strengste geprüft, und, nach Maaſsgabe der Umstände, geändert worden; von der Berichtigung der Wortbedeutungen gilt das Gleiche; die prosodischen Bezeichnungen, die Aufnahme schwieriger und seltener Dialectformen, die Bereicherung der, überall wo es nöthig war, beigefügten Constructionen, die Vermehrung der Redensarten (Gräcismen), machen eine ganz neue Zugabe der jetzigen Bearbeitung aus; die Ausstattung des naturhistorischen Fachs ist insonderheit vielleicht manchem diese Branchen cultivirenden Gelehrten willkommen. Die durchgängig unterlassene Anführung der Auctoritäten wird niemand vermissen; sie gehören, meines Bedünkens, in kein Handwörterbuch, für so wichtig ich sie auch in einem kritischen Wörterbuche achte, was (welches) auf strikte Bestimmung der Zeit und der Sprachart zu sehen hat."

Wir haben absichtlich diese Stelle aus der, übrigens sehr kurzen, Vorrede ausgehoben, damit sich klar ergebe, was der Verf. habe leisten wollen, und wie er seinen Zweck erreichen zu müssen geglaubt hat. Der gerechteste Maaſsstab der Würdigung eines Werkes ist immer der, den der Verfasser desselben selbst angiebt. Eine andere Frage ist freilich die, ob sich gewisse Combinationen von Zwecken wirklich

Digitized by Google

mit einander vereinigen laſsen, und ob die von demſelben zu dem Ende für nöthig gehaltenen Mittel auch wirklich zu dem vorgeſteckten Ziele führen. So iſt z. B. der gedoppelte Zweck, ein Handbuch für den Schulbedarf zu liefern und zugleich für jeden Liebhaber der Griechiſchen Sprache (hier ſind wahrſcheinlich theils die Dilettanten gemeint, theils diejenigen, die Berufshalber oft in den Fall kommen, Griechiſche Ausdrücke und Stellen verſtehen zu müſsen, ohne Philologen zu ſeyn). Dieſe beiden Zwecke ſind von der Art, daſs der eine manches erfordert, was der andere bei Seite laſsen dürfte. Und eben ſo lieſse ſich auch ſagen, daſs diejenigen Mittel, die ein Wörterbuch für Dilettanten ſeiner Vollkommenheit näher bringen, nicht immer auch ein Schulwörterbuch ſeinem Ideale nähern. Doch davon mag ſpäterhin die Rede ſeyn; jetzt betrachten wir, ob der Vf. geleiſtet hat, was er leiſten wollte. Ein Handwörterbuch für den Schulbedarf ſoll es ſeyn, nicht mit Beweisſtellen ausgeſtattet. Das iſt es auch, wie das Roſt'ſche, aber ein ſolches, das weit ſeltener, als das Roſt'ſche, ja faſt nie, den Schüler rathlos läſst, das nicht bedeutende Wörter der geleſenſten Schriftſteller ausläſst, das die Abſtammungen der Wörter faſt immer, und richtig angiebt, und, ohne durch Hineinarbeiten der Grammatik in das Lexikon, diejenigen grammatiſchen Schwierigkeiten löſt, die man von einem Wörterbuche gelöſt verlangen darf. Noch mehr berückſichtigt iſt die zweite Klaſse derjenigen, für die dieſes Wörterbuch beſtimmt iſt. Dieſe mag insbeſondere dem Verf. für die groſse Vollſtändigkeit und für die Aufnahme einer groſsen Menge Wörter danken, die der Schüler nie vermiſsen würde, weil er nie in den Fall kommt, ſie aufzuſuchen, oder die der regelmäſsig Studirende und methodiſch Unterrichtete durch die Analogie verſteht, ohne ſie jemals aufſchlagen zu müſsen. Dieſe Vermehrung iſt wirklich von der Art, daſs das Buch in Anſehung der Wörtermaſse von keinem ähnlichen übertroffen, oder auch nur erreicht wird. Ref. hat in dem Augenblicke ſechs neuere Wörterbücher vor ſich, Riemer (1819), Paſsow (1819), Schneider (1819), Roſt (1821), Planche (*Dictionnaire Grec-François, composé ſur l'ouvrage intitulé Theſaurus Linguae Graecae, de Henri Etienne, où ſe trouvent tous les mots des différens âges de la langue Grecque, leur étymologie, leur ſens propre et figuré, et leurs diverſes acceptions, juſtifiées par des exemples. Par J. Planche. Prix 15 Fr. Paris, le Normant, imprimeur-libraire*, 1809. X und 1463 S. 8. jede Seite zu 3 Columnen. Ein ſehr ſchätzbares, in Deutſchland wenig bekanntes, Werk, das viele Aehnlich-

Digitized by Google

keit mit dem Reichenbach'schen hat, zunächst für Schulen bestimmt ist, wo aber auch durch Aufnahme der Kunstausdrücke der Malerei, Sculptur, Baukunst, Chirurgie, Medicin und Botanik, überhaupt der Künste und Wissenschaften, für die zweite Klasse der Benutzer des Reichenb. Wörterbuches gesorgt ist) und Hrn. Rs. neueste Auflage. Hier haben wir nun, blos äuſserlich die Wörterzahl betrachtend, an drei Stellen die Artikel gezählt, und z. B. von Α bis ἄβαι bei Reichenbach gefunden: 20 mehr als bei Schneider, 22 mehr als bei Riemer, 32 mehr als bei Passow, 32 mehr als bei Rost und 16 mehr als bei Planche. Ferner von Ζ bis Ζε: 4 mehr als bei Schneider, 2 mehr als bei Riemer, 6 mehr als bei Planche, 30 mehr als bei Rost, eben so viele als bei Passow. Endlich von Ω bis Ωκυ: 8 mehr als bei Schneider, 8 mehr als bei Riemer, 3 mehr als bei Passow, eben so viele als bei Planche und 30 mehr als bei Rost. Im Ganzen mag etwa Rost beiläufig halb so viele Wörter haben als Reichenbach. Fragen wir nach der Qualität der Wörter, die Reichenbach voraus hat, so finden wir in den zahlreichen Vermehrungen freilich manches Wort, das vielleicht gar nicht aus Schriftstellern, sondern nur aus einem Lexikon oder einem Grammatiker, wo es einmal vorkommt, genommen seyn mag, Wörter, die der Studirende auf keinen Fall vermissen würde, und die auch Andern, für welche das Werk bestimmt ist, wohl schwerlich vorkommen dürften; manche vielleicht auch, die in die Kategorie derjenigen gehören, welche der Verf. ohne ganz strenge Prüfung aufgenommen hat, und die zu verwerfen seyn möchten; welches ihm nicht nur in den ersten Bogen passirt ist. Eine Probe letzterer Art mag aus dem Buchstaben ω das Wort ᾠδήκω, ich bin geschwollen, seyn. Es hat nie ein solches Verbum gegeben, sondern Planche hat ganz richtig: *ᾤδηκα parf. act. d'οἰδέω. ᾠδήκαντι Dor. pour ᾠδήκασι.* Ein Wort der erstern Art ist das Wort Ζατρίκιον, wo weiter nichts steht, als: Das Schachspiel. Dieses Wort hat Meursius in seinem *Glossarium Graeco-Barbarum*, mit der Bemerkung: *Ludi genus: hinc ζατρικίζειν. Videtur autem fuisse ille ludus, qui vulgo Scacchia appellatur.* Es ist ein offenbar neugriechisches Wort: da es indessen in einem Scholiasten eines Klassikers (Schol. Theocr. 6. 18.) vorkommt, so hat es auch F. W. V. Schmidt dem Hrn. Schneider nebst 999 andern zur Vermehrung seines Wörterbuchs präsentirt, ohne eben, wie man weiſs, viel Dank dafür von dem Beschenkten zu erndten. Die Consequenz erforderte die Aufnahme, denn dergleichen Scholiastenwörter und Glossarienwörter stehen bei Schneider viele.

(Der Beschluſs folgt.)

N. 5. 1826.

Heidelberger Jahrbücher der Literatur.

Reichenbach Griechisch-Deutsches Wörterbuch.

(*Beschluſs.*)

Wir wollen aber nun doch diejenigen Artikel, die von *α* bis *ἄβαι* gehen, genauer betrachten, der Kürze wegen aber nur unser vorliegendes Werk mit Passow vergleichen, dem wir unbedingt den Preis unter den für Studirende geschriebenen Wörterbüchern zugestehen. Unter *ἀάατος* hat P. die Bedeutung unverletzlich in einem doppelten Sinne; R. aber daneben als gleichbedeutend *ἄατος*, und noch die Bedeutungen: untrüglich, unschädlich — sehr schädlich, verderblich, furchtbar (über die Unsicherheit der Bedeutung solcher mit dem sogenannten *α* intensivum zusammengesetzten Wörter spricht P. unter A.), endlich für *ἄητος* unersättlich (diese Bedeutung hat P. auch nicht unter *ἄητος*). Dann fehlt bei P. *ἀάβακτος* oder *ἀάβυκτος* = *ἀβλαβής*; *ἄαδα* Lak. f. *ἔνδεια*; *ἀαδένη*, Schweinemist; *ἀαδέω*, Eckel haben, beunruhigen; *ἀαδής* Dor. f. *ἀηδής*; *ἀάθικτος* f. *ἄθικτος*; *ἄακτος*, unzerbrechlich, unverwundbar, gesund; *ἀάλιος* f. *ἄτακτος* und f. *ἀκρατής*; *ἄαμαι* f. *ἀδέω*, sich sättigen; *ἀάμιν*; Lat. ames (Hor.); *ἀανής*, unvollendbar; *ἀάνης*, nützlich; *ἄανθα*, Ohrgehenke; *ἀάπλετος* f. *ἄπλετος*; *ἄας* Böot. f. *εἰς αὔριον*; *ἀασίφορος*, verderblich; *ἀάσκω* f. *ἀάω*, *ἀάτω*; *ἀασμὸς*, das Aushauchen; *ἀάστονος* f. *ἀνεύφραντος*; *ἄαστος*, unschuldig; *ἀάταλος*, unerfüllbar; *ἀάτυλος*, unschädlich; *ἀάτω*, täuschen; *ἀβάγγητρος*, zart; *ἄβαγνον*, Rose; *ἄβαζος*, stumm; *ἀβαὴρ*, zart; *ἀβάθματα*, Naschwerk. Alle diese Wörter, *ἀάπλετος* und *ἀάτω* ausgenommen, stehen schon in dem bekannten Basler Lexicon septemvirale, freilich fast durchaus ohne Auctorität, einige ziemlich verdächtig, z. B. *ἀβάγγητρος* und *ἀβαὴρ*, andere blos aus Grammatikern, wie *ἀαδέω*, oder blos aus Dialekten, in denen kein geschriebenes Buch vorhanden ist, wie das Böotische *ἄας*, das Macedonische *ἄβαγνον*. Einige indessen sind doch von der Art, daſs man sie in gangbare, für Studirende bestimmte Wörterbücher aufgenommen wünschte.

Digitized by Google

Beabsichtigt aber Hr. R. einen Sprachschatz, gleichsam einen Thesaurus *in nuce*, in welchem sich alle wirklich einmal im Gebrauche gewesenen oder dafür geformten Worte befinden, nicht blos solche, die sich noch bei Schriftstellern finden, sondern auch blos in Glossarien aufbewahrte, damit daraus, durch eine immer vollständigere Induction, die unendliche Bildsamkeit der Griechischen Sprache vollkommen in die Augen springe, und auch bei den Dilettanten Staunen errege; so kann er sein Wörterbuch noch sehr vergröſsern. Um eine Probe davon zu geben, zählen wir ihm gleich, aus einem der kleinsten Buchstaben, um den Raum zu schonen, über dreiſsig Wörter auf, die in keinem der sechs genannten Wörterbücher, auch nicht im Septemvirale und im Scapula stehen, und überhaupt in keinem gangbaren Wörterbuche, und dennoch gebraucht worden sind, und meist sichtbar der Analogie gemäſs gebildet erscheinen. Es sind folgende: βάκλιον, *bacilium* (auch in des Meursius oben genanntem Glossar. Graeco-Barbarum), βαλανοκλέπτης, βαλλίστρα, βαναυσότης, βαρύηχος, βασταγμός, βαυκίς, ein Gefäſs, βεβαίωμα, βελονοθήκη, Nadelbüchse, βεξιλλοφόρος, *vexillifer*, βεροῦτα (soll *çanumentum* heiſsen, welches nichts ist: wahrscheinlich ist es, wie das vorhergehende, aus der Lateinischen Sprache in der späteren Römerzeit in die Griechische übergegangen, aus *verutum*), βερένοκκα, *pruna*, βέρεδος, *veredus* (Meursius l. c. hat βερεδάριος, *veredarius*), βιβαρευτής, *cetarius* (auch bei Meursius), βικία, *vicia* (auch Meursius), βιοκρίτης, *censor*, βλακία, *jactatio*, βλαρὸς und βλαροῦμαι (wahrscheinlich eine andere Schreibung und Aussprache für φλυαρὸς und φλυαροῦμαι, denn die Worte sind durch *insulsus* und *insulsor* — *nugor* — erklärt), βλήσιμος, *missilis*, βλητὴς, βοοστάσιον, βουκκισμός, *jentaculum* (auch bei Meursius), βραστήρ, *vannus*, βρεβίον (soll *oratrix* heiſsen, aber Meursius hat wohl Recht, welcher sagt: βρεβίον. *Breve. Scribitur* βρεούιον *apud Eusebium Histor. Eccles. Lib. X. cap. VI. In Glossario Graeco-Latino legitur* βρεβίον, *Oratrix. Quo loco intelligi debet enchiridion precum, Breviarium*), βροχετώδης, *pluvialis*, βροχίζω, *laqueo*, βρώτης, *edax*, βύθισις, *mersio*, βῶκες (soll *voce* heiſsen, wird aber wohl *phocae* gemeint seyn; denn es steht dabei ἰχθύες. In den Wörterbüchern kommt βῶξ, βόαξ, eine Fischgattung, vor: vielleicht ist es überhaupt dasselbe Wort mit φώκη), βωλοστρόφιον, βωμισκάριον, *altare*. Diese Wörter und noch viele Hundert andere unbenützte st hen in einem zwar seltenen, aber doch nicht ganz verschwundenen Buche, das *Henr. Stephanus* seiner *Comment. de Atticae linguae seu dialecti idiomatis* vorausgeschickt hat, nämlich: *Glossaria duo e situ vetustatis eruta*, Paris. 1573. Das Lateinisch-Griechische 359, das

Digitized by Google

Griechisch-Lateinische 307 Columnen. Will Hr. Reichenbach noch ein Duzend zu demselben Buchstaben; so nehme er es aus des Ref. Anzeige des Schneider'schen Wörterbuches in diesen Jahrbüchern 1819. Febr. No. 13, wo wir auch die Belege und Beweisstellen dazu gegeben haben. Auch kann er immerhin noch βληχηθμός und βωλοστροφέω von Passow aufnehmen. Schneider hat ohnedies auch in seinen Zusätzen alle unsere und so vieler Andern zahlreiche Beiträge, die ihm dargeboten wurden, auf eine nur durch sein Alter zu entschuldigende Weise verschmäht. Denn das ist eine leere Ausflucht, daſs, was er nicht aufgenommen, nicht brauchbar für ihn gewesen sey, da er den Gebrauch des Wörterbuches auf klassische und Profanscribenten habe einschränken wollen. Denn erstlich hat er selbst diese Beschränkung nie gehalten, und dann hat er viele aus den gelesensten klassischen und Profanschriftstellern ihm dargebotene Wörter nicht angenommen. — Betrachten wir weiter, was Hr. R. in der Vorrede geleistet zu haben verspricht, so kommen wir auf die logische Anordnung der Begriffe. Spricht man davon in einem Wörterbuche, so muſs man sich hüten, darunter das zu verstehen, daſs man unter den Bedeutungen die abstracteste voransetzen und die concreten folgen lassen müsse, wie in so manchen Wörterbüchern verschiedener Sprachen der Fall ist. Eine solche Verirrung wäre, wenn man z. B. dem Worte λογος als Hauptbedeutung *ratio* unterlegte, dann sagte, es bedeute auch jede Aeuſserung der *ratio*, sey also besonders innere Anschauung, Denkvermögen und Sprachvermögen, wieder specieller das Vermögen, Begriffe, Urtheile und Schlüsse zu bilden, und führe dann immer so recht logisch eintheilend fort, bis man endlich auch auf die Verstandesoperation des Rechnens und auf die davon abgeleitete tropische Bedeutung der Rechenschaft käme; schritte man dann auf der andern Seite auf die Entwickelung der im Sprachvermögen enthaltenen Begriffe, so könnte es nicht fehlen, daſs man am Schlusse eines so philosophisch ausgearbeiteten Artikels, nachdem man jede Bedeutung mit Beispielen aus Philosophen belegt, endlich auch auf die eigentliche und erste Bedeutung, Wort, käme, und zum Beschlusse sagte: kurz, auch alles, was durch Gedanken oder Worte geschieht und abgethan wird. Ist nun gleich dieses Beispiel fingirt, so sollte es uns doch sehr leicht werden, aus vielen Wörterbüchern mehrerer Sprachen Beispiele in Menge nachzuweisen, wo man, ohne alle Berücksichtigung der Wurzel des Wortes und ihres ursprünglich sinnlichen Begriffes, jenen umgekehrten, also verkehrten Weg eingeschlagen, und

sich in Divisionen und Subdivisionen gar sehr gefallen hat. Hr. R. hat sich diesen Miſsgriff nicht zu Schulden kommen lassen, sondern aus dem recht erkannten und meistens auch angegebenen Wortstamme auch den ersten, sinnlichen, Begriff aufgestellt, und dann, gröſstentheils in guter Ordnung, die abgeleiteten, die abstracten und die Nebenbegriffe nebst dem katachrestischen Gebrauche, wo er stattfindet, angegeben. Betrachten wir in dieser Hinsicht den Artikel λόγος in Hrn. Rs. Werke, so können wir im Ganzen wohl mit ihm zufrieden seyn, und wer nichts als die Bedeutungen des Wortes ziemlich wohlgeordnet, und noch obenein die neutestamentlichen desselben, kennen lernen will, dem kann er genügen, denn er giebt das Rechte, giebt es gut, und giebt genug. Aber nun lese man denselben Artikel bei Passow. Wie belehrend wird er nicht gerade durch das, was Hr. R. in seinem Wörterbuche weglassen zu dürfen oder zu müssen geglaubt hat, um Raum für seine Vollständigkeit zu behalten, und es doch nicht zu dick anzuschwellen, wir meinen, durch die Nachweisung des Sprachgebrauchs dieses Wortes durch die Schriftsteller hindurch vom Homer an, gleichsam auf historischem Wege! Wie stehen hier auch Schneider und Riemer, und mehr noch alle Andern zurück! Solche Artikel von Studirenden gelesen und studirt sind eine Quelle der Belehrung, ein Mittel der Geistesentwickelung, das befruchtender ist, als so vieles Andere, das mit Pomp und beschränktem Stolze als solches allein angepriesen wird. — Indessen, wie gesagt, wir wollen Hrn. R. logische Anordnung der Bedeutungen in seinem Werke nicht absprechen, und können es nicht, wenn wir gerecht seyn wollen. Aber dies hindert uns nicht zu behaupten, daſs dennoch manche Bedeutung an einer Stelle stehe, wo die Logik sie eben nicht hinzuthun gebietet. Z. B. wenn es unter ἄγω ganz richtig heiſst: ich führe, leite, bringe, eigentlich von lebendigen, dann auch von leblosen Dingen; ich führe an; Med. ich hole mir u. s. w und unter Nr. 6. ich regiere, erziehe, unterrichte; so folgt unter Nr. 7. ich treibe das Vieh. Dies gehörte voran, und es hätte oben nach bringe fortgefahren werden sollen: treibe, jage (welches Wort Frisch in seinem unschätzbaren deutsch-lateinischen Wörterbuche mit Recht von ἄγειν ableitet), und dann sollte folgen: eigentlich von lebendigen (Menschen und Thieren), dann von leblosen Dingen. Geordnet ist indessen dieser Artikel bei weitem besser, als bei Schneider, der aber die Bedeutung wiegen vor Hrn. R. voraus hat. — Was die

Digitized by Google

Berichtigung der Wortbedeutungen betrifft, so hat Hr. R. auch hierin allerdings viel geleistet, besonders in Vergleichung mit seiner ersten Auflage, jedoch auch an sich betrachtet. Bei einer so endlosen Zahl von Einzelheiten wird indessen Niemand erwarten, daſs ein Lexicograph nichts mehr zu wünschen übrig lassen sollte. Daſs dies auch hier der Fall ist, wollen wir nur an einigen Beispielen zeigen, mehr, um anzudeuten, von welcher Art diese Desiderien sind, als um das Werk oder einen Theil desselben durchzugehen, wozu uns in diesen Blättern der Raum nicht vergönnt werden könnte. 'Ωκύαλος wird von ὠκύς und ἅλλομαι hergeleitet, und ihm die Bedeutung *schnell springend* zugeschrieben: dann von ὠκύς und ἅλς mit der Bedeutung *schnell segelnd*. Aber Passow sagt mit Recht, an eine Zusammensetzung mit ἅλλομαι hätte nie gedacht werden sollen. Bei ψυχή fehlen die Bedeutungen: *abgeschiedener Geist* und: *Geist, Eigenthümlichkeit eines Schriftstellers*, dagegen hat Hr. R. die Bedeutung *das Mark in den Früchten* vor den Andern voraus. Bei ψυχαγωγὸς durfte die Bedeutung: *die abgeschiedenen Seelen durch Opfer u. dergl. versöhnend, besänftigend* nicht fehlen. Bei ἄβροτος muſste Passows berichtigende Bemerkung, daſs die Bedeutung *menschenleer* sehr zweifelhaft sey, berücksichtigt werden. Bei τὰ ἀγαθὰ ist wie bei Allen, auſser bei Schneider, die Bedeutung *gute Eigenschaften* ausgelassen, wo Schneider das Lateinische *bona* (bei Cic. ad Famm. IV. 3.), in demselben Sinne, vergleichen konnte. Unvollständig ist der Artikel ἀγορὰ, denn es fehlt, wie bei Rost, die Bedeutung *Redegabe*. 'Αγραύλια: *Das Fest der Agraulos oder Aglauros zu Athen, einer Tochter des Cecrops und der Nymphe Aglauris, und Priesterin der Minerva,* daher ἀγλαυρίδες (sic) *die in ihrem Tempel dienenden Priesterinnen.* So Hr. R., der diesen Artikel ganz allein hat. Aber nun kommt weiter vorne der Artikel 'Αγλαυρίδες, und da heiſst es: *zu Athen die Parzen.* Wie harmonirt das? Das Letztere ist aus dem mehrmals genannten Basler Lexikon, wo wörtlich, aber ohne Beweis, steht: *Ab Athenaeis dicuntur fata, parcae,* μοῖραι. Das ist wohl eine Verwechselung der drei Schicksalsschwestern mit den drei Schwestern Agraulos, Herse und Pandrosos, über deren Bedeutung s. Creuzers Symb. und Myth. II. p. 729 ff. — Von κουρίδιος konnte Hr. R. die richtigere Erklärung bei Passow finden. Κότταβος ist nach dem, was Schneider und Passow (vorzüglich nach Groddeck, Beck und Böttiger) gesagt haben, doch zu unvollständig. Weniger

richtig hat Hr. R. παραβαπτιστής falschgetaufter als Passow falscher Getaufter oder Schneider unächter Christ. — Mit der Aufnahme schwieriger und seltener Dialektformen in die Reihenfolge der Artikel sind wir einverstanden, und haben alle Ursache damit zufrieden zu seyn. Ueber das Mehr oder Minder wollen wir nicht ins Einzelne und Kleinliche gehen. Denn während Einer fragen möchte, warum denn nicht das Lakonische γάβεργος für ἄεργος, und doch das Arkadische ζέρεθρον für βάραθρον aufgenommen sey, könnte ein Anderer fragen, warum denn bei dem aufgenommenen γέντο die spätere Theokritische Bedeutung ἐγένετο anachronistisch zuerst, und die Homerische für ἕλετο zuletzt gesetzt sey? Doch möchte Hr. R. auf beiderlei Fragen ziemlich genügend antworten können. Bei andern Fällen vielleicht weniger: z. B. warum er denn unter ἐντὶ blos anführe, daſs es 3. plur. praes. Dor. für εἰσὶ sey (welches freilich wahr ist: Theocr. IV. 52.), und nicht auch, daſs es 3. sing. praes. Dor. für ἐστὶ sey, welches eben so wahr ist, und zuerst stehen sollte: s Theocr. I. 17. ἐντὶ δὲ πικρός. — Die prosodischen Bezeichnungen sind in neueren Zeiten mit Recht als einem Lexikon unentbehrlich und unerlaſslich erklärt worden, und nach Riemer, Rost und Passow hat auch Hr. R lobenswerthen Fleiſs darauf verwendet. Aber keiner hat noch den fühlbaren Mangel eines prosodischen Wörterbuches ganz genügend ersetzt, wiewohl Passow in diesem Punkte am wenigsten zu wünschen übrig gelassen hat. Daſs bei Hrn. R., so viel er auch leistet, doch noch eine groſse Nachlese zu halten sey, würde schon zu vermuthen seyn, wenn wir auch nur sagten, daſs eins der allergangbarsten Wörter, καλός, unbezeichnet geblieben ist. Wir wollen nicht die kritische Genauigkeit Passows (unter d. W.) verlangen, der Zeiten und Schriftsteller genau unterscheidet, aber gar keine Bezeichnung ist zu wenig. Natürlich, daſs dann auch Bemerkungen fehlen, wie die, daſs λαβρός einmal (bei Eurip. Herc. fur. 841. ed. Matth.) kurz vorkommt, daſs ὠρίων bei den Epikern lang, bei den Attikern kurz sey, u. dergl. Fehlen solche Sachen doch auch bei Riemer. — Auch das Uebrige, was Hr. R. von seinem Wörterbuche rühmt, Aufnahme der nothwendigen Constructionen, der Gräcismen, der naturhistorischen Artikel finden wir (um kurz zu seyn) gröſstentheils beifallswürdig geleistet. Daſs noch Manches zu thun ist, zeige der Mangel der Redensarten ὥςπερ εἶχε wie er gieng und stand, ὡς ποδῶν εἶχον was ihre Füſse vermochten. Aber wie viel überhaupt dem Artikel ἔχω fehlen mag, ergiebt sich, wenn man erwäg',

daſs dieser bei Hrn. R. 19 Zeilen, bei Passow 5 Columnen enthält. Die naturhistorischen Artikel lassen sich noch aus den Zusätzen zu Schneider sehr ergänzen. Wir schlugen *ἄνηςον* auf, und wurden auf *ἄνησον* verwiesen; da steht: was *ἄνυθον*, Dill. Aber *ἄνυθον* ist Druckfehler für *ἄνηθον*, und findet sich natürlich gar nicht. Wie wir über die durchgängige Unterlassung der Anführung der Auctoritäten denken, haben unsere Leser schon bemerkt. Wir halten sie für zulässig in einem Schullexikon für Anfänger, wie das Rost'sche ist; wir halten sie auch für zulässig in einem Wörterbuche für die zahlreiche Klasse von Liebhabern der Griechischen Sprache, die, ohne tiefer in die Sprache und die Griechische Literatur eindringen zu wollen, ein Griechisches Wörterbuch brauchen. Diesen leistet Hrn. Rs. Werk durch seinen Reichthum Dienste, wie kein anderes, und empfiehlt sich dabei, bei gutem und sehr correctem Druck und gutem Papier, durch seinen gewiſs billigen Preis; und wir müssen erklären, daſs Hr. R., was er in der Vorrede versprochen hat, mit rühmlicher Ausdauer geleistet, und billigen Forderungen allerdings Genüge gethan habe. Von den drei vor uns liegenden, in der äuſseren Form und Unterlassung des Citirens und Raisonnirens sich gleichenden, Wörterbüchern von Planche, Rost und Reichenbach geben wir dem Reichenbach'schen unbedingt den Vorzug, wobei dem Rost'schen, wohlfeilern und die Spitzner'sche Zugabe nebst dem Deutsch-Griechischen Theile jetzt noch vor der Hand voraushabenden Werke immer noch Käufer genug bleiben können. Zur Vergleichung theilen wir hier noch den Artikel *βάλλω* aus den drei genannten Werken mit.

Planche.

Βάλλω, *ſ. βαλῶ*, *p. βέβληκα*, *aor.* 2. *ἔβαλον*, *p. moy.* (nach alter Weise, das Perf. Medii) *βέβολα*, *jeter*, *lancer*, contre quelqu'un — *attaquer quelqu'un*, avec des traits, etc. *frapper en jetant*, *blesser*, *atteindre.* Βάλλω, *jeter*, sans diriger contre personne ce qu'on jette — *jetter*, les yeux — *répandre*, des larmes — *mettre*, dans sa tête, dans son esprit. Dans cette dernière signification on emploie plus souvent *βάλλομαι*. Βάλλεσθαι ἐφ' ἑαυτοῦ, Herod. *rouler dans sa tête*, *dans son esprit.*

Βάλλω, se met aussi pour *τίθημι*, *mettre*, *placer.*

Rost.

Βάλλω, f. *βαλῶ* und *βαλλήσω*, aor. *ἔβαλον* und *ἐβάλλησα*, pf. *βέβληκα*, werfen, schleudern, besonders das Geschoſs, daher schieſsen, treffen, verwunden, erlegen, 2. bewegen, treiben. 3. bespritzen, besprengen, bestreuen. 4. fallen lassen, ver-

Digitized by Google

lieren. 5. legen, anlegen, anfügen; ablegen, hineinlegen. βάλλειν τί τινι ἐνὶ θυμῷ, Einem etwas in das Herz legen, eingeben, anrathen. Med. βαλέσθαι ἐνὶ φρεσὶ, etwas zu Herzen nehmen, überlegen. βάλλειν φιλότητα, Freundschaft knüpfen. 6. fallen, stürzen, rennen.

Reichenbach.

βάλλω, F. βλήσω, überhaupt: ich bewege von einem Orte zum andern; ich werfe, stoſse, schieſse, schleudere, gieſse; 2) ich berühre, treffe, verwunde; τινὰ, κατὰ τινὰ, einen; τινὶ τινὰ oder εἰς, ἐπὶ τινὰ τὶ, einen mit; 3) ich lasse fallen; 4) ich werfe nieder; 5) ich stelle, lege an; 6) metaph. ich übergebe, vertraue an; τινὶ τὶ, einem etwas; 7) εἰς τὴν καρδίαν τινός, und ἐν καρδίαις τὶ oder τὶ τινὶ ἐνὶ θυμῷ, ich lege einem etwas an's Herz, d. i. ich rathe ihm etwas; Med. βάλλομαί τι εἰς νοῦν oder ἐνὶ φρεσὶ, ich nehme zu Herzen, ich überlege etwas, beschlieſse etwas zu thun *).

Zu tadeln ist, daſs beide Deutsche das Verbum fällen, das, wie fallen, Eines Stammes mit dem Griechischen ist, nicht genannt und aufgeführt haben, daſs überhaupt beide auf die Stammesverwandtschaft beider Sprachen nicht nur nicht hingedeutet haben, sondern gar nicht geachtet zu haben scheinen. Freilich absichtlich, wie es scheint: denn Schneider, Riemer und Passow haben oft genug die Sprachen verglichen. Aber hundertmal hätte nur ein Wort, oft nur gesperrter Druck des entsprechenden Deutschen genügt, das nun gerade häufig fehlt, z. B. bei φαλλὸς, Pfahl, bei σκότος, Schatten. Ref. weiſs aus vieljähriger und tausendfältiger Erfahrung, wie fruchtbar eine solche Sprachvergleichung, nach festen Grundsätzen und in den gehörigen Schranken (nicht à la Kanne mit Uebertreibung, nicht à la Frenzel mit Seichtigkeit) geübt, für die Einsicht in den inneren Bau der Sprachen ist, besonders wenn man dabei die Lateinische Sprache auch hereinzieht, deren Vergleichung sich eben so oft und ungesucht darbietet.

Sollen wir aber sagen, welches Griechische Wörterbuch wir nicht Schülern, sondern Studirenden empfehlen, welche in den Geist der Sprache eindringen, und sich entweder zu Philologen bilden, oder, sich vorbereitend auf eine Facultätswissenschaft, diesem Studium eine feste philologische

---

*) Eine groſse Menge der bedeutendern Artikel ist bei Reichenbach nicht blos in diesem Verhältniſs, sondern bei weitem ausführlicher, als bei den beiden Andern.

Digitized by Google

Basis unterlegen wollen, welche in dem Wörterbuch Winke zum Forschen, Hindeutung auf das, worauf vorzüglich zu sehen ist, offene Erklärung über das noch nicht vollständig Erforschte, Andeutung des Standpunctes, auf dem gegenwärtig die Sprachforschung steht, Unterscheidung des Sprachgebrauchs nach den verschiedenen Formen der Schreibart, und nach den Zeitaltern, endlich Hinweisung auf Schriftsteller älterer und neuerer Zeit, und die besten Erklärer derselben, eigenthümliche Ansichten und Behandlungsweise zu finden wünschen; solche können wir an keins der drei genannten Werke weisen: und während wir das Schneidersche Werk als dem Philologen überhaupt unentbehrlich, das Riemersche (so sehr uns oft sein Ton miſsfällt) wegen Originalität und geistreicher Behandlung, wegen Sprachvergleichung und sehr vieler höchst wichtiger Bemerkungen Studirenden wie Studirten (welche, wenn sie rechter Art sind, stets Studirende bleiben) als vorzüglich interessant und wichtig bezeichnen müssen; können wir für die, welche nach den oben genannten Eigenschaften und Leistungen fragen, einzig und allein das Passow'sche Wörterbuch als solchen Zwecken vorzüglich entsprechend empfehlen. Nicht, als ob nicht Schneider und Riemer zum Theil Aehnliches leisteten, oder als ob wir glaubten, Passow leiste schon Alles (das glaubt der treffliche Philolog wohl selbst nicht): auch verkennen wir nicht die Ungleichheit der Bearbeitung, die zwischen seinem ersten und zweiten Theile statt findet. Denn das gleichförmiger bearbeitete Reichenbach'sche Wörterbuch hat von A bis K 930 Doppel-Columnen, Passow bis eben dahin 927: dagegen jener von Λ bis zu Ende 896, dieser 1134. Aber die Fruchtbarkeit und das Erregende dieses Werkes hat kein anderes, und Ref., der täglich Gelegenheit hat, die Wirkung und den Einfluſs sehr verschiedener Wörterbücher in den Händen von Studirenden genau zu beobachten, findet sein eben ausgesprochenes Urtheil täglich bestätigt. — Doch auch von Hrn. R. scheiden wir mit der vollen, seinem Fleiſse und seiner Sorgfalt gebührenden Achtung, und sind überzeugt, daſs es besonders in dem von uns angedeuteten Kreise sein verdientes Publicum, und bei diesem Schätzung und Dank finden wird.

Digitized by Google

Amalthea, oder Museum der Kunstmythologie und bildlichen Alterthumskunde. Im Verein mit mehreren Freunden des Alterthums herausgegeben von E. A. Böttiger, Oberaufseher der Königl. Antikenmuseen in Dresden. Dritter Band. Mit 7 Kupfertafeln und einem Steindruck. Leipzig, bei G. J. Göschen. 1825. *XLV und* 496 *S.* 8. 3 Thlr. 8 Gr.

Die zweijährige Verspätung dieses Bandes wird reichlich vergütet durch den gewichtigen Inhalt desselben, und der verdienstvolle Herausgeber hätte das entschuldigende Vorwort in so fern sparen können, zumal da der langsame Druck hie und da den Gewinn trefflicher Zusätze und selbst in der ausführlichen Vorrede noch mancher willkommenen Nachträge gebracht hat. Da diese Zusätze, die Anmerkungen und die Vorrede manche reife Epikrisis der hier gelieferten Aufsätze enthalten, worin der Herausgeber, als Altmeister der Archäologie, seine jetzigen Ansichten ausspricht, so kann sich eine Relation oder auch Recension nur auf nachträgliche Bemerkungen erstrecken, und ich begnüge mich daher, einzelne Gaben dieses reichen Füllhorns herauszuheben, zu betrachten, und dabei meine unmaſsgeblichen Meinungen besonders über einen und andern Beitrag des Herausgebers selbst zu äuſsern.

Schon der Vorbericht bringt eine gewünschte Ergänzung zu dem gelehrten Aufsatz des Herrn G. H. Nöhden in London über den Memnon (s. den zweiten Band) mit einer lithographischen Abbildung der auf der Rückseite des Bildes sich befindenden Hieroglyphen. Wenn der Herausgeber hiebei, so wie an mehreren Orten dieses Bandes, über die neuesten Versuche, die altägyptischen Schriftarten zu enträthseln, sich in einem verschiedenen Sinne äuſsert, so will Referent dies als Wink und Aufforderung zum eigenen Schweigen benutzen, indem eben diese Verschiedenheit der Urtheile eines und desselben groſsen Gelehrten in ihm die Ueberzeugung bestärkt, wie miſslich es zur Zeit noch sey, bei diesen kaum eröffneten Acten mit eigener Meinung dazwischen zu treten. Den Band selbst eröffnet eine Abhandlung über den Torso der Richmondischen Venus im Brittischen Museum von D. G. H. Nöhden, Aufseher der Antiken desselben Museum. Der Verfasser bewährt in dieser, so wie in andern archäologischen Arbeiten, aufs entschiedenste den Beruf, einem so reichen Museum vorzustehen, und liefert einen neuen sprechenden Beweis; wie sehr er unter den Gelehrten Englands unserm deutschen Vaterlande Ehre macht, und die auf ihn gefallene Wahl der Groſsbrittanischen Regie-

Digitized by Google

rung rechtfertigt, wie sehr er aber auch und mit welchem erwünschten Erfolg er bemüht ist, die seither groſsentheils unbekannten Kunstschätze dieser an Antiken so reichen Insel seinen deutschen Landsleuten bekannter und nutzbarer zu machen. — Hierzu eine fein ausgeführte Kupfertafel, die dieses Kleinod des Brittischen Museum, so weit es in solchem Format möglich ist, genügend darstellt. — Es folgt eine Reihe von Aufsätzen über die Tripoden, zweiter Abschnitt; über vier unedirte und wenig bekannte Monumente des alten oder hieratischen Styls von K. O. Müller, Prof. in Göttingen, mit vier Kupfertafeln. In dieser Fortsetzung der ersteren Abhandlung werden wieder interessante Gegenstände zur Sprache gebracht, welche auch dem Herausgeber im Vorbericht zu verschiedenen Nachträgen Anlaſs gegeben. Ueber einige Punkte wäre gröſsere Ausführlichkeit wünschenswerth, z. B. über die κόλλησις σιδήρου, zumal da neuerlich Ramshorn, Hausmann und andere Gelehrte die Sache in verschiedenem Sinne gefaſst. Das Weitere muſs der künftigen Fortsetzung der Commentatt. Herodott. vorbehalten bleiben. Auch die Bezeichnung χρυσοῦ ἀπέφθου, welches nur übersetzt wird reines Gold, sähe Referent gern näher bestimmt, da ihm nicht unbekannt ist, was darüber, keineswegs übereinstimmend, von Lempe, Eckhel, Matthiä, Wurm, Raoul-Rochette und Andern bemerkt worden, und er würde zu den gedachten Commentationen diese Beihülfe dankbar erkannt haben. In Betreff des von Hrn. Müller beschriebenen Samothracischen Reliefs nimmt es mich Wunder, wie der auf Alles aufmerksame Herausgeber im Vorbericht (pag. XX f.) zu bemerken vergaſs, daſs dieses selbige, vielleicht älteste Relief auch von Hrn. Doctor Schorn im neuesten Heft des Tischbeinischen Homer mitgetheilt und erläutert worden, worüber ich selbst in diesen Jahrbüchern das Nöthige bemerkt. Der zum Müllerischen Aufsatz (p. 34.) beigefügte Umriſs muſs ohnehin, weil er an sich nicht genügt, mit den beiden Kupfern bei Schorn und Millingen verglichen werden. Die Betrachtung dieser sehr alten Sculpturwerke gibt nun zu manchen Erörterungen Anlaſs, welche für die ganze Kunstgeschichte bedeutend sind. Der erfahrene Herausgeber sagt in Beziehung darauf im Vorbericht: „Nur über den Styl (jenes Reliefs) scheinen beide (Millingen und Müller) nicht derselben Meinung zu seyn. Sehr bestimmt bezeichnet der Deutsche den hier herrschenden Kunststyl als den ältesten auch dadurch, daſs die darin vorherrschende Einfalt und Ruhe sich auch noch in einigen andern Griechischen Basreliefs vorfinden,

die der ältesten Kunst zugehören, und daſs erst in einer nachfolgenden Periode jenes übermäſsige Streben nach leidenschaftlichem Ausdruck, groſser Bewegung und Angabe der Gelenke und Muskeln eingetreten sey, worüber er denn mit Heinrich Meyer, der sowohl in seinen Anmerkungen zu Winckelmann, als in seiner zuletzt erschienenen Kunstgeschichte jene Ueberreste der alten Kunst mit dem gewaltigen Ausdruck und Muskelspiel für den ältesten Kunststyl erklärt, und in derselben Beziehung auch mit den Kunstepochen, die Friedrich Thiersch in seiner ersten Vorlesung annimmt, sich zu vernehmen haben wird. Ich gestehe, daſs ich bis jetzt aus voller Ueberzeugung die Ansichten meines Weimarischen Freundes getheilt habe. Doch wer kann sagen, welche neue Frucht uns der morgende Tag noch immer aus den Gärten der Hesperiden bringen wird?« — Im Texte selbst folgt: Ueber die Inschrift des Olympischen Helms. Ein Sendschreiben des Herrn von Brönsted, Kön. Dänischen Geschäftsträgers in Rom, an den Herausgeber — eine strenge Kritik eines früheren Aufsatzes im zweiten Bande der Amalthea, womit man die nachträglichen Bemerkungen des Herausgebers S. 400. dieses dritten Bandes und S. XXIII. des Vorberichts verbinden muſs, wo auch auf Böckh's Corpus Inscriptt. Graecc. I. 1. n. 16. pag. 34 sq. mit Recht hingewiesen ist. Herr Ritter von Brönsted liefert zugleich einen schätzbaren Beitrag zum Text des Pausanias in einer Anzahl von Lesarten aus einer Handschrift der Bibliotheca Angelica. — Von demselben gelehrten Kritiker haben wir nun nächstens ein groſses Reisewerk über Griechenland in einer Deutschen und einer Französischen Ausgabe zu erwarten. Referent, welcher einige Proben der dazu gehörigen Kupfertafeln gesehen, kann im Voraus die Versicherung geben, daſs hierin Ungemeines geleistet worden. Daſs von Herrn von Brönstedt selbst nichts Gemeines zu erwarten ist, braucht wohl nicht ausdrücklich bemerkt zu werden. — Der vierte Abschnitt dieses Bandes, zur Architektur der Alten überschrieben, enthält 1) eine Abhandlung über die Bearbeitung architektonischer Formen des Alterthums auf der Drehbank, 2) Versuch einer Darstellung der architektonischen Vereine, zwei Vorlesungen, vom Kön. Baierischen Hofbauintendanten und Oberbaurath Herrn von Klenze in München. Zur ersten Vorlesung, die einen noch wenig bekannten Punkt der alten architektonischen Technik ins Licht setzt, gab die Veranlassung: „ein sehr gut erhaltener, ja fast unversehrter Do-

„rischer Knauf, von einer der Säulen des Pronaos aus dem „Tempel des Zeus Panhellenios auf der Insel Aegina genom-„men, und als Eigenthum Sr. Königlichen Hoheit des „Kronprinzen von Baiern (des jetzigen Königs „Majestät) jüngst aus Athen in die Glyptothek nach Mün-„chen gebracht.« Der Verfaſser geht dabei von der kritischen Behandlung einiger Stellen des Plinius (H. N. XXXVI. 19. VII. 56.) aus, und gelangt zu Ergebnissen, woraus allein einige räthselhafte Erscheinungen an den Ueberresten der antiken Baukunst erklärbar werden. — Die andere Vorlesung über die Bauvereine des Alterthums gewährt ein noch allgemeineres Interesse, und ergänzt rückwärts die folgenreichen Untersuchungen, die Herr Dr. Sulpiz Boisserée neulich über die Bauvereine des Mittelalters in dem ersten Bande seines unsterblichen Domwerks angestellt hat. Auf dem Wege jener Untersuchung liegen aber gleich vorn herein die zum Theil höchst dunkeln mythischen Sagen von den Telchinen, Kabiren, Korybanten, Cyclopen, Pelasgern, Tyrrhenern, tyrsenischen Pelasgern, und es gereicht gewiſs der Sache zum gröſsesten Vortheile, daſs hier einmal ein theoretisch und praktisch bewährter Kenner der Architektur diese Gegenstände mit der Fackel der Kritik beleuchtet. Da der Vorbericht (S. XXV.) uns die angenehme Hoffnung gibt, der Verfaſser werde diese und andere seiner Abhandlungen zu einem gröſseren Werke umarbeiten, so wird derselbe nun ohne Zweifel in den neueren Untersuchungen von Welcker, Raoul-Rochette und Andern mannichfaltigen Anlaſs zu neuen und erwünschten Erörterungen finden. — Die Vorlesung: Apelles und Antiphilus von Herrn Prof. Tölken in Berlin, die sich an die Klenzischen anreiht, ist, wie auch der Herausgeber im Vorbericht (pag. XXV f.) bemerkt, ein willkommener Beitrag zur Kritik der Griechischen Kunstgeschichte. Es ist wohl keinem kritischen Geschichtsforscher unbekannt, daſs die Geschichte der alten Kunst von den alten Berichterstattern selbst mit manchen Fabeln verbrämt uns überliefert worden, und Sichtung thut hier vor Allem Noth. Würdigung der Gewährsmänner, wie hier des Lucian, muſs die Grundlage bilden. Ohne diese Bemerkung auf die Tölken'sche Erörterung anwenden zu wollen, muſs Referent doch bekennen, daſs neuerlich auch hierin Grundsätze hie und da adoptirt worden sind, die zu einer Alles bezweifelnden Skepsis führen möchten. Er möchte selbst nicht alle Ansichten des würdigen Herausgebers (p. XXVI.) zu den seinigen machen. — Unter der Rubrik Archäologische Beiträge folgen

Digitized by Google

nun zuvörderst drei sehr gehaltreiche vom Herausgeber selbst: I. Ueber die sogenannten Karyatiden am Pandroseum in Athen und über den Miſsbrauch der Benennung: Karyatiden. II. Zwei antike Silenuslampen. Nebst einem späteren Zusatz. (Hierzu die Kupfertafel VII.) III. Afrikanische Antilopen auf alten Denkmalen. Nebst Auszug eines Briefes von Prof. Lichtenstein in Berlin. Von E. A. Böttiger. Auſserdem enthält dieselbe Abtheilung dieses Bandes IV. Fortsetzung der Bemerkungen über antike Denkmale von Marmor und Erz in der Florentinischen Galerie (bis zur CLI. Kupfertafel der Galeria di Firenze), vom Hofrath Heinrich Meyer in Weimar. Die erste Abhandlung von Herrn Hofrath Böttiger eröffnen sehr unterhaltende Nachrichten von den geretteten Bau- und Sculpturwerken auf der Burg zu Athen, von der malerischen Wirkung, die dieselben noch jetzt auf den Beschauer machen, und von dem Schicksal mehrerer jener sogenannten Karyatiden, wobei denn auch das jetzt allgemein bekannte: „Quod non fecerant Gothi, fecerunt Scoti“ vorkommt. Nur daſs jetzt manchem Leser dagegen einfallen wird: Quid vero facient Turcae? nämlich wenn sie Athens wieder Meister werden sollten (was Gott verhüte), und wenn sie nicht alle so sind, wie der Eine, von dem hier geschrieben steht. — Aber eben weil es geschrieben steht, hebt sich leider das letztere wenn von selber auf. Die Untersuchung selbst würdigt mit Recht die von Lessing schon angezweifelte mährchenhafte Erzählung von den gefangenen Karerinnen, und führt zu dem klaren Ergebniſs: Es sind Kanephoren. Den Gang dieser mit eben so viel Scharfsinn als Belesenheit durchgeführten Erörterung können einsichtige Leser schon aus folgenden wenigen Worten vermuthen: „Es ist aus der Hauptstelle beim Pausanias (III. 10. 8.) zur Genüge bekannt, daſs die Lacedämonischen Jungfrauen ihrer groſsen Licht- und Naturgöttin, der zur Dorischen Jägerin umgestalteten Artemis, zu Karyä alljährlich einmal den alten asiatischen Hierodulentanz in einen eigenthümlichen Nationaltanz umgestaltet aufzuführen pflegten.“ In dem späteren Nachtrag zum obigen Aufsatze geht der Herausgeber von einer durch den gelehrten Herrn Meinecke in Danzig trefflich behandelten Stelle des Euphorion (Fragm. XLII. φιλοπλοκάμοισι Δυμαίναις) aus, zeigt, wie dieser Gelehrte in Betreff jener Mädchenstatuen zu Athen mit ihm selber übereinstimme

(„Bei dieser Veranlassung erhebt auch er — Meinecke — die vollwichtigsten Zweifel gegen den allgemein angenommenen Sprachgebrauch, die berühmten Kanephoren am Pandroseum in der Akropolis Karyatiden zu nennen, mit der feinen Bemerkung, daſs die ganze Tracht und Gestaltung dieser unvergleichlichen weiblichen Figuren ganz dem attischen, aber nicht dem dorischen Costüme entsprechen“), und fügt eine Reihe gelehrter Bemerkungen über diesen und verwandte Gegenstände hinzu. — Im folgenden Aufſatze: die Silenuslampen, zwei antike Bronzen (wobei eine Kupfertafel), bringt der Herausgeber auf die lehrreichste und anziehendste Weise mehrere Gegenstände zur Sprache, z. B. die Technologie und den Kunsthandel der Alten (wobei der Wunsch eines Werks über diesen Gegenstand geäuſsert wird), die den Alten bekannten Beleuchtungsarten mit Vergleichung der neueren, die Lampen so verschieden nach Material, noch viel verschiedener und mannichfaltiger in den Formen, mit einem Blick auf die darüber vorhandenen Werke und mit dem Wunsche eines neuen, gehörig gesichteten und geordneten (eine antike Lychnologie möchte ich sie nennen), und kritisch-philologische Bemerkuugen über die Namen der Beleuchtungsgefäſse bei den Alten, über die antike Behandlungs- und Bewahrungsweise des Weines und anderer Flüssigkeiten u. s. w. In dem Zusatz werden über die Doppelnatur der Silenusmythe Winke gegeben, über die hoch ernste und hinwieder über die scherzhafte Seite dieses Mythus. „Allein“ (heiſst es p. 183 f.) „so wie er (dieser Mythus) von Phrygien und Lydien her, woher die orgiastische Dionysosfeier nach Thracien und über die Inseln nach Böotien kommt, ist auch der zweiten Darstellung, der Trink- und Genuſslust, die erste Anregung gegeben. Als Pädagog (er war ja im Sinne der eingebornen Griechen ein Barbar) des Bacchus auf dem fabelhaften vorderasiatischen Nysa, als Feldherr bei seinem Zug nach Indien (eigentlich umgekehrt von Indien her, von Hinterasien nach Vorderasien und Kleinasien), tritt er zuerst auf, und dies wird der Vereinigungspunkt beider Vorstellungen. Nun gibt es in der Dichtung sowohl als in der bildenden Kunst keine Lächerlichkeit, keinen Muthwillen, der nicht mit dem alten Trunkenbolde getrieben würde.“ Hiebei nun noch eine, nach des Verfassers Meinung noch nicht gelösete Aufgabe: „Ob in dem asiatisch-phrygischen Silenus- und Marsiasmythus auch schon ein Keim von der lächerlichen Darstellung, wie sie der lebenslustige Hellene aufgriff, sicher nachzuweisen ist,

wobei die Zeit genau angegeben werden müſste, wo die alten Dithyrambensänger und Lyriker überhaupt den Silen zu einer scherzhaften Maske umbildeten.« — So weit der Verfasser. Die Frage nach dem „komischen Keim“ des Silenenmythus beantwortet sich, meines Erachtens, einem Jeden von selbst, der zum Grundgedanken der ganzen Dionysischen Religion hindurchgedrungen *). War nämlich Dionysos die verkörperte gestaltenreiche Natur, die bunte Sinnenwelt, so war damit ursprünglich und nothwendig der physische Gegensatz selber gegeben, und mit dem Gegensatz die hervortretende Dichotomie des göttlich- und heroisch-Tragischen und des menschlich- und halbthierisch-Komischen; ist ferner Silen, wie er ist, nichts anders als der Bildungstrieb des Stoffes in noch unvollendetem Bestreben, eine schöne Sinnenwelt hervorzubringen, so muſs das Ungeschlachte im bizarren Verein mit dem Gebildeten, das Häſsliche im widersprechenden Bunde mit dem Schönen, das Geistreiche mit dem Geistlosen und Dumpfen des Silenus ursprünglicher Begriff und sein eigenstes Wesen seyn, und nicht etwa erst der asiatisch-phrygische Silenus, sondern der oberasiatische, ja der Silen von Anbeginn und überhaupt muſste gerade den physischen Gegensatz unter der Form des plumpen und zugleich geistreichen Dionysuserziehers aussprechen; er muſste mit einem Worte als der älteste Eiron der Welt auftreten.

Doch nicht um dieser mystischen Gedanken willen habe ich jene allgemeinen Sätze des Verfassers hervorgehoben und beleuchtet, sondern um damit einige kritische Bemerkungen über die im Aufsatz selbst aufgestellte Erklärung der beiden bronzenen Silenslampen vorzubereiten, besonders der einen, worauf es eigentlich ankömmt.

*) Welches aber vernünftiger Weise bei christlichen Gelehrten nicht heiſst: der an diese heidnische Religion glaubt.

(Der Beschluſs folgt.)

N. 6. 1826.

Heidelberger
Jahrbücher der Literatur.

Amalthea von E. A. Böttiger.

(*Beſchluſs.*)

Hören wir den beredten Ausdeuter selbst: „Es ist Grundsatz (p. 172 f.) der antiken Kunst, das Gemeinnützliche dem beengenden Kreise des Bedürfnisses zu entnehmen, und durch veredelndere Gestaltung zu einem wahren Kunstwerke zu steigern. So tritt auch im vorliegenden Falle die Lampe als ein bloſses Nutzgeräth völlig zurück. Sie wird zu einem alten, aber noch immer muskelfesten Glatzkopf mit vorragender Stirn und aufgestülpter Nase, mit einem Worte, zu jenem stets durstigen, stets bezechten Gefährten und Pflegevater des Bacchus, zu einem leibhaften Silen. Er ruht aus, oder hat sich vielmehr niedergekauert, und hält nun die zwischen seinen Schenkeln hervortretende Lampe mit Händen und Füſsen fest umklammert. Sein halbgeöffneter, lechzender Mund ruht auf der Oeffnung in der Mitte der Lampe, wo man das Oel eingieſst" u. s. w. — Hier also die Beschreibung der Lampe. Nun die Erklärung (p. 173.): „Aber was hat denn nun dieser alte Zecher mit der Oel-Lampe zu thun? Will er vielleicht, wie jene Ratten oder Mäuse, die wir als verrufene Oel-Näscher scherzhaft auf mehreren alten Leuchtern und Lampen dem Oel nachstellen sehen, das Oel ausschlürfen? Warum nicht? Wissen wir doch, daſs besonders in Italien und Spanien, wo das Oel überall die Stelle der Butter vertritt, ausgelernte Trinker, wenn sie berauscht sind, durch einen Schluck Oel die Dünste des Rausches niederzuschlagen suchen. Allein mein antiquarisches Gewissen gestattet mir nicht, mich mit dieser Erklärung zu begnügen. Um sie ganz befriedigend zu geben, müssen erst einige Mittelglieder dazu gefunden werden. Silens unzertrennlicher Gefährte ist der gefüllte Weinschlauch. Und den läſst der Alte, wenn er einmal angezapft ist, tüchtig auslaufen. Diese Idee

Digitized by Google

ergriff die Plastik der Alten. Bacchus selbst vermählte sich ja im ganzen Alterthum mit den Brunnennymphen (d. h. man trank den Wein nur mit Wasser gemischt). So riefen auch die bildenden Künstler da, wo sie Fontainen schufen, Springquellen aus Röhren hervorlaufen lieſsen, das Bild des Silenus zu Hülfe. Die Springbrunnenmündung wurde zur Mündung eines Schlauchs, der vom beistehenden Silen in allerlei komischen Stellungen gedrückt, statt der süſsen Bacchusgabe klare Nymphengabe hervorschäumen läſst, wohl immer eine verdrieſsliche Verwechselung für jeden, der mit Horaz zur frohen Stunde dem Wassertrinken alles Böse nachsagt. Solche Brunnenfiguren mit auslaufendem Schlauche heiſsen daher im Alterthum vorzugsweise Silene, oder nach der dorischen Aussprache Silane.« — (p. 175 f.) „Die Vergleichung mehrerer bronzenen Lampen — setzt die stufenweise Fortbildung des Silenus, der die geschnäbelte Lampe zwischen den Füſsen hat, auſser allen Zweifel. So hat im bildenden Alterthum jede Idee, in Bildwerken ausgeprägt, ihren Stammbaum!“ — Ebendaselbst in der Note: „Jedes ausgeführte Kunstwerk erhielt nun, bei der unglaublichen Bilderlust und Freude an Vervielfältigung, auch eine verkleinerte, abgekürzte Form; wir möchten es Kunstabbreviatur nennen. So scheint es nicht unwahrscheinlich, daſs eine groſse Zahl noch vorhandener Lampen in gebrannter Erde, wo das ganze Lämpchen einen Silenuskopf darstellt, dessen weit geöffneter Mund die Lampendille bildet, die Oeffnung zum Oeleinträufeln aber eben auf der Glatze angebracht ist — auf diese Weise entstand.“

Dies wird genügen, um dem Leser die Ausdeutung des Verfassers und den Gang, den er dabei genommen, deutlich zu machen. Es ist unmöglich, mit gröſserer Gelehrsamkeit (wovon in den zahlreichen Noten die reifsten Früchte aufgehäuft sind), mit feinerem Witze und mit glücklicherer Combinationsgabe eine Sache zu führen, als der geübte Archäolog die seinige auch hier wieder geführt hat. Auch ist es gewiſs eine wahre Bemerkung, daſs im bildenden Alterthum jede (zumal, möchte ich beifügen, eine so oft ausgeprägte) Idee, in Bildwerken ausgeprägt, ihren Stammbaum hat. Aber sollte diese Idee wohl diesen Stammbaum haben? und sollte diese Deduction wohl nicht eine zu künstliche seyn? Das Alter-

Digitized by Google

thum ist, wie allerwärts, so auch in der Bildnerei tiefsinnig, geistreich, aber auch einfach. Hier aber werden einige künstliche Mittelglieder eingefügt, um die Genealogie zu verbinden, Glieder, von denen nicht bewiesen worden, daſs sie organisch in diese Familie gehören. Zuvörderst ist jene angenommene Abbreviatur unwahrscheinlich. Bei weitem die gröſseste Anzahl (nicht blos eine groſse Anzahl) dieser Lampen sind bloſse Silensköpfe, auch bronzene. In einer Heidelberger kleinen Sammlung befindet sich eine solche aus dem Museum Nani. Und ist dies nicht das Einfachste? Führte nicht schon die durch den Zweck gebotene Lampenform darauf? Das Einfachere pflegt aber dem Combinirten, dem Zusammengesetzten, wie die vom Verfasser beschriebenen Silenuslampen sind, vorauszugehen; nicht umgekehrt ihm zu folgen. — Sodann muſs der Weinschlauch zur Vermittelung dienen, um den Silen an Brunnen und an Lampen erklärbar zu machen. Scharfsinnig in der That, und ich will es auch lieber Anderen anheimstellen, ob sie jetzt noch den Visconti mit seinen Pontonniers (utriculariis; worüber Schwartz schon in den Miscellaneis politioris humanitatis sehr Vieles gesammelt hat) in Schutz nehmen wollen. — Aber wie nun, wenn ein allgemeiner physischer Begriff, eine ganz natürliche und nothwendige Sache uns für den Brunnen-Silen von selber eine Erklärung böte, ohne daſs wir erst nach dem Weinschlauche, der hier sogar zu einem Vexirwerkzeuge wird, die Hände auszustrecken brauchten — eine Erklärung, die eben so nahe und auf demselben Grund und Boden anzutreffen wäre, wo die jetzt allgemein bekannte und allgemein angenommene Antwort auf die Frage gefunden wird: warum die Brunnenröhren und die Dachrinnen seit den ältesten Zeiten bis auf den heutigen Tag so häufig Löwenköpfe haben? — eine Erklärung endlich, die, was der Verfasser so geschickt mit dem Weinschlauch zu erreichen wuſste, über Beides, über den Brunnen- wie über den Lampen-Silen, Aufschluſs gäbe. Ja nicht über Beides blos, sondern noch über ein Drittes, welches der umsichtige und gelehrte Verfasser bei seiner Deduction ganz auſser Acht gelassen, nämlich, daſs es noch eine Gattung von Silenslampen gegeben, solche, die nichts von Silen selber an sich trugen, sondern den Kopf des ihm beständig dienstbaren, getreuen Esels. Sie kommt in dem calendarischen Monument der Villa Borghese No 89. vor, und Jeder kann sie jetzt in seinem Millin (Galerie Mythol. I. pl. LXXIX. no. 331.) finden. Gegen den allenfallsigen Versuch, auch diese Silenische Lampe durch

den Mittelbegriff des Schlauchs erklären zu wollen, würde der einsichtige Verfasser selbst sich gewiſs durch die Einrede verwahren: das heiſse ja am Ende den Schlauch zum Träger des Esels machen, welches in die verkehrte Welt, nicht in die alte gehöre. Eben deswegen muſs ich aber noch einen Punkt berühren, der einen andern Silenischen Mythus angeht, und dessen der Verfasser nicht zu gedenken brauchte. Der Satz: Silen ist des Dionysus Pflegevater — ist ein einfacher physischer Satz, und enthält eine ganz natürliche Wahrheit, diese; Licht, Wärme und Naſs sind die nothwendigen Bedingungen zum Gedeihen des Weinstocks und zur Zeitigung des Weines. Der Satz hat aber auch in einem allgemeineren Sinne seine Wahrheit: Licht, Wärme und Feuchtigkeit sind nothwendige Bedingungen alles natürlichen Lebens, und diese schöne Natur in ihrer üppigen Fülle ist erst durch jene Elemente geworden, was sie ist. Jene Elementarstoffe und Kräfte selber sind noch nicht die schöne, wohlgeordnete, Dionysische Naturwelt — sondern sie sind Materialien und Anregungen dazu. Darum stehet der selber umgestaltete Silenus dem Dionysius vor, leitet und bildet ihn. Darum singt auch Silen so gern von der natürlichen Dinge Ursprung und wie sie allmählig Gestaltung gewonnen (Virgil. Eclog. VI. 31 ff.). Dieses vorausgesetzt und mit Beziehung auf die obigen Andeutungen, ist nur Weniges von Nöthen, um zu zeigen, wie Silen mit Wassern und Brunnen, mit Licht und Lampen in Verbindung gesetzt wird. Zuvörderst heiſst er ja selbst einer Nymphe Sohn (Theopomp. ap. Aelian. V. H. III. 18.), und was seine Verbindung mit Quellen und Bächen noch näher beurkundet, er wird Gemahl der Najade (Ναΐδος ἀκοίτας. Pindar. ap. Pausan. III. 15. Fragmm. incert. no. 73.) genannt. Beiläufig bemerkt, wenn unser gelehrter Verfasser an den Tropus erinnert, Bacchus wird mit den Nymphen vermählt, so gehört dies in eine andere Ideenreihe, die den Silen unmittelbar nichts angeht, wie man schon aus der andern Formel sieht: den rasenden Gott durch einen andern nüchternen mit Gewalt zur Besinnung bringen (Plato de Legg. VI. pag. 773. p. 454. Bekker. und Plutarch. an seni ger. respubl. p. 793. B.). Hier soll der Wein durch Wasser gebändigt werden, aber Silen ist deswegen Hausherr der Wassernymphe und Nymphensohn, damit Wein wachsen könne. Mit einem Worte, schon kosmogonisch gehört Silenus dem Wasserreiche an, und das Gedeihen der ganzen Vegetation ist an seine feuchte Natur geknüpft. Darum bringt der Mythus die

Silene mit Poseidon in Verbindung, und giebt ihnen den Schweif des Neptunischen Thieres, des Pferdes (Gerhard del dio Fauno pag. 15.). — Und wo finden wir den Silen, wenn ihn die Leute fangen, damit er die natürlichen Dinge erklären soll? — an Quellen, wie z. B. dort in Thracien an der mit Wein vermischten Quelle Inna (Bion et Theopomp. ap. Athen. Ep. II. 6.). Das war im alten Naturgarten, wo in üppigster Vegetation Rosen blüheten, und die Wasserquellen Wein mit sich führten, d. h. wo die gehörige Feuchtigkeit den Weinstock nährte und gedeihen machte. — Auf diesem Wege muſste Silenus wohl ganz natürlich zum aquilex, zum Wasserleiter und Brunnenmeister werden. Die Künstler empfingen ihn als solchen schon vom Mythus und von der Volkslegende. Was sie nun aus ihm machten, war ihre Sache, war Sache der freien Kunst, die eben, weil sie frei und weil sie Kunst ist, mit den empfangenen Gedanken genialisch spielen darf; und so mag auch mancher spätere Künstler das Vexirspiel mit dem Weinschlauch, der Wasser giebt, hinterher sich erlaubt haben. — Aber an den Brunnen ist Silenus nicht vom Schlauche, sondern von der Quelle und vom Wasser gekommen.

Wie aber kommt er zum Licht und zur Lampe? Hier will ich das Entferntere zur Seite lassen; wie z. B. daſs er des Uranos, des Apollo, des Pan Sohn genannt wird, daſs er mit dem Olympus in Verbindung steht, daſs er mit Faunus verwechselt ward (Gerhard a. a. O. p. 9 f.), mit einem Worte, daſs er mit himmlischen Mächten und mit Lichtgöttern verwandt ist. Folgendes liegt schon näher, daſs er Phaëtons Bastard heiſst (Matth. Gesner de Silenis p. 14 f.), wodurch er halb und halb zu einem Enkel des Sonnengottes oder zum Sohn eines Planetengottes wird. Planeten- und Sternengeister greifen durch die Silenisch-Bacchische Fabel durch. Der alte Laconische Landesheros und Mondsdiener Astrobacus ('Αστρόβακος) ist einer aus dieser Sippschaft — und wie er Bacchus heiſst, so hat er auch den Silensesel; und Fabel und Name gesellen ihn den Sternen zu (Symbolik III. p. 210 f. not. 155.). Silen aber, das ist ein Hauptsatz, tauscht von Bacchus den Namen ein, und heiſst selber Bacchus (Gesner a. a. O. p. 14 f. Man s. jetzt noch das Etymologicon Gudianum p. 497. l. 37. 38.). Er ist der alte Bacchus der Urstoffe, der sich im blühend schönen Dionysos verjüngen wird. So wie dieser aber seine eigene Persönlichkeit erlangt und in seiner Gestaltung vollendet ist, tritt jener, der alte miſsgestaltete, als Gegensatz ihm gegenüber. Jener

Digitized by Google

Stern- und Eselsdämon (und die aselli standen als Sternbild am Himmel) war nun in dem dorischen Mondsdienst ein wachsamer Hausgenius, und mit dem Hausfeuer in eine natürliche Verbindung gesetzt. Es hat keinen andern Sinn, wenn in einem Mythus der Silenusesel die Ehre der Vesta rettet (Symbolik II. p. 634.). — Ich schicke dies deswegen voraus, weil sich allein daraus etwas erklärt, was aus des Verfassers Standpunkt unerklärt bleibt: warum die Hauslampen auch die Silenische Zuthat der Eselsköpfe (wie die Antikensammlungen beweisen) an sich tragen (Symbol. III. p. 211. not. 155.). Aber durch seine Glatze wird Silen dem Licht- und Lampenschein noch ähnlicher, als durch seine Herkunft und durch das ihn tragende astronomische Thier. Er ist ja der Ahnherr aller Glatzköpfe (er ist der φαλακρὸς oder, was dasselbe ist, der φάλανθος vorzugsweise), und der kahle Sokrates ward ja mit ihm nur verglichen. Σύμβολα δέ ἐστι (sagt Porphyr. beim Eusebius P. E. III. 10. von unserm Silen) τὸ μὲν φίλανθον καὶ στιλπνὸν κατὰ τὴν κεφαλὴν τῆς οὐρανοῦ περιφορᾶς, Sinnbilder der Himmelsbewegung sind die Blumenliebe und das Glänzende seines Hauptes. (Besser liest man wohl τὸ μὲν φάλανθον κ. τ. λ. „das Kahle, Blanke und Glänzende s. H." Das Wort gehört zu den vielen Abkömmlingen von φάω, φαίνω, *luceo*, wovon dann zunächst φαλὸς, φάλιος und selbst φάλανθος, d. i. λαμπρὸς, λευκὸς, glänzend, weiſs, und das adjectivische Φαληριῶσα d. i. λευκή. Daher auch das vom Plato angezeigte Komische im Anfang des Gastmahls ὁ Φαληρεύς in dem Wortspiel mit Kahlkopf zu suchen ist. Daher auch φαλακρὸς vom Eustathius in Iliad. γ. p. 424. erklärt wird: ὁ κάρα φάλιος, ἤτοι λαμπρός, wer einen blanken Scheitel hat. Daher auch ein Alter, γέρων, beim Diogenes Laërt. VII. 160. durch φάλανθος bezeichnet wird; s. Menage daselbst.) Wie volksmäſsig und wie alt diese Bezeichnungsart bei den Griechen war, beweist unwidersprechlich die Spottrede auf den kahlköpfigen Ulysses, der unerkannt in seinem Hause den Lampenbesorger macht, wo Eurymachus sagt (Odyss. XVIII. 354 f.), von dessen Kopf scheine ein Glanz wie von einer Fackel auszugehen, weil er gar keine Haare mehr habe (— δαΐδων σέλας ἔμμεναι αὐτοῦ καὶ κεφαλῆς κ. τ. λ.). Zu welcher Stelle Synesius in der Lobrede auf die Kahlköpfigkeit den besten Commentar liefert. Die Kahlköpfe, sagt er (p. 74. ed. Petav.), nenne man lieblich mildernd Mondchen (σελήνια), und wirklich seyen die Glatzen dem Monde und des Mondes Phasen nicht blos gleichnamig, sondern auch gleichgestaltig, denn vom Sichelförmigen durch alle Veränderungen bis zur runden Mondsscheibe könne man

die verschiedenen Viertel auf den Scheiteln der Kahlköpfe nachweisen. Die aber zum vollen Glücke Gelangten, nämlich die ganz Vollmondigen, könne man mit vollem Rechte bereits Sonnen nennen, weil sie nicht mehr zu verschiedenen Phasen übergehen, sondern nun schon beständig mit vollkommenem Zirkelrunde den Himmelskörpern entgegenstrahlen (ἀλλὰ διατελοῦσιν ὁλοκλήρῳ τῷ κύκλῳ τοῖς κατ' οὐρανὸν ἀντιλάμποντες). Darauf kommt er auf die Stelle der Odyssee zu sprechen, wie dort die jungen reichbelockten Freier den kahlen Lampenbesorger Odysseus (kahl hatte ihn durch ihre Verwandlung Minerva gemacht: Odyss. XIII. 431.) erinnerten, er könne sich diese Mühe ersparen, weil sein kahles Haupt hinlängliches Licht im ganzen Hause verbreiten werde (ὡς ἀρκούσης τῆς κεφαλῆς περιλάμψαι τὴν ὅλην οἰκίαν). Die komische Farbe und Wirkung der Homerischen Stelle hat ein anderer Gelehrter (im Classical Journal XII. p. 167.) angedeutet.

Ich wende mich wieder zum Silenischen Lampenhalter und Lampenkörper, und sage nun: dieser fahl- und kahlköpfige (φαλακρὸς, φάλανθος) Silenus ist nichts anderes als der phallenische Dionysos, oder jener alte Bacchus, von dem wir bei'm Pausanias (X. 19. 2.) und bei'm Oenomaus (ap. Euseb. P. E. V. 36. pag. 233. ed. Colon.) lesen. Die Methymnäer auf Lesbos bekommen ein Orakel, sie sollen den Phallenischen Dionysuskopf verehren (φαλλῆνὸν τιμῶσι Διονύσοιο κάρηνον), wofür Pausanias den Kopf-Dionysus (Διόνυσον Κεφαλλῆνα) nennt. Schon diese letztere Bezeichnung hätte die Alterthumsforscher warnen sollen, der abgeschmackten Vorstellung des Theodoretus (Graecc. Affect. Curatt. X. 141.) kein Gehör zu geben, der hier an den Phallus denkt — eine Miſsdeutung, die schon Liebe in der Gotha Numaria p. 187 sq. sehr gut beseitigt hat, wenn er gleich darin irret, daſs er den Minervenkopf auf den Münzen von Methymna für jenen Bacchuskopf nimmt. Letzterer kommt freilich auf Münzen dieser Stadt vor, aber auf andern (Eckhel D. N. V. II. p. 502.). Phallenisch heiſst jener Bacchuskopf von dem falben (fahlen) Schein des Holzes, woraus er gemacht war (der geistreiche Riemer hat schon in seinem griechischen Wörterbuch diesen Wortzusammenhang zwischen Pfahl und fahl, Holz und Schein, richtig nachgewiesen). Die Fischer hatten nämlich in ihrem Netze aus dem Meere einen Kopf von Oelbaumholz heraufgezogen. Er näherte sich etwas dem Göttlichen, doch zugleich hatte er etwas Fremdartiges und an den Hellenischen Göttern nicht Bemerkbares. Aehnlich heiſst es vom Silenus: „Er war unansehnlicher als ein Gott von Beschaffenheit, doch besser als ein

Mensch“ (Theopomp. ap. Aelian. V. A. III. 18.). Dabei bemerkt Oenomaus (a. a. O.): „Die Städte bringen nicht nur den hölzernen Dionysusköpfen (Φαλληνοῖς Διονύσου καρηνοις), sondern auch den steinernen, ehernen und goldenen Opfer und Weihungen dar.“ Jener hölzerne aber war vom Oelbaume, wovon die Nahrung für die Lampen kommt. Ist doch auch die Göttin des Oelbaums dem Lichte besonders hold. Sie hatte ja nicht nur dem Ulysses und Telemachus vorgeleuchtet (Odyss. XIX. 33. 34.), sondern auch auf der Burg zu Athen das ewige Licht (Pausan. I. 26. 7. Meursii Cecrop. cap. 21.), und daher ist auch das Pallasbild auf Lampen nicht selten — wie auf einer thönernen in einer Heidelberger Sammlung. Aber auch Bacchus und Silen sind dem Oelbaum und seinem Erzeugniſs hold, und auch ein eherner Silenuskopf kann wohl schicklich als Lampengefäſs das Oel aufnehmen. Strahlt alsdann die Flamme aus der vorderen Oeffnung auf, und wirft der kahle eherne Scheitel den Schein zurück, dann kann man an Mehreres denken: an den Phallenischen (hölzernen, falben) Bacchuskopf von Oelbaum, den das Meer aus seinem Grunde den Lesbiern zur Verehrung heraufgesendet — und barbarisch von Anblick und Gestalt war und blieb auch Silenus — an den kahlen und schimmernden Scheitel des alten Silen, der, Bastard des Phaëton, wie er heiſst, mit seiner blanken Glatze den Schein der Planeten in bleicherem Schimmer wiederstrahlt; endlich an den Pflegevater des schönen Dionysus, der über Feuchtigkeit, Licht und Wärme waltet, und durch Naſs und Licht das Gedeihen der Dionysischen Schöpfung vorbereitet.

So waren also Bacchisch-Silenische Köpfe vom Holze des Oelbaums mit den dabei gedachten natürlichen Dingen mythisch überliefert, und es ist nicht unwahrscheinlich, daſs man den Silen (Σειληνός) unter andern auch von σέλας, Glanz, Schein, eben deswegen (obwohl etymologisch nicht richtig: Gesner a. a. O. p. 11.) ableitete — und so liegt es vor Augen, wie die Künstler dazu kamen, zum Träger des Lampenöls und der Lampenflamme gerade das kahle Haupt eines barbarisch miſsgestalteten alten Silenus zu wählen. Mit dieser Idee und mit ihrem Bilde war auch gleich aus Einer Wurzel die ernsthafte und die scherzhafte Anwendung gewachsen. — Ernsthaft angesehen, war ein solcher Silenuskopf das strahlende Sternenhaupt des alten göttlichen Bildners, der mit seinem Licht das chaotische Dunkel der tellurischen Schöpfung erleuchtet, und deren Dünste mit seiner Wärme niederschlägt

— kömisch stellte sich der glatzköpfige Lampen-Silenus als ein wahres σελήνιον, als ein Mondchen, wie man solche Leute nannte, dar, und mit seiner bizarren Gesichtsform war er ein lächerlicher Mimus der himmlischen Sterne. — Genug, die einfachen Silenischen Lampenköpfe waren gewiſs die älteren, weil die Silensscheitel selber den ersten Gedanken an die Hand gegeben. Daſs nun der Witz und die Spiellust der Künstler nicht dabei stehen blieben, sondern durch Zuthaten von Löwenhäuten und Trinkgefäſsen an die mythische Geschichte des Halbgottes und an seine Zechlust erinnerten, war ganz wieder im Geiste der regsamen und erfinderischen Einbildungskraft der Hellenen gegründet. In Betreff des der Eingieſsungsöffnung genäherten Mundes widerstrebe ich der witzigen Deutung vom Oeltrinken nicht, erinnere jedoch an die zwergartige Cabirengestalt auf dem berühmten Dresdner Candelaberfuſs (Augusteum Tab. V — VII.), die auch den wechselnd bärtigen Mund über dem Gefäſse hält; und ich stelle es dem Verfasser anheim, ob dabei nicht an ein kräftiges Hauchen zu denken ist. Silen war wenigstens das Sinnbild der vom Hauch und Odem ausgehenden Bewegung (σύμβολον πνευματικῆς κινήσεως: Porphyr. ap. Euseb. P. E. III. 110, wobei schon Casaubonus de satyr. poesi p. 62. ed. Ramb. das spiritus intus alit des Dichters in Erinnerung brachte). — Wie man aber auch über die hier angedeuteten allgemeineren Vorstellungen von jenem seltsamen Wesen, Silenus genannt, denken mag — das bleibt ferner nun wohl zweifelsfrei, daſs es bei den Silenischen Lampen vor allen Dingen auf den Silenskopf, und was die dritte Art derselben betrifft, auf das ihm dienstbare Thier ankomme.

Doch genug, und vielleicht zu viel über diese Silenuslampen. Ich muſs mich nun bei dem Uebrigen, das dieser reiche Band noch darbietet, um so kürzer fassen. Es folgt Museographie, und zwar I. Ueber die Königlich Preussischen Denkmäler alter Kunst. Erster Nachtrag von Dr. Levezow in Berlin, worin besonders von den Erwerbungen aus den schätzbaren Sammlungen des Königl. Preussischen Herrn Generals von Minutoli lehrreiche Notizen gegeben werden. II. Nachrichten über einige Antikensammlungen in England. Aus den Tagebüchern des Prof. K. Ottfr. Müller in Göttingen. Sodann Γλαὺξ μυοκτόνος, das Käuzchen, der Mäusetödter. Eine Zugabe. Nebst einem Umriſs No. VII. von Böttiger. Man muſs es einigen geistreichen Freunden des Verfassers Dank wissen, daſs sie ihn, so wie

früher Raphael Mengs seinen Freund Winckelmann, in eine archäologische Versuchung geführt. Herr Hofrath Böttiger hat sich hinterher meisterhaft herausgezogen, und rächet sich, wie reiche und groſsmüthige Männer pflegen, durch eine nicht kärgliche Spende aus dem Schatze seiner groſsen antiquarischen Kenntnisse. Eben deswegen leidet aber auch diese Abhandlung, wie die meisten des Verfassers, keinen Auszug — und wir wollen auch keine Eulen nach Athen tragen. — Aber diesen Belehrungen nach darf man nun nicht mehr, wenn von Athenischen Bildwerken, Münzen, Vasen u. s. w. die Rede ist, von einer Pallas-Eule, sondern von dem auf der dortigen Burg einheimischen Käuzchen sprechen. — Dabei nun noch viele andere Aufklärungen der antiken Zoologie, Landwirthschaft, Technologie, Sculptur und übrigen bildenden Künste. Bei Gelegenheit der Diota auf den Athenischen Münzen werden auch gelehrte Erläuterungen über den Attischen Oelbau, über die verschiedenen Gefäſse und über die Salbenbereitung der Athener gegeben (worüber, ausser den Genannten, auch Spanheim zum Callimachus H. in Pallad. vs. 26. und Corsini in den Fasti Attici I. pag. 29 sq. nachgelesen werden müssen. — Eine Athenische ληκυθος, worauf eine Salbungsscene, bisher im Besitz des kunstverständigen Herrn Negocianten J. Dav. Weber in Venedig, welcher sie kürzlich von Athen erhalten hatte, befindet sich jetzt in einer Heidelberger Sammlung, und es wird gelegentlich nähere Notiz davon gegeben werden.) Den Gedanken an den Froschmäuslerkrieg bei der bekannten Homers-Apotheose läſst Referent gern fallen, kann aber nicht, so lange man noch in den neuesten Abbildungen, wie bei Hirt, unter dem Fuſsschemel keine Schriftrolle, sondern dafür einen Frosch neben der Maus zu sehen bekommt.

Die neunte Nummer enthält: Beiträge zu einer kritischen Geschichte der Griechischen Künstler, mit besonderer Berücksichtigung der in der königlichen Bibliothek in Paris befindlichen Handschrift der Naturgeschichte des Plinius; aus einem Briefe an den Herausgeber der Amalthea von Herrn Julius Sillig (jetzt Professor an der Kreuzschule in Dresden). Der Verfasser ist derselbe, der schon im vorhergehenden Bande einen Beitrag geliefert, und sich auch bereits durch eine werthvolle Ausgabe des Catullus (s. Heidelbb. Jahrbb. 1825. No. 74.) einen Platz unter den Philologen erworben. Die hier gelieferten Beiträge (wodurch auch, gelegentlich bemerkt, einige Stellen der trefflichen Epochen der Grie-

chischen Kunst von Thiersch, dritte Abtheilung, berichtigt werden können) berechtigen zu groſser Erwartung; und wir können dabei unsern Lesern die angenehme Nachricht ertheilen, daſs wir nicht nur die eigentlichen Kunstbücher des Plinius in einer neuen kritischen Ausgabe von dem Verfasser zu erwarten haben, sondern auch, was schon lange ein nicht weniger dringendes Bedürfniſs war, eine gänzlich umgearbeitete Edition des Künstlerverzeichnisses von Junius. Auch beschäftigt sich derselbe mit der, zum Behuf einer neuen Ausgabe veranstalteten, Sammlung der kleinen Schriften seines Lehrers und Freundes Böttiger. — Die unter Nummer X. angehängte: Archäologische Correspondenz muſs nicht für einen gewöhnlichen Briefwechsel über archäologische Neuigkeiten genommen werden. Sie enthält eine groſse Fülle von Mittheilungen über manchen neuen Fund, aber auch gehaltreiche Erörterungen und selbst kleine Abhandlungen — Alles wieder mit gelehrten Noten und Zusätzen des Herausgebers ausgestattet. Ich muſs mich daher auf die Auszeichnung von Einigem beschränken: Der Fund in den Trümmern von Selinunt (mit den Nachrichten eines vom Königl. Baierischen Oberbaurath Herrn von Klenze zu erwartenden wichtigen Sicilischen Reisewerks); — Auszug aus einem Brief aus Sicilien (wo die Selinuntischen Sculpturwerke den Herausgeber zu einem Zusatz über die Kerkopen veranlassen, worin auch derjenige, der gerade nicht alle mythologischen Ansichten desselben gut heiſsen möchte, ihm für mannichfache Belehrung Dank wissen wird); — Nachrichten aus Neapel über die Ausgrabungen in Pompeji und das Museo Borbonico, mit einem (gelehrten) Excurs des Herausgebers über die Mauerschriften bei den Griechen und Römern; — Ueber des Hauptmanns Goro von Agyafalva neuestes Werk: Wanderungen durch Pompeji, und einige frühere Werke dieser Art; — Nachrichteu aus Rom; — Briefe des Professors Eduard Gerhard an den Herausgeber (hiebei eine Nachschrift des letzteren über die von den Herren Platner, Bunsen und Gerhard unternommene Beschreibung der Stadt Rom; — Ueber des Baron Otto von Stackelberg neueste Unternehmungen (nebst einer dem Referenten besonders willkommenen Nachricht von den antiquarischen Forschungen des Königl. Hannöverschen Herrn Legationsraths Kestner in Rom); — Aus Frankreich; — Aus Eng-

Digitized by Google

land (mit kritiſchen Notizen des gelehrten Herrn Profeſſors Nöhden über bedeutende antiquariſche Werke der Engländer, und mit einem willkommenen Zuſatz des Herausgebers: Ueber Richard Payne Knight); — Aus Holland (von Herrn Profeſſor Reuvens in Leyden, nebſt einem Zuſatz des Herausgebers: Ueber die zwei archäologiſchen Muſeen in Haag und Leyden. — Hiebei eine Bemerkung des Herausgebers: — „daſs wenigſtens auf keiner wohlorganiſirten Univerſität ein jährlich wiederkehrender Curſus der Archäologie länger vermiſst werden ſollte"). Dazu aber iſt die Zurichtung und Ausſtattung eines eigenen Antiquariums, d. h. eines mit verſinnlichenden Lehrmitteln verſehenen eigenthümlichen Hörſaals eben ſo unerläſslich, als ein phyſiſcher, chemiſcher und anatomiſcher Hörſaal mit den erforderlichen Apparaten und Sammlungen. Dieſe Wünſche ſind an manchen Univerſitäten bereits aufs ſchönſte in Erfüllung gegangen, während ſie an andern fromme Wünſche bleiben werden. — Aus Kopenhagen: Auszug aus einem Briefe des Herrn Gierlev, über die Lage des alten Carthago, mit einem Zuſatz des Herausgebers. Zu den Briefen aus Wien (mit literariſchen Zuſätzen, namentlich auch des Herausgebers, unter andern über die Alexandriniſche Rhetorſtatue, mit einem Kupferſtich Tab. VIII.). — Den Beſchluſs macht ein (wichtiger) Nachtrag zur Muſeographie: Das Antiken-Muſeum in Turin im Juli 1823. von Dr. Schorn in Stuttgart. — Ein dreifaches Regiſter über alle drei Bände der Amalthea von Herrn Dr. Sillig in Dresden erhöhet den Werth und Nutzen dieſer Sammlung, die jeder Philolog und Archäolog beſitzen ſollte, und der wir den beſten Fortgang wünſchen.

Creuzer.

Von demſelben Herrn Dr. und Profeſſor Eduard Gerhard, deſſen in voranſtehender Anzeige einigemal gedacht wurde, und der ſchon vor mehreren Jahren durch eine kritiſche Schrift (*Lectiones Apollonianae* ſcripſit Eduardus Gerhardus, Lipſiae 1816.) und durch ſeine Ausgabe des Maximus περὶ καταρχῶν, Lipſiae 1820. ſich als einen tüchtigen und ſcharfſinnigen Philologen bewährt hat, iſt dem Referenten ganz

kürzlich aus Neapel eine neue gehaltreiche Abhandlung zugekommen, die von allen Mythologen und Archäologen gelesen zu werden verdient, und worüber eben deswegen, auch abgesehen von dem engen Raume dieser Blätter, hier nur ein ganz kurzer Bericht beigefügt wird:

Del Dio Fauno E De' Suoi Sequaci. Osservazioni indirizzate all' ornatissimo Signore D. Gaspare Selvaggi, membro della Real Societa Borbonica, di Odoardo Gerhard. Napoli, dalla Stamperia Reale. 1825. 8. 54 *S. mit dem Regiſter.*

Schon die sehr reichhaltige archäologische Abhandlung des gelehrten Verfassers über Venus-Proserpina im Kunstblatt machte den Referenten auf diese neue Schrift desselben aufmerksam, und er fand sich in seinen Erwartungen nicht getäuscht. Zwar ist es nur eine Gelegenheitsschrift, bei der Aufnahme des Verfassers in die Herculanische Akademie geschrieben, auch muſste für die Italienischen Gelehrten, denen die neueren deutschen Forschungen seit Matth. Gesner unbekannt sind, mit einer gewissen Ausführlichkeit über manche uns nun schon geläufige Vorstellungen geredet werden. Dennoch wird der aufmerksame Leser durch manche neue Aufklärung über einzelne mythologisch-archäologische Punkte überrascht werden. Die Hauptsache aber ist, daſs der Verfasser, nun schon seit Jahren im Vaterlande der Künste gewissermaſsen eingebürgert, mit deutscher Gründlichkeit diese günstige Lage benutzt, und wenn er auf der einen Seite ein achtbarer Repräsentant unserer Philologie bei den Italienern ist, andererseits jede mythologische Idee, jede Frucht philologischer Forschung mit den dort im Ueberfluſs vorhandenen Kunstwerken des Alterthums in Vergleichung bringt, und so Eins durch das Andere erläutert. Diese Methode verleibet auch der vorliegenden Abhandlung für deutsche Alterthumsforscher einen eigenthümlichen Werth. — Die Hauptsätze lassen sich mit wenig Worten anzeigen. Zuvörderst, daſs Faunus nichts anderes als der Pan der Griechen ist; sodann, daſs die Pane oder Faune sich nur durch die ihnen eigenthümlichen Hörnchen von den Satirn unterscheiden, denen sie gänzlich fehlen. Diese Sätze sind aber durch eine Menge einzelner Bemerkungen und feiner Beobachtungen, mit philologisch-archäologischen Ausführungen besonders auch in den inhaltsvollen Noten, vorbereitet und bekräftigt; wobei denn auch manche bisher noch nicht gehörig berücksichtigten Unterscheidungen gemacht werden. Man bemerke z. B. nur über die

Digitized by Google

Silene folgende Rubriken p. 17 sqq. *Il canuto Sileno* (Σειληνὸς πολιός); *Il Sileno barbato* (γενειῶν); *L' imberbe Satiro* (ἀγένειος); *Il Babbo-Sileno* (Σειληνὸς πάππος *ossia* Παπποσειληνός). Referent glaubt den Verfasser gerade bei diesen Auseinandersetzungen um so mehr würdigen zu können, da er selbst auf diesem weitläuftigen Gebiete der Dionysischen Religionen einigemal gearbeitet hat. Den Beschluſs machen schätzbare Register: *Indice I. degli Autori emendati ed illustrati; Indice II. de' monumenti illustrati.* Ich wünsche dem Verfasser Gesundheit und Muſse, um seine wichtigen Arbeiten mit Lust und Liebe fortsetzen, und zunächst seine angekündigten *Monumenti inediti* liefern zu können.

C r e u z e r.

Gedächtniſsbuch der lateinischen Grammatik von Karl Vömel. Frankfurt am Main, Verlag der Hermannschen Buchlung. 1825. VIII und 208 S. kl. 8. 1 fl.

Der Vf., ein jüngerer Bruder des verdienten Rectors am Frankfurter Gymnasium, Theodor Vömel, bietet hier Schulmännern ein Hülfsmittel dar, für welches er ihren Dank erwartet, der ihm auch gewiſs von Vielen werden wird. Manche werden zwar etwas Anderes erwarten, und erschrecken, wenn wir ihnen sagen, daſs die Regeln und Ausnahmen über das Genus der Substantive über ein Drittheil des Buches, nämlich 74 Seiten, füllen, dagegen die ganze Syntax auf 10 Seiten abgemacht ist: sie werden den Kopf schütteln, wenn sie sehen, daſs ein Viertheil des Buches sodann die Ausnahmen der Casusendungen einnehmen, und endlich zwei Fünftheile des Ganzen mit Verzeichnissen von Verbis ausgefüllt sind. Setzen wir nun noch hinzu, daſs in den beiden gröſsten Abtheilungen des Buches eine Menge Wörter stehen, die nicht nur dem Schüler fast nie, sondern überhaupt fast niemals vorkommen; so wird das Verdammungsurtheil fertig seyn, und man wird sich die Mühe genauerer Betrachtung ersparen zu können glauben. Und dennoch sind wir in vollem Ernste gesonnen, das Buch aus Ueberzeugung zu loben und zu empfehlen. Ungeachtet man längst von den beiden Extremen zurückgekommen ist, dem Gedächtnisse zu viel, und dann wieder fast gar nichts zuzumuthen, so ist doch in der lateinischen Grammatik immer noch zu Vieles, was reine Gedächtniſssache ist, dem zufälligen Behalten überlassen, und Manches, was zur grammatischen Genauigkeit unentbehrlich ist, findet sich blos in

Wörterbüchern vereinzelt und unverbunden, so daſs es nicht unter einen Ueberblick gebracht ist, oder es findet sich in Büchern, die weitläufig, oder theuer, oder aus andern Gründen den Schülern, oft auch den Lehrern, nicht zugänglich sind. Da hat denn Hr. V. die Werke von K. L. Schneider, Struve, Ruddimann (Rudiman schreibt er) und Andern benützt, und, anstatt wie Andere, die dem Gedächtnisse zu Hülfe kommen wollten, nur das Gewöhnliche und Gebräuchlichste aufzunehmen, vielmehr Vollständigkeit zu erreichen gesucht, und die ungewöhnlicheren und selten vorkommenden Wörter am wenigsten weglassen zu dürfen geglaubt. Das Gedächtniſs wird übrigens, und wenn es auch noch so gut ist, sich gegen das Lernen und Behalten so vieler im wirklichen Gebrauche so selten vorkommender Einzelnheiten, besonders in den Regeln vom Genus, stark genug sträuben; was Hr. V. selbst gefühlt hat, und weswegen er die Anmerkungen blos für die oberen Klassen, jedoch weniger zum strengen Auswendiglernen bestimmt hat. Dies hindert jedoch nicht, daſs das Buch zu seinem Zwecke wirklich gebraucht werde und tauglich sey, und wir würden es neben jeder Grammatik, da keine Schulgrammatik das hier Gegebene so vollständig giebt, zum fleiſsigen Gebrauche empfehlen, sollte auch Mancher dieses Gedächtniſsbuch nicht in sein Gedächtniſs aufnehmen, sondern nur statt des Gedächtnisses brauchen wollen. So viel Ref. aus dem bloſsen Durchlesen des Buches, ohne dessen Anwendung in Schulen selbst gemacht oder gesehen zu haben, urtheilen kann, so ist die Anordnung wie die Ausführung im Ganzen zweckmäſsig zu nennen. Nur die Syntax würden wir entweder ganz weggelassen, oder mehr, als hier geschehen ist, berücksichtigt wünschen. Besonders verdienstlich scheint uns aber der vierte Abschnitt, Verba. Dieser enthält 1. Impersonalia. 2. Intransitiva in Ansehung ihres Perfects und Supinums. 3. Verba ohne Perfect und Supinum. 4. Verba mit der Reduplication im Perfect. 5. Verba nach der 1 Conjungation, welche ihr Perfect auf *ui* oder *i* und das Supinum auf *itum* oder *tum* endigen. 6. Verba der 2 Conjugation. 7. 8. Verba der 3 Conjugation 9. Verba der 4 Conjugation. 10. Gleichlautende Verba. Darauf folgt ein alphabetisches Verzeichniſs 1. der Deponentia und Communia, und 2. aller in der Bildung des Perfects und Supinums abweichenden Verben. Druck und Papier sind sehr gut: um so fataler ist es, daſs wegen Mangel der Quantitätszeichen in der Druckerei die Längen durch den französischen accent grave, die Kürzen durch den accent aigu, und die mittelzeitigen

Digitized by Google

Sylben durch den accent circonflexe (^) haben bezeichnet werden müssen. Besser noch wäre der letztere umgedreht dazu zu gebrauchen, wie z. B. Noël in seinem Gradus ad Parnassum (Paris. 1810. 8.) gethan hat, der die Kürzen durch ◡, die Syll. ancipites durch v bezeichnet. Um nun dem Hrn. Verf. noch einige Verbesserungen für die künftige Auflage zu empfehlen, fügen wir unserer Anzeige noch Folgendes bei. Erstlich ist der deutsche Ausdruck der Vorrede nicht sehr gut, zuweilen geradezu fehlerhaft: z. B. S. III. „das Gedächtniſs erschweren" für beschweren (man erschwert das Behalten). Ebend. der Gallicismus: „Alles sollte — durch den Verstand geschehen, ohne — einzusehen". Eben so S. IV. „Aber es fehlt diesem Wenigen — die nöthige Vollständigkeit — geleitet von dem Grundsatze, daſs nur das Gewöhnliche — aufgenommen werden dürfe". Worauf bezieht sich nun geleitet? auf diesem Wenigen? auf Vollständigkeit? Keineswegs! Es soll heiſsen: da man sich von dem Grundsatze leiten lieſs u. s. w. Unter den Beispielen sind uns unter andern folgende aufgefallen: S. 6. *infans defuncta*, ein begrabenes Mädchen. S. 36. *barbitus defunctus*, die aufgehörte Leier. S. 6. *debitus* verhängniſsvoll. S. 64. *stirps rapta*, der beraubte Stamm. S. 34. *arctos sicca*, der trockene Bär. S. 112. soll sich *inimicissimus* durch Feindchen geben lassen. Auch Druckfehler finden sich, z. B. S. 9. Cammerad. S. 34. Perpenticularlinie. S. 43. beweiſst (f. beweist). S. 76. libertatus (f. bus), Freigelassener. S. 125. *deribeo.* Endlich würden wir mehr lateinische versus memoriales, auch solche, dergleichen in der Zumpt'schen Grammatik stehen, und die dem Gedächtnisse sehr helfen, in ein Gedächtniſsbuch der lateinischen Grammatik aufgenommen haben.

Digitized by Google

N. 7. 1826.

Heidelberger
Jahrbücher der Literatur.

Aerztliche Bemerkungen, veranlaſst durch eine Reise in Deutschland und Frankreich im Frühjahre und Sommer 1824. Von Dr. Joh. Heinr. Kopp, churfürstl. hessischem Oberhofrathe, Medicinal-Referenten u. s. w. zu Hanau. Frankfurt am Main, Verlag der Hermannischen Buchhandlung. 1825. VI Dedikat. und Vorrede und 256 S. in kl. 8. 2 fl. 24 kr.

Vorliegende, den Herren Geh. Räthen von Leonhard und Lehr zu Heidelberg und Wiesbaden, und dem Herrn Dr. Rüllmann zu Wiesbaden dedicirte Schrift ist die Frucht einer Reise, welche der berühmte Verfaſser, wie schon der Titel besagt, im Frühjahre und Sommer 1824 in der Absicht unternahm, seine, durch eine langwierige und schmerzhafte Unterleibskrankheit zerrüttete, durch den Gebrauch der Wiesbadener Heilquellen aber glücklich wieder hergestellte Gesundheit noch weiterhin zu befestigen. Die Reise geht durch das Rheingau und die Rheinpfalz, durch einen Theil des Groſsherzogthums Baden über Strasburg nach Paris, dem eigentlichen Ziele der Reise. Denn „viel versprechend für Wissenschaft und für die verschiedenen Zweige der Heilkunst schien es nun (sagt der Verf. S. 4.), bei hergestellten Kräften und erwachsender Thätigkeit, Paris zu sehen, mit seinen Riesenanstalten und dem Vereine groſser Gelehrten in einer Stadt. Erfreulich war dabei der Gedanke, so manchen Arzt, mit dem ich lange in Briefwechsel stand, persönlich kennen zu lernen. Ich säumte nicht, den Plan auszuführen, und wünschte mir späterhin Glück, daſs ich es that.“ Ref. hält sich überzeugt, daſs diese Reise nicht nur zunächst für den Zweck des Vf. von erſprieſslichen Folgen gewesen sey, sondern daſs das gesammte ärztliche Publikum das Ergebniſs derselben mit Vergnügen aufnehmen werde. Denn ungeachtet wir durch die schriftlichen, gleichfalls aus eigener Anschauung hervorgegangenen Nachrichten, welche uns früherhin Waldenburg und J. Frank, später aber und, wie bekannt, in unseren Tagen, Schweigger, Andrée, Weisse, Casper, Ammon und Heyfelder über die zahlreichen, gröſseren und klei-

neren Kranken-, Heil- und Verpflegungsanstalten der Hauptstadt Frankreichs geliefert haben, zu einer so vollständigen Kenntniſs über diese wichtigen Gegenstände gelangt sind, daſs es uns beinahe ist, als hätten wir von Allem selbst Einsicht genommen, so bietet doch das medicinische Leben und Treiben in jener groſsen, in so mancher Hinsicht ausgezeichneten Stadt so viel Mannichfaltiges und Merkwürdiges, und man kann wohl sagen, nicht nur mit jedem Jahre, sondern mit jedem Monate sich Veränderndes dar, daſs es einem neuen Beobachter an weiterem Stoff zu wissenswerthen Mittheilungen keineswegs fehlen kann; und gerne vernimmt daher derjenige, welchem der Zustand seiner Kunst, wie sich solche auch in fremden Ländern darstellt, nicht gleichgültig ist, wenigstens den Hauptzügen nach, von Zeit zu Zeit Kunde von einer solchen gegenwärtigen Gestaltung derselben. Was daher auch bereits in den oben genannten, zum Theil sehr ausführlichen und gehaltreichen Schriften über die naturwissenschaftlichen und medicinischen Anstalten Frankreichs, und insbesondere seiner Hauptstadt, zu unserer Kenntniſs gelangt ist, immer bleiben uns neue Beiträge hierzu nicht unwillkommen; und kommt insbesondere dazu, daſs sich der Beobachter als ein Mann von vielseitiger Bildung, geschärfter Urtheilskraft und gereifter Erfahrung darstellt, wie solches bei unserem Verf. in vorzüglichem Maaſse der Fall ist, so kann es nicht fehlen, daſs wir ihm Mittheilungen verdanken, welche uns eben so wohl zur unterhaltenden und angenehmen, als zur belehrenden und nützlichen Lectüre dienen werden.

Eine umfassende und detaillirte Beschreibung sämmtlicher, zur Naturwissenschaft und Heilkunde gehöriger Anstalten, wie sie namentlich Paris aufzuweisen hat, lag übrigens nicht im Plane des Verfassers. Er „wollte (S. V — VI der Vorrede) nur auf das hinweisen, was ihn damals besonders anzog, es so darstellen, wie es ihm vorkam, und Reflexionen damit verbinden, zu welchen ihn das Gesehene führte.“ Wir glauben, daſs dem Verf., als einem unserer Veteranen in der Arzneikunde, vorzugsweise ein Urtheil in diesem Fache zustehe, und daſs seine Bemerkungen über die verschiedenen, ihm in Paris zur Anschauung und Untersuchung gekommenen medicinischen Gegenstände von besonderem Gewichte seyn werden. Auch hat der Vf. an verschiedenen Stellen der Schrift den Beobachtungen und Urtheilen französischer Aerzte über die betreffenden medicinischen Gegenstände seine eigenen Ansichten und Erfahrungen über dieselben eingeschaltet

Das Werk zerfällt in acht Abschnitte. Ref. wird trachten, dasjenige aus denselben in möglichster Kürze für unsere Leser auszuheben, was ihm der Mittheilung vorzugsweise werth scheint, und hie und da seine Bemerkungen anfügen.

I. Veranlassung zur Reise. — Mineralquellen. — Medicinalanstalten in Bonn, Mainz und Strasburg. S. 1 — 13. Der Veranlassung zur Reise des Verf. haben wir bereits erwähnt. Hauptsächlich war es der innerliche Gebrauch der Wiesbadener Heilquellen, welchen derselbe seine Genesung verdankte, und eben diesem Gebrauche schreibt er es auch zu, warum diese Thermen, welche auſser ihrer beträchtlichen Wärme sich noch besonders durch die verhältniſsmäſsig groſse Menge fester Bestandtheile auszeichnen, gegenwärtig treſſlichere Wirkungen gegen mancherlei Unterleibsbeschwerden hervorbringen, als ehemals, wo man sich ihrer häufiger blos als Bad bediente. Nach dem Verf. werden diese Quellen, so wie überhaupt alle, welche stetigen geognostischen Verhältnissen ihr Daseyn verdanken, durch einen, tief im Inneren der Erde durch eigenthümliche Gebirgsverhältnisse hervorgebrachten, galvanischen Proceſs erzeugt, zu welchem ein ungeheurer Kraftaufwand der Natur gehört, welcher auch die Ursache ist, daſs schon die bloſse natürliche Wärme, die an einem solchen Wasser verschieden adhärirt, inniger mit ihm gemischt ist, und langsamer von ihm entweicht, auch ohne sonst besonders hervorstechende physisch-chemische Qualitäten, ihm Heilkraft verleiht. Daher hält der Verf. auch nicht viel auf künstlich fabricirte Mineralwasser, weil nicht in der oft geringen Menge von Kohlensäure, Eisenoxyd oder andern Salzen, sondern in der von der Natur auf bestimmte Weise dargestellten Verbindung der Gesammtheit der Bestandtheile, als einem geschlossenen Ganzen, die Wirkung eines Mineralwassers auf den belebten Organismus gesucht werden muſs, die Kunst aber eine solche Verbindung nicht hervorzubringen vermag. — In Bonn besuchte der Vf. das v. Walther'sche chirurgische Klinikum, in Mainz die vom Geheimenrathe Leidig geleitete Hebammenschule, und ertheilt beiden Lehranstalten das gebührende Lob. — In Strasburg, dessen medicinische Facultät gegenwärtig zwölf Professoren zählt, die in französischer Sprache Vorlesungen halten, obwohl man auf dieser Hochschule noch das benachbarte Deutschland erkennt, sah der Verf. auf dem anatomischen Museum, das er insbesondere auch wegen seiner treſſlichen pathologischen Präparate als vorzüglich rühmt, den kariös gewesenen Schädel eines Syphilitischen (S. 116.), dessen angefressene Stellen hin und

wieder Quecksilberkügelchen in den Knochenzellen zeigen, so wie er dann (a. a. O.) zum weiteren Beweise des substantiellen Ueberganges des Quecksilbers in den Körper die ihm von Biett in Paris mitgetheilte Erfahrung von einem mit veralteter Lustseuche behafteten Menschen anführt, der oft Mercurialkuren bestanden, und welchem im warmen Bade regulinisches Quecksilber aus den Poren der Achselhöhle drang. — Im Entbindungshause zu Strasburg wendet Lobstein das Mutterkorn als wehenbefördernde Arznei zu einem halben Skrupel halbstündlich oder alle Stunden mit Vortheil an. — Von Fodéré, aus Savoyen, ehedem Hospitalarzt in Marseille, gegenwärtig Professor der gerichtlichen Arzneiwissenschaft in Strasburg, und der Erste, der diese Wissenschaft in ihrer Gesammtheit in Frankreich einführte, rühmt der Verf. seine noch immer fortdauernde literarische Thätigkeit in schon vorgerücktem Alter. — Zu Gunsten des Magnetismus erwähnt der Vf. der Erfahrung des verdienten Dr. Reisseissen in Strasburg von mehreren in seiner Praxis ihm vorgekommenen Fällen von spontanem Somnambulismus, deren öffentliche Bekanntmachung um so wünschenswerther wäre, als dieselben ohne Einschreitung magnetischer Behandlung verliefen, Reisseissen selbst keinen Gebrauch vom Magnetismus in seiner Praxis macht, und er bei groſsem Scharfsinne und Gründlichkeit unbefangen und frei von Schwärmerei ist, welche gute Eigenschaften, nach des Ref. Ermessen, bei Magnetiseurs um so mehr Anerkennung verdienen, je seltener sie bei ihnen angetroffen werden.

II. Paris. — Aerzte, Wundärzte, Geburtshelfer und andere Heilkünstler. — Académie royale de médecine. — Apotheker. — Mineralwasserverkauf. — Klinische Anstalten. — Anatomie. — Prüfungen. — Ecole de médecine. — Kranken- und Versorgungsanstalten. S. 14 — 37. Bei einer Zahl von 712,212 Seelen hat Paris 640 Aerzte und Geburtshelfer, 154 Wundärzte, 8 Augenärzte, 45 Zahnärzte, 37 Officiers de Santé, 31 Bruchschneider und Bruchbänderverfertiger, und 23 Thierärzte. Besitzer von Apotheken werden 206 gezählt. Handlungen von natürlichen und künstlichen Mineralwassern bestehen 14. Letztere verkaufen beinahe alle Apotheker. In den Officinen der letzteren wird vorzüglich auf ein gefälliges und einnehmendes Aeuſsere, und bei den Mitteln möglichst auf Wohlgeschmack und Wohlgeruch gesehen. Geheimmittel werden von Apothekern und andern ansässigen Leuten in Menge feil geboten. Unter jene gehört insbesondere der Rooh antisyphilitique des Laffecteur, dessen eigentlicher Er-

Digitized by Google

finder aber der Arzt Boyveau seyn soll. Ref. heilte bei seinem Aufenthalte in Frankreich zur Zeit der Occupation einen jungen Mann an der Lues confirmata buchstäblich nach den Rust'schen Inunctionsvorschriften und deren Zubehör, der viele Monate zuvor sein Geld an diesen Roob nutzlos verschwendet hatte, und der Verzweiflung über die vermeinte Unheilbarkeit seines Uebels nahe war. Derselbe lebt jetzt als glücklicher Familienvater. — Für einen chirurgischen Besuch nimmt Dupuytren oft 300 Franken, andere Aerzte von einem Handwerker 30 Sous; die Einnahme des Erstern soll sich jährlich auf 300,000 Franken belaufen. Ein Pariser Arzt, der einigermaſsen viele Kranke hat, wechselt des Tags zwei bis drei Mal mit frischen Pferden. — Die Académie royale de médecine wurde 1820 mit der Bestimmung gestiftet, auf Verlangen der Staatsverwaltung Gutachten über Gegenstände der Gesundheitspolizei zu geben. — Insbesondere rühmt der Verf. die Leichtigkeit, mit der man in Paris, wo Alles mehr dem öffentlichen Nutzen gewidmet ist, zu allen wissenschaftlichen Anstalten zugelassen wird, noch mehr aber die Vorzüglichkeit der Administrationsweise der Pariser Hospitäler, welche mit groſser Ordnung, Zweckmäſsigkeit und möglichster Ersparniſs von Leuten und Umständen gehandhabt wird, und vielen Städten zum Muster dienen könnte. Im Allgemeinen ist die ärztliche Behandlung in ihnen abwartend und unthätig, was Ref., wenn es nicht zu weit getrieben wird, nicht tadeln kann, da er sich oft überzeugt hat, wie viel eine strenge und zweckmäſsige medicinisch-polizeiliche Aufsicht in Hospitälern, auch ohne groſsen Arzneiapparat, vermag. Auf die Krankenkost wird viel Aufmerksamkeit verwendet, und dies findet Ref. gleichfalls höchst zweckgemäſs, da der Arzt bei einem strengen diätetischen Regime des Kranken in der Regel viel leichter und sicherer heilt, und sich die Kranken viel öfter durch's Zuviel, als Zuwenige in der Diät Schaden zufügen. Sämmtliche dreizehn öffentliche Kranken- (Hôpitaux) und eilf öffentliche Verpflegungshäuser (Hospices), so wie das Gebär- und Findelhaus, das Ammenbüreau und andere Wohlthätigkeitsanstalten, stehen, sie mögen durch den Regenten, den Staat oder durch Privatstiftungen gegründet seyn (mit alleiniger Ausnahme der Irrenanstalt zu Charenton, dem K. Taubstummeninstitut und der K. Erziehungs- und Verpflegungsanstalt für jüngere und ältere Blinde), unter einer einzigen, aus siebenzehn Mitgliedern bestehenden, allgemeinen Aufsichts- und Verwaltungsbehörde (welcher wieder andere ärztliche und administrative Behörden untergeordnet sind), deren

Digitized by Google

jährliche, von Kapitalzinsen, Grundstücken, Vermächtnissen, Accisen, Verpachtungen u. s. w. herrührende Einnahme und Ausgabe beiläufig zu 9 1/2 Million Franken berechnet wird. Jene öffentlichen Hospitäler, unter denen z. B. das Hôtel-Dieu jährlich im Durchschnitte 10,500, das Hôpital St. Louis 9000, das Hôpital de la Charité 2753 Kranke aufnimmt, geben im Durchschnitte 35,000 Kranken (mit wenigen Ausnahmen) unentgeldlichen Aufenthalt, Verköstigung und ärztliche Behandlung, und auſser den zwölf Anstalten in den zwölf Stadtbezirken zu unentgeldlicher medicinischer und chirurgischer Behandlung kranker Hausarmen (secours à domicile), der unentgeldlichen Vertheilung von Bruchbändern, der Behandlung des Erbgrindes, der Vaccination, finden jährlich noch etwa 5000 Personen in den Versorgungshäusern (Hospices) gleichfalls ohne Bezahlung Aufnahme und ärztliche und diätetische Verpflegung. Vollkommen einverstanden ist Ref. mit dem Vf., wenn er behauptet, daſs ungeachtet des Reichthums an Krankenhäusern in Paris der Studirende daselbst doch weniger lerne, als in deutschen klinischen Anstalten, wo derselbe mehr zur Selbstthätigkeit veranlaſst wird, und unter Anleitung und Aufsicht des Lehrers entweder Kranke selbst zur Besorgung bekommt, oder wenigstens zu eigener Untersuchung derselben specielle und praktische Anleitung erhält. Zu der sehr wahren Bemerkung des Verf., daſs die Passivität des Studirenden bei den Hospitalumgängen und den Verordnungen des Lehrers während derselben, erstere gegen gewöhnliche Krankheitsfälle gleichgültig mache, fügt Ref. hinzu, daſs sie dem angehenden Arzt allmählig auch noch zu dem Dünkel Veranlassung geben, als sey die Untersuchung und Behandlung der Kranken auch für ihn eine eben so leichte Sache, wie für den Lehrer, welcher täglich ohne groſse Mühe und Zeitaufwand Hunderte von Kranken zu besuchen und zu behandeln vermöge; welcher Dünkel dann unvermeidlich zur Indolenz und zum Schlendrian führt, und zum groſsen Schaden des künftigen Arztes und Kranken von einem eifrigen und gründlichen Studium der medicinischen Wissenschaften nur gar zu leicht entfernt hält. Es ist daher auch nicht selten, daſs junge Aerzte, wenn sie die hohe Schule verlassen haben, und nun, sich selbst überlassen, in einen praktischen Wirkungskreis treten, Vieles ganz anders und namentlich schwerer finden, als sie sich's auf der Akademie, woselbst sie weniger, als es hätte geschehen sollen, an die Selbstthätigkeit am Krankenbette gewöhnt wurden, gedacht hatten, und nun erst anfangen müssen, die Kranken durch eigene Augen zu

sehen, da sie die ihres Lehrers nun entbehren müssen. Eben so hält Ref., gleich dem Verf., dafür, daſs ein schon gereifterer Arzt aus dem Besuche der vielen und groſsen Pariser Krankenanstalten mehr Nutzen ziehen werde, als ein angehender, da die Masse dessen, was sich der Beobachtung darbietet, für den letzteren zu viel ist, als daſs sein Geist sich solche assimiliren könnte, und es weniger darum zu thun seyn darf, viele Kranke mit leiblichen Augen anzuschauen, als vielmehr Krankheiten zu beobachten und sie gründlich studiren und behandeln zu lernen. — Zu Uebungen im Operiren ist in Privatstunden Gelegenheit, und die groſse Wohlfeilheit der Leichname begünstigt dasselbe unstreitig. Letzterer Umstand ist nach Ref. gewiſs auch eine Hauptursache, warum das Studium der praktischen Anatomie in Frankreich (besonders in neuerer Zeit, und seit Bichat und Broussais) so fleiſsig betrieben wird, obwohl der Schwierigkeiten, Leichen zu erhalten, unerachtet, auch in England die praktische Zergliederungskunst in unsern Tagen immer mehr Ansehen gewinnt, und der Medicin und Chirurgie voranleuchtet.

III. Broussais und seine Lehre. S. 38 — 90. Wie es Ref. scheint, ein treues, aus der Natur genommenes Bild dieser Lehre, in der Nähe entworfen, und ohne Leidenschaft dargestellt, aber, trotz ihrer vielen Anhänger in Frankreich und andern Ländern auſser Deutschland, keineswegs zum Vortheil derselben! Die Grundzüge dieser Doctrin kennt der Leser längst, theils aus dem bekannten Examen des doctrines *médicales*, theils aus dem Catechisme de la *médecine* physiologique, theils aus einer nicht geringen Anzahl anderer Schriften und Beurtheilungen, die selten zu Gunsten, viel häufiger aber zum Nachtheil der genannten Doctrin gesprochen haben; und Ref. hält es daher für überflüssig, die Grundsätze derselben hier zu wiederholen. Bedauern muſs übrigens Ref., daſs der Verf., welchem es bei der Darstellung dieses Broussais'schen Systems offenbar um Wahrheit und Unpartheilichkeit zu thun war, bei Anführung der groſsen Mängel desselben, nicht auch das, obschon in einer Masse von Einseitigkeiten und Irrthümern versteckte, und wahrscheinlich nur durch die unerträgliche Anmaſsung des Stifters mehr in den Hintergrund gekommene, und weniger anerkannte Gute derselben einer kurzen Aufmerksamkeit werth hielt, und die Verdienste Broussais um die Lehre von den akuten und chronischen Unterleibsentzündungen, den neuen Impuls, den er der pathologischen Anatomie in Frankreich ertheilte, und der nicht ganz mit Unrecht in einem weiteren Umfange als bisher von ihm

Digitized by Google

in Anwendung gebrachten Lehre von den krankhaften Sympathien und der Oertlichkeit fieberhafter Krankheiten (Gegenstände, welche in manchem Betrachte mit einer unbefangenen Beobachtung der kranken Natur übereinstimmen, so wenig sie auch in den gewöhnlichen Lehren der Schule enthalten sind) nicht auch einige Erwähnung that. Den Ref., welcher in Leichen der verschiedensten Art sehr oft auch die unzweideutigsten Merkmale von Entzündung im Verdauungskanale fand, ohne daſs er ihre Anwesenheit im Leben zu vermuthen Ursache gehabt hatte, bedünkt es, Broussais sey so zur Gründung seiner Lehre gekommen, daſs er bei zahlreichen und genauen anatomisch-pathologischen Untersuchungen den Magen und Dünndarm zwar allerdings häufig entzündet fand, hieraus nun aber voreiliger und irriger Weise schloſs, daſs ein solcher Zustand in den meisten, ja allen fieberhaften Krankheiten vorhanden sey, und nun einerseits getrieben durch seinen Hang zur Berühmtheit und den Kitzel zu Reformationen, andererseits aber doch entblöſst von gründlichen und umfassenden medicinischen Kenntnissen, sich verleiten lieſs, auf jene, in unsern Tagen zwar allerdings vernachlässigte, von älteren Aerzten aber, und insbesondere von Morgagni gar wohl schon gekannte Lehre von den verborgenen Entzündungen im Verdauungskanale in anhaltenden Fiebern ein ganzes medicinisches System zu gründen, und solches, koste es, was es wolle, und koste es selbst Menschenleben, nach seinen physiologischen, pathologischen und therapeutischen Principien auf eine bis zur fixen Idee gehende, und mit der verderblichsten Consequenz geführte Weise zu vertheidigen. Ref. hält sich daher auch fest überzeugt, daſs Broussais's System sich weder nach seiner theoretischen noch praktischen Seite halten werde, sich nicht halten könne, daſs es namentlich in Deutschland, wo man zwar allerdings die Leistungen der Ausländer oft begieriger aufnimmt, als sie es verdienten, ihre Verdienste nicht selten überschätzt, dasjenige aber, was sie uns geben, in der Regel doch vorher seinen Fundamenten nach besonnen und gründlich prüft, ehe ein Urtheil darüber gefällt, und von demselben praktischer Gebrauch gemacht wird, niemals Wurzel fassen, aber auch das einzelne Gute dieser Doctrin bei vorurtheilsfreien und für das Bessere empfänglichen Aerzten nicht verloren gehen werde, und namentlich die in unsern Tagen vielfach übersehene Lehre von den akuten und chronischen Entzündungen des Verdauungskanals, welche gewiſs auch nicht ohne vortheilhaften Einfluſs auf die specielle Lehre der gastrischen und galligten Fieber bleiben wird, durch dieselbe

Digitized by Google

neue und gerechte Anregung empfangen habe. — Im Uebrigen hat Ref. mit vielem Vergnügen des Verf. Mittheilungen über Br., den er als einen kraftvollen, freundlichen Mann von 50 Jahren, mit dem Ausdrucke des Muthes und der Entschlossenheit, aber auch der Leidenschaftlichkeit und Schlauheit beschreibt, gelesen. Die Hauptzüge seines Charakters sind Ehrgeiz und Ruhmbegierde. So tadelnswerth und wenig lehrreich der Verf. Br.'s Klinik um seiner mangelhaften diagnostischen, ätiologischen und therapeutischen Untersuchung der Krankheiten willen fand, so besuchte er doch dieselbe zu wiederholten Malen, und lernte Br., der auſser seinem Hospitaldienste eine weitläuftige Praxis hat, auch bei Besuchen zu Hause kennen. Br.'s medicinische Klinik im Val-de-Grâce fand der Verf. übrigens immer viel weniger besucht, als die chirurgische Klinik Dupuytren's im Hôtel-Dieu (was dem Ref., wenn auch Br.'s Klinik besser beschaffen wäre, als sie es ist, leicht erklärlich scheint, da eine chirurgische Klinik, in welcher alle Arten von bedeutenden, und zum Theil sehr seltene chirurgische Fälle vorkommen, und viele groſse Operationen gemacht werden, nicht nur von wundärztlichen, sondern auch vielfach von ärztlichen Zöglingen besucht zu werden pflegt), und meistens waren seine Zuhörer Leute von einer weniger wissenschaftlichen Ausbildung, die möglichst schnell und auf einem weniger mühevollen Wege gute Aerzte werden wollten, und die für ihn begeistert sind, wenn sie, das Bessere noch nicht kennend, seine Festigkeit und Ausdauer im Vertheidigen seiner Lehre und die Sicherheit in seinem Handeln auch unter den miſslichsten Umständen gewahren. Doch erwähnt der Verf. S. 70, daſs wenn Br.'s Behandlung eines Kranken keinen vortheilhaften Erfolg habe, er sich nicht selten hinter den Ohren kratze, indem er sagt: man müsse Geduld haben, die Zeit bringe Linderung, gewöhnlich aber dann auf seine alte Idee, die Gastro-Enteritis zurückkomme. Zu den vorzüglichsten Anhängern Br.'s in Paris gehören unter Andern Jadelot, Lerminier, Husson, Lallemand, Bégin; einer seiner schonungslosesten Gegner ist Authenac, sein gediegenster Laennec. Wohl sehen die vorzüglicheren Aerzte in Paris die Seichtigkeit seines Systems ein, aber sie nehmen zu viel Rücksicht auf sein Ansehen, auf die Menge der seiner Parthei Zugethanen, auf den Einfluſs, den er bereits hat, und auf die heftigen Ausfälle, die er sich gegen seine Widersacher erlaubt. — Aufgebracht war Br. über Marcus, als ihn der Verf. mit der Behauptung des letzteren bekannt machte, daſs dem Typhus eine Gehirnentzündung zu

Digitized by Google

Grunde liege. Ref. bemerkt hiebei, daſs sich Br. mit Marcus wahrscheinlich wieder ausgesöhnt haben würde, wenn er zugleich erfahren hätte, daſs letzterer schon längst in Deutschland die meisten gastrischen Fieber für Magenentzündungen erklärte. — Vorzüglich schadet nach unsers Verf. Ansicht Br.'s Verfahren durch Unterlassen, weniger durch starkes Eingreifen in der Anwendung von Mitteln; viele seiner Kranken erholen sich nur langsam, die, auf die Weise deutscher Aerzte behandelt, sich schneller erholen würden, andere gehen zu Grunde wegen Versäumniſs des passenden Arzneigebrauchs, noch andere, weil sie unzeitig, unstatthaft oder unzweckmäſsig geschwächt wurden. Unter den Aerzten von Val-de-Grâce, welche unter sich abwechselnd den Dienst haben, sterben auch bei Br. verhältniſsmäſsig am meisten Kranke. Demungeachtet ist Br. im Stande, in der Ueberzeugung von der Wahrheit seiner neuen Lehre zu behaupten, daſs die Pathologie vor ihm „un chaos, un amas informe de vérités et d'erreurs" war, und „le grand Hippocrate, s'il vivait encore, se férait une gloire, d'assister à mes cours, pour apprendre ma doctrine." Wer erinnert sich nicht hiebei unwillkührlich an die eben so lächerlichen als ärgerlichen Prahlereien des Paracelsus?!

IV. Lännec. — Gebrauch des Brechweinsteins und anderer Spieſsglanzmittel, so wie der Ipekakuanha in Brustkrankheiten und Rheumatismen. — Das Stethoskop. — Dupuytren. — Boyer. — Das Hôtel-Dieu. — Das Ludwigshospital. — Alibert. — Biett. — Dunstbäder. — Neuere pharmakologische Nomenklatur. — Die Charité. — Anstekkungsfähigkeit der Lungensucht. — Das Hospital der Syphilitischen. — Sublimat. — Speichelfluſs. — Folgen der väterlichen Lustseuche für die Nachkommenschaft. — Das Hospital für Kinder. — Larrey. — L'Hôpital de la Garde royale. — Moxa. S. 91 — 139.

Der Verf. rühmt Lännec's richtigen Blick und seine Bestimmtheit in der Diagnose der Brustkrankheiten, und die Anwendung des Stethoskops zur Unterscheidung der Lungen- und Herzfehler hält er in mehrfachem Betrachte für eine Bereicherung unserer Wissenschaft. Es bedienen sich auch desselben in Paris Heilkünstler der verschiedensten Meinungen und Systeme, so wie es die Studirenden während ihrer Hospitalbesuche und die meisten praktischen Aerzte in Paris bei sich tragen. Häufig sey es aber auch, daſs die französischen Aerzte dadurch etwas mehr zu hören glauben, als man in der That mit gesunden Ohren, aber unbefangenem Sinne höre, und

Ref. fügt aus seinen Erfahrungen, die er bis jetzt mit diesem Werkzeuge gemacht hat, hinzu, daſs dasselbe seinen diagnostischen Nutzen wohl bewähren dürfe, um nur einigermaſsen für die Zeit und Mühe zu entschädigen, welche man bedarf, um sich in seinem Gebrauch gründlich einzuüben, und sich wesentliche Vortheile für die Diagnose und Therapie durch dasselbe zu verschaffen. Lännec wendet den Brechweinstein nach Rasori und Peschier in Peripneumonieen und Rheumatismus articularis von 6 bis 12 Gran häufig mit schnell gutem Erfolge an, und nur selten entstehe Erbrechen, meist aber Verstopfung darnach. Auch der Verf. machte die Erfahrung, daſs Kranke mit entzündlichen Affectionen der Brust, nach vorausgegangenen Aderlässen, den Goldschwefel sowohl, als die Ipekakuanha in ungewöhnlich groſsen Dosen ohne Uebelkeit oder Erbrechen ertragen können, wobei sich Ref. zu bemerken erlaubt, daſs er diesen Umstand, von welchem in unsern Tagen oft die Rede ist, nicht so sehr auffallend findet, da nach den Gesetzen des Antagonismus im kranken Leben, bei der Anwesenheit einer Entzündung in der Brusthöhle, in der Regel die sensible Stimmung der Eingeweide der Bauchhöhle vermindert ist, und sich namentlich der Magen, bei seiner dem kranken Organismus zugewandten, und durch dasselbe verminderten und veränderten Thätigkeit, im Stadio cruditatis einer Peripneumonie eine Zeit lang in einer Art von Torpor befindet, bei welchem nauseose, emetische und purgirende Arzneimittel ihre sonst gewöhnliche Wirkung auf den Körper entweder gar nicht, oder nur in vermindertem Maaſse hervorzubringen pflegen. Dieselbe Erscheinung temporärer und relativer Unempfindlichkeit des Körpers für gewisse, zu andern Zeiten wieder anders wirkende Reize finden wir auch in andern Krankheiten, denn dieselben Gaben nach und nach gereichten Quecksilbers, welche im gesunden, oder wenigstens fieberlosen Zustande bei den meisten Personen die stärkste Salivation hervorbringen würden, veranlassen hievon bei akuten Fiebern oder gewissen örtlichen Entzündungen in acme morbi keine Spur, dieselben Gaben Opium in krampfhaften Krankheiten oft keine Minute Beruhigung oder Schlaf, die im gesunden Körper oder in gewissen andern Krankheitszuständen nicht nur alsbald die eben genannten Erscheinungen, sondern selbst die vollkommenste Narkosis nach sich ziehen. Um aber in diesem Bezuge blos bei der Peripneumonie stehen zu bleiben, so hat Ref. zwar den Brechweinstein bisher noch nie in den ihm vorgekommenen Fällen von Lungenentzündung in Gebrauch gezogen, und er kann daher aus

Digitized by Google

eigener Erfahrung bis jetzt weder über den Nutzen dieses Medikaments in der genannten Krankheit überhaupt, noch über seine positive oder negative Wirkung auf den Verdauungskanal in derselben ein Urtheil fällen; aber es bestätigt sich ihm das eben genannte Gesetz des Antagonismus kranker Organe gegen einander doch auch bei der von ihm in Anwendung gebrachten Behandlung der Peripneumonie, indem er, wie Andere den Brechweinstein, ohne Erbrechen oder Durchfall zu erregen, in Lungenentzündungen reichen, eben so auch (nach vorangegangenen nnd gleichzeitigen, durch individuelle Umstände zuweilen sehr reichlich gewordenen allgemeinen und besonderen Blutausleerungen) nicht selten Tage lang in der einen Stunde Salpeter und in der andern versüſstes Quecksilber mit Pulv. fol. digital. purpur. (letzteres zuweilen zu 1 Gr. alle zwei Stunden) nebst Goldschwefel reichte, ohne auch nur ein einziges Mal deutliche Uebelkeit, Erbrechen oder häufige Stuhlgänge im Stadio cruditatis dieser Krankheit erregt zu haben. Ref. glaubt, daſs es in Fällen reiner Pneumonie in der Regel auch gar nicht gut seyn würde, wenn der Brechweinstein oder jene andern eben genannten Medikamente Erbrechen oder Durchfall erregen, und somit ihre sonst gewöhnlichen Wirkungen auf den Verdauungskanal äuſsern würden, weil sonst wohl die glückliche und vollkommene Zertheilung der örtlichen Entzündung dadurch gestört oder gehindert werden würde, und er hat in den Fällen des günstigen Ausganges selbst der heftigsten Peripneumonieen beobachtet, daſs es der Natur hiebei nicht um Erbrechen oder Erregung von Durchfällen zu thun war, sondern daſs sie lediglich durch Schweiſse, reichlichen Bronchial- und Lungenauswurf und Sedimente im Urin in der Regel die Genesung einleitete und bewerkstelligte. — Ein ähnlicher temporärer Torpor der Verdauungswerkzeuge findet dann aber auch gewöhnlich bei Säufern Statt, jedoch bei diesen offenbar aus Ueberreiz, und es ist daher nichts Ungewöhnliches, wenn ein solcher 1 1/2 Gr. Opium mit 4 Gr. Goldschwefel (wie der Verf. S. 96. ein Beispiel dieser Art aus eigener Erfahrung mittheilt) auf einmal ohne merkliche Aenderung im Husten, Schläfrigkeit oder Uebelkeit nehmen konnte. Ref. erlaubt sich hiebei in dieser Beziehung auch an die groſsen Dosen Mohnsaft zu erinnern, welche zuweilen nöthig sind, um im Delirium tremens Beruhigung und Schlaf hervorzubringen, und bittet überhaupt zu bedenken, daſs die Arzneimittel in gewissem Sinne nicht dem Kranken, sondern der Krankheit gelten. — Einen interessanten, selbst beobachteten Fall von

der Heilkraft der Ipekakuanha (mit Salmiak) im Bluthusten erzählt der Verf. S. 99. von einem 22jährigen, bereits seit 13 Monaten an diesem Uebel leidenden Jünglinge, welcher oft binnen einer Stunde 1 1/2 bis 2 Pfund Blut spie, und gegen dessen Uebel die sonst bewährtesten und anhaltend gereichten Mittel nichts gefruchtet hatten. — Nächst Lännec's medicinischer Klinik gedenkt der Verf. mit groſser Auszeichnung der chirurgischen, von mehreren hundert Zuhörern aus allen Weltgegenden besuchten Klinik Dupuytren's im Hôtel-Dieu, dem gröſsten, in neueren Zeiten viel verbesserten Krankenhause, und Dupuytren selbst schildert er als einen, in wissenschaftlicher und technischer Hinsicht gleich vollendeten Wundarzt. — Eines der anziehendsten, geräumigsten und wohlhabendsten Hospitäler in Paris ist das Hôpital St. Louis, welches gröſstentheils Hauskranke aller Art aufnimmt, unter welchen der Verf. auch einige Fälle von Ichthyosis zu sehen Gelegenheit hatte. Alibert, Biett und Richerand wirken in demselben, und namentlich zeigte sich Biett als ein vielseitig gebildeter, trefflicher Praktiker, dem auch die Leistungen der Ausländer nicht fremd sind. Gegen den Herpes exedens wird das Cosme'sche Mittel und innerlich das Decoct. Zittmanni, gegen andere Flechten das Blasenpflaster und innerlich nicht selten die Tr. cantharid. bis zu 25 Gtt. täglich einige Monate lang angewandt. Eben so wird der Arsenik innerlich gegen verschiedene Hautübel häufig in Gebrauch gezogen, und von den Franzosen sehr gerühmt. Hauptsächlich ausgezeichnet ist das Ludwigsspital durch seinen groſsen und kostspielig errichteten und unterhaltenen Apparat von warmen Wasserbädern, durch seine Dampfbäder für die ganze Hautoberfläche und einzelne Stellen derselben, die Regendouche, Schwefeldunstbäder (nach Galés; eigentlich aber ist Darcet nach S. 115. der Erfinder der Dampfapparate, da er sie längst vor Galés's Bekanntmachung verfertigen lieſs) und örtliche Mineraldunstbäder, z. B. von Zinnober- oder Schwefeldämpfen für das Gesicht, ohne daſs davon etwas in die Lungen des Kranken kommt, welcher durch eine, mit einem Trichter versehene Röhre athmet. Diese einzige, groſsartige Badeanstalt verdient, nach dem Verf., wegen des ungeheuern Umfanges, der Mannichfaltigkeit ihrer Theile und der Trefflichkeit ihrer mechanischen Hülfs- und Verbindungsmittel, das sehr genaue Besehen eines jeden nach Paris reisenden praktischen Arztes. Bei Behandlung der Krätze bedient man sich vorzüglich der Bäder aus Schwefelkali, und nicht nur die Hospital-, sondern auch viele tausend Kranke überhaupt, die in ihren Häusern

wohnen, und vom Hospitale behandelt werden, erhalten in letzterem ihre Bäder. Unser Verf. hält, wie wir auch schon aus seinen Beobacht. im Geb. der ausüb. Heilk. wissen, concentrirte Schwefelbäder gleichfalls für das sicherste und bequemste Mittel, um die Heilung der Krätze in der Regel ohne alle innerliche Arzneien zu erzielen, und Ref. versichert, durch das bloſse, Morgens und Abends unternommene warme Waschen des Körpers mittelst einer Auflösung des Schwefelkaliums, ohne allen inneren Arzneigebrauch und ohne üble Folgen, eine groſse Anzahl Personen von der Krätze befreit zu haben, wodurch somit nicht nur die Kosten für die Bäder erspart, sondern auch die Behandlung des Uebels um Vieles vereinfacht wurde. Ref. läſst jedoch nicht die ganze Hautoberfläche auf einmal, sondern nur stellen- oder gliederweise mit jener Auflösung waschen, und hält genau darauf, daſs die Waschungen zwar sehr warm, aber ohne starke Reibung der Haut geschehen, und daſs von Zeit zu Zeit mit denselben einen oder mehrere Tage ganz ausgesetzt werde, weil sich sonst leicht an einzelnen Stellen der Haut, besonders am Ellbogengelenke, flechtenähnliche Krusten bilden, welche nicht selten die gänzliche Heilung verzögern und wieder eine besondere äuſsere Behandlung erfordern, auch die Natur solche Stellen gerne benutzt, um durch sie habituelle krankhafte Ausscheidungen zu begründen. Für eine wesentliche Bedingung zur gründlichen Heilung und zu Verhütung der Wiederkehr der Krätze hält es Ref. sodann ferner bei dieser Behandlung, daſs im Verlaufe derselben diejenigen Kleidungsstücke, welche während jener Hautkrankheit getragen wurden, in Seifenwasser oder Lauge gewaschen werden, weil von ihnen aus die Krätze, besonders an den Handgelenken, sich der Haut sonst leicht wieder aufs Neue mittheilt. — Auch gegen allgemeine Kleien- und Schuppenflechten wendet der Verf. das Schwefelkali in Auflösung äuſserlich und die Tinct. cantharid. innerlich bei Erwachsenen täglich 3 Mal zu 6, allmählig zu 24 Tropfen, also bis zu 72 des Tags, 5 bis 6 Wochen lang, bei magerer Diät, Enthaltung von erhitzenden Getränken, und zuletzt Bädern aus kohlensaurem Natrum an, wobei die Flechten zugleich mit Liquor calcar. oxymuriat. bedupft werden, wenn sie durch die Schwefelleber zuvor roth und schmerzhaft geworden waren. Die aus Sublimat, Sassaparille- und Chinawurzel bestehende, im Hôpital St. Louis häufig angewandte Tisane de Feltz fand der Verf. in seinen Erfahrungen gegen eingewurzelte secundäre Syphilis gleichfalls sehr hülfreich.

An der Charité, einer reinlichen Anstalt mit beiläufig 2800 Kranken beiderlei Geschlechts (besonders vielen Brustkranken und Bleikoliken), und einer medicinisch-chirurgischen Klinik, wirken Boyer, Roux, Lerminier und Fouquier, welcher letztere die Ansteckungsfähigkeit der Lungensucht läugnet, die unser Verf. aber unter gewissen Umständen in Schutz nimmt, und gegen deren Ansteckung sich die Gesundheitspolizei noch weniger wirksam zu beweisen vermöge, als selbst gegen die Fortpflanzung der Lustseuche. Ref., welcher die Lungensucht, wie jeder andere Arzt auch, leider! schon häufig genug beobachtete, will die Ansteckung durch dieselbe in einzelnen Fällen und unter gewissen Bedingungen zwar nicht läugnen, und bekannt ist es ohnedies, daſs dieser Krankheit in südlichen Klimaten, wie namentlich in Italien, eine deutlicher und entschiedener ansteckende Kraft zugeschrieben wird. Allein bis jetzt ist ihm noch kein Fall von Uebertragung dieser Krankheit vorgekommen, und zwar selbst nicht in solchen Fällen, wo Personen mit offenbarer, entweder individueller oder in der Familie begründeter Anlage zur Lungenzehrung mit dem Lungensüchtigen durch eine Reihe von Medien in naher und beständiger Berührung standen, stets neben demselben schliefen, zu jeder Zeit mit ihm in derselben Atmosphäre verweilten, ja sogar, gegen die ausdrückliche und oft wiederholte Warnung des Ref., selbst das durch die schmelzenden Schweiſse des Schwindsüchtigen durchnäſste Bett mit ihm theilten. Wäre jedoch bei der Annahme einer entschiedenen Ansteckungsfähigkeit der Lungensucht von wirksamen gesundheitspolizeilichen Maſsregeln gegen deren Uebertragung auf Andere die Rede, so fände Ref. ein einfaches, und wenn es gehörig befolgt wird, gewiſs nicht unwirksames Verfahren darin, daſs es jedem Arzte, welcher einen Schwindsüchtigen behandelte, zur Pflicht gemacht würde, im Falle des Ablebens des letzteren der Obrigkeit sogleich die Anzeige davon zu machen, damit die Angehörigen des Verstorbenen zu sorgfältiger Lüftung und Reinigung des Zimmers, in welchem sich der Schwindsüchtige aufhielt, so wie zur Reinigung und Lüftung der von ihm gebrauchten Kleidungsstücke und des Bettes angehalten würden, welches Verfahren, so weit Ref. die Verhältnisse kennt, in der Stadt und auf dem Lande um so leichter Eingang im Publikum finden würde, als dasselbe ohne groſses Aufsehen, ohne groſse Kosten und überhaupt ohne einen fühlbaren Eingriff in die Freiheit des Bürgers in Anwendung gebracht werden könnte.

Digitized by Google

Im Hospital der Venerischen (aux Capucins), welches zu den unreinlichsten in Paris gehört, an welchem übrigens Cullerier der Aeltere werthvolle Vorlesungen über die venerischen Krankheiten hält, werden jährlich gegen 3000 Syphilitische mit fast allen Formen und Modificationen, und etwa 3500 Auswärtige vom Hospital aus behandelt. Das hier fast allein gebräuchliche, innerlich gegebene Quecksilberpräparat ist der in Weingeist aufgelöste Sublimat als van Swieten'sche Solution; der Speichelfluſs wird für etwas Zufälliges, für eine Nebensache bei der Heilung Venerischer gehalten, und so wie die Symptome der Lustseuche verschwunden sind, erfolgt die Entlassung derselben aus dem Krankenhause. Unser Vf. hält jedoch den Speichelfluſs für mehr als eine blos zufällige Erscheinung, er zählt die bekannten nachtheiligen Folgen des längere Zeit fortgesetzten Sublimatgebrauches auf, und hält dafür, daſs von denen, die aus dem Hospitale der Venerischen entlassen werden, genug mit Nachkrankheiten, die einen venerischen Charakter haben, befallen werden mögen. Ref. ist derselben Meinung, und er kann sich daher nicht genug wundern, daſs dieses Mercurialpräparat, welchem nach seiner häufigen, und wie er glaubt, mit Genauigkeit angestellten Beobachtung nur eine sehr bedingte Anwendung, selbst in den secundären Formen der Syphilis zukommt, ein gleich unbedingter Gebrauch gegen primäre sowohl als consecutive venerische Zufälle in einem Hospitale finden kann, wo jährlich eine so groſse Anzahl Venerischer behandelt wird, und es hiebei gar nicht sollte fehlen können, daſs nicht die Menge derer, die durch dieses Mittel entweder gänzlich ungeheilt oder nur scheinbar geheilt, und dann bald wieder mit den abermaligen Symptomen der Lues, vielleicht nur in anderer Gestalt, in das Hospital zurückkehren werden, die Aerzte desselben schon längst hätte zu der Ueberzeugung bringen sollen, daſs überhaupt nur die wenigsten syphilitischen Kranken durch den Sublimat gründlich geheilt werden, daſs man aber insbesondere bei dem Gebrauche dieses Arzneimittels gegen die primären Formen der Syphilis, abgesehen von seiner oft so zerstörenden Wirkung auf die assimilativen und blutbereitenden Organe, am allerwenigsten vor syphilitischen Nachkrankheiten gesichert ist, ja, daſs sich unter dem Gebrauche desselben auch die consecutiven Zufälle der venerischen Krankheit (wogegen der Sublimat noch am ehesten angezeigt wäre) sehr oft noch verschlimmern, statt sich zu bessern oder gänzlich geheilt zu werden.

(Der Beſchluſs folgt.)

Digitized by Google

N. 8. 1826.

Heidelberger

Jahrbücher der Literatur.

Kopp ärztliche Bemerkungen.

(Beschluſs.)

Ref. könnte dieses durch eine Reihe von Beispielen beweisen, indem ihm Fälle vorgekommen sind, wo unter dem Gebrauche des Sublimats die Uvula bereits der Zerstörung durch das venerische Gift sehr nahe war, und wo nur der reichliche Gebrauch des versüſsten Quecksilbers das Gebilde noch rettete, wo ferner venerische Hautausschläge und nächtliche Knochenschmerzen, venerische Nasengeschwüre und Auftreibungen des Stirnbeines, gegen welche bereits längere Zeit zuvor unter steter Verschlimmerung des Uebels der Sublimat gebraucht ward, allein durch die Anwendung des versüſsten Quecksilbers und den durch dasselbe erregten Speichelfluſs gründlich und für immer getilgt wurden. Ref. hat keinen Grund, anzunehmen, daſs sich's hierin in Frankreich viel anders verhalten werde, als in Deutschland, da eine Verschiedenheit im Klima, dessen Temperatur, der physischen Beschaffenheit und Lebensweise der Bewohner beider Länder, nicht in dem Maaſse statt findet, daſs bei gleicher Unbefangenheit und Genauigkeit in der Beobachtung die Behandlung der syphilitischen Uebel durch den innerlichen Sublimatgebrauch in dem einen dieser Länder andere Resultate, als in dem andern hervorbringen werde. Ref. bemerkt ferner, daſs diejenigen Syphilitischen darum noch nicht immer gründlich geheilt sind, deren Localübel während der innerlichen Anwendung des Sublimats verschwunden ist (so wenig als derjenige vor den Folgen des tollen Hundsbisses gesichert ist, dessen Biſswunden bald geheilt sind), indem er solche örtliche Uebel schon oft nicht nur innerhalb weniger Tage, also zu einer Zeit schon verschwinden sah, wo von einer antisyphilitischen Wirkung des Quecksilbers noch gar keine Rede seyn konnte, sondern es auch häufig geschieht, daſs venerische Localzufälle in Kurzem ohne allen innerlichen oder äuſser-

Digitized by Google

lichen Quecksilbergebrauch lediglich von selbst wieder verschwinden, und somit für einige Zeit geheilt zu seyn scheinen, dann aber oft erst nach einer Reihe von Monaten durch den nunmehrigen Ausbruch der Symptome allgemeiner Lues beweisen, daſs das einst unbeachtete, schmerzlose, dem Anscheine nach gänzlich geringfügig gewesene, venerische Localübel allmählig im Stande war, seiner inneren Qualität nach sich über den ganzen Körper zu verbreiten, und die ernsthaftesten und hartnäckigsten Folgen nach sich zu ziehen. Ref. könnte zum Belege dieser Wahrheit (die bei der Häufigkeit der venerischen Vergiftung und ihrem oft so tiefen Eingreifen in das physische und moralische Wohl der Menschen, und weil da und dort die blos locale Behandlung frischer venerischer Uebel und die Ueberflüssigkeit des innerlichen Quecksilbergebrauchs gegen dieselben gelehrt wird, nicht häufig genug gesagt und beherzigt werden kann, und daher nicht nur in specie für den syphilitischen Kranken und den ihn behandelnden Arzt, sondern auch für die Gesundheitspolizei im Allgemeinen von der gröſsten Wichtigkeit ist) eine Reihe selbst beobachteter Fälle mittheilen; er will aber, um die Gränzen einer Anzeige nicht noch mehr zu überschreiten, statt aller nur anführen, daſs er gerade im gegenwärtigen Augenblicke einen jungen Menschen behandelt, welcher bereits vor zehn Monaten in Folge des Umgangs mit einer unreinen Weibsperson ein kleines, schmerzloses Geschwürchen an der Vorhaut bekam, das er nicht weiter beachtete, und daher sich selbst überlieſs, worauf es nach zehn bis zwölf Tagen geheilt zu seyn schien. Zehn Monate lang hatte er nun einer ununterbrochenen Gesundheit genossen, als sich jetzt erst, ohne daſs er in jener Zeit einen neuen Umgang mit einer Weibsperson gepflogen, die Zufälle der allgemeinen Lues bei ihm entwickelten, und nun nach einander, innerhalb weniger Wochen, venerische Halsschmerzen, Geschwulst und Exulceration beider Mandeln, Condylomata am After und Mittelfleisch, dergleichen Auswüchse am Scrotum, dem männlichen Gliede und der inneren Seite beider Oberschenkel und selbst in den Zwischenräumen der Zehen des rechten Fuſses, sich zuletzt aphthöse, warzenartige Erhabenheiten und Excoriationen zeigten, die offenbar venerischer Natur waren, und den sorglosen Kranken zuletzt nöthigten, ärztliche Hülfe zu suchen. — In Rücksicht der wichtigen Frage: ob der Speichelfluſs eine wesentliche oder unwesentliche Bedingung zur gründlichen Heilung sowohl primärer als secundärer venerischer Uebel sey, will Ref. hier nur noch kurz, obwohl gegen

die Ansicht der Franzosen, bemerken, daſs er denselben in der Regel für eine wesentliche Bedingung zu einer radicalen Heilung der örtlichen und allgemeinen Lustseuche hält, daſs es aber auch einzelne Fälle gebe, wo die gründliche Heilung derselben ohne einen solchen Speichelfluſs erfolge, so wie auch zuweilen Fälle vorkommen, wo schon Salivation eintritt, noch ehe das venerische Gift getilgt ist. Ref. kann sich jedoch über diesen Gegenstand hier nicht weiter einlassen, und behält sich vor, bei einer andern Gelegenheit seine Ansichten und Erfahrungen hierüber mitzutheilen.

Im Hospital für kranke Kinder, das gewöhnlich fünfhundert Kranke von zwei bis vierzehn Jahren enthält, ein schönes Local und gute Verpflegung hat, werden die Knaben von Jadelot, die Mädchen von Guersent behandelt, der Verf. berichtet uns aber nichts Ausgezeichnetes von dieser Anstalt. — Mehr verweilt derselbe bei dem Hôpital de la Garde royale, welchem Larrey vorsteht, dessen Ruhm übrigens bei uns gröſser ist, als in seinem Vaterlande, der von Napoleon groſse Auszeichnung genoſs, von demselben zum Baron erhoben und in seinem Testamente bedacht wurde, nun aber zurückgesetzt ist, der Prahlerei und Uebertreibung von seinen Landsleuten beschuldigt wird, und ehedem weit besser operirt haben soll, als jetzt. Unser Verf. schildert ihn als einen äuſserst gutmüthigen und gefälligen Mann sowohl gegen Fremde, als gegen seine Kranken und Untergebenen; meist wird sein Hospital aber nur von deutschen oder englischen jungen Aerzten besucht. Die Kranken leben in diesem Hospitale am besten. Der gedruckte lange Speisezeddel dieses Krankenhauses enthält mehr Gerichte, als in den gröſsten Gasthöfen mancher Mittelstadt zu haben sind, was den Vf. um so mehr wundert, da Larrey als Militärarzt die Gewöhnung der Kriegsleute an Ueppigkeit und Ueberfluſs gewiſs nicht gut heiſsen kann. Der vielfachen Anwendung der Moxa (von denen die kleinere oder chinesische eine aus mehreren Pflanzenpulvern bestehende Paste ist, die bei'm Abbrennen die Haut nur oberflächlich, die groſse ägyptische oder Zylindermoxa aber, aus Baumwolle, die Haut tiefer verletzt, welche beide Larrey fast bei jedem Spitalumgange anwendet, ja zuweilen einem Kranken nach und nach 30 Moxen appliciren läſst), gedenkt der Vf. ausführlich, und bemerkt, daſs Larrey dadurch nicht selten in Fällen Genesung bewirke, wo die Anwendung sonst ganz ungewöhnlich erscheine. Ref. hat sich der Moxa in der Hospital- und Civilpraxis auch schon öfter bald mit, bald ohne guten Erfolg bedient, und er ist überzeugt, daſs die Anwen-

Digitized by Google

dung dieses kräftigen Mittels in mancherlei chronischen, inneren und äuſseren, Krankheitszuständen, gegen welche die Kunst so oft ohne guten Erfolg kämpft, von ausgezeichnetem Nutzen seyn würde, wenn nur die betreffenden Kranken sich in der Regel nicht so sehr vor der Application des Feuers fürchteten, und daher den Gebrauch desselben seltener zulieſsen, als es zu wünschen wäre. Ref. bediente sich bisher einer sehr kunstlosen Moxa, die aber eben um ihrer Einfachheit und Wohlfeilheit willen, und weil man sie fast überall leicht haben kann, um so eher Anwendung verdient, auch in physisch-chemischer Hinsicht eben dieselbe, ja vielleicht eine noch kräftigere Wirkung leistet, als die künstlichere Larrey'sche Moxa, nämlich der gewöhnlichen (pyramidenförmig gestalteten) Rauchkerzchen (Candelulae fumales) der Apotheken, von denen er, nach Umständen, eines oder zwei aufsetzen, und dann mit oder neben einander bis zum letzten Funken abbrennen läſst. Unter andern lieſs Ref. einst zwei derselben einem jungen Manne auf dem Haupte abbrennen, der in Folge eines von Sumpfluft entstandenen Quartanfiebers wassersüchtig geworden war, und bei dem sich, wie es schien, nach einer schnell eingetretenen serösen Exsudation zwischen den Gehirnhäuten und in den Gehirnventrikeln, convulsivische und apoplectische Zufälle eingestellt hatten. Kaum hatte der Kranke die Einwirkung des Feuers kräftig empfunden, als er zum Bewuſstseyn zurückkehrte, die zuvor statt gehabte Paralyse des resorbirenden Systems, welche früherhin den wirksamsten inneren Mitteln widerstanden hatte, sich binnen etlichen Tagen hob, worauf in Kurzem viel Urin abgieng, und der Kranke nun durch den Fortgebrauch roborirender und diuretischer Arzneien allmählig zur gänzlichen und dauerhaften Genesung gelangte.

V. Esquirol. — Die Salpetrière. — Charenton. — Bicêtre. — Itard. — Die Maternité. — Hebammenanstalt. — Schaden durch venerische Hebammen. — Findelhaus. — Zellgewebsverhärtung. — Taubstummenanstalt. — Institute für Blinde. — Veterinäranstalt. S. 140 — 172.

Die Salpetrière, Charenton und Bicêtre, diese drei für die Heilung und Aufbewahrung Geisteskranker bestimmten Orte, gehören zu den merkwürdigsten ärztlichen Anstalten in Paris. Die vorzüglichste unter ihnen ist aber in allen Rücksichten die Salpetrière, die zugleich Versorgungsanstalt ist, und unter ihren 5000 weiblichen Bewohnern etwa 800 Psychischkranke und 260 Epileptische zählt. An ihr allein werden, und zwar von Esquirol, dem Arzte der Anstalt, Pinel's

Digitized by Google

Nachfolger, Vorlesungen über psychische Krankheiten gehalten, die sehr stark besucht, und durch Esquirol's Humanität, Kenntnisse, Eifer und Thätigkeit ungemein nützlich sind. Zugleich besitzt dieser verdienstvolle Gelehrte auch eine sehr bedeutende und wohl eingerichtete Privatanstalt für Geisteszerrüttete. Innerliche Arzneien sieht man in den Pariser Irrenanstalten selten gegen die Gemüthskrankheiten gebrauchen, dagegen wird mehr Werth auf die moralische Behandlung, die Art der Verwahrung, Lebensordnung, Bäder, den Gebrauch des Glüheisens im Nacken und kalte Sturzbäder auf den abgeschorenen Kopf während des warmen Bades gelegt. In Charenton, woselbst der Verf. 300 gemüthskranke Männer und 200 Weiber, meist aus den höheren Ständen, sah, und woselbst die Einrichtung vollkommener seyn könnte, ist Royer-Collard Arzt; am Bicêtre, das gleichfalls groſser Verbesserung bedürfte, nur für männliche, heilbare und unheilbare, Irren bestimmt, zugleich aber auch Verpflegungsanstalt für alte Arme und Unheilbare, so wie Aufbewahrungsort für schwere männliche Verbrecher ist, ist Pariset angestellt. — Mit der Maternité (Maison d'accouchement), einer groſsen Gebäranstalt, in welcher jährlich über 2000 Schwangere, zum Theil unerkannt, entbunden werden, und an welcher Dubois als Geburtshelfer und Chaussier als Arzt wirken, besteht eine Schule für angehende, auf Kosten der Departements sich unterrichtende Hebammen, in welcher junge Aerzte keinen Zutritt haben. Gegen den Gebrauch in Deutschland werden in Frankreich meist nur junge Personen von 15 bis 25 Jahren zu Hebammen gebildet, um für das von den Gemeinden auf sie verwandte Geld lange nützen, und im mittleren Lebensalter schon erfahrene Hebammen werden zu können. Der Verf. thut bei dieser Gelegenheit den gewiſs sehr beherzigungswerthen Vorschlag, die Hebammen bei dem Unterrichte auch mit den Kennzeichen der Lustseuche, und den sie vor derselben schützenden Mitteln bekannt zu machen, damit sie bei der Entbindung venerischer Personen das Gift nicht auf gesunde Gebärende und Kinder übertragen, wovon der Verf. sowohl eigene, als fremde traurige Beispiele erzählt. — Im Findelhause, welchem Breschet als Wundarzt vorsteht, ist die Sterblichkeit wegen der sehr verbesserten Einrichtung weit geringer, als ehemals. Von den 5000 jährlich aufgenommenen, verlassenen Kindern werden nur die kranken im Hause behalten, die gesunden aber Ammen auf dem Lande zum Säugen und zur Pflege gegeben, was dem Institute eine jährliche Auslage von 1,400,000 Franken verursacht. Sehr häufig wird

hier die Zellgewebsverhärtung beobachtet, von welcher unser Verf. nach eigener Ansicht hier ein deutliches Bild entwirft, und die Krankheit für eine eigenthümliche Modification vererbter Lustseuche ansieht, worin ihm Ref. vollkommen beistimmt, indem er namentlich vor anderthalb Jahren einen, von einem früher mit der Lustseuche behaftet gewesenen Vater erzeugten Säugling an dieser Krankheit sterben sah, von dessen früheren fünf Geschwistern Ref. auch eines, an einem entschieden syphilitischen, im höchsten Grade bösartigen und tödtlich gewordenen Ausschlage behandelte. Das letzterzeugte Kind dieses Mannes starb vor einem halben Jahre am fünften Tage nach der Geburt unter beständigem Wimmern an Gastromalacie, was den Ref. die Section lehrte. — Am nützlichsten findet man im Pariser Findelhause Wasserdampfbäder gegen die Zellgewebsverhärtung; Ref. würde, wenn ihm wieder Fälle dieser Art vorkämen, das verſüſste Quecksilber in kleinen Dosen mit Moschus in Gebrauch ziehen. — Itard ist Arzt des K. Taubstummeninstituts, und ausschlieſslich nur mit der Behandlung Gehörkranker beschäftigt, worin er Gewandtheit und manches Eigenthümliche besitzt. Der Taubstummen sind neunzig, und ihr erster Lehrer ist der Abbé Periez, die Lehrmethode die des Abbé de l'Epée, vom Abbé Siccard vervollkommnet. Sie geschieht durch die Zeichensprache, wodurch die Taubstummen, auſser der Erlernung mechanischer Arbeiten, lesen, schreiben und rechnen lernen, und sich in mehreren Sprachen, in der Geographie, Geschichte u. s. w. Kenntnisse erwerben, worüber sie jeden Monat zahlreich besuchte Prüfungen erfahren. — Eine ähnliche Einrichtung findet auch in der K. Anstalt für junge Blinde statt, die sechszig Mädchen und dreiſsig Knaben zählt. Die Buchstaben ihrer Bücher, die Gränzen in den Landcharten, die Noten u. s. w. sind erhaben, und für das Gefühl in den Fingerspitzen geeignet, und eben so sind auch ihre Bücher eingerichtet. — An der seit 1767 unter Bourgelat's Direction stehenden Unterrichtsanstalt für Thierarzneikunde im Schlosse Alfort bei Paris geben sieben Professoren Unterricht. Der Zweck dieser Anstalt ist, Thierärzte, geschickte Hufschmiede, Landwirthe und Schäfer zu bilden, zu welchem Behufe sie treffliche Hülfsmittel besitzt.

VI. Magnetismus in Frankreich. — Varietäten. S. 173 — 179. Ref. ist nicht ganz der Ansicht des Verf., wenn er behauptet, daſs die Franzosen, weil sie nicht Gemüth genug haben, sich weder zum Magnetisiren, noch Magnetisirtwerden eignen. Ref. erinnert hier nur daran, daſs Mesmer in

Digitized by Google

den letzten Decennien des verflossenen Jahrhunderts mit grossem Glücke und Aufsehen magnetische Kuren in Paris verrichtete, nachdem er kurz zuvor wegen Anwendung derselben in deutschen Staaten Hindernisse und Verfolgungen mancherlei Art zu bestehen gehabt hatte; daſs sich zu jener Zeit, in Folge der Empfänglichkeit der Franzosen für den Magnetismus, nicht nur in der Hauptstadt, sondern auch in mehreren Städten Frankreichs, ganze Gesellschaften zu Gunsten des Magnetismus gebildet hatten, deren Verhandlungen, wenn sich Ref. nicht irrt, einst öffentlich bekannt geworden und zum Theil im Drucke erschienen sind; und daſs längst vor der Revolution, und noch bis zu deren Ausbruche hin, eine Zeit sensibler oder nervöser Stimmung (wenn Ref. sich so ausdrücken darf) in Frankreich herrschte, während welcher hysterische Erscheinungen, Vapeurs, Ekstasen, Hellsehen, und wie die Zufälle einer theils natürlich krankhaften, theils erkünstelten Nervenverstimmung weiter benannt werden mögen, bis zur Beschaulichkeit frommer Inspiration, insbesondere in höheren Zirkeln, sehr häufig zum Vorschein kamen. Wohl gab dann das Emporkommen jenes, dem sogenannten Gefühlleben allerdings fremden, kräftigen Usurpators, der auf einem Eilande des westlichen Oceans ohnlängst sein Leben schloſs, der französischen Nation eine ganz andere, dem inneren nervenschwachen Beschauungsleben fremde, ja entgegengesetzte Richtung, indem mit den, durch gewaltsam herbeigeführte politische Ereignisse nun nach auſsen gedrängten Kräften den Bewohnern Frankreichs weder mehr Zeit noch Gelegenheit übrig blieb, zur eigenen Betrachtung in sich selbst zurückzukehren, und auch der Geist des friedlicher noch am Heerde Weilenden durch die vielfach sich drängenden und wechselnden Ereignisse fast jedes Tages sich in eine stete Spannung und Regung nach auſsen versetzt sah. Eine solche Richtung des französischen Volkes war und blieb aber nur eine vorübergehende, und keineswegs eine dauerhafte, und Ref. müſste sich sehr irren, wenn nicht mit der stufenweisen Rückkehr eines friedlichen Volkes zu alten Gebräuchen und religiösem Cultus eine, seiner angestammten Natur wohl nicht fremde, sensible Stimmung, oder, wenn man lieber will, dasjenige Gefühlleben in demselben wiederkehren sollte, welche einer, im Uebrigen keineswegs beneidenswerthen Empfänglichkeit für den Magnetismus und den ihm verwandten Erscheinungen Daseyn verleiht. Andererseits glaubt Ref., daſs die Receptivität der Deutschen für den Magnetismus und das Treiben derselben in diesem und ihm verwandten Gebieten,

Digitized by Google

wie wir es seit zehn oder zwölf Jahren um uns her beobachtet haben, unter Anderem auch in einer, durch politische Ereignisse herbeigeführten, bald durch Furcht, bald durch Hoffnung hervorgebrachten Stimmung der Gemüther ihre Disposition gefunden habe, daſs aber der Meridian einer solchen magnetischen Stimmung unter den Deutschen bereits schon wieder passirt zu seyn scheine.

VII. Gesundheitspolizei und gerichtliche Medicin in Frankreich. — Rückblick auf das Betreiben beider Wissenschaften in Deutschland. — Nützliche Anwendung des Chlorinkalks in Paris und Marc's Bericht darüber. S. 180 — 224. In Frankreich handelt man in medicinisch-polizeilicher Rücksicht nur da, wo es augenscheinlich Noth thut, in Deutschland ist man aber auf das andere Extrem gerathen. Als Beweis hievon theilt der Verf. von S. 181 — 189. eine Reihe medicinisch-polizeilicher, von verschiedenen Aerzten gemachten Vorschläge mit, welche wir bereits kennen, und wobei Ref. blos bemerkt, daſs manches der Aufmerksamkeit der obersten Medicinalbehörde werth ist, was deswegen doch noch nicht als allgemeine Maſsregel einzuführen wäre, und daſs eine weise Regierung nie ohne vorhergegangene umsichtige Prüfung urtheilen und beschlieſsen werde. Im Uebrigen hält auch Ref. die Sorge einer Regierung für gute Besetzung unterer Medicinalämter für die Basis jeder guten Sanitätspolizei und gerichtlichen Medicin. Besonderen Dank verdient der Verf. für die ausführliche Mittheilung des von Apotheker Labarraque in Paris entdeckten Gebrauchs des Chlorkalciums zur Tilgung des faulen Geruchs bei Leichnamen, dessen Anwendung sich auſser der Sicherheit und Schnelligkeit in der Wirkung insbesondere auch noch durch die Wohlfeilheit und Leichtigkeit seiner Anwendung empfiehlt. Dr. Marc, ein Deutscher von Geburt, Leibarzt des Herzogs von Orleans, und einer der vorzüglichsten gerichtlichen Aerzte Frankreichs, hat eine Reihe von Versuchen mit diesem Antisepticum, sowohl gegen den Leichengeruch in der Rettungs- und Ausstellungsanstalt für unbekannte Unglückliche (morgue), als zu Verhütung des Gestankes in Abtritten und Urinbehältern öffentlicher Orte angestellt, die in hohem Grade zu Gunsten der Wirksamkeit dieses Mittels sprechen, und seine allgemeine Einführung in den geeigneten Fällen sehr wünschenswerth machen. Unser Verf. wendet das flüssige Chlorkalcium bei schlaffen, übelriechenden, chronischen Geschwüren mit auffallendem Nutzen an, und glaubt, daſs dasselbe zur Zerstörung der Contagien und Miasmen in manchen Rücksichten noch Vorzüge vor den

Digitized by Google

G. Morveau'schen und Smyth'schen sauren Dämpfen haben werde.

VIII. Wechsel des allgemeinen Krankheitscharakters. — Einfluſs der Witterung auf die Entstehung der Krankheiten. — Die Lungensucht in epidemischer Beziehung. S. 225 — 256. Ref. übergeht die eindringende Empfehlung des Verf.: den stationären Krankheitscharakter und seinen Wechsel, zum Heile der Therapie, eifrig zu beobachten, als bekannt, so wie die Bemerkungen über die Lungensucht in epidemischer Beziehung, insbesondere für Hanau, als dem Wohnorte desselben, woselbst an dieser Krankheit besonders viele sterben, und wovon die Ursache unter andern hauptsächlich in der durch die localen Verhältnisse der Stadt begründeten, stationären katarrhalischen Constitution und deren späteren nachtheiligen Folgen für die Respirationswerkzeuge liegt. Dagegen erlaubt sich Ref. noch etliche Augenblicke bei der Behauptung des Verf. zu verweilen, daſs sich der seit dem heissen Sommer 1811 und der Anwesenheit des groſsen Kometen in jenem Jahre rein entzündlich gewesene allgemeine Krankheitscharakter, in Folge des gleichfalls meteorologisch denkwürdigen Jahres 1824, nun zum asthenischen neige; was derselbe aus folgenden Erscheinungen schlieſst: 1) es gebe weniger Entzündungen, besonders weniger Pneumonieen, als vor einigen Jahren; 2) das Aderlassen sey jetzt bei weitem nicht so oft nöthig, als früher; 3) die Kranken vertragen jetzt weit eher Reizmittel; 4) nervöse Fieber mit dem Charakter der Schwäche seyen jetzt häufiger, als vor mehreren Jahren, ja sogar hin und wieder schon epidemisch; 5) intermittirende Fieber kamen im Jahre 1824 bereits öfter vor, als in einer ganzen Reihe vorhergegangener Jahre. — Ref. übergibt diese wichtigen Punkte, so wie die Beobachtung des Verf.: daſs zur Zeit feuchter Witterung weit weniger Kranke sich zeigen, als unter dem Einflusse der trockenen, seinen Lesern zur Vergleichung mit ihren eigenen Beobachtungen und Erfahrungen, erlaubt sich aber seine, auf eine gänzlich unbefangene und partheilose Wahrnehmung sich stützende Stimme bescheiden dahin abzugeben, daſs ihn in Betreff des letzteren Umstandes namentlich die Erfahrung des gegenwärtigen Spätjahres gerade das Gegentheil gelehrt habe, indem bei der, beinahe den ganzen Herbst und anfangenden Winter 1825 herrschend gewesenen feuchten, nebligen und gelinden Witterung in der Gegend und an dem Orte, wo Ref. die Arzneiwissenschaft gegenwärtig ausübt, nicht nur häufiger als zuvor fieberhafte Krankheiten unter Erwachsenen aufgetreten sind, sondern

Digitized by Google

sich zugleich auch unter den Kindern (und nicht selten auch bei Erwachsenen) der Keuchhusten und das Scharlachfieber entwickelt haben, von welchen das letztere in der Stadt mit Andauer jener Witterung wahrhaft epidemisch geworden ist. In Rücksicht der gegenwärtigen Abnahme des entzündlichen epidemischen Genius, dem seltneren Vorkommen von Lungenentzündungen als sonst, der seltneren Nothwendigkeit des Aderlasses in denselben, und dem leichteren Vertragen von Reizmitteln bei Kranken überhaupt bekennt Ref. um der Wahrheit willen, daſs seine Beobachtungen zur Zeit gleichfalls noch nicht mit denen des Verf. übereinstimmen, indem der inflammatorische Charakter der Krankheiten, nur zuweilen mit dem galligten complicirt, in seiner Gegend in der Regel noch immer vorwaltet, insbesondere aber auch Lungenentzündungen und entzündliche Seitenstiche häufig auftreten, allgemeine und besondere Blutentziehungen vor allen Dingen und meistens wiederholt erfordert werden, und Nitrum in Emulsion neben Calomel die vorzüglichsten Hülfsmittel sind. Die Beschaffenheit des Pulses und des aus der Ader gelassenen Blutes, das in der Regel eine sehr bedeutende Entzündungshaut zeigt, der gewöhnlich schnelle Anfang der Krankheiten, ihr im Ganzen kurzer Verlauf, die Beschaffenheit der Secretionen, die Wege, durch welche die Natur Krisen einleitet und vollendet, alles das spricht in des Ref. Kreise in der Mehrzahl fieberhafter Krankheiten und örtlicher Entzündungen für einen gegenwärtig noch prävalirenden entzündlichen Genius epidemicus. Ref. findet daher auch in der Regel bei Behandlung derselben keine häufige Anzeige zum Gebrauche von Reizmitteln, häufig dagegen zu solchen Hülfsmitteln, welche die Masse des Blutes vermindern, die Bewegung desselben mäſsigen, und die Mischung dieser Flüssigkeit verändern, wo dann meistens auf sehr einfachem Wege, bei gehörigem Verhalten des Kranken, die Genesung herbeigeführt wird. Selbst das Alter des Kranken macht in Rücksicht der noch herrschenden entzündlichen Diathesis keinen wesentlichen Unterschied, und beurkundet noch mehr die Allgemeinheit ihrer Verbreitung. Ref. sah ohnlängst bei einem etlich' und siebzigjährigen, an einer Pneumonie leidenden, hager und schwächlich aussehenden Manne, bei welchem eine dreimalige Venäsection und das Anlegen von Blutegeln an den Thorax angezeigt waren, das aus der Ader gelassene Blut jedesmal von einer eben so entzündlichen Beschaffenheit, als er es auf dieselbe Weise wieder bei einem sechszehnjährigen Knaben mit derselben Krankheit fand, bei welchem ein zweimaliger Aderlaſs

neben dem Gebrauche von Blutegeln in Anwendung gebracht wurde, und bei dem die Natur in den nächst darauf folgenden Tagen doch noch auf demſelben Wege, nämlich durch wiederholtes Naſenbluten, ſich mit ſehr günſtigem Erfolge Erleichterung und Geneſung zu verſchaffen bemüht war. Zu gleicher Zeit kommen dem Ref. gar nicht ſelten Perſonen vor, die nicht eigentlich für krank gelten, die umher gehen und ihre Geſchäfte ſelbst auſser dem Hauſe betreiben, doch aber öfters über Mattigkeit und Beklemmung klagen, und deren Blut bei einem Aderlaſſe ſodann eine ſehr auffallende Cruſta inflammatoria zeigt. Wohl weiſs Ref., wie unendlich verſchieden ſich der Genius epidemicus an den verſchiedenen Orten geſtaltet, wie vielfach derſelbe durch die Lage und Temperatur des Orts, durch das Verhältniſs des letzteren zum Boden, dem Waſſer, der Luft, der Lebensweiſe und dem Gewerbe der Bewohner beſtimmt wird, wie zuweilen nur unbedeutend ſcheinende topographiſche Abweichungen in kleinen Entfernungen von einander an dem einen Orte reiner entzündliche, an dem andern gemiſchte, an dem dritten wahrhaft nervöſe Fieber endemiſch und ſtationär machen, während doch in gröſseren Verhältniſſen alle unter denſelben ſideriſchen und kosmiſchen Einflüſſen ſtehen. Ref. will aber mit ſeinen Bemerkungen nur andeuten, daſs die Erfahrung wenigſtens bis jetzt noch nicht überall eine ſolche, von dem Verf. prädicirte Hinneigung des allgemeinen Charakters der Krankheiten zum aſtheniſchen nachzuweiſen vermag, daſs mitten unter den Beobachtungen berühmter Aerzte von einer ſolchen Inclination der Krankheiten es auch Beobachtungen gebe, die zur Zeit noch gerade das Gegentheil von dem erſteren factiſch darthun, daſs ferner ein vorherrſchender entzündlicher Charakter ſelbſt bei einer gelinden, feuchten und nebligen Witterung doch oft längere Zeit fort herrſchend beobachtet werden könne, und daſs, ſo wichtig auch die auf theoretiſche Combination und eine rationelle Erfahrung geſtützten Urtheile über die Veränderungen im allgemein herrſchenden Genius der Krankheiten ſind, ſie doch immer nur mit groſser Vorſicht und mit ſteter Rückſicht und Vergleichung desjenigen, was die eigene aufmerkſame Beobachtung am Aufenthaltsorte lehrt, von jedem einzelnen Arzte aufgenommen werden dürfen, wenn ſie für die wichtige, aber noch immer noch groſser Aufhellungen bedürftige Lehre vom epidemiſchen Genius, und ſomit für die Theorie und Praxis der Heilkunſt von wahrhaft erſprieſslichen Folgen ſeyn ſollen.

Ref. entschuldigt die Weitläuftigkeit der Anzeige dieses Werkes mit dem Interesse, welches ihm dasselbe durch die Mannichfaltigkeit der in ihm vorkommenden wissenswürdigen Gegenstände gewährte, so wie mit der hohen Achtung, welche er für die literärischen Verdienste des berühmten Verf. hegt. Druck und Papier der Schrift machen der Verlagshandlung Ehre, und die Correctur ist mit wenigen Ausnahmen fehlerfrei.

Practical essay on the strength of cast iron, and other metals; intended for the assistance of Engineers, iron masters, architects, millwrights, founders, and others engaged in the construction of machines buildings etc. containing practical rules tables and exemples; founded on a series of new Experiments, with an extensive table of the properties of materials. The second edition, improved and enlarged. Illustrated by four engravings and several wood-cuts. By Thomas Tredgold*, civil engineer etc. London* 1824. *XIX und* 506 *S.* 8. Pr. 15 slstl.

Ref. hat den langen Titel dieser äuſserst gehaltreichen Schrift deswegen vollständig mitgetheilt, weil er alles dasjenige angiebt, was man im Buche zu suchen hat und auch gewiſs finden wird. Untersuchungen über die absolute, relative und rückwirkende Festigkeit der verschiedenen Körper sind seit dem Wiederaufblühen der Mechanik, man darf annehmen seit Mariotte, hauptsächlich in Frankreich, neuerdings zahlreicher in England, in Menge angestellt, und auch in Deutschland sind die Bemühungen verschiedener Gelehrten, vorzüglich Eytelwein's, allgemein bekannt. Inzwischen haben alle jene berühmten Männer, z. B. Musschenbroek, Girard, Gauthy, Rondelet, Duleau, Navier, Perronet, Barlow, Smeaton, Brown, Beaufoy, Rennie u. a. ihre Versuche hauptsächlich nur auf die verschiedenen Holzarten und unter den Metallen vorzugsweise auf Schmiedeeisen, dann Messing und Kupfer ausgedehnt. Eine umfassende Zusammenstellung der früher erhaltenen Resultate in nächster Beziehung auf das Bauwesen gab neuerdings Tredgold in seinen 1820 erschienenen: *Elementary principles of carpentry* u. s. w., einem eben so gründlichen als schönen, mit 22 Kupfern gezierten Werke in 4., dessen hoher Preis von 1 Lstl. 4 slstl. dasselbe auf dem Continente selten macht. Inzwischen hat man in den neuesten Zeiten das Guſseisen so allgemein zu den verschiedensten Maschinen und Vorrichtun-

gen benutzt, und die Anwendung desselben wird nicht blos in England, sondern auch auf dem Continente so ausgebreitet, daſs dieses Material vorzugsweise eine Prüfung rücksichtlich seiner Güte und Festigkeit verdient, um auf der einen Seite bei kostbaren und auf groſse Dauerhaftigkeit berechneten Anlagen nicht zu bald Reparaturen nöthig zu haben, auf der andern aber nicht der Sicherheit wegen die einzelnen Theile unförmlich, übermäſsig schwer und kostbar vorrichten zu lassen. Hierüber vollständige und ganz eigentlich practisch brauchbare Vorschriften zu geben, ist der nächste Zweck der vorliegenden Schrift. Der gründlich gelehrte, ungewöhnlich belesene und mit der gröſsten Menge der klassischen Werke über die von ihm bearbeiteten Gegenstände vertraute Tredgold hat daher nicht blos dasjenige benutzt, was vor ihm namentlich durch Buchanan, Dunlop, Barlow, Banks, Ebbels u. A. über die Festigkeit des Guſseisens aufgefunden ist, sondern auch theils früher, theils unmittelbar für das vorliegende Werk eine Menge eigener Versuche angestellt, um die Eigenschaften und insbesondere die Festigkeit dieses höchst nützlichen Materials mit Sicherheit kennen zu lernen. Die Resultate dieser fremden und eigenen, genau geprüften und unter einander verglichenen, Versuche kann man als die Hauptgrundlage dieser Schrift ansehen, wie auch der Titel angiebt, wobei jedoch die anderen Metalle und selbst auch Hölzer, Steine u. dergl. keinesweges ganz übergangen sind.

Es liegt schon in der Natur der Sache, daſs es zweckwidrig seyn würde, den Inhalt des Werkes nach allen seinen Theilen einzeln anzugeben, und Ref. begnügt sich daher, den Charakter desselben nur im Allgemeinen zu bezeichnen, und die behandelten Gegenstände der Hauptsache nach namhaft zu machen. Im Ganzen hält sich der Verf. wenig bei der Theorie auf, zeigt jedoch die allgemeinen Grundsätze, wie sie durch Galilei, Mariotte, Euler, Coulomb u. A. aufgestellt sind, folgt in der Darstellung selbst hauptsächlich dem in England höchst geachteten und wahrhaft gelehrten Th. Young, und entwickelt nach denselben die verschiedenen Formeln zur Berechnung des Widerstandes, welchen die Körper nach dem Grade ihrer Festigkeit einer auf die eine oder andere Weise gegen sie ausgeübten Gewalt entgegensetzen. Zur Bestimmung der Festigkeit der verschiedenen Körper hat er dann die Resultate der genauesten Versuche, für Guſseisen hauptsächlich seiner eigenen benutzt, und die hieraus erhaltenen Werthe in die Formeln aufgenommen. Bekanntlich hat man indeſs durch die meisten bisherigen Versuche die Festigkeit der Kör-

Digitized by Google

per im Maximo zu bestimmen sich bemühet, d. h. man hat dasjenige Gewicht aufzufinden gesucht, durch welches die Theile wirklich getrennt werden, oder aber durch welche ein Zerreissen, ein Zerbrechen derselben bewirkt wird. Für die practische Anwendung pflegt dann festgesetzt zu werden, daſs man der Sicherheit wegen von dieser Gröſse nur etwa ein Drittheil nehmen solle. Der Verf. dagegen befolgt eine für die Praxis sicher weit bessere Methode, welche übrigens schon durch Coulomb, Young u. A. mehr oder weniger bestimmt angegeben ist. Er untersucht nämlich die Festigkeit der Körper blos bis so weit, als sie keine bleibende Aenderung ihrer Form annehmen (take a set, nach dem englischen Ausdrucke), oder nach weggenommener Last zu ihrer ursprünglichen Form völlig wieder zurückkehren, indem man dreist annehmen darf, daſs sie bis so weit sicher beschwert werden dürfen, ohne daſs man ein Zerbrechen derselben zu befürchten hat. Dabei bedient sich Tredgold einer durch Th. Young eingeführten Bezeichnung, nämlich Modulus der Elasticität, und versteht hierunter eine Säule von der nämlichen Substanz, welche fähig ist, einen Druck auf die Unterlage hervorzubringen, und sich zu dem Gewichte, wodurch eine Zusammendrückung des Körpers hervorgebracht wird, verhält, wie die Länge der zusammendrückenden Säule zu ihrer Verkürzung, wobei vorausgesetzt wird, daſs ein gleiches Gewicht dieselbe um eine gleiche Gröſse ausdehnen würde. Obgleich es gut ist, bei der practischen Anwendung sich gewisser allgemeiner Bezeichnungen zu bedienen, so glaubt Ref. doch nicht, daſs die hier mitgetheilte von groſsem Nutzen seyn könne, ist indeſs nicht Praktiker genug, um aus genügender Erfahrung sich ein entscheidendes Urtheil hierüber anzumaſsen. Uebrigens bleibt Tredgold nicht bei den allgemeinen Bestimmungen der Festigkeit der Körper stehen, sondern zeigt die hieraus folgenden Regeln in bestimmten Anwendungen, z. B. auf die Construction der Balanciere, der Säulen, Tragstangen, Wellbäume, Radzähne, hohler Fuſsböden u. dergl.

Indem das vorliegende Werk vorzugsweise für die praktische Anwendung bestimmt ist, so beginnt dasselbe nach einer kurzen Einleitung mit Tabellen, deren man sich zur Ersparung der Berechnung bei der Construction der verschiedenen Maschinen, der Tragbalken, Säulen und sonstiger Vorrichtungen bedienen kann, und verbindet hiermit dann eine Anweisung zum Gebrauche derselben. Zusammenhängend hiermit sind die in der dritten und vierten Abtheilung enthal-

Digitized by Google

tenen Untersuchungen über die Durchschnitte von Balken, welche den stärksten Druck vermöge ihrer relativen Festigkeit aushalten können. Was man wohl nicht mit Unrecht als den Anfang machend erwarten könnte, folgt dann erst im fünften und sechsten Abschnitte, nämlich eine Prüfung fremder und eine Erzählung der eigenen Versuche über die Festigkeit der verschiedenen Körper, welche schon oben erwähnt sind, und wovon die über Guſseisen ohne Widerrede unter die ausführlichsten und vorzüglichsten gehören, welche bisher bekannt gemacht sind. In den drei folgenden Abschnitten findet man dasjenige, was wohl den gröſsten und allgemeinsten Nutzen hat, nämlich praktische Formeln zur Berechnung der Dimensionen solcher Körper, welche Lasten zu tragen oder einem Drucke Widerstand zu leisten bestimmt sind, und namentlich wird im neunten von derjenigen Elasticität gehandelt, vermöge deren die verschiedenen Substanzen einer Drehung um ihre Längenaxe widerstehen (resistance to torsion), worüber unter allen bei weitem die wenigsten Versuche vorhanden sind, weswegen auch Ref. in diesem Augenblicke mit einer Reihe solcher beschäftigt ist. Bei der Angabe der Formeln zur Berechnung des Widerstandes, welchen die verschiedenen Körper nach ihren ungleichen Dimensionen einer äuſseren Gewalt entgegenzusetzen vermögen, deren Anwendung meistens an einem Beispiele praktisch gezeigt wird, bezieht sich der Vf. stets auf den Gebrauch der von ihm berechneten Tabellen, welche allerdings groſse Bequemlichkeit für solche Praktiker haben mögen, deren Geschäfte zahlreiche Berechnungen dieser Art verlangen, manche andere aber werden es zu mühsam finden, für einzelne Fälle sich in denselben orientiren zu lernen. Im zehnten Abschnitte endlich handelt der Verf. von dem Widerstande, welchen die verschiedenen Stoffe sowohl als kleinere Körper, als auch in Gestalt langer Säulen einem Drucke entgegensetzen, also von der rückwirkenden Festigkeit, woran im letzten Abschnitte noch eine Untersuchung der Kraft geknüpft ist, mit welcher die einzelnen Theile einer Maschine dem Stoſse anderer bewegter Theile vermöge ihrer Elasticität widerstehen (resistance to impulsion). Angehängt sind dann eine alphabetische Uebersicht der hauptsächlichsten, mit dem Inhalte des Werkes in näherer Beziehung stehenden Eigenschaften der verschiedenen Stoffe, ein Sachregister, eine (nicht vollständige) alphabetische Zusammenstellung der benutzten Schriftsteller und eine nähere Erklärung der Kupfer.

Diese kurze Anzeige wird genügen, um darzuthun, daſs dieses gehaltreiche Werk auf dem Continente eine gleiche

Digitized by Google

Aufmerksamkeit verdient, als ihm in England zu Theil geworden ist.

Muncke.

Aeschyli Tragoediae quae supersunt ac deperditarum Fragmenta. Recensuit ac Commentario illustravit Chr. Godofr. Schütz. Vol. IV. Scholia Graeca in septem Aeschyli, quae exstant, tragoedias. Halae, in Bibliopolio Gebauriano, MDCCCXXI. IV und 459 *S. in gr.* 8.

Es enthält dieser vierte Band der Schützischen Ausgabe des Aeschylos, womit übrigens diese Ausgabe keineswegs geschlossen ist, den vollständigen Abdruck der Griechischen Scholien in die sieben Tragödien des Aeschylos aus der Stanleyschen Ausgabe, ein Unternehmen, das um so verdienstlicher anzusehen ist, als die Stanleysche Ausgabe in neuerer Zeit bekanntlich sehr selten und theuer geworden ist. Nur können wir bei Anzeige dieses Bandes die Bemerkuug nicht unterlassen, ob es nicht gerathener gewesen wäre, gleich anfangs zu jedem einzelnen Stücke entweder unter den Text zu jeder Seite oder am Ende jedes Stücks die Griechischen Scholien im Abdruck beizufügen; für den Leser würde diese Einrichtung gewiſs mehr Bequemlichkeit gehabt haben. In diesem neuen Abdruck der Scholien sind nach der Butler'schen Anordnung die Σχόλια πρῶτα, δεύτερα und τρίτα durch beigefügte Buchstaben (A. B. Γ.) unterschieden. Sonst ist im Ganzen wenig geändert, nichts aus bisher unbenutzten Handschriften hinzugekommen. Unter dem Texte finden sich hie und da Nachweisungen der in den Scholien etwa citirten Stellen aus Homer, Pindar u. dergl., dann Verbesserungen fehlerhafter oder verdorbener Stellen durch Heath, Pauw, Abresch, so wie des Herausgebers in kurzen Noten. S. 452. schlieſst sich an die Scholien an: Βίος Αἰσχύλου (die Bemerkungen der Gelehrten, die abweichenden Lesarten und Zusätze der Robortellianischen Ausgabe zu diesem Leben des Aeschylos soll der fünfte Band enthalten); S. 456. folgen Ἐπιγράμματα εἰς Αἰσχύλον mit einigen kritischen Bemerkungen; S. 457 ff. Κατάλογος τῶν Αἰσχύλου δραμάτων, κατὰ στοιχεῖον, nebst den Zusätzen von Butler. Ueber diese sämmtlichen Stücke des Aeschylos kann der fünfte Band dieser Ausgabe nähere Auskunft geben; da er überdies die Fragmente der verlorenen Stücke und Supplementa Annotationum zu den früheren Bänden enthält.

N. 9. 1826.

Heidelberger

Jahrbücher der Literatur.

Maſsdariedschisade Seid Hussein's Dreitheilung eines Winkels oder des denselben messenden Bogens.

(Hierzu die anliegende Zeichnung.)

Nicht unter diesem Titel, denn das Buch hat keinen Titel, aber wohl über diesen Gegenstand ist zu Constantinopel im verflossenen Jahre eine kleine (nur 17 Blätter starke), aber für die Geschichte geometrischer Bemühungen in der Türkei äuſserst merkwürdige Schrift im Druck erschienen, welche nichts weniger als den bisher von keinem Mathematiker hergestellten Beweis der Dreitheilung eines Winkels oder des denselben messenden Bogens zu liefern vorgibt. Seit der Gründung der Ingenieurschule zu Constantinopel, welche zu Ende des verflossenen Jahrhunderts unter Sultan Selims III. Regierung in der Hafenvorstadt Chaſsköi errichtet ward, ist dieses nach einem langen Zwischenraume von mehr als zwanzig Jahren wieder das erste geometrische Werk, womit die dortige Ingenieurschule in ganz neuem Glanze aufzutreten wähnt. Binnen drei Jahren, nämlich vom J. 1800 bis 1802, erschienen nicht weniger als sieben mathematische Schriften zu Constantinopel im Druck, nämlich: 1) Telchissul-eschkial d. i. die Läuterung der Figuren von Hussein aus Taman, eine Abhandlung über Minen i. J. d. H. 1215 (1800); 2) Rissalet fil-hendesset d. i. geometrische Abhandlung mit sieben Kupfertafeln i. J. d. H. 1217 (1802); 3) Logarithmentafeln, ohne Ort und Jahr des Drucks; 4) Tafeln für Bombardiere, ebenfalls ohne Angabe des Jahrs und des Druckortes; 5) Ussuli hendesset d. i. Grundsätze der Geometrie, aus dem Englischen Bonny Castle's von demselben Hussein aus Taman übersetzt, ohne Druckort; 6) Medschmuatul-muhendissin d. i. Sammlung der Geometer, eine Anleitung zur practischen Geometrie von demselben Verfasser, ohne Angabe des Jahres und Ortes des Drucks; 7) Imtihanul-muhendissin d. i. die Prüfung der Geometer, von demselben Verfasser, gedruckt zu Skutari i. J. d. H. 1217 (1802). Diese Elementarbücher, deren einige mehrere Auflagen erlebt haben, sind nur Uebersetzungen aus europäischen geometri-

Digitized by Google

schen Compendien, und keines derselben gibt Bürgschaft für das Selbststudium irgend eines Professors der türkischen Ingenieure. Im Gegentheile gibt sich der Verfasser der hier angezeigten Schrift als einen über seine bisherigen Collegen, die Professoren und Adjuncten der türkischen Ingenieur-Academie, weit vorragenden, seiner Wissenschaft kundigen und dieselbe durch Selbststudium mit Liebe treibenden Geometer zu erkennen, wenn gleich sein vermeintlicher Beweis von der Dreitheilung eines Winkels nicht stichhaltig, und dabei die gröſste Selbsttäuschung untergelaufen ist. Daſs aber Seid Hussein, der Sohn des Schiffszolleinnehmers (dieses ist die Bedeutung von Maſsdariedschisade), nicht nur sich und den Sultan, sondern auch alle anderen Professoren und Adjuncten der Ingenieur-Academie, in deren Gegenwart er vor dem Sultan seinen Beweis führte, so weit täuschen konnte, daſs dieselben das (S. 22 gegebene) Zeugniſs über die unfehlbare Beweisführung der Dreitheilung eines Winkels oder des denselben messenden Bogens ausstellten, ist wohl das sprechendste Zeugniſs für den Grad geometrischer Einsicht bei dem Personale der türkischen Ingenieur-Academie. Da nach dem islamitischen bürgerlichen Rechte (wie vormals nach dem römischen) sieben Zeugen die vollgültigste Zeugenschaft gewähren, so ist auch dieses geometrische Attestat von sieben Zeugen, nämlich von den vier Chodscha's oder Professoren und von drei Chalifen (gewöhnlich Chalfa ausgesprochen) d. i. Adjuncten unterfertigt. Der vierte dieser auf Chodschastellen Anwartschaft habenden Chalifen (Nachfolger oder Stellvertreter) ist der Verfasser selbst, welcher natürlich sich nicht selbst unterschreiben konnte. Er erzählt in der Vorrede, wie die Beweisführung der Dreitheilung eines Winkels oder des denselben messenden Bogens bisher in der groſsen Encyclopädie als unstatthaft erklärt, und in der türkischen Uebersetzung Euclid's die Dreitheilung selbst in dem 23. Problem des III. Buches bloſs practisch angegeben worden, und fährt dann S. 5. mit folgenden Worten bis ans Ende des Vorberichtes fort:

»Lob und wieder Lob! Durch die Gnade des allweisen, »allmächtigen Gottes, durch die Prophetenwunder unseres »Herrn des Heilands beider Welten, über welchen Gebet und »Heil sey, und durch die Kraft des Jugendglücks und den Einfluſs der Gerechtigkeitsfrucht des jetzt den Thron schmückenden, die Welt mit Obhut beglückenden, und durch den »Glanz seiner Herrschaft entzückenden Helfers der Diener, »die ihm angehören, und Entwurzlers der Bösen, welche sich »wider ihn empören, Bewahrers der wahrsten aller Religionen,

Digitized by Google

»Behüters der Länder, worin die Moslimen wohnen, der gesegnet ist durch allmächtige Segnung und geleitet wird durch »göttliche Leitung, des Sultans zweier Erdtheile, des Chakan's »zweier Meere, des Dieners der beiden edlen Heiligthümer »(Mekka's und Medina's), des Sultans, Sultans Sohnes und »Sultans Enkels, Sultans Mahmudchan Ghasi's, Sohnes Sultan »Abdulhamidchan Ghasi's, des Sohnes Sultan Achmedchan Ghasi's, Gott verlängere sein Leben, und wolle ihm glückliche »Herrschaft und durchdringende Befehlskraft geben (durch »Gottes Gnade, des Propheten Wunderkraft und des Sultans »Glück also), hat der ohnmächtigste, schwächste, unwürdigste und nichts vermögendste der Diener, Maſsdariedschisade Seid Hussein, der erste Adjunct an der kaiserlichen »Ingenieur-Academie, die Lösung des Beweises der Dreitheilung eines Winkels oder des denselben messenden Bogens, »welche seit dreissig Jahren in allen geometrischen Büchern »als unauflöslich erklärt worden, am 13. Schaaban (16. Mai) »d. J. 1237 (1821) glücklich gefunden, und das Zeugniſs, daſs »er den Beweis davon geometrisch hergestellt habe, wurde »von allen Chodscha's und Chalifen mit Unterschrift und Siegel »bestätigt. So ist dieses seit langer Zeit als unmöglich zu beweisen erklärte Problem glücklich aufgelöst worden, und es »ist klar, daſs daraus viele andere bisher in der Geometrie für »schwierig erachtete Puncte gelöset werden können, weshalb »das Ganze mit tausend Mängeln und Fehlern dem königlichen »Throne vorgelegt worden, denn wenn der gerechte Monarch »dasselbe nur eines halben Blickes würdiget, so wird sich »darüber sonder Zweifel der Dom der Glorie wölben. Meine »unterthänigste Hoffnung ist, daſs es dem hohen gerechten »Willen Seiner Majestät gefallen werde, den ganzen Vorfall »in die Reichsgeschichten eintragen zu lassen, wie daſs die Lösung dieser Schwierigkeit aus den geheimsten Wissenschaften »zur Zeit Allerhöchstdero Regierung in der Ingenieur-Academie »der hohen ottomannischen Pforte aufgefunden worden ist, »damit, wenn die europäischen Geometer dasselbe zufällig in »die Hände bekommen, sie sich nicht diese Erfindung aneignen können; daſs daher dieser Artikel besonders gedruckt in »der Bibliothek der kaiserlichen Ingenieur-Academie und in allen »anderen Bibliotheken hinterlegt werde.«

Möglichster Kürze willen wird Rec. dem Beweise Seid Hussein's bis zur durchschossenen fehlerhaften Stelle genau folgen, dann aber, seine unnöthigen Weitläufigkeiten vermeidend, den Schluſs schneller herbeiführen. »Um den Winkel »*bac*, oder den ihm zum Maaſse dienenden Bogen *brqc* in drei

Digitized by Google

» gleiche Theile zu theilen, beschreibe man aus seinem Scheitel
» a mit einem beliebigen Halbmesser ab den Halbkreis bcd,
» ziehe aus c und d, ce und df senkrecht auf bd, und aus c
» und dem Halbirungspuncte g von ce, die gleichlaufenden cf
» und gh mit dem Durchmesser bd. Nun beschreibe man aus
» dem Durchschnitte k der geraden ac und gh, der zugleich
» der Halbirungspunct von ac ist, mit dem Halbmesser ka den
» Umfang aec, und aus g mit dem Halbmesser gh den Bogen
» hi, vereinige i mit c, und aus dem Durchschnitte l der gera-
» den gh und ic ziehe man mn senkrecht auf gh; verbindet
» man nun i mit dem untern Durchschnittspuncte o der geraden
» mn und des Umfanges aec, verlängert diese Linie io, bis
» sie den Umfang aec in p schneidet, so wird, wenn man ap
» zieht und bis q verlängert, und endlich ar gleichlaufend mit
» ip führt, der Bogen bc in die drei gleichen Theile br, rq
» und qo getheilt seyn.«

» Die Richtigkeit dieser Theilung soll nun erwiesen wer-
» den. Zu diesem Ende vereinige man den obern Durchschnitts-
» punct s der geraden mn und des Umfangs aec mit den Puncten
» c, a und i, und verlängere cs, bis sie den verlängerten
» Durchmesser in t und gh in v schneidet. Da gl mit ei pa-
» rallel ist, und ec halbirt, so muſs gl auch ci halbiren; dem-
» nach sind die rechtwinkligen Dreiecke cnl und lmi wegen
» der gleichen Hypotenusen cl, li, und der gleichen Katheten
» ln, lm vollkommen gleich, und es ist $mi = nc = em$. Be-
» trachtet man nun die rechtwinkligen Dreiecke omi, snc, so
» haben sie nebst den Katheten mi und nc auch die Katheten
» om und sn wechselsweise gleich, da nämlich $ln = lm$ und
» kl senkrecht auf die Sehne so, folglich $ls = lo$, und ln
» $- ls = lm - lo$ oder $sn = om$ ist; diese Dreiecke sind
» also vollkommen gleich, folglich der Winkel $moi = nsc$
» $= osv$ und oi mit ct gleichlaufend. Da ferner kv mit at
» gleichlaufend und ck die Hälfte von ca ist, so muſs auch kv
» die Hälfte von at seyn. Weil nun kv mit it und ki
» mit vt parallel ist, so muſs $kv = it$ seyn; und da
» kv die Hälfte von at ist, so muſs auch it die
» Hälfte von at, oder $it = ai$ seyn. Weil csa ein
» rechter Winkel, und ik gleichlaufend mit cs ist, so müssen
» auch die Winkel bei u 90° haben und ik halbirt die Sehne
» sa. Die rechtwinkligen Dreiecke sui, aui sind demnach
» wegen der gemeinen Kathete ui und der gleichen Katheten
» us, ua vollkommen gleich, und es ist $ai = si$. Vereinigt
» man nun s mit p, so haben die Dreiecke pos, kol den Win-
» kel o gemein, und die Seiten, welche diesen Winkel in beiden

Digitized by Google

»Dreiecken einschlieſsen, sind proportionirt; mithin sind diese
»Dreiecke ähnlich, und ps ist das doppelte von kl und mit kl
»gleichlaufend. Wegen der ähnlichen Dreiecke kcl und aci
»ist ai auch das doppelte von kl; folglich ist ps gleich und
»gleichlaufend mit ai, und die geraden ap und is müssen auch
»gleich und gleichlaufend seyn. Es ist also $ap = is$; und da
»$is = ai$ ist, muſs auch $ap = ai$, also das Dreieck pai
»gleichschenkligt seyn. Nun ist der äuſsere Winkel $pab =$
»$api + pia$ oder, weil $api = pia$ ist, $pab = 2\,pia$;
»und weil ar gleichlaufend mit ip gezogen worden ist, pab
»$= 2\,bar$, mithin $rab = qar$. Der Winkel pac am Um-
»fange und der Winkel pkc am Mittelpuncte ruhen auf dem-
»selben Bogen pc; folglich ist $cap = \frac{pkc}{2}$, oder, weil we-
»gen der gleichlaufenden pk, ra, der Winkel $pkc = car$
»ist, $cap = \frac{car}{2} = par = rab$.«

Dem Mathematiker kann es nicht entgehen, daſs Seid Hussein in der durchschossenen Stelle sagt, ki sey mit vt parallel. Er setzt also hier voraus, daſs die Verlängerung der mit vt wirklich gleichlaufenden geraden oi durch den Mittelpunct k gehe. Zu diesem Glauben mag ihn die Zeichnung verleitet haben; denn wenn man seine Methode befolgt, so geht die Verlängerung oi durch den Mittelpunct. Dieses ist aber nur scheinbar, und rührt blos von der Unmöglichkeit her, in der wir uns befinden, mathematische Puncte und Linien sichtbar darzustellen. In der Geometrie ist das Zeugniſs der Sinne ungültig; wenn demnach Seid Hussein auf den Ruhm, die Dreitheilung des Winkels gefunden zu haben, einen gegründeten Anspruch machen will, so beweise er, daſs die Verlängerung von oi durch k geht. Kann er dieses nicht, so läſst er die Frage, wie er sie fand. Denn geht z. B. die Verlängerung von oi durch k', so wäre nun $k'v = it$, und da $k'v$ nicht wie kv gleich der Hälfte von at ist, so wäre auch it nicht gleich $\frac{at}{2}$, oder nicht gleich ai, und der fernere Beweis des Türken beruht auf der Gleichheit von ai und it, und auf der Halbirung der Sehne as durch die senkrechte ik, was nur in so fern wahr ist, als ik' mit ik übereinkömmt oder durch den Mittelpunct geht.

Nach Seid Hussein's Verfahren kann eigentlich kein anderer Winkel als der von 90° in drei gleiche Theile mathematisch genau getheilt werden, und sein Verfahren beschränkt

Digitized by Google

sich demnach auf eine längst aufgelöste Aufgabe. Hier ist der Beweis davon:

Ist der Winkel $cab = w$ wirklich in drei gleiche Theile getheilt, oder $caq = \frac{w}{3}$, so ist nach Vorigem pk parallel mit cv, folglich $pkc = kcs = csk = \frac{2w}{3}$. Nun ist aber csk als äuſserer Winkel $= svk + skv$, oder, weil $svk = pkx = \frac{w}{3}$ ist, $\frac{2w}{3} = \frac{w}{3} + skv$, mithin $skv = \frac{w}{3} = svk$, und $sv = sk = \frac{d}{2}$.

Zieht man nun ka senkrecht auf gk und $a\beta$ senkrecht auf ge, nennt $ai = y$; $ca = z$; $ae = n$; so ist aus den ähnlichen Dreiecken $ca\beta$ und vsl, $sv : vl = ca : a\beta$ oder $\frac{d}{2} : vl = z : \frac{n}{2}$, und $z = \frac{dn}{4vl}$. Wegen der vollkommen gleichen Dreiecke slk und slv ist $kl = lv$, nach Vorigem ist aber auch $kl = \frac{ai}{2} = \frac{y}{2}$; mithin ist $z = \frac{dn}{2y}$. (1)

Da ferner, wie bekannt, die Producte der Secanten xv und cv in ihre äuſseren Theile yv und sv gleich sind, so hat man $xv \cdot yv = cv \cdot sv$ oder $(av + ac)\, sv = (kv + kx)(kv - ky)$; und wenn man d, z und y einführt $(av + z)\frac{d}{2} = \left(y + \frac{d}{2}\right)\left(y - \frac{d}{2}\right)$.

Es ist aber $kv = 2lv$; mithin ist wegen der ähnlichen Dreiecke avk, svl, auch $av = 2 \cdot sv = d$; folglich

$$(d + z)\frac{d}{2} = y^2 - \frac{d^2}{4} \text{ und}$$

$$z = \frac{2y^2 - \frac{3d^2}{2}}{d}, \text{ also nach (1)}$$

$$\frac{dn}{2y} = \frac{2y^2 - \frac{3d^2}{2}}{d}, \text{ oder}$$

$$y^3 - \frac{3d^2y}{4} - \frac{d^2n}{4} = 0. \quad (2)$$

Nach Seid Hussein's Verfahren ist $gh = gi$, und $ai = ei - ea = \sqrt{\overline{gi}^2 - \overline{ge}^2} - n =$

$$\sqrt{(n+d)^2 - \left(\frac{d^2 - n^2}{4}\right)} - n$$

oder $ai = \sqrt{\frac{5n^2}{4} + 2dn + \frac{3d^2}{4}} - n.$

Wenn nun dieses Verfahren richtig wäre, so müſste $ai = y$ seyn, folglich $y^3 - \frac{3d^2 y}{4} - \frac{d^2 n}{4}$ durch $y - \left(\sqrt{\frac{5n^2}{4} + 2dn + \frac{3d^2}{4}} - n\right)$ ohne Rest theilbar seyn, oder der Werth von ai in die Gleichung (2) substituirt, derselben Genüge leisten. Demnach ist $\left(\sqrt{\frac{5n^2}{4} + 2dn + \frac{3d^2}{4}} - n\right)^3$ $- \frac{3d^2}{4}\left(\sqrt{\frac{5n^2}{4} + 2dn + \frac{3d^2}{4}} - n\right) - \frac{d^2 n}{4} = 0.$

Schafft man die Wurzelzeichen aus dieser Gleichung weg, so erhält man $n^5 + 24dn^4 - 5d^2n^3 - 16d^3n^2 - 4d^4n = 0$; oder wenn man $n = \frac{d}{s}$ setzt, $s + 24s^2 - 5s^3 - 16s^4 - 4s^5 = 0.$

Ist nun der zu theilende Winkel $= 0°$, so ist $n = d$ und $s = 1$, daher ganz richtig $1 + 24 - 5 - 16 - 4 = 0$.

Hat aber besagter Winkel $90°$, so ist $n = 0$ und $s = \infty$; man erhält sodann $0 = 0$.

Liegt endlich der zu theilende Winkel zwischen 0 und $90°$, so ist $n < d$ und $s > 1$; mithin muſs jetzt der verneinende Theil der Gleichung, worin die höheren Potenzen von s vorkommen, gröſser als der bejahende seyn, oder eine verneinende Zahl gleich null werden, was ungereimt ist.

Aus diesem folgt, daſs nur der Winkel von $90°$ sich nach dem Verfahren des Türken mathematisch genau in drei gleiche Theile theilen läſst, was aber schon die ältesten Geometer auf eine weit einfachere Art zu bewerkstelligen wuſsten.

Anmerkung. Der unterzeichnete Specialredactor hat diese interessante und sehr gehaltreiche Recension lange Zeit

unabgedruckt liegen lassen, worüber er aus gewissen Gründen sowohl dem Publicum, als insbesondere dem ihm unbekannten Hrn. Verfasser einige Worte der Entschuldigung beifügen zu müssen glaubt. Bei dem Durchlesen führten nämlich gerade bei dem schwierigsten Theile derselben wiederholte Schreibfehler, namentlich die vielfache Verwechselung der Gröſse *s* mit der Zahl 5, des Buchstabens *d* und *a*, in ein solches Labyrinth, daſs er bei überhäuften Geschäften die Mühe einer genauen Revision scheuete, welche bei der Kürze der Darstellung nicht gering seyn konnte, weil sie ein wiederholtes Nachrechnen erforderte. Endlich hat eine sorgfältige Prüfung und fortgehende Corrigirung der Schreibfehler die Ueberzeugung hervorgebracht, daſs die kritische Beurtheilung des von dem Türken Geleisteten nicht blos durchaus richtig, sondern auch mit groſsem Scharfsinn und vorzüglicher Sachkenntniſs abgefaſst ist.

Folgendes sey mir indeſs erlaubt zum Beweise meiner Aufmerksamkeit auf diese gediegene Arbeit hinzuzufügen. Nur einen Ausdruck habe ich mir deswegen abzuändern erlaubt, weil der gebrauchte mir weniger üblich zu seyn schien. Durch welches specielle Verfahren der gelehrte Hr. Verfasser seine Hauptgleichung vom fünften Grade gefunden habe, weiſs ich nicht. Setzt man indeſs $\sqrt{\left(\frac{5n^2}{4} + 2dn + \frac{3d^2}{4}\right)} = A\frac{1}{2}$; so ergiebt sich nachher durch Substitution

$$n^6 + 24dn^5 - 5d^2n^4 - 16d^3n^3 - 4d^4n^2 = 0.$$

eine Gleichung der sechsten Ordnung; allein diese sowohl, als die des Hrn. Verfassers ist doch eigentlich nur eine biquadratische. Der Umstand aber, daſs der Hr. Verfasser sie nicht hierauf zurückgeführt, auch der letzten Gleichung nicht die gewöhnliche Form, nämlich

$$s^4 + 4s^3 + \frac{5}{4}s^2 - 6s - \frac{1}{4} = 0.$$

gegeben hat, obgleich unbedeutend an sich, schien mir eine Revision des Ganzen nothwendig zu machen, welche dann, durch die erwähnten Schreibfehler erschwert, die allerdings einer Entschuldigung bedürfende Verzögerung des Abdruckes herbeiführte.

Muncke.

Digitized by Google

1) *System der Logik von Dr.* ***Wilhelm Esser.*** *Elberfeld*, 1823. *XVIII und* 612 *S.* 1 Thlr. 12 Gr.

2) *Handbuch zu Vorlesungen über die Logik, von H. L. W. Sigwart. Zweite vermehrte und verbesserte Auſlage. Tübingen*, 1824. *X und* 198 *S.* 1 fl. 20 kr.

3) *Die Logik, insbesondere die Analytik, dargestellt von A. D. Ch. Twesten. Schleswig*, 1825. *LIV und* 304 *S.* 1 Thlr. 12 Gr.

4) *Die Denklehre in rein-deutschem Gewande, auch zum Selbstunterricht für gebildete Leser, von J. H. Tieſtrunk. Halle und Leipzig*, 1825. *XVI und* 240 *S.* 1 Thlr. 8 Gr.

Unter allen philosophischen Disciplinen ist die Logik in neueren Zeiten am häufigsten bearbeitet worden. Dennoch ist man sogar über Begriff und Behandlung dieser Wissenschaft keineswegs zur Einstimmigkeit gelangt, vielmehr wird sie, wie zu den Zeiten der Griechen, nach den von einander durchaus abweichenden, wenn nicht einander entgegengesetzten, Weisen des metaphysischen, psychologischen und analytischen Standpunctes fortwährend behandelt.

Der Verfasser von No. 1, das sich System der Logik nennt, befand sich, laut Vorr. S. XIV. „in der Nothwen„digkeit, mehr als zwei Drittheile der Logik „selber zu entwickeln, ohne daſs ihm durch die Schrif„ten Anderer über diese Wissenschaft ein bedeutender Dienst „hätte geleistet werden können . . . und da er (S. XV.) das „meiste, was in dem Buche vorkommt, sich selber hat ent„wickeln müssen, so ist er auſser Stand, literarische Nach„richten darüber anzuführen." — Die Verf. von No. 2. und 3. beabsichtigen Leitfäden für ihre Zuhörer, nebst Beiträgen zur Vervollkommnung der Logik zu liefern, und beziehen sich in Anmerkungen und Erörterungen nicht selten auf frühere Logiker, durch die sie, geradezu oder im Gegensatz, zu ihren Entwickelungen veranlaſst wurden. No. 4. kündigt sich als einen „Versuch an, die Denklehre auf eine der Gemein„faſslichkeit zusagende Weise vorzutragen."

Esser giebt ausführliche, wenn nicht weitschweifige, §§., und möchte dem academischen Vortrag schwerlich etwas anderes als Erläuterung durch Beispiele, oder literarische Nachweisungen, und Ergänzungen, Verbesserungen oder Widerlegungen, übrig lassen, letztere freilich in nicht geringer Menge. Tieſtrunk berücksichtigt bei seinem sehr

Digitized by Google

deutlichen, doch keineswegs weitſchweifigen, Vortrage vorzugsweiſe das Bedürfniſs derer, welche ſein Lehrbuch zum Selbſtunterricht benutzen wollen. Die andern zwei Lehrbücher geben in gedrängter Kürze ſowohl die Reſultate eigner Forſchungen, als was ſie von früheren entlehnen. Tweſtens Logik iſt, auch abgeſehen von den neuen Unterſuchungen und Entdeckungen, die ſie in ſo reichlichem Maaſse enthält, als Muſter der für academiſche Lehrbücher ſich eignenden, gedrängten, einfachen, deutlichen und genauen Schreibart, in den §§. wie in den Erläuterungen, höchſt preiswürdig.

Auch in Bezug auf Durchführung des analytiſch-Ariſtoteliſchen Standpunctes weichen dieſe vier Bearbeitungen bedeutend von einander ab. Tieftrunk unternimmt zugleich, jedoch auf dem Wege der Analyſis und Reflection, eine Deduction der logiſchen Grundſätze und Grundformen: Tweſten hält ſich mit ungemeiner Schärfe und Conſequenz auf dem analytiſchen Standpuncte: Sigwart beſtrebt ſich gleichfalls, dieſem Standpunct treu zu bleiben: Eſser, nicht im Klaren über ſeinen Zweck, ergänzt häufig die analytiſche Behandlung durch pſychologiſche und metaphyſiſche Excurſe.

Soll die Logik, unabhängig von höheren und ſchwierigeren metaphyſiſchen oder pſychologiſchen Unterſuchungen, für ſich ausgebildet werden, ſo muſs ihr ein ſolcher Begriff und ein ſo beſtimmtes Princip vorangeſtellt ſeyn, daſs wie die Verdeutlichung beider, ſo die Ableitung der Wiſſenſchaft aus dem Princip vor der Beendigung jener Unterſuchungen unternommen werden kann. Soll ferner der Begriff der Ausführung entſprechen, und die Wiſſenſchaft aus dem Princip oder den Principien abgeleitet ſeyn (und das beabſichtigen dieſe wie alle übrigen Bearbeiter der Logik als Wiſſenſchaft), ſo darf der Begriff weder zu eng noch zu weit, und das Princip muſs ſo beſchaffen und benutzt ſeyn, daſs die beſonderen Geſetze und Beſtimmungen aus ihm ſich ergeben, nicht blos mit ihm verknüpft werden. — Nach Eſser iſt Logik „die „Wiſſenſchaft von den nothwendigen und unabänderlichen „Geſetzen derjenigen Geiſtesthätigkeit des Menſchen, welche „das Denken heiſst, ſie ſoll mithin das geſammte Denk„vermögen des menſchlichen Geiſtes unterſuchen, erforſchen „und zergliedern, um — abgeſehen von der Erfahrung — alle „Geſetze aufzufinden, welche auf jeden möglichen Fall des „menſchlichen Denkens berechnet ſind“ u. ſ. w. Sie iſt daher „eine Wiſſenſchaft von den allgemeinen und nothwen-

„digen Gesetzen des menschlichen Denkens, insofern diese „Gesetze blos die Form und nicht den Inhalt unsres Denkens „betreffen“ (s. S. 3 und 5). Sigwart stellt eine Deduction des Begriffs Denken voran, nennt Logik die Wissenschaft von den nothwendigen Bestimmungen und Gesetzen des Denkens, und unterscheidet, je nachdem das Denken als Denken alles Seyns, oder abgesehen davon, daſs es Denken alles Seyns sey, betrachtet werde, speculative und formale Logik, handelt aber nur letztere ab, d. h. „die „Wissenschaft von den Gesetzen, unter denen das Denken mit „sich selber übereinstimmt“ (s. S. 14 ff.). Tieftrunk verlangt von der Denklehre, daſs sie die Thatsache des Denkens entwickele, das Thun und Treiben desselben bis zu seinen ersten Anfängen und Keimen verfolge, sein Verfahren und die Gesetze seines Verfahrens zur Klarheit bringe, und zeige, wie wir von ihm den Leitstern haben, um zur Wahrheit und Wissenschaft zu gelangen (s. S. 1).

Gegen Esser erinnert Ref., daſs sein Begriff von Logik für sich unverständlich ist, und höhere Erörterung über die Denkfunction voraussetzt: gegen Sigwart, daſs die von ihm vorangestellte Deduction, welche mit der Behauptung beginnt, das menschliche Ich finde sich in seinem Bewuſstseyn auf endliche und unendliche Weise bestimmt, den Begriff der Logik von Untersuchungen abhängig zu machen scheint, die in der Einleitung zu einer Elementardisciplin, wie die formale Logik, unmöglich mit genügender Schärfe und Ausführlichkeit geführt werden konnten, und gewiſs noch nicht als beendigt zu betrachten sind: gegen Tieftrunk, der das Denken als eine dem Ich inwohnende, völlig innere Wirksamkeit beschreibt, dem Anschauen entgegenstellt, und von der Denklehre verlangt, daſs sie die Gegenstände auſser dem Denken so weit berücksichtige, wie weit die Denkkraft, zur Bestimmung der Dinge, Begriffe aus sich selber habe, ist zu bemerken, daſs, selbst die Genugsamkeit seiner Erörterungen über die Denkthätigkeit zugegeben, keineswegs alle Begriffe, welche die Denkkraft zur Bestimmung der Dinge aus sich selber hat, in seiner Denklehre bearbeitet werden, namentlich die Begriffe von Kraft, Zweck u. s. w. unberücksichtigt bleiben. Zugleich ist gegen alle drei, wie gegen den gröſseren Theil der früheren Logiker überhaupt, zu bemerken, daſs ihre Erklärungen um vieles zu weit und unbestimmt sind, da sie doch wohl keineswegs unternehmen, die Gesetze vollständig aufzustellen, nach welchen entweder das Denken im Allgemeinen, oder eine bestimmte Art des Denkens, wie

das mathematische, metaphysische u. s. w. fortschreitend sich entwickelt, vielmehr, gleich wie die übrigen, die die Logik nicht metaphysisch oder psychologisch bearbeitet wissen wollen, auf Ableitung methodischer Regeln und Gesetze, und zwar zunächst auf Ausmittelung der Formen und Gesetze fast gänzlich sich beschränken, nach denen nicht etwa neue Gedanken erzeugt, sondern schon vorhandene so entwickelt werden, daſs explicite in ihnen hervorgehoben wird, was sich implicite in ihnen schon fand, und nur beiläufig von den Gesetzen und Methoden des fortschreitenden, neues erzeugenden Denkens handeln (vergl. Twestens Vorrede S. IX.). Durch die Beschränkung der Denklehre auf die Form des Denkens, wie sie sich bei Esser und Sigwart findet, wird diese Disciplin im Ganzen nicht ausführbarer, da, abgesehen davon, daſs der Gegensatz des Formalen und Materialen sich überhaupt nicht streng durchführen läſst (s. Twestens Vorrede S. XI.), was Sigwart speculative Logik nennt, ebenfalls nur von Formen des Denkens zu handeln hat, von denjenigen Formen nämlich, vermittelst deren wir das Seyn als solches denken: so daſs also immer eine nähere Bestimmung hinzukommen müſste. Eine solche nähere Bestimmung ist nun auch in Sigwarts Behauptung, daſs „die Logik die „Wissenschaft von den Gesetzen sey, unter denen das Den„ken mit sich selber übereinstimmt“, nicht zu verkennen: aber werden dadurch die Gesetze der ursprünglichen Erzeugung im Denken, sey es auf dem mathematischen oder philosophischen Gebiete, wohl ausgeschlossen? und doch ist von diesen Gesetzen der ursprünglichen Erzeugung im Denken bei Sigwart, wie bei den übrigen Logikern dieser Richtung kaum die Rede.

Twesten behauptet, die Logik handle von der Ueberzeugung des Verstandes, in wie fern derselbe auf dem klaren Bewuſstseyn beruhe, „daſs dasjenige, wovon man überzeugt „werden solle, in demjenigen, wovon man überzeugt sey, „bereits liege, oder damit auf eine solche Weise zusammen„hänge, daſs es nicht geläugnet werden kann, ohne uns in „Widersprüche zu verwickeln“, oder, „sie sey die Theorie „von der Anwendung der Grundsätze der Identität und des „Widerspruchs (§. 6.). Vergleichen wir Twestens Erklärung nun mit dem, was in seiner, wie in den Aristotelisch-analytischen Logiken überhaupt, wirklich geleistet wird, bedenken wir, „daſs die Logik ursprünglich von Begriffen und „Urtheilen gar nicht um ihrer selbst, sondern nur um ihres „Gebrauchs willen für eine andere Denkoperation (das

Digitized by Google

„Schlieſsen) handelt", „daſs der eigentliche Kern der Aristo-„telischen Logik die Syllogistik ist, Begriffe und Urtheile „für sie nur als Elemente des Schlusses da sind" (s. Vorrede S. IX f.); so ist offenbar, daſs ein solcher Begriff nicht nur dieser besonderen Bearbeitung der Logik genau entspreche, sondern sich auch historisch vollkommen rechtfertigen lasse, indem er bestimmt ausspricht, was die Logiker dieser Richtung zunächst und vorzüglich beabsichtigen, wenn sie die Logik als die Wissenschaft von den Gesetzen des formalen Denkens u. dergl. bezeichnen. Dieser Begriff hat auſserdem den Vorzug, daſs er, an sich deutlich, keiner psychologischen oder metaphysischen Vorbereitung bedarf, da die Wahrheit der Sätze der Identität und des Widerspruchs an sich als evidend betrachtet, „ihre Wichtigkeit aber leicht so weit in's „Licht gesetzt werden kann, als hier nöthig ist (s. Vorrede S. XXV.). Endlich wird durch den so gefaſsten Begriff auch der Bearbeitung der Logik ihre Selbstständigkeit gesichert, indem er theils ihre Grenzen bestimmt, theils Ableitung der Disciplin aus einem an sich deutlichen Princip einleitet. Nur diejenigen Regeln und Gesetze des vermittelnden Denkens gehören ihr an, die aus den Grundsätzen der Identität und des Widerspruchs als besondere Anwendungen abgeleitet werden können. Sie verfährt mithin rein analytisch, da jene Grundsätze nur Anweisung geben, aus schon vorhandenen Vorstellungen das in ihnen Enthaltene zu entwickeln. Wenn aber die *analytische Logik* oder logische Analytik auf diese Weise darauf verzichten muſs, von der Entstehung der Erkenntnisse, ihren Quellen und der Art und Weise zu handeln, sie aus denselben im Zusammenhang und mit Vollständigkeit zur Deutlichkeit des Bewuſstseyns zu erheben, so darf die Nothwendigkeit eben dieser Untersuchungen darum keineswegs verkannt werden. Nur muſs bestimmt anerkannt werden, daſs die Logik, insofern sie solche Untersuchungen zu führen unternimmt, d. h. *die Logik als allgemeine Methodologie*, anderer Grundsätze bedarf, als der der Identität und des Widerspruchs, und, wenigstens für jetzt, hier nicht mit gleicher Sicherheit wie in der Analytik verfahren kann. Daſs die Logik als allgemeine Methodologie nicht mit den zuletzt genannten Grundsätzen ausreiche, hat man auch durch die That anerkannt, insofern man ihnen *das Princip des zureichenden Grundes* hinzuzufügen pflegt. Indem man aber dieses Princip, wie jene, nur an die Spitze stellte, ohne aus ihnen die logischen Regeln und Bestimmungen zu deduciren, hat man im analytischen Theil-

Digitized by Google

der Logik häufig den Satz vom zureichenden Grunde zu Hülfe genommen, ohne seiner zu bedürfen, und dagegen auf die Sätze der Identität und des Widerspruchs nicht analytische Bestimmungen zurückführen zu können geglaubt, die sich durchaus nicht aus ihnen ableiten lassen. Auch kann sich uns nicht verbergen, daſs die Untersuchungen der nicht analytischen Logik, obwohl gemeiniglich vermischt mit den analytischen Bestimmungen, sich von diesen durch Unbestimmtheit, Unsicherheit und Willkührlichkeit sehr merklich unterscheiden. Wie sehr viel weiter ist z. B. die Lehre von der unmittelbaren Ableitung eines neuen Urtheils aus einer gegebenen, oder von den unmittelbaren Schlüssen (um der Lehre von den mittelbaren Schlüssen nicht zu gedenken), fortgeschritten, als die Lehre von der synthetischen Begriffs- und Urtheilsbildung?

Durch scharfe und bestimmte Sonderung beider Theile oder vielmehr Disciplinen der Logik hat Twesten eine wissenschaftlichere Behandlung des einen wie des anderen eingeleitet, und selber, wie wir sehen werden, sehr bedeutend gefördert. „Im Gegensatz mit der analytischen Logik oder „Analytik", sagt er S. XXVI, „kann man alsdann die Theo„rie von der methodischen Anwendung der übrigen Grund„sätze des Denkens und Wissens die synthetische Logik „nennen, in wie fern man als höchste und gemeinschaftliche „Aufgabe derselben die Bildung (Synthesis) auch solcher Be„griffe, Urtheile und Erkenntnisse betrachtet, die nicht als „schon gegeben vorausgesetzt werden." Jedoch hat Twesten die Analytik als den eigentlichen Gegenstand seiner Darstellung behandelt, und nur einen kurzen Entwurf der synthetischen Logik hinzugefügt.

Die Eintheilung der Logik in Analytik und Synthetik ist eine so natürliche und nothwendige, daſs sie schon frühzeitig in der Behandlung dieser Disciplin mehr oder weniger bestimmt berücksichtigt worden, aber, weil bisher nicht auf ihren wahren Grund zurückgeführt, schwankend und ohne bedeutenden Einfluſs auf wissenschaftliche Strenge geblieben ist. Sollten nämlich Elementar- und Methodenlehre auf eine genügende und förderliche Weise von einander gesondert werden, so müſste erstere auf Analytik, letztere auf Synthetik zurückgeführt werden. Eine rein analytische Betrachtung der Denkfunctionen wird nämlich allerdings innerhalb der Grenzen einer Elementarlehre sich halten: eine gründlich durchgeführte Methodenlehre dagegen Untersuchungen über ursprüngliche Erzeugung der Erkenntnisse, mithin

Digitized by Google

über die Synthesis derselben, nicht nur voraussetzen, sondern als ihre vornehmste Aufgabe betrachten müssen. Auch enthält des Aristoteles zweite Analytik, die den späteren Methodenlehren zu Grunde liegt, der Hauptsache nach, einen Entwurf zur Synthetik. Wenn freilich die Elementarlehre die einzelnen Functionen des Denkens, die Methodenlehre das Denken in seiner wissenschaftlichen Tendenz betrachten soll (s. Sigwart §. 35.), so ist letztere gleichfalls so weit analytisch, in wie weit auch die Wissenschaft in ihren Methoden sich zum Theil auf Verdeutlichung schon vorhandener Erkenntnisse beschränkt, unterscheidet sich dann aber auch von ersterer weder den Principien noch der Behandlung nach hinlänglich, um der Elementarlehre als besonderer und gleichliegender Theil beigeordnet zu werden. Die sogenannte angewandte Logik findet allerdings, so fern in ihr das menschliche Denken nach seinen allgemeinen und nothwendigen Beschränkungen betrachtet werden soll, nicht eben passender in der Synthetik als in der Analytik ihren Platz, kann aber auch, in so weit sie nicht Anweisung zur Vervollkommnung der Erkenntnisse enthält, und als solche der Synthetik angehört, mit Recht der Psychologie zugewiesen werden; und ohne Nachtheil hat Esser sie ausgelassen (s. seine Gründe S. 13.), Tieftrunk in seinem zweiten Theile nur gelegentlich die Schranken des menschlichen Erkennens berücksichtigt.

Bei Sigwart zerfällt die Logik in zwei Haupttheile, deren ersterer von den Bestimmungen und Gesetzen des Denkens, der zweite von der Beziehung dieser Bestimmungen und Gesetze auf die wirkliche Thätigkeit des Denkens handeln soll; der zweite Haupttheil wird in reine und angewandte Logik, und die reine Logik in Elementar- und Methodenlehre getheilt. Auch Esser sondert die Erörterung der Grundgesetze des Denkens von der Elementar- und Methodenlehre, theilt die Logik in drei Theile, und handelt im zweiten Theile von den allgemeinen Gesetzen des Denkens. die jedem besonderen Denken zu Grunde liegen, und im dritten Theile von den Gesetzen des Denkens in der Wissenschaft.

Tieftrunk erörtert im ersten Theile seiner Denklehre das Wesen des Denkens an sich selbst, zerlegt es in seine Thätigkeiten und entnimmt die Gesetze desselben (s. S. 20.): betrachtet in dem sehr kurzen zweiten Theile (von S. 227 — 240.) diese Gesetze als Regeln und Wegweiser zur denkrichtigen Anwendung unsres Erkenntnifsvermögens, berücksichtigt hierbei die Schranken des menschlichen Erkennens, und

handelt von der Vervollkommnung unsrer Erkenntnisse; den ersten Theil aber zerfället er, scharfsinnig und seiner Behandlungsweise völlig gemäſs, in zwei Hauptstücke, von der denkgemäſsen Betrachtung der Dinge, und von der denkgemäſsen Bestimmung der Dinge, indem er, als zwiefache Thätigkeit der Denkkraft, das Vermögen der Regeln und das Vermögen der Bestimmung durch diese Regeln, oder das Vermögen Begriffe von Gegenständen durch Beachtung zu gewinnen, und das Vermögen Gegenstände durch diese Begriffe zu bestimmen, von einander sondert (s. S. 125 ff.). Im zweiten Hauptstücke zieht er dann zuerst die in der Denkkraft selbst gewurzelten Begriffe zur denkgemäſsen Bestimmung der Dinge durch's Urtheil in Betracht (S. 106 ff.), und handelt demnächst (S. 157 ff.) von den Regeln, denen die Urtheilskraft in ihrem Zersetzungs- und Auflösungsgeschäft zu folgen habe.

Jedem dieser Eintheilungsversuche wird der billige Beurtheiler gern zugestehen, daſs er nicht unerhebliche Gründe für sich anzuführen habe, und geeignet sey, den logischen Stoff einigermaſsen zweckmäſsig anzuordnen, so lange keine strengwissenschaftliche Ableitung aus obersten Grundsätzen beabsichtigt wird; keiner aber läſst sich den übrigen entschieden und in allen Stücken vorziehen, weil keiner derselben durch Begriff und Princip der Logik nothwendig bedingt wird, und keiner so genau und nach so festen Grundsätzen sondert, daſs durch Versetzung einzelner Lehrstücke die Construction des Ganzen wesentlich gefährdet werden würde.

Indem Twesten den Begriff der Analytik genau begrenzte und sie aus den Grundsätzen der Identität und des Widerspruchs in der That abzuleiten unternahm, muſste er mit der Erörterung dieser Grundsätze die Analytik beginnen; er konnte sie nicht der Analytik und Synthetik als gesondert von beiden voranstellen, da sie nur Grundsätze der Analytik, nicht der Synthetik sind; ferner aber muſste er für die aus diesen Grundsätzen abgeleitete Analytik eine von den bisherigen durchaus verschiedene Eintheilung auffinden, um alle besondere Regeln aus jenen Gesetzen in der Ordnung und auf die Weise abzuleiten, daſs sowohl ihre Nothwendigkeit als ihr Verhältniſs zu jenen Gesetzen daraus klar werde (s. §. 20.).

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

N. 10. 1826.

Heidelberger

Jahrbücher der Literatur.

Logik nach Twesten, Sigwart, Tieſtrunk und Esser.

(*Fortsetzung.*)

Sehr zu beachten sind **Twestens** Erörterungen über Zweck, Art und Weise des Studiums der analytischen Logik (s. §. 14 ff. vergl. Vorr. S. XII f.), welche in der Begrenzung, in der sie in seiner Behandlung genommen wird, wie einen höheren Grad der wissenschaftlichen Vollendung erreichen, so auch dem Lernenden mehr Ausbeute und namentlich mehr Uebung in der logischen Sicherheit gewähren muſs, als da, wo sie durch vielartigen fremden Stoff sich ergänzt.

Die vielverheiſsenden Erörterungen in **Essers** Einleitung über die Quelle der Logik und die Methode ihrer Behandlung (S. 20 — 45.) unternehmen den Beweis, daſs die Nothwendigkeit, so zu denken, die Nothwendigkeit, so für wahr zu halten, nicht einschlieſse, mithin das Denken und seine Gesetze für den Menschen keine absolute Zuverlässigkeit haben (auch nicht für's Denken?), daſs daher die Logik kein allgemeines sicheres Kriterium der Wahrheit aufstelle, und zwar nicht nur kein materiales, sondern auch kein formales Kriterium der Wahrheit; daſs sie aber eben darum keine philosophische Disciplin sey, weil die Philosophie von den nothwendigen Gesetzen des Fürwirklichhaltens zu handeln habe. Diese Erörterungen sind, gleich wie die übrigen dieser Abtheilung, theils zu sehr auf der Oberfläche geschöpft, theils der Logik groſsentheils fremd. Eine gründliche Prüfung derselben müſste auf ihre Quelle, **Hermes** Einleitung in die christkatholische Theologie, zurückgehen, wo ihnen sehr viel vollständigere und gründlichere Untersuchungen gewidmet sind.

Die Gesetze der Identität und des Widerspruchs werden bei **Twesten** (§. 22 f.) in Formeln ausgedrückt, und sehr bestimmt und genügend dadurch von einander unterschieden, daſs jener auf den positiven,

dieser auf den negativen Ausdruck der Einerleiheit zurückgeführt wird, so daſs die Ableitung des einen vom anderen sich als eben so unmöglich ergeben muſs, wie die Ableitung der Bejahung von der Verneinung, oder umgekehrt diese von jener ist. Die höhere Deduction dieser, so weit es zu ihrer Entwickelung nöthig ist, deutlichen Gesetze wird mit Recht der Transcendentalphilosophie oder der Metaphysik überlassen, deren Untersuchungen die Logik vorarbeiten, nicht vorgreifen soll (vergl. Vorrede S. XXIV.). Ihre weitere Erörterung aber ergiebt sich aus der Analytik selber, indem alle Formen und Gesetze derselben aus ihnen, als Formen ihrer Anwendung, abgeleitet werden.

Vom Princip der Identität wird der Satz der Einstimmung unterschieden, insofern er erlaubt, mit a andere Vorstellungen zu verbinden, die nicht Nicht-a, aber auch nicht eben a sind.

Vom Satze des ausgeschlossenen Dritten wird eine zwiefache Form, eine ursprüngliche und eine abgeleitete, angegeben, von diesem Grundsatze aber wie vom Satze der Einstimmung gezeigt, daſs sie den Principien der Identität und des Widerspruchs untergeordnet, und gleich wie diese ausschlieſslich analytische Sätze sind.

Vom Satze des zureichenden Grundes hingegen reichte es hin, zu erinnern, daſs er der Analytik nicht angehöre. Die schon von Jacobi eingeleitete Untersuchung, in wie weit der Satz vom zureichenden Grunde auf das Princip der Identität sich zurückführen lasse, hat die Logik weder Beruf noch Mittel genügend zu führen; zu bedauern aber ist es, daſs auch Metaphysik und Transcendentalphilosophie sie unerörtert zu lassen pflegen.

Sigwart unternimmt gleichfalls und mit Recht keine eigentliche Deduction der logischen Grundgesetze, bestimmt aber jedes derselben schon hier vorläufig näher, weil er nicht wie Twesten die logischen Gesetze und Regeln als verschiedene Formen derselben aus ihnen ableitet, und fügt das Gesetz des Grundes hinzu, indem er, gleichwie die früheren Logiker, das analytische und synthetische Verfahren nicht genau sondert. Das Gesetz der Identität wird von ihm als das Gesetz der Bejahung und Uebereinstimmung betrachtet, also der Grundsatz der Einstimmung mit einbegriffen; der Grundsatz des Widerspruchs als Gesetz der Verneinung und des Widerspruchs; der Grundsatz des ausgeschlossenen Dritten als die Sphäre der Denkformen beschlieſsend und begränzend, indem er bestimme, daſs die in den Gesetzen der

Identität und des Widerspruchs gegebenen, und als einander ausschlieſsend bereits gesetzten Formen die einzig möglichen seyen.

Die Momente der Qualität und das kategorische Urtheil führt Sigwart auf die Grundsätze der Identität und des Widerspruchs, die Bestimmungen der Quantität und das disjunctive Urtheil auf den Grundsatz des ausgeschlossenen Dritten, die Bestimmungen der Relation und der Modalität, so wie die Form der Bedingtheit, auf das Gesetz des Grundes zurück, und behauptet, daſs letzteres die Gesetze der Identität, des Widerspruchs und ausgeschlossenen Dritten, ja nur diese, voraussetze. Obgleich nun theils das Gesetz des Grundes wohl noch andere als die genannten analytischen Grundsätze voraussetzen möchte, und auf jeden Fall der hier vorausgesetzte rein analytische Charakter desselben nicht nachgewiesen wird, theils, wie Twesten durch die That gezeigt hat, die Bestimmungen für die hypothetische Form vollständig aus den Grundsätzen der Identität und des Widerspruchs abzuleiten, mithin nicht auf das Princip des Grundes, so weit es sich von diesem unterscheidet, zurückzuführen sind; obgleich ferner die Ableitung der Quantitätsbestimmungen und des disjunctiven Urtheils einerseits, so wie der Qualitätsverhältnisse nebst den kategorischen Urtheilen andrerseits aus je verschiedenen Grundsätzen sich wohl eben so wenig rechtfertigen lassen möchte, als eine solche Sonderung des untergeordneten principii exclusi tertii von den Grundsätzen der Identität und des Widerspruchs selber, so haben doch Sigwarts Erörterungen der logischen Grundsätze in Bezug auf Bestimmtheit im Ausdruck diesen Theil der Logik wesentlich gefördert, und besonders falsche Bestimmungen früherer Logiker beseitigt.

Esser würde seine überaus weitläuftige Erörterung wohl bedeutend abgekürzt und manche Fehler in Ausdruck und Bestimmung sich erspart haben, wenn er den schon in der ersten Ausgabe von Sigwarts Logik enthaltenen Erörterungen über die logischen Grundgesetze reiflich hätte nachdenken wollen. Sein Ausdruck für das Gesetz der Identität (s. S. 51.): „alles das muſs nothwendig zu einem Gedanken „verbunden werden, was mit sich selbst eins, oder was we-„sentlicher Bestandtheil eines und desselben Gedankens ist"; beschränkt dasselbe auf den Satz der Einstimmung, und faſst es höchst unbestimmt; oder ist etwa an sich deutlich, was wesentlicher Bestandtheil eines und desselben Gedankens sey? Wie sehr viel genauer, bestimmter und für jeden, der den

Begriff der mathematiſchen Gleichheit kennt, iſt doch die alte Formel A = A. Auch der Ausdruck für den Grundſatz des Widerſpruchs („in unſrem Denken nichts ſich ſelbſt widerſprechendes zu ſetzen, weil widerſprechende Merkmale „nicht zu einem und demſelben Bewuſstſeyn vereinigt werden „können") iſt eine ſehr unbeſtimmte und ungenaue Ueberſetzung der Formel: A non eſt non-A; und eben ſo theils ungenügend, theils ſchief geſtellt die weitläuftige Beweisführung, „daſs, wenn auch das Geſetz des Widerſpruchs aus „dem der Einerleiheit gefolgert werden könne, die Ueber„zeugung von der Nothwendigkeit deſſelben ſich doch vor„züglich auf die im unmittelbaren Bewuſstſeyn deutlich gege„bene Unmöglichkeit gründe, widerſprechende Vorſtellungen „zu einer Totalvorſtellung zu vereinigen" (S. 57.). Gefolgert werden kann nämlich das Geſetz des Widerſpruchs aus dem der Einerleiheit ſchlechterdings nicht. Wenn das Geſetz des zureichenden Grundes ausgedrückt wird: „alles, was iſt, „muſs einen (zureichenden) Grund ſeines Seyns haben" (S. 73.), ſo wird es theils mit dem Grundſatze der Cauſalität verwechſelt, theils dieſer wiederum unrichtig aufgefaſst, da nicht für das Seyn, ſondern für das Werden die Urſache geſucht wird. Auſser den vier logiſchen Geſetzen, auf die hier gleichfalls die Formen des kategoriſchen, disjunctiven und hypothetiſchen Urtheils, und zwar als die einzig möglichen Formen des Urtheils, durch einige wenig genügende Erörterungen (S. 82 ff.) zurückgeführt werden, ſind von Eſſer noch die Principe der Gleichartigkeit, Verſchiedenartigkeit und der Verwandtſchaft als ſolche Geſetze ſchon an dieſer Stelle erörtert, wonach die Einheit unſerer Erkenntniſſe — und hier unſerer Begriffe — einzig und allein herangebracht werde (S. 87.). Erſtere beiden ſucht er dann als wirkliche Denkgeſetze, das dritte als leitendes Princip nachzuweiſen (S. 90 ff.).

Wenn Tieftrunk in der zweiten Abtheilung des zweiten Hauptſtücks den Satz des Widerſpruchs („kein Urtheil darf dem andern widerſprechen") als Grundregel aller Zerſetzungs- und Auflöſungs-Urtheile voranſtellt (S. 194 ff.), und daraus als unmittelbare, durch bloſse Verdeutlichung ſich ergebende Folgerung den Grundſatz der Ausſchlieſſung eines Mittleren und den Grundſatz der Einerleiheit ableitet, ſo findet gegen dieſe Ableitung theils die obige Bemerkung ihre Anwendung, theils muſs erinnert werden, daſs der Ausdruck für den Satz des Widerſpruchs wohl zu eng, und die Deduction ungenügend ſeyn möchte,

insofern sie von den Grundbegriffen der Einstimmung und des Widerstreits absieht, die im ersten Hauptstück als zweiter Ansatz der Denkkraft zur Betrachtung der Dinge erörtert werden (S. 45.).

Esser und Sigwart folgen in ihren Elementarlehren der gewöhnlich gewordenen Anordnung nach Verschiedenheit der Form, in der die Vorstellungen gegeben werden, sondern daher die Lehren von den Begriffen, Urtheilen und Schlüssen. Diese Anordnung empfiehlt sich nun zwar, in so fern ein Fortschreiten vom Leichteren zum Schwereren bei ihr statt findet; sie genügt aber nicht, theils weil die Verschiedenheit dieser Formen überhaupt nur eine relative und für die analytische Betrachtung bis zu einem gewissen Grade gleichgültig ist, theils weil in der Lehre von den Begriffen manches erst aus der Lehre vom Urtheil und sogar aus der Syllogistik seine Aufklärung erhält. In ersterer Rücksicht ist durch solche Anordnung die richtige Geltung dieser Formen verdunkelt worden, in zweiter Rücksicht hat wohl besonders durch diese Anordnung die Logik sich den Vorwurf zugezogen, daſs ihre Begriffe und Wahrheiten, weit entfernt, nach ihrer eignen Forderung aus Principien abgeleitet zu seyn, „in Rücksicht eines inneren, nothwendigen Zusam„menhangs nicht anders neben einander ständen, als in einem „Register“ (Hegel Wissenschaft d. Logik XXII. — s. Twestens Vorr. XXX.).

Auch Tieftrunk verzichtet auf die Eintheilung des Denkvermögens in das Vermögen der Begriffe (Verstand), Vermögen der Urtheile (Urtheilskraft) und Vermögen der Schlüsse (Vernunft — S. 32.), und sondert die Lehre von den Begriffen, Urtheilen und Schlüssen nur in so fern, in wie fern das erste Hauptstück des ersten Theils zunächst von der Begriffsbildung, und das zweite von den Urtheilen, und zwar in unmittelbarer und mittelbarer Folgerung, handelt.

Twesten entwickelt die Formen der Anwendung der Gesetze der Identität und des Widerspruchs, indem er die abzuleitenden analytischen Gesetze und Formeln als andere nur erweiterte Ausdrücke derselben betrachtet, und als gemeinsame Form aller analytischen Gesetze den Grundsatz voranstellt: „wenn Du a gesetzt hast, muſst Du b setzen, weil „a = a ist, oder weil a sonst nicht a seyn würde“ (§. 26.).

Da nun die Verschiedenheit der analytischen Gesetze nur in der Verschiedenheit des gegebenen ihren Grund haben kann, so werden — im Fortschreiten vom einfachen zum zusammengesetzten — die verschiedenen möglichen Fälle, unter

denen das gegebene geſetzt und das in ihm implicite enthaltene aus ihm entwickelt werden kann, vollſtändig aufgeführt. Der erste Fall, dem zufolge das gegebene als ein Begriff geſetzt wird, leitet auf Behauptungen über das Verhältniſs ſeiner Merkmale zu dem Begriffe ſelbst und zu einander, daher theils zu nothwendigen und allgemeinen, theils zu beſonderen und blos möglichen Urtheilen. Bei'm zweiten Falle, „es ſeyen zwei Begriffe gegeben" (§. 36 ff.), wird theils auf eine neue Weiſe, theils ſchärfere Beſtimmungen herbeiführend gezeigt, wie aus den Verhältniſſen des Inhalts die des Umfangs, und umgekehrt dieſe aus jenen, ſich beſtimmen laſſen, und, wie weit auf analytiſchem Wege ausgemittelt werden könne, ob von zwei gegebenen Begriffen der eine dem andern beigelegt oder abgeſprochen werden müſſe. Da nun auch die aus Entwickelung des zweiten Falls ſich ergebenden Verhältniſſe Urtheile ſind, ſo wird in einem Anhange zu den beiden erſten Fällen zuſammengefaſst und weiter ausgeführt, was bisher von den Urtheilen, und zwar nach ihrer Entſtehung, daher völlig, auf's Reine gebracht war. Rein analytiſch wird hier das Urtheil als Subſumtion von Begriffen unter Geſchlechts- oder Artbegriffe betrachtet, und nur von den qualitativen, quantitativen und modalen Beſtimmungen, und zwar in letzterer Rückſicht blos von den möglichen und nothwendigen Urtheilen gehandelt, da einerſeits die Wirklichkeit, als ein nicht analytiſch erkennbares Verhältniſs, von dieſer Betrachtung ausgeſchloſſen bleibt, andrerſeits die gewöhnlich aus dem Verhältniſſe der Urtheile zum Bewuſstſeyn abgeleiteten Modalitätsbeſtimmungen der Urtheile, als problematiſcher, aſſertoriſcher und apodictiſcher Urtheile, mit Recht als pſychologiſche, nicht analytiſche Verhältniſſe, aus der analytiſchen Logik entfernt werden. Von der Relation aber konnte erſt bei'm dritten Falle, „es ſey ein Urtheil gegeben" (§. 58 ff.), die Rede ſeyn. Dieſer dritte Fall unterſcheidet ſich von den früheren ſehr weſentlich dadurch, daſs in ihm das Urtheil nicht blos analytiſch, wie in der früheren, ſondern auch ſynthetiſch ſeyn kann, oder vielmehr ſeyn muſs, ſo weit er zu neuen, in vorigen nicht ſchon enthaltenen Betrachtungen führen ſoll. Da nun die kategoriſchen Urtheile, wenn auch ſynthetiſch, doch entſprechenden analytiſchen in Bezug auf die logiſche Betrachtung gleich ſind, ſo wird in dieſem Abſchnitte nur von den übrigen Momenten der Relation, von dem hypothetiſchen und disjunctiven Urtheile gehandelt. Wiewohl aber das hier gegebene als ſynthetiſch verknüpft geſetzt wird,

Digitized by Google

so muſs das aus ihm analytisch zu entwickelnde doch schon implicite in ihm enthalten seyn; daher denn auch die Lehre von den hypothetischen und disjunctiven Urtheilen durchaus analytisch behandelt, d. h. aus den Grundsätzen der Identität und des Widerspruchs abgeleitet wird. Nachdem dann sehr kurz, aber mit genügender Vollständigkeit, die durch eigene Untersuchungen ergänzten Lehren früherer Logiker, namentlich Herberts, von den verschiedenen Arten der hypothetischen und disjunctiven Urtheile, und von den aus Verknüpfung des disjunctiven Urtheils mit dem kategorischen und hypothetischen sich ergebenden abgehandelt sind (§. 64 ff.), wird gezeigt, wie aus einem gegebenen Urtheile theils ein Begriff (§. 75 ff.), theils ein anderes Urtheil, und zwar ein entweder formell (§. 77 ff.) oder materiell (§. 92 ff.) von dem gegebenen verschiedenes Urtheil, abgeleitet werde. Dieser Abschnitt begreift daher die Lehre von den unmittelbaren Schlüssen in sich, die aber der Verfasser vielfach zu ergänzen Gelegenheit findet, indem er nicht nur von den Fällen handelt, wo durch veränderte Quantität (Schlüsse der Subalternative) oder Qualität (Schlüsse der Opposition oder Aequipollenz), und durch Umstellung (Conversion und Contraposition), sondern auch diejenigen berücksichtigt, wo durch veränderte Relation (§. 80.) und Modalität (§. 83.) aus einem gegebenen Urtheile ein neues abgeleitet wird, und zugleich theils die Opposition und Aequipollenz auch disjunctiver Urtheile, theils einige Arten der Combination unmittelbarer Schlüsse erwägt (§. 90.). Auch die Betrachtung der unmittelbaren Schlüsse als analytischer Urtheile (§. 91.) und die Lehre von der Ableitung materiell verschiedener Urtheile aus einem gegebenen (§. 92. 93.) ist neu, und besonders in so fern wichtig, in wie fern die Grenzen der analytischen Behandlung dadurch von neuem scharf bezeichnet werden. Der vierte Fall (§. 94 ff.) untersucht, „wie aus zwei gegebenen Urthei„len, die in keinem Verhältniſs analytischer Abhängigkeit „von einander stehen, theils ein neues Urtheil, dessen Wahr„heit aus keinem von ihnen für sich allein erhellt, theils ein „von beiden gemeinschaftlich abhängiger Begriff abgeleitet „werde.“ Ständen nämlich die gegebenen zwei Urtheile in einem analytisch erkennbaren Verhältnisse, so würden sich keine von den im vorigen Abschnitte nachgewiesenen verschiedene Resultate ergeben. Dieser vierte Abschnitt handelt daher von den mittelbaren Schlüssen. In Bezug auf die Lehre von den einfachen kategorischen Schlüssen macht Ref. besonders auf die §§. aufmerksam, in denen die Nothwen-

Digitized by Google

digkeit ſind der Unterschied der vier Schluſsfiguren (§. 102. 105. 107. 109. 111. 114. 116.) nachgewiesen wird. In der Lehre von den hypothetischen Schlüssen (§. 121 ff.) werden theils die verschiedenen möglichen Fälle berücksichtigt, wo entweder beide Prämissen und der Schluſssatz, oder eine Prämisse und der Schluſssatz von hypothetischer Form sind, theils wird vom Verhältniſs der hypothetischen Schlüsse zu den kategorischen, nach *Herberts* Vorgang, ausführlich gehandelt (§. 127 ff.). Eben so ist die Lehre von den disjunctiven Schlüssen (§. 131 ff.) vervollständigt worden. — Auch in der Zurückführung der mittelbaren Schlüsse auf analytisch hypothetische Urtheile (§. 139 ff.) tritt der rein analytische Charakter dieser Bearbeitung der Logik sehr bestimmt hervor. Die fünfte Abtheilung, in der aus mehr als zwei Urtheilen gefolgert wird (§. 144 ff.), handelt — früherer Logiker, wie *Fries* und *Calker*, vorzüglich aber *Lambert's* und *Herbert's* Untersuchungen sorgfältig benutzend, und manchfaltig verbessernd und ergänzend — von den zusammengesetzten Schlüssen mit einer Ausführlichkeit, die theils dadurch hinlänglich gerechtfertigt wird, „daſs es eine eben so noth„wendige Aufgabe der Analytik ist, die analytischen Ver„knüpfungen der Gedanken, als einer wissenschaftlichen Gram„matik, die Verbindungen der Worte und Sätze erschöpfend „abzuleiten" (s. Vorrede S. XXXII.); theils dadurch, daſs Grund, Wesen und Gesetze häufig vorkommender und nothwendiger Verknüpfungen der Gedanken jetzt richtiger und genügender sich erkennen lassen, als es vor dieser ausführlichen Entwickelung der Lehre von den zusammengesetzten Schlüssen möglich war. Die dem Verfasser eigenthümliche Kürze und Bestimmtheit im Ausdruck hat es ihm möglich gemacht, die Resultate dieser ausführlichen Entwickelungen auf etwa zwanzig Blättern zusammenzufassen.

Twesten unterscheidet *drei Hauptarten der zusammengesetzten Schlüsse*, da entweder mehrere gegebene Urtheile bei gleicher analytischer Form und gleichen Subjects- und Prädicatsbegriffen, oder gleichen Vorder- und Nachsätzen, zu zwei zusammengesetzten Sätzen so verbunden werden können, daſs ein einfacher Schluſssatz aus ihnen folgt (Umwege im Schlieſsen, nach *Lambert*), oder mehrere Prämissen wegen verschiedener Form oder Materie zwar nicht auf zusammengesetzte Sätze gebracht werden, aber doch zu einem gemeinschaftlichen Schluſssatz führen können, oder endlich diese beiden Hauptarten sich zu einer dritten verbinden lassen. Die beiden ersten Arten werden mit sorgfäl-

tiger Berücksichtigung sowohl der disjunctiven als der kategorischen und hypothetischen Form abgehandelt, und für die erste Art zusammengesetzter Schlüsse in kategorischer Form Lamberts in unverdiente Vergessenheit gerathene sieben modi derselben aufgeführt (§. 148.), und von neuem belebt, indem die lemmatischen oder gehörnten Schlüsse auf die modi in Diprepe, Perdipe und Diprese, die Inductionsschlüsse auf die modi Caspide und Serpide, die conjunctiven und Inductionsschlüsse auf den modus Saccapa zurückgeführt werden (§. 150 — 152.). Die Behandlung der zweiten Art (§. 153 ff.) hat besonders durch Subsumtion der kategorischen Kettenschlüsse unter die Figuren der einfachen Schlüsse, und durch sorgfältige Berücksichtigung der polysyllogistischen Schlüsse gewonnen. Bei der dritten oder gemischten Art werden wiederum Lamberts Untersuchungen über die sogenannten entfernteren Umwege des Schlieſsens in Erinnerung gebracht.

Von Esser ist die logische Analysis dieser Formen im Ganzen sehr dürftig und ohne gründliche Kenntniſs der vorhandenen Vorarbeiten, selbst der logischen Schriften des Aristoteles und Lambert, behandelt worden. Wenn doch nur zu der Leichtfaſslichkeit des Ausdrucks Bestimmtheit und Genauigkeit hinzukämen. Die Dürftigkeit einer analytischen Darstellung scheint Esser durch Betrachtungen ergänzen zu wollen über die Vervollkommnung unserer Begriffe (S. 129 ff.), theils an sich, theils in so fern sie Objecten entsprechen. Diese Betrachtungen enthalten nun zwar verschiedene brauchbare, sogar zuweilen, namentlich über den Werth der indirecten oder analogen Begriffe und die sprachliche Bezeichnung, neue Bemerkungen, verfehlen aber ihren Zweck, wenn sie sich als Lehren von der Begriffsbildung geltend machen wollen. Ohne nämlich aus Principien abzuleiten, ohne den analytischen und synthetischen Gesichtspunct irgendwie zu unterscheiden, und ohne auf die letzten Quellen der Begriffe zurückzugehen, würden sie selbst dann nur vorläufige, aphoristische Bemerkungen zu der Lehre von der Begriffsbildung, nicht diese Lehre selber enthalten, wenn sich in ihnen auch weit mehr richtiger Blick im Einzelnen, natürlicher Sinn für Anordnung überhaupt, und mehr Scharfsinn fände. Solche vorläufige Bemerkungen aber können nur dann nützlich werden, wenn sie entweder die Keime zu tieferen Untersuchungen in sich enthalten, oder wenigstens auf die Nothwendigkeit derselben hinweisen; leisten sie weder das eine noch das andere, so gewöhnen sie, bis zum Grunde vordringende Untersuchungen zu umgehen, statt sie vorzubereiten.

Digitized by Google

Sehr dankenswerth, und keineswegs ohne wissenschaftliche Ausbeute, sind dagegen Sigwarts Bemühungen um die Analytik der Begriffe, Urtheile und Schlüsse. In der Begriffslehre wird besonders umständlich von den Verhältnissen der Uebereinstimmung und des Widerstreits gehandelt (§. 85 ff.). Auch in Sigwarts Lehre von den Urtheilen erkennt Ref. Scharfsinn und Consequenz in Durchführung des Einzelnen sehr gern an, wiewohl er die zu Grunde liegende Eintheilung für unrichtig halten muſs. Die Urtheile werden nämlich in kategorische und disjunctive, und jene in assertorisch-kategorische und hypothetisch-kategorische, diese in assertorisch-disjunctive und hypothetisch-disjunctive getheilt; die hypothetischen darum nicht als besondere Art den kategorischen und disjunctiven beigeordnet, weil das Verhältniſs des Grundes zur Folge im disjunctiven und kategorischen Urtheile nicht minder als im hypothetischen statt finde, und die kategorischen und disjunctiven Urtheile sich auch hypothetisch ausdrücken lieſsen (§. 110 ff.). Wenn nun aber die Zurückführung des hypothetischen Urtheils auf den Satz des Grundes unnöthig, und die Gesetze und Regeln für das hypothetische Urtheil sich, gleich wie die für das kategorische und disjunctive, aus den analytischen Grundsätzen der Identität und des Widerspruchs ableiten lassen (wie Twesten sie vollständig und mit wissenschaftlicher Strenge daraus abgeleitet hat), so fällt zugleich mit der Ansicht, der sich Sigwart widersetzt, sein Hauptgrund gegen die Eintheilung der Urtheile in hypothetische, kategorische und disjunctive weg; und es fragt sich nun, ob der Unterschied zwischen dem hypothetischen Urtheile einerseits, und dem kategorischen und disjunctiven andrerseits, von der Art sey, daſs er zu einer Nebenordnung berechtigte. Behauptet man im Allgemeinen, daſs die Urtheilsformen auf einander zurückgeführt werden können, so ist mindestens eben so wenig Grund vorhanden, die disjunctive der kategorischen, als beiden die hypothetische Form nebenzuordnen; vielmehr behauptet Twesten mit Recht (S. 49.), „daſs das disjunctive Urtheil dem kate„gorischen und hypothetischen nicht auf dieselbe Weise ent„gegengesetzt sey, wie diese unter einander, weil es mit „beiden Formen verbunden werden könne.“ In der That lassen sich aber die drei Urtheilsformen nur zum Theil auf einander zurückführen und nicht so, daſs die Nebenordnung aufgehoben werden dürfte, da sich jede nach eigenthümlichen analytischen Regeln entwickelt; selbst wenn wir davon absehen wollen, daſs diese Dreitheilung sich ganz wohl als ge-

Digitized by Google

gründet in höheren Gesetzen des Denkens nachweisen lassen möchte (s. Twestens sehr beachtenswerthe Bemerkungen §. 61.).

Auch hat Sigwart durchaus nicht gezeigt, daſs, was wir gewöhnlich hypothetisches Urtheil nennen, theils einen kategorischen, theils einen disjunctiven Charakter habe, und als Unterabtheilung des kategorischen und disjunctiven Urtheils betrachtet werden müsse; vielmehr ist selbst da, wo man die hypothetische und kategorische Form mit einander vertauschen kann, die Verbindung eine sehr verschiedene. Wie sollte doch auch die hypothetische Form in der Syllogistik eine von der kategorischen und disjunctiven verschiedene seyn müssen (Sigwart selber aber läſst sie als solche gelten), wenn der Grund dieser Verschiedenheit sich nicht schon in der Form des Urtheils fände? Dagegen kann das disjunctive Urtheil eben so wohl hypothetisch als kategorisch seyn; dennoch muſs vom kategorisch-disjunctiven (oder nach Sigwart, assertorisch-disjunctiven) und hypothetisch-disjunctiven das rein disjunctive unterschieden werden (s. Twesten §. 65.); so daſs auch die Zweitheilung der Urtheile in kategorische und hypothetische nicht zu billigen seyn würde. — Besonders ausführlich hat Sigwart von der Vergleichung der Urtheile, oder von den unmittelbaren Schlüssen gehandelt, und auf mehrere bisher vernachlässigte Formen die Aufmerksamkeit gelenkt, manche aber auch erörtert, deren Erörterung theils durch kurze Andeutungen, theils durch Rückweisungen hätte erspart werden können. Indem er nämlich einerseits je eine seiner vier Arten des Urtheils mit den übrigen in Beziehung auf Quantität, Qualität und Stellung der Begriffe vergleicht, andrerseits sich nicht auf die Fälle beschränkt, in denen aus einem gegebenen Urtheile ein anderes unmittelbar abgeleitet werden kann, sondern zwei zu vergleichende Urtheile voraussetzt, wird er zu Wiederholungen und zu Vergleichungen von Urtheilen veranlaſst, deren Unterschied hin und wieder sehr unwesentlich ist. Twesten ist im Stande gewesen, Wiederholungen und Unwesentliches zu vermeiden, daher dieselbe Lehre mit noch mehr Vollständigkeit kürzer zusammenzufassen, indem er zeigt, wie aus einem gegebenen Urtheile theils ein nur formell verschiedenes durch Veränderung der Relation, Quantität, Modalität, Qualität und durch Umstellung, theils ein materiell verschiedenes abgeleitet werden kann. Die Veränderung der Modalität und der Materie ist von Sigwart, wie von den andern früheren Logikern, auſser Acht gelassen. —

Sigwarts Lehre von den Schlüſsen zeichnet sich durch gründliches Eingehen in das Einzelne von den neueren Darstellungen sehr vortheilhaft aus, obgleich der Verf. auch hier, besonders durch Vergleichung mit Twestens meisterhafter Bearbeitung der Syllogistik, Gelegenheit zu Ergänzungen und Verbesserungen finden, und für eine dritte Ausgabe seines Lehrbuchs gewiſs gern benutzen wird. In Beziehung auf Sigwarts Zurückführung der drei Gattungen der Schlüsse auf die Sätze des Grundes, der Identität, des Widerspruchs und des ausgeschlossenen Dritten wiederholt Ref. das früher bemerkte, daſs nämlich die Regeln für die hypothetischen Formen sich aus den analytischen Gesetzen der Identität, des Widerspruchs und ausgeschlossenen Dritten vollständig ableiten lassen. Bei der Behauptung, die Eintheilung der Schlüsse in einfache und zusammengesetzte sey nicht wesentlich, und beziehe sich nur auf die sprachliche Darstellung (s. §. 199.), ist doch wohl übersehen worden, daſs der Schluſssatz in den zusammengesetzten Schlüssen immer aus mehr als zwei gegebenen Urtheilen hervorgeht. Sigwart stellt die hypothetischen Schlüsse voran, ohne jedoch für diese Anordnung Herbert's Bemerkung geltend zu machen, daſs die hypothetischen Schlüsse nur zwei Termini haben; so wie er auch übrigens Herbert's scharfsinnige Entwickelung der Lehre von den hypothetischen Schlüssen (s. sein Lehrbuch zur Einleitung in die Philosophie S. 59 ff.) auſser Acht gelassen zn haben scheint.

Tieftrunk stellt sich im ersten Hauptstücke des ersten Theils seiner Denklehre die Aufgabe, die Urweisen oder Grundformen der Betrachtung der Dinge, die zugleich Urweisen der Bestimmung seyn sollen, aufzufinden, hebt als solche die drei Begriffspaare der Einerleiheiheit und Verschiedenheit, der Einhelligkeit und des Widerstreits, des Inneren und Aeuſseren hervor, leitet aus dem dritten die Begriffe des Selbstseyenden und der Bestimmung, des Begründenden und Begründeten, oder der Ursache und Wirkung, und den Begriff der wechselseitigen Bestimmung durch einander, oder der Wechselwirkung, ab, knüpft daran die Regeln der Gleichartigkeit, Manchfaltigkeit und Verwandtschaft (der höchsten, niedrigsten und Zwischenbegriffe), und beschlieſst dies Hauptstück mit kurzer Erörterung richtiger, und Widerlegung unrichtiger Weisen, die Bestimmungen der Begriffe einzutheilen. Dieses Hauptstück geht groſsentheils weit über die analytische Logik hinaus in Transcendentalphilosophie. Ref. richtet die Aufmerksamkeit auf dieselben als auf Versuche,

Digitized by Google

die **Kantiſche** Deduction der Kategorien zu ergänzen und zu berichtigen, theils erlaubt er ſich einige Bemerkungen. In der Ableitung der Kategorien der Relation aus den Reflectionsbegriffen des Inneren und Aeuſseren vermiſst Ref. nicht minder den Beweis, daſs den Begriffen von Subſtanz, Urſache u. s. w. die des Inneren und Aeuſseren in der That zu Grunde liegen, als Rechtfertigung und genaue Beſtimmung des Begriffs der Wechſelwirkung, gegen deſsen Denkbarkeit neuerlich ſehr erhebliche Zweifel erhoben worden ſind. Ganz einverſtanden iſt dagegen Ref. mit Beſeitigung der Eintheilung der Begriffe in bejahende, verneinende und einſchränkende, einzelne, beſondere und allgemeine u. s. w. (S. 95 ff.). Das zweite Hauptſtück (S. 106 ff.) beginnt mit einer vergleichenden Erörterung der verſchiedenen Erklärungen vom Urtheil, in denen allen der Vf. mehr oder weniger beſtimmte Hinweiſung auf die Grundthätigkeit des Denkens ſindet, d. h. auf die Handlung, Gegenſtände durch Merkmale zu beſtimmen; ſucht dann, zur Ergänzung der im erſten Hauptſtück enthaltenen Deduction, die Begriffe der Einheit, Vielheit und Allheit, der Sachheit, des Mangels und der Einſchränkung, als im Denken ſelber enthaltene Merkmale oder Weiſen des Urtheilens, die Begriffe des Selbſtseyenden und der Beſtimmung, des Grundes und der Folge, ſo wie der Wechſelwirkung, die vorher als Grundweiſen der Betrachtung erörtert waren, zugleich als Regeln des Urtheils nachzuweiſen, ohne jedoch den Begriff der Wechſelwirkung durch die Erklärung, „daſs der Verſtand ſich Dinge in äuſseren Verhältniſsen denke, deren Aeuſserlichkeit nicht durch Oertlichkeit „bedingt ſey" (S. 142.), denkbarer zu machen. Ableitung der Begriffe des Möglichen, Wirklichen und Nothwendigen, als der Verhältniſsbeſtimmungen der Gegenſtände zu unſerem Erkenntniſsvermögen, aus der Sonderung des Anſchauens und Denkens in uns, beſchlieſst die erſte Abtheilung dieſes Hauptſtücks, und leitet zu dem zweiten, d. h. zur Erörterung der verſchiedenen durch das bloſse Weſen des Urtheilens beſtimmten Urtheilsweiſen, in der die Fragen des betrachtenden Denkens als eben ſo viele Aufgaben des beſtimmenden Denkens angeſehen werden. Mit Recht wird von der Gröſse- oder Umfangsbeſtimmung des Urtheils (Beſtimmung der Quantität) das ſogenannte **unbeſtimmte** Urtheil ausgeſchloſsen (S. 168), aber die Sonderung des einzelnen Urtheils vom allgemeinen wohl ſchwerlich durch die Bemerkung hinlänglich gerechtfertigt, daſs „die Frage: wie viel? nicht blos auf das, was „**unter** einem Begriffe gedacht werde (auf die Subjecte), ſon-

„dern auch auf die Begriffe gehe, durch welche das Unter ge„dacht werde“ (auf die Prädicate; S. 170). Eben so möchten sich aus der angeblichen Nothwendigkeit: „sowohl die be„jahlichen als die verneinlichen Bestimmungen bis zur völligen „Erschöpfung dessen, was einem Gegenstande zu- oder ab„gesprochen werden könne, zu treiben“, wohl nicht die sogenannten unendlichen Urtheile genügend ableiten lassen (S. 174.). Der Verhältniſsbestimmung (Relation) nach theilt der Verf. (S. 177 ff.) die Urtheile in nicht bedingende (kategorische) und in bedingende, und letztere in einseitig bedingende und wechselseitig bedingende (disjunctive) ein.

Die Lehre von den unmittelbaren und mittelbaren Folgerungen oder Schlüssen sucht Tieftrunk sehr zu vereinfachen, hält die in der ersten Figur statt findende Ordnung des Schluſsverfahrens für die einzig reine, und die Stellungen in den drei anderen Figuren für Entstellungen, die aus verstellter Einmischung unmittelbarer Schlüsse in die Stellung der mittelbaren entständen u. s. w. (S. 203 ff.); wogegen Ref. namentlich durch Lambert's, Herbert's und Twesten's Untersuchungen über Zweck und Bedeutung der verschiedenen Schluſsfiguren, die Reinheit und Ursprünglichkeit derselben für erwiesen halten muſs. Der letzte Abschnitt dieses Hauptstücks („von dem Verfahren der Denkkraft um Grundsätze „zu erzeugen, oder von der Vernunft“ S. 217.) handelt theils von den auf dem Wege der Erfahrung durch Induction und Analogie angestrebten allgemeinen Wahrheiten und Grundsätzen, theils von den reinen Vernunfterkenntnissen, oder den Erkenntnissen von strenger Allgemeinheit, und zeigt, wie schon die Denklehre auf den Begriff des in aller Absicht Unbedingten leite.

Im zweiten Theile der reinen Denklehre handeln Sigwart sowohl wie Tieftrunk, nur unter verschiedenen Ueberschriften, und ersterer ausführlicher als letzterer, von der Verdeutlichung der Begriffe (Erklärung), von ihrer Eintheilung und vom Beweise. Esser schickt diesen Lehren im zweiten Abschnitt seines dritten Theils eine Untersuchung über die Gesetze voran, nach denen zu verfahren sey, um die zu einer Wissenschaft gehörigen Erkenntnisse zu finden. Aus analytischen Principien eben so wenig als aus andern Grundsätzen abgeleitete und sehr lose verbundene Betrachtungen. Mit unverhältniſsmäſsiger Ausführlichkeit, ohne aber auch hier die Regeln irgendwie wissenschaftlich abzuleiten oder als einander bedingend nachzuweisen, handelt der Vf. S. 263 — 272. von der höheren und niederen Kritik.

Digitized by Google

Twesten, indem er auch in seinem zweiten und dritten Abschnitt die Bestimmungen aus den analytischen Denkgesetzen ableitet, hat nicht nur Lehren für die Analytik gewonnen, die gewöhnlich, wenigstens zum Theil, von nicht analytischen Standpuncten behandelt, oder aus nicht analytischen Grundsätzen abgeleitet werden, sondern dieselben zugleich vielfach erweitert und ergänzt. Wiewohl aber der Vf. auch in diesen Abschnitten streng analytisch verfährt, und den Standpunct der analytischen Behandlung überall nach Verschiedenheit des zu behandelndon Stoffes genau bezeichnet (vergl. §. 170. 177. 220. 221. 224. 232.), so konnte er doch nicht, wie im ersten Abschnitte, die hier zu behandelnden Formen als verschiedene Formeln der obersten analytischen Grundsätze betrachten, sondern muſste sich begnügen, im zweiten Abschnitte die Gegenstände der Anwendung dieser analytischen Formeln (zunächst bei'm wissenschaftlichen Denken), im dritten aber die Bedingungen dieser Anwendung, durch Reflection und Combination möglichst vollständig auszumitteln, und demnächst die Bestimmungen über die einen wie die andern aus den Principien der Analytik abzuleiten. Beide nämlich, jene Gegenstände wie diese Bedingungen, gehören dem Denken überhaupt, also dem synthetischen wie dem analytischen, nicht letzterem ausschlieſslich an, können daher zwar keineswegs aus den analytischen Grundsätzen vollständig abgeleitet, wohl aber ausschlieſslich vom Standpuncte derselben betrachtet werden.

Die Anwendung der analytischen Gesetze wird in Beziehung auf den Zweck unsres Denkens in eine positive, negative und gemischte getheilt, innerhalb der positiven die Anwendung zum Finden von der zum Begründen und Erweisen unterschieden; jene sowohl in Bezug auf das progressive als regressive und mittlere, in Fragen und Aufgaben sich zeigende Verfahren, nur so weit der analytische Gesichtspunct es verstattet, erwogen (§. 172 — 177.); in Bezug auf die Anwendung zur Begründung des Wahren zuerst im Allgemeinen von den Theilen des Beweises und seinen Arten, nach Verschiedenheit der Form und nach dem Grade der Gewiſsheit, gehandelt, und derselbe von der Erörterung unterschieden (§. 182.); dann aber werden die Lehren von der Prüfung des Beweises, so wie von der Erfindung und Darstellung, mit ausgezeichneter Schärfe und Vollständigkeit vorgetragen, und in ersterer der zuletzt erwähnten Abtheilungen, die man wohl als einen Entwurf zu neuen elenchis sophisticis bezeichnen könnte, die Fehler des Beweises in Bezug

sowohl auf die Argumente, als auf die Thesis und auf den zwischen ihnen nachzuweisenden Zusammenhang, genau gesondert; in letzterer Abhandlung endlich die Grundzüge zu einer neuen analytischen Topik geliefert, die, wie zuerst und vorzüglich an sich, so auch als Proben der Wiederbelebung und Verbesserung alter vergessener Bestimmungen, in hohem Grade bemerkenswerth sind. Schon Aristoteles nämlich hatte das Bedürfniſs gefühlt, für seine rhetorische oder dialectische Topik eine analytisch-logische Grundlage nachzuweisen, und in seiner ersten Analytik (Anal. prior I, 27. 28. ed. Buhle) gezeigt, daſs, um Beweise zu finden, man dasjenige, dem das Object oder der Begriff zukomme (ἀκολουθεῖ), theils was ihm zukomme, theils was ihm widerstreite, aufgefunden haben müsse.

Twesten leitet eine neue Bearbeitung der Topik wie im Allgemeinen, so zum Behuf besonderer Wissenschaften, die er gewiſs mit Recht für keineswegs unnütz hält, dadurch ein, daſs er zeigt, wie die Prämissen für eine gegebene Thesis um so leichter gefunden würden, je mehr man im Besitze der antecedentia, consequentia und repugnantia der Begriffe und Sätze sey, da (auf welche Weise und in welcher Schluſsart — ob in kategorischer oder hypothetischer oder disjunctiver, ob durch einfache oder zusammengesetzte Schlüsse — der Beweis geführt werden solle) der gesuchte Mittelbegriff oder was ihm entspricht, nur durch umfassende Kenntniſs der antecedentia, consequentia oder repugnantia gegebener Begriffe sich finden lasse. Was also Aristoteles mit vorzüglicher Rücksicht auf einfache kategorische Schlüsse ausspricht, erweitert und bestimmt Twesten auf solche Weise näher, daſs es zur allgemeingültigen Grundlage einer analytischen Topik wird. — Im Abschnitte über die negative Anwendung der analytischen Gesetze und Formen werden die Grundsätze der logischen Kritik, d. h. der Ausmittelung des Unwahren vermittelst des Widerspruchs, sowohl in Bezug auf die höhere als die niedere Kritik, aus den analytischen Gesetzen abgeleitet, indem gezeigt wird, wie diese die Anweisung enthalten, „gerade diejenigen Vorstellungen zusammen zu bringen, die möglicher Weise im Widerspruch stehen „können" (s. besonders §. 207. u. folg.).

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

N. 11. 1826.

Heidelberger
Jahrbücher der Literatur.

Logik nach Twesten, Sigwart, Tieſtrunk und Esser.

(*Beschluſs.*)

Die dritte Abtheilung dieses Abschnittes zeigt, wie weit die analytischen Grundsätze und Formen eine gemischte Anwendung zulassen, d. h. „wie sich aus der Unmöglichkeit der „negativen Anwendung der Analytik auf ein positives Resul„tat, die Wahrheit, schlieſsen lasse“; wie das der gemischten Anwendung eigenthümliche Princip („durchgängige Harmonie ist Kriterium der Wahrheit“) vollständig nur vom ganzen Geschlecht, nicht vom Individuo, durchgeführt, dennoch aber in einzelnen Fällen, wo die nächsten Voraussetzungen und Folgen einer Voraussetzung sich vollständig abzählen lassen, auch in den wissenschaftlichen Bestrebungen des Einzelnen, namentlich bei der Prüfung der Hypothese, mit Erfolg angewandt werden könne.

Der dritte Abschnitt der Analytik dieses Lehrbuchs (von den Bedingungen der Anwendung der Gesetze der Identität und des Widerspruchs) entspricht dem Haupttheile der analytischen Methodenlehre in den gewöhnlichen Handbüchern der Logik, verheiſst aber nicht wie diese eine vollständige Anleitung zur Verdeutlichung des Inhalts und Umfangs der Begriffe, und zur Erreichung des systematischen Zusammenhangs aller Erkenntnisse (solche Verheiſsungen müssen der Analytik fremd seyn, wenn sie ihre Grenzen kennt); sondern betrachtet Deutlichkeit und Zusammenhang als die nothwendigen Bedingungen der Anwendung der analytischen Gesetze. Deutlichkeit des Inhalts und Umfangs der Begriffe aber werden zunächst als Bedingungen zur Auffindung der antecedentia, consequentia und repugnantia unsrer Begriffe und Urtheile, systematischer Zusammenhang aller Erkenntnisse als Bedingung der negativen und gemischten Anwendung der Analytik nachgewiesen, so daſs der dritte Abschnitt mit dem

zweiten auf das engste verknüpft ist, und zugleich die Vorordnung des zweiten sich hinlänglich rechtfertigt (s. besonders §. 222.). Sehr zu beachten ist z. B. die Lenkung der Aufmerksamkeit auf eine Topik für Auffindung der Merkmale (§. 225.), die Zurückführung der verschiedenen Verknüpfungsarten der Merkmale zur Einheit, auf die Kategorien (§. 229.), die Angabe der verschiedenen möglichen Formen der Erklärungen (§. 231.) und der Eintheilungen (§. 245 ff.); eben so, was über das Verhältniſs der Erklärung und Eintheilung zum Beweise (§. 237. 251.) und der Eintheilung zur Erklärung (§. 256.) gesagt wird. Am wenigsten Stoff zur analytischen Betrachtung bietet die — die Forderungen der Deutlichkeit des Inhalts und Umfangs ergänzende — Bedingung des systematischen Zusammenhangs der Erkenntnisse dar. Inzwischen enthält auch diese Abtheilung bedeutende Winke über Verknüpfung des Manchfaltigen, verbindende Einheit (die mit Recht vom höchsten Princip unterschieden wird §. 257.) und Entwickelung der Vielheit aus, oder Subsumtion derselben unter die Einheit.

Nur als Anhang kündigen sich die Grundlinien der Synthetik an, und sind allerdings in geringerem Maaſse ausgeführt, als die Analytik, aber offenbar das Resultat eines sehr reiflichen und eindringenden Nachdenkens, enthalten sie überaus bedeutende Keime zu höheren speculativen Entwickelungen.

Twesten beabsichtigt eine an die Analytik sich möglichst eng anschlieſsende propädeutische Darstellung der Regeln und Methoden des wissenschaftlichen Verfahrens, und überläſst die tiefere Begründung transcendentalen oder metaphysischen Untersuchungen. Inzwischen würde auch, wer die Synthetik als Mittelglied zwischen Logik und Metaphysik zu behandeln beabsichtigte (eine Behandlung, wie sie für academische Vorträge besonders geeignet seyn möchte), in diesen Grundlinien einen vorzüglichen Leitfaden finden, nebst bedeutenden Winken über tiefere Begründung. Wenn der erste Abschnitt, der von den Quellen und der Begründung der Erkenntnisse handelt, dasjenige als gültig im Sinne der Synthetik betrachtet, was nicht aufgehoben werden kann, ohne das Bewuſstseyn selber aufzuheben, als die von ihm unabtrennlichen Modificationen des Bewuſstseyns aber, d. h. als Quellen aller unserer Erkenntnisse, Anschauung, Gefühl und Reflexion, und als das in diesen Quellen gegebene theils Stoff, theils Form, theils ursprüngliche Vereinigung beider annimmt,

Digitized by Google

so möchte es nicht schwer seyn, die Nothwendigkeit dieser Annahmen durch tiefere Begründung nachzuweisen. Der zweite Abschnitt unternimmt zuerst die allgemeinen Erfordernisse der Erzeugung und Vervollkommnung der Erkenntnisse aus dem ursprünglich Gegebenen, in Bezug auf Begriffsbildung, Bildung der Urtheile, der wissenschaftlichen Ansichten, Theorien und Systeme nachzuweisen, demnächst aber die bestimmtere Entwickelung dieser Erfordernisse in Beziehung auf die drei verschiedene Arten der Erkenntnisse hinzuzufügen, mithin von der Erzeugung und Vervollkommnung der empirischen, philosophischen und mathematischen Erkenntnisse zu handeln: und zwar von der empirischen Erkenntniſs ausführlich, von der philosophischen sehr kurz und propädeutisch. In der ersten Abtheilung, von der empirischen Erkenntniſs, wird Anweisung gegeben, zuerst ihren Stoff theils aus der Wahrnehmung, theils aus dem Berichte mittelbarer oder unmittelbarer Zeugen zu schöpfen (s. vorzüglich die Bemerkungen über die Schätzung der Zeugnisse §. 293 f.); demnächst den Stoff durch Aufsuchung des Zusammenhangs, der Gründe und Gesetze (als deren letzte Quelle die mathematisch-philosophische Erkenntniſs betrachtet wird) auf innere Weise durch Induction, Analogie und vermittelst der Hypothesen, zu verknüpfen. Die Abtheilung der philosophischen Erkenntniſs beschränkt sich auf Sonderung dieser von der empirischen und mathematischen, so wie auf Unterscheidung der Zergliederung philosophischer Begriffe und der Reflexionen und systematischen Bearbeitung. Am eigenthümlichsten ist der dritte Abschnitt, der, indem er von dem Ziele des Strebens nach Erkenntniſs handelt, die Wahrheit als Uebereinstimmung einer Erkenntniſs mit ihren Gegenständen und die Bedingungen dieser Uebereinstimmung nachweist, den Irrthum, d. h. die Verwechselung dessen, was in wahrer Vorstellung blos subjectiv ist, mit dem Objectiven, nicht sowohl aus gesetzwidriger Wirksamkeit, als vielmehr aus Unwirksamkeit der Geistesthätigkeit ableitet, ihn vom Nichtwissen und dem Scheine genau sondert, und auf eine höchst bemerkenswerthe Weise Wissen und Glauben nicht dem Grade, sondern der Art und der Quelle nach unterscheidet, indem di Gewiſsheit des Wissens aus der Anschauung, die des Glaubens aus dem Gefühle abgeleitet, und auf diese Art zum bestimmten Bewuſstseyn erhoben wird, was Männer wie Lessing und F. H. Jacobi im Sinne gehabt zu haben scheinen. Bei der Prüfung dieser wichtigen Begriffssonderung

müſste theils untersucht werden, in wie fern sie sich im Sprachgebrauch nach allen seinen Richtungen nachweisen lasse, theils und vorzüglich, ob sie eine an sich nothwendige, auf einer zwiefachen wesentlichen Modification der Ueberzeugung gegründete sey. In ersterer Rücksicht hebt der Verfasser besonders hervor, daſs das Bewuſstseyn der Gewiſsheit, als unmittelbares Bewuſstseyn vom eignen Zustande, welches doch wohl für ein Gefühl gehalten werden muſs, durch den Ausdruck Glauben bezeichnet werde, möge nun dieses Gefühl nur ein secundäres, die anschauliche Einsicht begleitendes, oder ein ursprüngliches, das Fürwahrhalten selber unmittelbar und an sich mit sich führendes seyn. Und allerdings begreift sich auf diese Weise, wie in Fällen, wo genügende Einsicht nur auf Anschauung oder entsprechender Reflexion beruhen kann, der Glaube als das subjective Gefühl einen geringeren Grad der Gewiſsheit bezeichne, da aber, wo die Ueberzeugung aus keiner Anschauung oder Reflexion hervorgeht, und dennoch unabweisbar ist, der Glaube von gleichem Grade der Gewiſsheit wie das Wissen seyn müsse. In zweiter Rücksicht möchte sich wohl nicht blos zeigen lassen, daſs es in der That völlig gewisse Ueberzeugungen gebe, die weder aus Anschauung noch aus Reflexion abgeleitet werden können, sondern auch, daſs als Quelle einer solchen Gewiſsheit ein unmittelbares, ungegenständliches, in und mit dem Selbstbewuſstseyn gegebenes Bewuſstseyn gesetzt und Gefühl genannt werden müsse. Diese Begriffsbestimmung aber ist um so wichtiger, je mehr sie einerseits die Zusammengehörigkeit von Glauben und Wissen anerkennt, in so fern sie nämlich für jedes (primäre) Wissen ein (secundäres) Glauben, d. h. ein die anschauliche Gewiſsheit begleitendes Gefühl der Ueberzeugung, und für jedes (primäre) Glauben ein (secundäres) Wissen setzt, d. h. die Veranschaulichung und denkgemäſse Vermittelung der ursprünglich im Gefühle ruhenden Gewiſsheit; andrerseits verschiedene Entwickelungsmethoden für die gewisse Ueberzeugung anerkennt, je nachdem sie unmittelbar als Wissen oder als Glauben gegeben ist. Die weitere Durchführung dieses Unterschieds, und die Nachweisung, wie das die Gewiſsheit mit sich führende Gefühl, durch die wissenschaftliche Reflexion vermittelt, und in wie weit es nach den Gesetzen der Anschauung entwickelt

Digitized by Google

werden könne, wie weit nicht, würde ein höchſt wichtiger Beitrag zu einer umfaſſenden philoſophiſchen Methodik, vorzüglich in Bezug auf die Behandlung der Religionsphiloſophie ſeyn, und gar ſehr geeignet, theils der leidenſchaftlichen Verunglimpfung der Schleiermacher'ſchen Lehre von einem unmittelbaren Gefühle der Abhängigkeit zu begegnen, theils die Unmittelbarkeit des Gefühls, als einer vom Erkennen und Wollen verſchiedenen Modification des Bewuſstſeyns zu erweiſen.

Nach dem bisher Dargelegten hat die Ariſtoteliſch-analytiſche Behandlung der Logik um ſo mehr Ausbeute zu gewähren und zu verheiſsen, je mehr ſie ſich innerhalb der Grenzen ihres Standpunctes hält. Und wäre denn Ausmittelung aller allgemeinen und nothwendigen Formen des vermittelnden Denkens, ſo weit es ſich darauf beſchränkt, unſere Erkenntniſſe durch richtige analytiſche Ableitung aus einander und Verknüpfung unter einander zu vervollkommnen, — wäre eine ſolche Ausmittelung etwa von geringerem wiſſenſchaftlichen Werth, als die Unterſuchung über die allgemeinen und nothwendigen Sprachformen? Die wiſſenſchaftliche Wichtigkeit der Sprachlehre aber, ganz abgeſehen von ihrem Einfluſs auf die Fertigkeit in beſonderen Sprachen, pflegt doch nicht in Anſpruch genommen zu werden, obwohl es ihr noch keineswegs gelingen will, ihre Formen mit einiger Vollſtändigkeit und aus einem oberſten Grundſatz abzuleiten. Die Wiſſenſchaft von den Formen des analytiſchen Denkens würde wichtig ſeyn, auch wenn weder andere Wiſſenſchaften ſie vorausſetzten, noch die Fertigkeit in einem wohlgeordneten, zuſammenhängenden Denken durch ſie gefördert würde; wichtig, in ſo fern jede wiſſenſchaftliche Erforſchung der Geſetze irgend einer Geiſtesrichtung wichtig ſeyn muſs. Nun aber wird ſie in der That von andern Wiſſenſchaften, deren Nothwendigkeit anerkannt iſt, vorausgeſetzt: oder ſollten etwa Unterſuchungen über die Quellen unſerer Erkenntniſſe, ſo wie über die Grundbegriffe der Erfahrung, und über die Begriffe, vermittelſt deren wir das Ueberſinnliche denken, durch gründliche Kenntniſs der Formen der analytiſchen Vermittelung im Denken nicht um ſo mehr gefördert werden, je weiter der Kreis der Gedanken iſt, über den jene Unterſuchungen deutliche und beſtimmte Ueberſicht zu gewinnen, in dem ſie Uebereinſtimmung nach allen Richtungen zu vermitteln und nachzuweiſen haben? Sie iſt ferner der Fertigkeit in einem wohlgeordneten Denken gar ſehr förderlich

Digitized by Google

(vergl. *Twestens* Vorrede S. XII ff.). Es bleibt also nur die Frage, ob sie, unabhängig von metaphysischen oder transcendentalen Untersuchungen, zu Stande kommen könne oder nicht. Diese Frage ist verneint worden, besonders seit man sich überzeugt hat, daſs aus den logisch-analytischen Formen des Urtheils keineswegs die Urbegriffe und Principien der Erkenntniſs, vielmehr jene aus diesen abgeleitet werden müssen. Eine Philosophie, die aus den Formen und Gesetzen der bloſsen Vermittelung die Grundsätze und Grundbegriffe der ursprünglichen Auffassung abzuleiten unternimmt, betrachtet auch in der That das mittelbare als Quelle des unmittelbaren. Ja eine analytische Logik, die nur einmal ihre eignen Grundsätze und Formen, geschweige denn alle Grundsätze und Formen des Denkens und Erkennens, bis zu ihrer letzten Wurzel verfolgen zu können glaubte, wäre einer Geometrie vergleichbar, die, weil sie auf untrügliche Weise die Verhältnisse der räumlichen Gröſsen zu ermessen im Stande ist, nun auch das Wesen des Raumes und der Gröſse selber vollkommen begriffen zu haben wähnte. Aber hätte die Geometrie sich ihrer Constructionen etwa enthalten sollen, bis die Metaphysik die Untersuchnng über jene Grundbegriffe für geschlossen zu erklären im Stande gewesen? Und doch verlangen eben das in Bezug auf die Logik, die ihr den vor Jahrtausenden wohlerworbenen Besitz entreissen möchten, und sie auffordern, statt auf ihm fortzubauen, den Grund der Gründe auszumitteln, um von dem aus einen durchaus neuen Bau aufzuführen. Gerade als wenn unsere Häuser ihres Grundes ermangelten, bis wir zum Kern der Erde vorgedrungen. Wollte freilich die logische Analytik alle ferneren und tieferen Untersuchungen für überflüssig halten, so handelte sie eben so unverständig, wie der Bauherr, wenn er die Forschungen der Geologen bespöttelte, weil er ihrer nicht bedarf, um für sich einen sicheren Grund zu finden. Bleibt aber die Analytik auf *ihrem* Grund und Boden, und entwickelt sich nach *ihren* Gesetzen, so wird ihr Gebäude bestehen, auch wenn der letzte Grund ihres Grundes gefunden seyn wird: gleich wie griechische Tempel und gothische Kirchen bewundernde Anerkennung finden werden, selbst wenn unser Wissen bis zum Kern der Erde vordringen sollte. Keine andere philosophische Disciplin erfreut sich in gleichem Maaſse, wie die analytische Logik, des Vorzugs, ein so genau abgrenzendes Gebiet so selbstständig anbauen, aus so einfachen, an sich gewissen Grundsätzen so streng sich ableiten zu können. Hüten

wir uns doch, Grenzbestimmungen aufzuheben, die so wohl begründet sind — Grenzbestimmungen, die immer nöthiger werden, je mehr die Untersuchungen unsrer Wissenschaften sich verwickeln.

Zwei Vorwürfe hat mangelhafte Bearbeitung der analytischen Logik oft genug veranlaſst: zuerst, daſs sie den Weg zu den tieferen, und allerdings auch wichtigeren, Untersuchungen der Metaphysik oder Transcendentalphilosophie, wenn nicht versperre, doch keineswegs eröffne; und dann, daſs sie durch allerlei äuſserliche Betrachtungen die logischen Operationen auf quantitative Bestimmungen oder äuſserliche Unterschiede und begriffsloses Calculiren zurückführe. Beiden Vorwürfen entzieht sie sich, wenn sie mit wissenschaftlicher Strenge aus den ihr eigenthümlichen Principien ableitet, und eben auf diese Weise das ihrige, und zwar recht vieles, beiträgt, die Metaphysik in den Stand zu setzen, ihre höchst schwierigen Forschungen mit möglichst umfassender Uebersicht und streng systematischer Architektonik fortzusetzen. Soll aber etwa der zweite dieser Vorwürfe gegen die Verknüpfung und Trennung im vermittelnden Denken, nach den Grundsätzen der Identität und des Widerspruchs, überhaupt gerichtet seyn, so darf er uns in unsern analytischen Untersuchungen nicht irren, bis man uns belehrt haben wird, wie man einer solchen Vermittelung im Denken entrathen könne, ohne auf Gesetze der Verknüpfung für unsere Erkenntnisse und auf Verständigung zu verzichten. Ref. gesteht, von der Unentbehrlichkeit und Nothwendigkeit der Principien der Analytik noch eben so überzeugt zu seyn, wie es Aristoteles war, und hält es nicht für überflüssig, die bei diesem groſsen Logiker und Metaphysiker sich findende Deduction (Metaph. IV, 3 ff.) wieder in Erinnerung zu bringen. — Ref. hat die bekannte Behauptung, „die Formen der Logik seyen bereits „untergegangen, und müſsten eine völlig veränderte Gestalt „gewinnen", lieber unberücksichtigt gelassen, als durch einzelne Bemerkungen einer genauen Prüfung der verschiedenen Versuche, sie vom Standpuncte der Speculation aus völlig neu zu gestalten, vorgreifen wollen; wünscht aber lebhaft, daſs eine solche Prüfung, gründlich und leidenschaftlos, recht bald unternommen werden möge.

Nach den bisherigen Untersuchungen und Betrachtungen ist es kaum nöthig hinzuzufügen, daſs Ref. Twestens Logik für eine Arbeit hält, wie wir ihrer in Bezug auf Strenge der Ableitung und Gliederung, so wie auf Manchfaltigkeit

der Entdeckungen, seit Aristoteles auf dem analytischen Gebiete nur sehr wenige erhalten haben. Daher denn auch der lebhafte Wunsch, man möge die von neuem eröffnete und gereinigte Bahn fortan nicht wieder verlassen, die Sonderung von Analytik und Synthetik anerkennen, zugleich aber die wichtigen Beziehungen der einen zur andern nicht verkennen, und für letztere nach und nach Sicherheit der Methode, und daher Stetigkeit im Fortschreiten gewinnen, wie erstere sich ihrer erfreut. Die Synthetik wenigstens vor der Hand noch abgesondert von Metaphysik zu bearbeiten, hält Ref. für wünschenswerth, wiewohl er keineswegs verkennt, daſs sie sehr viel mehr, als die Analytik, von der höchsten der philosophischen Disciplinen abhängig ist und bleiben wird.

Uebrigens ist Ref. weit entfernt, die bedeutenden Verdienste, wie anderer neuer Logiken, so der Sigwart'schen und Tieftrunk'schen Arbeiten zu verkennen, deren erstere, wenn auch von Twesten übertroffen an analytischer Consequenz, wissenschaftlicher Strenge und Eigenthümlichkeit der Untersuchungen, doch als wichtige Vorarbeit ihren Rang behaupten wird, letztere vorzüglich schätzbar ist als Versuch, für die logisch-analytischen Formen, auf dem Gebiete der Reflexion, einen sicheren Grund zu gewinnen, und auf diese Weise die Untersuchungen der Kantischen Kritik zu ergänzen — ein Versuch, welchem auch diejenigen ihre Achtung und Aufmerksamkeit nicht versagen dürfen, die, wie Ref., überzeugt sind, daſs auf solche Weise jene Untersuchungen nur eingeleitet, nicht beendigt werden können. Esser würde weniger verheiſsen und mehr geleistet haben, wenn er die Vorarbeiten auf diesem Gebiete besser zu würdigen gewuſst hätte; da er aber erfinden wollte, ohne bestimmt zu wissen, was entbehrt werde, ohne über Zweck und Umfang der Logik im Klaren zu seyn, und ohne die Strenge ihrer Methode und die Nothwendigkeit dieser Strenge reiflich erwogen zu haben, hat sein unleugbares Talent der Verdeutlichung sehr geringe Frucht getragen.

Digitized by Google

1) *Des Demosthenes Philippische Reden. Uebersetzt, erläutert und mit einigen Abhandlungen begleitet von Dr. Albert Gerhard Becker. Neuer Bearbeitung erster Theil Halle, bei J. Chr. Hendel und Sohn, 1824. gr. 8. LXII und 249 S.* 1 Thlr.

2) Δημοσθένους λόγοι ἐκλεκτοί. *Demosthenis selectae orationes. Ad Codices Mss. recensuit; Textum, Scholiasten, et Versionem, plurimis in locis, castigavit; notis insuper illustravit Richardus Mounteney, Colleg. Regal. apud Cantabrigienses haud ita pridem (!) socius. Praefiguntur Observationes in Commentarios vulgo Ulpianeos, et Tabula antiquae Graeciae Demostheni accommodata. Adjicitur etiam Index locupletissimus. Editio decima tertia, emendatior et auctior (?). Lond. ap. F. C. et J. Rivington. MDCCCXX. gr. 8. XL und 343 S.*

3) *Harangues politiques de Démosthène, Recueil contenant les trois Olynthiennes, les quatre Philippiques, les discours sur la paix et sur la Chersonnèse, publié avec une Introduction, des Commentaires et une Carte de la Grèce, par R. Toepffer. Genève, chez A. Cherbuliez. 1824. gr. 8. VII. XL und 316 S.*

4) *Oeuvres complètes de Démosthène et d' Eschine, en Grec et en Français. Traduction de l' Abbé Auger, de l' Academie des I. et B. L. de P. Nouvelle Edition, revue et corrigée par J. Planche, Prof. de Rhétorique au Collége royale de Bourbon. Ornée d'un portrait de Démosthène gravé d' après l' antique p. M Mécou.* Τί δέ, εἰ αὐτοῦ τοῦ θηρίου ἀκηκόειτε! *etc. Par. chez Verdière etc. 1819 — 1821. 10 Bände. 8.*

1) Herrn Pastor's Dr. Alb. Gerh. Becker's Uebersetzung des Demosthenes.

Die erste, längst vergriffene Auflage dieses Buches erschien unter dem Titel: Auserlesene Reden des Demosthenes und Aeschines. Aus dem Griechischen übersetzt und mit den nöthigen Einleitungen und Erläuterungen versehen. Erste Hälfte, Halle, 1797. und enthielt Phil. I. Die Olynthischen in der von Dionysius Hal. angegebenen Folge. Phil. II. De Cherson. Philippi Epist. und Orat. in Phil. Epist. Die gegenwärtige enthält nur: Plutarch's Lebensbeschreibung des Demosthenes, Phil. I, die drei Olynthischen in der gewöhnlichen Folge, und de pace. Aber mit weit gelehrteren Einleitungen und Anmerkungen. Der Plan dieser Bearbeitung

ist bestimmter: Alle Philippischen Reden des Demosthenes nach dem Kanon des Dionysius, folglich auch die darunter begriffenen unächten, auch die in Deutschland noch nicht vollständig übersetzte Phil. IV., in Einer Sammlung, mit Benutzung alles dessen, was seither zur Erklärung dieser Werke erschienen ist, und mit eignen Untersuchungen zusammenzufassen. Ob Ref. mit Recht dem zweiten Bande ungeduldig entgegensieht, wird der Leser aus folgenden Andeutungen selbst beurtheilen.

Die Einleitungen und die Anmerkungen geben historische und antiquarische Erörterungen, berichtigen sehr oft die Erklärungen der Vorgänger, theilen hin und wieder die Kunsturtheile der alten Grammatiker mit, so daſs der Leser vollkommen in den rechten Stand gesetzt wird, den Redner und seine Zeit zu verstehen. Es sind dabei die neueren Forschungen, namentlich die von Böckh und Schömann, zum erstenmal bei Demosthenes benutzt. Denn auch der neueste deutsche Herausgeber einiger Philippischen Reden hatte sie übersehen, und Schäfer will bei der Reiskischen Ausgabe, mit schätzbaren Sprachbemerkungen, nicht auf Sacherklärungen eingehen.

In den Anmerkungen zu Plutarch's Biographie, welcher die Seitenzahl der Frankfurter Ausgabe beigedruckt ist, ist der Verfasser von: „Demosthenes als Redner und als Staatsmann" viel kürzer, als in den Anmerkungen zu jeder Rede; wer mehr wissen will, wird jene Schrift nicht ohne groſse Zufriedenheit nachsehen. Doch ist auch hier alles Nöthige gesagt; undeutlich ist manchem nur die Streitsache mit Oropus S. XVIII, welche auch de pace p. 61. l. 5. Reisk. nicht auseinander gesetzt wird. Vergl. Wessel. ad Diod. L. XV. c. 76. T. VI. Bip. Die Geschichte mit des Harpalus Becher, durch welchen Demosthenes bestochen worden seyn soll, hätten wir gerne beleuchtet gesehen, da sonst überall die Quellen, aus welchen einige Lästerungen gegen unsern Redner flossen, als unlauter nachgewiesen sind. Will man den, welcher überall gegen Bestechungen eifert, mit Lust lesen, so muſs er selbst von diesem Fehler rein seyn. Er war es auch; wie sich denn das Mährchen selbst als solches darstellt: Harpalus soll dem Demosthenes einen kostbaren Becher in der Nacht geschickt haben, und den andern Morgen sollen es schon die Leute in der Volksversammlung, die bekanntlich sehr früh anging, gewuſst haben! Wer von beiden hatte wohl einen Vortheil, es ihnen zu verrathen, Demosthenes oder Harpalus? — Darum glaubte man die Sache schon im Alterthume nicht; um darüber

Digitized by Google

nicht negative Beweise anzuführen, vergleiche man nur Lucian. laus Demosth. c. 33 — 36. T. IX. Bip. Hört man aber gar dieselbe Bestechung nicht nur vom Harpalus, sondern auch von Milesischen Gesandten erzählen bei A. Gellius L. XI. c. 9. §. 1, so ist man sehr geneigt zu glauben, daſs irgend eine Verwechselung vorgegangen, etwa mit Demades, wozu Dinarchus die Veranlassung mag gegeben haben, adv. Aristogit. pag. 79. sq. und pag. 84. R. id. c. Demosth. init. cf. Hauptm. de Demad. c. V. p. 251. sq. R. Barton. ad Plut. Demosth. c. 25. p. 733. sqq. R.

Nach dieser Biographie folgt die Einleitung zur ersten Philippischen Rede, worin sachgemäſs die hierher gehörigen historischen Data, namentlich über Philippus, zusammengestellt und belegt werden. Unter Philipp's Biographen ist Valckenaer's Rede de Philippo M., welchen Hr. B. weiter unten S. 15. selbst citirt, Leland life of Philipp, und Drumann's Versuch etc. vergessen. Auch führt der gelehrte Hr. Beck S. 312. der Anleitung zur Weltgeschichte (der älteren Auflage, da bekanntlich die neuere leider nicht bis zu diesem Theile gekommen) noch an: Histoire de Philippe par de Bury. Par. 1760. 4.

Was Hr. B. über die Glaubwürdigkeit der Redner für die politische Geschichte sagt, fanden wir sehr wahr; warum aber die Rede περὶ συντάξεως von einem Zeitgenossen des Demosthenes herrühren soll, konnten wir nicht einsehen. Es kommt uns vielmehr manchmal vor, als habe ein Grammatiker seinen Schülern aufgegeben, aus einigen Reden des Demosthenes zur Uebung eine Zusammensetzung, σύνταξιν, zu machen, woraus dieser cento entstanden sey.

Als Probe eigner Forschungen und deren Mittheilungen ist die gewöhnliche Folge der Olynthischen Reden vertheidigt, nicht allein in einer eignen Abhandlung (S. 103 — 131.), sondern auch zerstreut in den Anmerkungen. Vergl. diese Jahrb. v. J. 1822. Nro. 75. S. 1185 — 1191. Ref. hat durch die von Hrn. B. vorgetragenen Ansichten und sehr fleissigen Zusammenstellungen veranlaſst die Sache von neuem erwogen, hat sich aber nicht überzeugt, daſs die gewöhnliche Folge die richtige sey. Hören wir die Gründe und die Gegengründe in Folgendem zusammengedrängt:

Die Anordnung nach Dionysius beruht auf der Erzählung des Philochorus (worauf aber Dionysius selbst kein Gewicht legen soll): daſs eine dreimalige Gesandtschaft der Olynthier in Athen um Beistand gefleht, und die Athenienser dreimal Hülfe geleistet haben. Dies kann aber nicht seyn, denn in

Digitized by Google

den Reden findet sich keine Spur davon, und in der Rede de f. leg. stellt Demosthenes die Sache ganz anders vor. So Hr. B.

Der Gegner würde darauf erwiedern: An den Olynthischen Reden ist keine Spur davon; aber der gleichzeitige Geschichtschreiber sagt es. Und Demosthenes selbst bestätigt de f. l. das Factum, und stellt die Hülfsleistung dort für seinen Zweck als groſs und in runden Summen dar; was thut das? er kommt mit Philochorus mehr überein, als auf den ersten Augenblick scheinen sollte:

Nach Philochorus betrug die Hülfsleistung	Nach Demosthenes l. c. p. 426. R.
Triremen: 65.	50 Triremen.
Söldner: 6450 und die Schiffsmannschaft.	10000 Söldner.
Bürger: 2000, wahrscheinlich auſser denen, welche in der ersten Expedition mitgingen.	4000 Bürger.

Sollten diese Anstrengungen auf Eine Expedition verwendet worden seyn, wie Hr. B. anzunehmen scheint, der doch auf derselben (95) Seite 2000 Mann und 30 Triremen eine glänzende Expedition nennt?

Die Reden selbst liefern von der Richtigkeit der gewöhnlichen Folge den Beweis, argumentirt Hr. B. weiter. Denn die erste (vulgo) Rede muſs gleich nach dem Beginn der Feindseligkeiten gegen Olynth gehalten worden seyn, weil darin Demosthenes die von den Olynthischen Gesandten begehrte Hülfe fordert.

Der Gegner: Haben nicht beide Reden, die vulgo erste und die vulgo zweite, das gleiche Thema: es müsse Hülfe geleistet werden? so daſs man hieraus für die Stellung gar nichts beweisen kann. Man vergleiche nur beider

Propositio

Olynthiacae I.	Olynthiacae II.
P. 10. Ἔστι δὴ τά γ' ἐμοὶ δοκοῦντα, ψηφίσασθαι μὲν ἤδη τὴν βοήθειαν καὶ παρασκευάσασθαι τὴν ταχίστην, ὅπως ἔνθενδε βοηθήσετε· πρεσβείαν δὲ πέμπειν, ἥτις ταῦτ' ἐρεῖ καὶ παρέσται τοῖς πράγμασι.	P. 21. Φημὶ δὴ δεῖν ὑμᾶς ἅμα τοῖς μὲν Ὀλυνθίοις βοηθεῖν, καὶ ὅπως τις λέγει κάλλιστα καὶ τάχιστα, οὕτως ἀρέσκει μοι· πρὸς δὲ Θετταλοὺς πρεσβείαν πέμπειν, ἣ τοὺς μὲν διδάξει ταῦτα, τοὺς δὲ παροξυνεῖ.

Wiederholt nun Demosthenes, wie er denn den Hauptgedanken gerne wiederholt, um ihn dem Zuhörer an's Herz zu legen, in der ersten Stelle S. 14: Φημὶ δὴ διχῇ βοηθητέον τοῖς

πράγμασιν ὑμῖν: τῷ τε τὰς πόλεις τοῖς Ὀλυνθίοις σώζειν καὶ τοὺς τοῦτο ποιήσοντας στρατιώτας ἐκπέμπειν· καὶ τῷ τὴν ἐκείνου χώραν κακῶς ποιεῖν καὶ τριήρεσι καὶ στρατιώταις ἑτέροις — so läſst sich aus diesem Vorschlag eher darauf schlieſsen, daſs diese Rede später gehalten ist, weil er gröſsere Anstrengungen verlangt, man müſste denn mit dem Scholiasten (Ulpian) glauben, daſs Demosthenes das Doppelte verlangt, um die Hälfte zu erhalten; warum aber fordert er in der anderen nur die Hälfte?

Hr. B. fährt fort, die Vertheidigung aus den Reden selbst zu führen. S. 97. sagt er, daſs die vulgo zweite Rede darum nicht die erste seyn könne, weil darin steht, daſs die Athenienser mit den Olynthiern das Bündniſs geschlossen hätten.

Gegner: Die Olynthier werden in der zweiten Rede allerdings Bundesgenossen der Athenienser genannt, allein das waren sie schon vor allen drei Olynthischen Reden geworden, unter der Verabredung, daſs sie mit Philipp Krieg anfingen, dann sollten die Athenienser helfen. Nicht von einem Bündniſs, sondern von der Erfüllung der bedungenen Hülfe ist die Rede, wie aus der ersten p. 10. extr. sq. und der dritten p. 32. extr. Liban. Arg. p. 7. hervorgeht.

Hr. B. bezieht sich S. 97. noch auf die Stelle der zweiten Rede p. 25. „Ihr zaudert in's Feld zu rücken, und schiebt es hinaus Geld zusammenzubringen.“ Also waren noch keine Truppen geschickt.

Allein eben darum halten wir diese für die erste.

Die dritte, sagt Hr. B., habe zum Inhalt, den Uebermuth des Volkes wegen einiger Siege des Chares über Philippus zu mäſsigen, worauf Theopomp. ap. Athen. L. XII. p. 532. c. d. bezogen wird.

Dagegen bezieht Schweighäuser diese Stelle auf die erste Expedition; wir glauben, mit Recht, denn Alles paſst. Nach der vulgo zweiten, das heiſst nach der ersten, Rede wird Chares abgeschickt; er gewinnt einigen Vortheil über Philipp, kehrt nach Hause, opfert den Göttern und speist das Volk. Theopomp. l. c. Das Volk wird übermüthig; dies veranlaſst, Libanius sagt ausdrücklich: καί τι κατορθοῦν ἔδοξαν, die folgende Rede, vulgo dritte, worin Demosthenes auch namentlich auf des Chares βοίδια anspielt p. 37. cf. Dionys. ad Amm. c. VIII. extr. Es bleibt also nur die erste Rede übrig, welche demnach die letzte seyn muſs. Wollte man bei dem Allen, aller historischer Autorität zuwider, doch nur Eine Expedition der Athenienser, Olynth zu helfen, annehmen, so geriethe man auf unauflösbare Widersprüche, und lieſse

alle Fragen unbeantwortet, welche sich hinter einander aufdrängten; bei welchen indeſs eben so wenig für die Sache gewonnen würde, als bei den Ansichten, Eindrücken, Gefühlen, nach denen man aus einigen Stellen der Reden ihre Folge beweisen wollte. Hr. B. hat dies in den Anmerkungen zu jenen Stellen recht gut gezeigt, indem er die Gegner, wenn sie auf diese Art argumentiren, widerlegt. Wenn z. B. H. Rauchenstein aus p. 9. l. 1. die Folge nach Dionysius beweist, so beweist Hr. Becker aus derselben Stelle die gewöhnliche. Bleiben wir daher auf historischem Grund und Boden stehen, wie auch Hr. B. von hieraus das Hauptargument führt:

„die Grammatiker citiren die Olynthischen Reden einstimmig nach der gewöhnlichen Ordnung.“

(Die Grammatiker werden mit interessanten Literarnotizen nachgewiesen.) Allein bedenken wir vorerst, daſs die Grammatiker gewöhnlich nur citiren Δημοσθένης, oder nur mit dem Beisatz ἐν τοῖς Φιλιππικοῖς, wozu bekanntlich die Olynthischen oft von ihnen gezählt werden, so bleiben nur wenige Stellen übrig, worin die Olynthischen mit A. B. Γ. oder ἐν τῷ πρώτῳ u. s. w. angeführt sind. Sodann aber citiren sie nicht chronologisch. Man sehe doch nur den Index Scriptorum zu Harpocration s. v. Δημοσθένης, wo die Olynthischen Reden vor die Phil. I, welche als τέταρτος Φιλιππικὸς citirt wird, und welche unumstöſslich die erste aller dieser Staatsreden ist, zu stehen kommen. Man wird sehen, daſs eben dieselben Grammatiker, welche hier als Autorität angenommen werden, eben denselben Philochorus, dessen Zeugniſs verworfen werden soll, als ihren Gewährsmann anführen.

Wenden wir uns jetzt zu der Uebersetzung, so kann von Reiske keine Rede seyn; dessen Art zu paraphrasiren mag aus folgender Vergleichung hinlänglich ersehen werden:

Demosth. Ph. I. p. 43.	Reiske T. I. p. 72.
Πότ' οὖν, πότε ἃ χρὴ πράξετε· ἐπειδὰν νὴ Δί' ἀνάγκη τις ᾖ. — „λέγεταί τι καινόν;“ — „τέθνηκε Φίλιππος;“ οὐ μὰ Δία·	„Wann wollt ihr denn nun endlich einmal euch zu regen anfangen? Wann wollt ihr denn anfangen, an Ausübung

euerer Schuldigkeit zu denken? Wenn's geschehen seyn wird.“ „Je was denn?“ „Ha, ha! kommt's da heraus. Das war doch noch ein Wort. Das lässet sich hören.“ — „Bruder, was giebt's neues? — Ist Philippus todt? Ich dachte was mich bisse. Der Teufel wird ihn nicht gleich holen.“

Würdiger wird die Vergleichung der Uebersetzung von Jakobs mit der des Hrn. B. seyn:

Jakobs.	Becker.
Wann, wann werdet ihr thun, was nöthig ist? Welchen Zeitpunkt erwartet ihr noch? Bis euch die dringende Noth zwingt? — Oder wollt ihr lieber auf dem Markte umhergehen und fragen, was man Neues erzählt? Was kann es wohl Neueres geben, als daſs ein Makedonier Athenäer bekriegt, und unter Griechen den Herrn spielt?« — „Ist Philippos gestorben?« — Leider noch nicht.	Wann also, wann werdet ihr thun, was geschehen muſs? Sobald etwas sich ereignet hat? Sobald beim Zeus! eine Noth uns treibt? — Oder wollt ihr, saget an, umherwandelnd auf dem Markte, einander befragen: „Giebt's nichts Neues?« Kann es wohl etwas Neueres geben, als daſs ein makedonischer Mann Athenäer im Kampfe überwindet, hellenische Angelegenheiten entscheidet? — „Ist Philippos todt?« — Nein, beim Zeus.

Die Uebersetzung des Hrn. B. hält sich treuer an das Original. Aufgefallen sind dem Ref. S. XIX. „Demosthenes lag seinem Hofmeister (παιδαγωγόν) inständig an — Dieser hatte mit den öffentlichen Sclaven Bekanntschaft — Die Eifersucht (des Knaben, ἐζήλωσε) auf den Ruhm des Mannes.«

Die Anmerkungen bieten reiche Ausbeute, und verdienen alle Aufmerksamkeit.

S. 62. zu Phil. I. p. 42. steht eine gelehrte Bemerkung über die Verse, welche sich bei Demosthenes häufig finden. Auch der Schol. ad Hermog. p. 386. extr. Laur. macht darauf aufmerksam, hinzusetzend: sie seyen aber nicht metrisch gesprochen worden; und führt aus Olynth. I. p. 10. an:

δῆλον γάρ ἐστι τοῖς Ὀλυνθίοις, ὅτι
νῦν οὐ περὶ δόξης οὐδ' ὑπὲρ μέρους χώρας.

Longin (Fragm. III. §. 4.) bestätigt dasselbe, behauptend: sie seyen von dem in gespannter Aufmerksamkeit gehaltenen Zuhörer nicht bemerkt worden; und führt unter andern eine von seinen Herausgebern nicht nachgewiesene, aber aus Olynth. III. p. 29. entnommene Stelle an:

πολλῶν δὲ λόγων καὶ θορύβου γιγνομένου παρ' ὑμῖν.

In groſser Menge sind Verse aus den griechischen und aus den lateinischen Prosaikern, auch aus dem Neuen Testamente, gesammelt in Fabr. Bibl. latin. T. II. pag. 389. sqq. ed. Ern. und den daselbst citirten Schriften.

Schöne kritische und grammatikalische Bemerkungen enthält der Commentar; z. B. zu p. 10. l. 9. wird Valckenaer's Aenderung τῷ γὰρ εἶναι mit entscheidenden Gründen verworfen. Zu Olynth. I. p. 12. l. 4. wird gegen Hoogeveen und Pinzger

τὸν πόλεμον auf den Amphipolitanischen Krieg bezogen, wie auch Weiske de hyperbole I. p. 38. aus mehreren Stellen der Redner, welche aber nicht alle beweisende Kraft haben, gezeigt hat. Ueber τὰ κάτωθεν i. q. τὰ κάτω wird auf Lobeck ad Phrynich. p. 128. verwiesen.

Am bedeutendsten sind die Sacherklärungen. Zu Olynth. I. p. 13. l. 1. werden Cersobleptes, Berisades (nicht Beresiades, wie in einem neueren Commentar steht) und Amadocus entschieden Brüder genannt, da doch des Amadocus Sohn, der auch Amadocus hieſs, zu Philippus geflohen war. Der Vater Amadocus war vielleicht schon ermordet. S. (auſser den von Hrn. B. Citirten) Diodor. Sic. L. XVI. c. 34. Demosth. Aristocr. p. 623. sq. Harpocr. u. Suid. s. vv. Κότυς, Κερσοβλέπτης. Theopomp. ap. Harpocr. s. v. Ἀμάδοκος, und Barbeyrac Histoire des Traitez T. I. Art. CCXLII. p. 213. sqq. Die Bemerkung über die Treulosigkeit der Thessalier zu Olynth. I, pag. 15. l. 15. ist, obgleich in drei Zeilen zusammengedrängt, auch für den, der mehr wissen will, durch die vollständigen und doch ausgewählten Nachweisungen vollkommen hinreichend. Die Bemerkung darüber, wohin Demosthenes Gesandte wolle geschickt haben, ist zu p. 16. l. 7. ganz richtig, aber die Citate sind unrichtig, wie dies noch einigemal der Fall ist. S. 112. n. 8. steht Ulpian. p. 268. B. Vol. V. ed. Hier. Wolfii, was wir weder in dessen gangbarer Ausgabe v. 1604, noch in der letzten v. 1642 fanden; soll es vielleicht heiſsen: p. 26. B. Vol. V. Wolf. 1642? Dann paſst aber die Stelle nicht ganz. So wird Longinus noch nach Morus, Fabricii Bibl. gr. ohne Angabe der Ausgabe citirt. S. 195. über die veränderte Gesinnung der Athener gegen die Thebaner steht Wolf ad Leptin. p. 228. statt der von Wolf daselbst angeführten Stelle Demosth. Cor. p. 291. l. 4, wozu noch Plut. Pelop. c. 6. T. II. p. 336. sq. R. und Diodor. L. XIV. c. 6. hätte kommen können.

Wir müſsten aus den Sachbemerkungen vieles, was noch in keinem Commentar zu Demosthenes stand, und doch sehr nothwendig zur Erklärung desselben ist, rühmend anführen; es wird aber Hrn. Becker und dem Leser lieber seyn, wenn wir einiges, welches vermiſst wurde, nachzutragen versuchen, worin wir bei der zweiten Olynthischen anfangen wollen, da alles Obige aus Phil. I. und Olynth. I. genommen ist.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

N. 12. 1826.

Heidelberger Jahrbücher der Literatur.

Demosthenes Reden.

(*Beschluſs.*)

Vermissen wird mancher, daſs der literarische Zusammenhang des Demosthenes mit seinen Vorgängern und seinen Nachahmern, wodurch doch die Lectüre einen eigenen Reiz erhält, nirgends nachgewiesen wurde. Auch mit sich selbst hätte Demosthenes an manchen Stellen verglichen werden können.

Gleich im Proömium der zweiten Olynthischen spricht Demosthenes vom Wohlwollen der Götter, was er so gerne thut. S. in derselben Rede p. 24. und Phil. I. p. 53. Damit vergl. Cicero Catil. III. c. 8 u. 9. S. 22. Wenn eine Verbindung geschlossen wird aus Wohlwollen] Diese Sentenz ist vielfach von andern Schriftstellern benutzt worden. S. Wyttenb. zu Julian. p. 47. C. p. 74. Lips. Vergl. Cic. de Off. L. II. c. 6. sqq. Ebend. Ein Ungerechter und ein Meineidiger kann keine dauerhafte Macht besitzen] Mit dieser Sentenz konnte Demosthenes Coron. p. 303. und Euripides als offenbarer Vorgänger verglichen werden; daſs aber Euripides hier Vorgänger war, wird man schon an den zufälligen Ausdrücken, wie ἀνϑήσας u. s. w., sehen, in der Electra V. 948. Auch Psalm XVIII. v. 43. (vulg.) würde nicht ohne Interesse damit zusammengestellt. Die Vergleichung von dem festen Grund eines Hauses kommt im Alterthum oft vor. S. Reiske und Schäfer zu dieser Stelle pag. 21. und Walaeus zu Matth. c. VII. v. 34. — Ebend. Worte ohne Thaten sind eitel] Vergl. Thucydides, den Lieblingsschriftsteller unseres Redners, L. II. c. 41. Τὰ ἔργα — πιϑανώτερα τῶν λόγων bei Xenophon, der wie Demosthenes Platon zum Lehrer hatte, Cyrip. L. VI. c. 4. §. 3. (§. 5. Schn.) (Cicer.) Declam. in Sallust. c. 4. — Ebend. Daſs Demosthenes bei aller Kürze Synonyma liebt, bemerkt Bremi zu Rauchenstein Phil. p. 41. 1. Eben so Thucydides,

Digitized by Google

bis auf dieselben Ausdrücke. Demosthenes sagt p. 21: πολλὴ δὴ τὴν μετάστασιν καὶ μεγάλην τὴν μεταβολήν, und Thucydides sagte L. II. c. 48: τοσαύτης μεταβολῆς ἐς τὸ μεταστῆσαι cf. VI. c. 20. Daher der nachahmende Julian Or. in Const. pag. 20. C. ἅπαντα μεταβαλόντα καὶ μεταστάντα. — S. 25. scheint sich Demosthenes zu widersprechen, denn hier sagt er: πολὺ γὰρ ῥᾷον ἔχοντας φυλάττειν ἢ κτήσασθαι, und Ol. I. pag. 16: δοκεῖ τὸ φυλάξαι τἀγαθὰ τοῦ κτήσασθαι χαλεπώτερον. Man muſs aber zu jener Stelle τοῖς σώφροσι ergänzen, wie der Zusammenhang zeigt, und wie man noch deutlicher aus Xenophon sieht Cyrip. L. VII. c. 5. §. 26. Cf. Sallustius, welcher in seinen Reden den Demosthenes in ganzen Stücken übersetzt, Catil. c. 51. S. 23. läſst sich ἄλλως nur aus der Platonischen Philosophie erklären, das Hr. B. durch ferner, Jakobs durch daher übersetzt. Demosthenes sagt: Philippus mag in seinem vertrauten Umgange keinen Kriegserfahrnen, und keinen Besonnenen: εἰ δέ τις σώφρων ἢ δίκαιος ἄλλως, τὴν καθ' ἡμέραν ἀκρασίαν τοῦ βίου — οὐ δυνάμενος φέρειν. Hierin liegt: wenn jemand aus irgend einem andern Grunde als aus Besonnenheit rechtschaffen ist u. s. w. Denn nach Plato ist der wahre Grund der Rechtschaffenheit die Besonnenheit: de Legg. L. III. pag. 696. c. T. VIII. Bip. τό γε δίκαιον οὐ φύεται χωρὶς τοῦ σωφρονεῖν. Daſs aber ἄλλως diese Bedeutung hat, aus sonst irgend einem andern (als dem wahren) Grunde, lehrten uns Valcken. zu Herod. L. IV. c. 77. p. 316. und Ruhnk. zu Tim. p. 198. sq. ibiq. citt.

Die Uebereinstimmung des Demosthenes mit Thucydides in manchen Stellen ist oft so groſs, daſs sich Verwechselungen finden: Olynth. II. pag. 23. extr. schreibt der Rhetor Seneca (Declam. XXIV. ibiq. Schott.) dem Thucydides zu. Cf. Sallust. Orat. Lepidi circa fin. Fragm. Hist. L. I.

Zu diesen Bemerkungen fast nur bei Einer Seite wollen wir doch noch die nächste sich darbietende Vergleichung aus Plato selbst fügen:

Demosth. Ol. p. 24. τὸ ὅλον ἡ τύχη παρὰ πάντ' ἐστὶ τὰ τῶν ἀνθρώπων πράγματα.	Plat. Legg. L. IV. p. 709. b. τύχας εἶναι σχεδὸν ἅπαντα τὰ ἀνθρώπινα πράγματα.

Vergl. Nicostratus ap. Athen. L. XV. p. 693. a. Stob. Ecl. L. I. c. 8. p. 212. sqq. Heer. Lennep. ad Phalar. Ep. p. 182. sq. Interprr. ad Cic. Off. L. II. c. 6. §. 19. Muret. ad Cic. Catil. I. c. 6. p. 621. sqq. ed. Graev.

Wir schlieſsen diese Anzeige mit aufrichtigem Dank für die wahre Bereicherung, welche uns Hr. B. mit diesem Werke gemacht hat.

Digitized by Google

Bei den folgenden Bearbeitungen kann Rec. sich kürzer fassen.

2) Demosthenes ed. Mounteney. 13. Aufl.

Diese Ausgabe von Mounteney scheint, nach der Zahl ihrer Auflagen zu schlieſsen, die gangbarste zu seyn. Reiske hat sie nicht gebraucht. S. dessen Praef. ad Demosth. §. 11. p. XXXXIX. p. XLVI. Schaef., obgleich Mounteney Handschriften benutzt hat (Praef. p. IX.). Desto mehr ist diese Ausgabe von andern Herausgebern einzelner Reden gebraucht; denn sie ist in der That sehr bequem und verständig eingerichtet. Unter dem Text, welcher die erste Philippische und die drei Olynthischen Reden in chronologischer Ordnung nach Dionysius von Halicarnaſs, in Capitel abgetheilt, und die ὑποθέσις des Libanius, nach der Wolfischen Recension, giebt, stehen die Scholien (des Ulpian) in gespaltenen Columnen ziemlich vollständig. Hinter dem Text und den Scholien, von S. 111. an, kommen die Noten zu beiden; sie bestehen gröſstentheils aus den lateinisch übersetzten Anmerkungen des selten gewordenen Tourreil, aus den Wolfischen Noten, auch denen, welche Reiske und neuerlich auch Schäfer mit Unrecht weggelassen haben, und aus eigenen jetzt zum Theil veralteten Bemerkungen. Alle sind bequem geordnet. Nach dem Commentar kommt die lateinische Uebersetzung von Libanius ὑπόθεσις und von Tourreils Einleitung vor der hie und da veränderten Wolfischen Uebersetzung jeder der vier Reden. Angehängt ist ein mechanisch verfertigtes, aber sehr vollständiges Wortverzeichniſs, und ein schlechter von einer abgenutzten Kupferplatte genommener Abdruck einer Charte von Griechenland. Desto schöner ist Druck und Papier des Buches.

Was aber diese Ausgabe schätzbar macht, sind die vorausgeschickten Observationes in Commentarios vulgo Ulpianeos, von J. C. d. i. von Johannes Chapman. S. Praefat. p. IX. sq. und Harles. ad Fabric. Bibl. gr. Vol. II. p. 828. sq. und in der Introd. Hist. ling. gr. T. II. 1. p. 235.

3) Demosthenes ed. Toepffer.

Diese, ihrer Bestimmung wohl entsprechende Ausgabe ist weiter nichts als ein schöner Abdruck eines Tauchnitzischen Abdruckes, mit wenigen Varianten aus Auger's Ausgabe (Vol. I. 4.) und mit Noten aus Tourreil, zuweilen aus Auger's Uebersetzung, welcher aber auch aus Tourreil entlehnt hat (z. B. p. 205. sq.), und einigen des Hrn. Herausgebers folgender Art:

Digitized by Google

S. 249. „καὶ μὴ, sous-entendez ὅπως, et rapportez προσλ-θέντα à πράγματα, aussi sous-entendu.“ S. 207 ἐξ οὗ, depuis que, sous-entendez χρόνου. S. 197. ταὐτὰ, pour τὰ αὐτὰ, les mêmes choses. Zuweilen wird auf Matthiä's Grammatik verwiesen; oder Barthélemy Anacharsis benützt; manchmal auch eine Parallelstelle aus einem lateinischen Classiker beigesetzt; meist aber nur die schwierigere Stelle in's Lateinische und in's Französische übersetzt.

Diese Noten zu den auf dem Titel angegebenen Reden sind von verschiedenen verfaſst, nämlich: von Hrn. Prof. L. Vaucher zu Olynth. I. II, und de pace; von Hrn. Prof. J. Humbert zu Olynth. III. und Phil. I.; von Hrn Prof. R. Töpffer zu Phil. II. III. IV. und de Cherson.

Die Einleitung, hinter welcher noch eine kleine chronologische Tafel nach Dionysius Hal. steht, ist ein Auszug aus Auger's erstem Bande zu dessen Uebersetzung, aus welchem auch der kürzere geographische Anhang genommen zu seyn scheint, denn andere Nachweisungen wird der Leser bei einem solchen nur für die französische Schuljugend berechneten Buche billig nicht erwarten. Angehängt sind noch die Abweichungen dieses Abdruckes von J. Bekker's Ausgabe der Philippicae, mit der groſsen Bekkerschen Ausgabe ist er nicht verglichen worden. Die gröſseren Ausgaben, meint Hr. Töpffer, gehörten nur in die Bibliotheken der Gelehrten, und die der einzelnen Reden, welche gewöhnlich auf Schulen gelesen würden, seyen ohne Commentar, und darum nicht zu brauchen. Die in der Vorrede versprochene geographische Charte fehlt.

4) Demosthenes von J. Planche.

So bändereich diese Ausgabe ist, so kurz können wir sie anzeigen; denn sie giebt nicht einmal so viel Eigenes, als die von Hrn. Töpffer. Ref. charakterisirt sie wohl am besten, wenn er sagt: es ist eine neue Ausgabe von Auger's Uebersetzung des Demosthenes und Aeschines; samt dessen Einleitungen, und kleinen Noten, welche aber weit unbequemer als in den bisherigen Ausgaben, wo sie gleich unter der Uebersetzung am gehörigen Orte standen, hinter jede Rede gedruckt sind; nur ist der griechische Text, aber ohne allen kritischen Werth, der Uebersetzung gegenüber gedruckt. Weggelassen ist Auger's erster Band, welcher eine allgemeine Einleitung enthält, und aus dem letzten die Tables des matières. Zugegeben ist dagegen dreimal eine zweite Uebersetzung, welche der Auger'schen angehängt wird; nämlich

Digitized by Google

von La Harpe de Cherson. und vom Hrn. Herausgeber Philipp. III. und IV. Das Kupfer ist ein schöner Stich nach der bekannten Antike, worüber Winkelmann T. II. S. 275. ed. Meyer.

So eben erhalten wir noch den fünften Band der von Hrn. Schäfer besorgten Ausgabe des Demosthenes, London 1825, welcher die notas variorum bequem geordnet und mit höchst schätzbaren Zusätzen versehen hat.

Franz Burkard aus Weimar, churf. u. herzogl. Sächsischer Canzler zur Zeit der Reformation. Von Dr. J. Tr. Lebr. Danz, Groſsherzogl. Sächs. Geh. Consistor. Rathe und ordentl. Prof. der Theologie zu Jena. Weimar, bei Hofmann. 1825. *XII und* 000 *S. in* 8. 16 Gr.

Zu dem so herzlich und durch bleibend wohlthätige Anstalten gefeierten Jubelfest eines Regenten, dessen Huld und hochgebildetem Biedersinn auch Rec. in den kräftigsten Jahren seines Lebens die ermunterndste Freiheit und Unterstützung für forschende Selbstbildung und unverkümmerte Gedankenmittheilungen von 1789 bis 1803 zu danken hatte, und so lange er denken kann, danken wird, hat sich der Vf. in der merkwürdigen Lebensgeschichte eines für die Sächsischen Häuser in der schweren Zeit der Kirchenreformation wichtig gewordenen Staatsmanns ein interessantes Thema gewählt. Rec. nimmt an diesem Weimarischen Canzler, welcher von pragmatisch-philologischen Studien zur grunderforschenden Jurisprudenz (nicht zu einer bloſsen Gesetzanwendungs-Kunde) unter Melanchthons Leitung übergegangen war, um so inniger Antheil, weil derselbe, auch Fürsorger für die damals neue, hoffentlich nie veralternde, Universität Jena geworden, ihn lebhaft an einen ähnlich verdienstvollen Mann, an den verstorbenen Geheimen Rath von Voigt erinnert, welcher ebenfalls durch Geschmack an verständig bildender Philologie vorbereitet, das Studium des Rechten über der Rechtskunde nicht vergessen hatte, und dann, ausgefunden von dem treffend wählenden Scharfblick des Fürsten, von Stufe zu Stufe zum vertrauten Rathgeber und unermüdeten, vielumfassenden Geschäftleiter erhoben wurde, wo er ebenfalls, nicht blos aus Staatsraison, sondern zugleich aus Liebe zu freisinniger, geistig mächtiger Wissenschaft, immerhin als sorgsamer Berather der so glücklich gelegenen, so vielfach wirksamen Uni-

Digitized by Google

versität, ja als sachkundiger Freund aller ihrer thätigen Lehrer sich erprobte, und daher auch in meinem Dankgefühl unvergeſsbar fortlebt.

Franz Burkard, geb. d. 3. Jul. 1504, war ein Jahr jünger als Churfürst, Johann Friedrich, der Groſsmüthige, dessen Staatsdiener er wurde. Achtzehnjährig hatte er schon zu den Universitätsstudien in das damals so vollthätige Witteberg neben den classischen Sprachen auch Uebung im Französischen und Englischen mitgebracht. Wie B. als Melanchthons Haus- Tisch- und Studiengenosse durch die von unsern Vorurtheilen freieren Classiker, durch diese lebenskundige Menschen- und Staatskenner, weg von jener am Rechte mechanisch künstelnden Juristerei, über welche Luther und Melanchthon oft so bedenklich jammern, zur ächten Kenntniſs der aus nothwendigen Pflichteinsichten folgenden Rechte und zu einem weltbürgerlichen Ueberblick der Staatskunst gelangt war, sehen wir zunächst aus dem Briefe, in welchem der sanfte, kluge, nicht blos stubengelehrte Melanchthon ihn, der so eben in die Staatsgeschäfte gerufen war, auf die rühmlich begonnene gelehrte Laufbahn zurückzublicken veranlaſste. Der Juriste, Burkard, war seit 1532. Professor der griechischen Sprache gewesen, und erklärte wiederholt den Hesiodus, den Aratus u. s. w. vor Zuhörern, wie der Dichter Joh. Stigel war; als nach dem Tode Johanns des Beständigen, Johann Friedrich in Person sich die Universität Witteberg huldigen lieſs, und in ihm, dem damaligen designirten Rector, einen Mann kennen lernte, der — auch auſser dem Katheder brauchbar wäre. Als ihn nun 1535. dieser Fürst zum Amtsgehülfen des Canzlers Kluge nach Weimar rief, er aber das, was er leisten konnte, seiner Melanchthonischen Geistesbildung schuldig zu seyn nicht vergaſs, antwortete der rechtsinnige Schwabe ihm zum Theil in folgenden Sätzen: „Daſs Du einigen Werth auf meine mündliche Mittheilungen über wichtige Angelegenheiten des Staats, der Wissenschaft und überhaupt aller Lebensverhältnisse legst, das gewährt mir, wie ich nicht bergen will, ein ganz besonderes Vergnügen. Denn so gewiſs das Vertrauen, das ich Dir dadurch erwies, ein Zeichen meiner groſsen und wahren Liebe zu Dir war; eben so gewiſs bin ich überzeugt, daſs Du aus diesen Unterredungen, welche Dir mein ganzes inneres Leben unverhüllt vor Augen legten, weit mehr ächte Gelehrsamkeit gewonnen hast, als aus den Bücherschätzen der Rechtsgelehrten. Ich kann dies ohne Anmaſsung sagen, weil ich mein Wissen nicht den Büchern allein, sondern durch Menschenbeobachtung auch

dem Leben verdanke, welches mich zu den wichtigsten Verhandlungen der Zeit, in Verkehr mit den geistreichsten, und in Streit mit den ränkevollsten Menschen unserer Tage geführt hat . . . Wie oft habe ich mir die Ereignisse der alten Welt mit den Begebenheiten der Gegenwart verglichen, entweder um mir den muthmaſslichen Ausgang derselben klar zu machen oder Mittel dafür aufzufinden . . . Oft, wie Du Dich wohl erinnerst, habe ich die Zukunft richtig vorher verkündigt. Und ich darf hoffen, daſs Du durch solche Mittheilungen für allerlei Angelegenheiten des Lebens eine Vorbereitung erhalten hast, nicht nur als richtige Ansicht von der Religion, von Künsten und Wissenschaften, sondern auch von der Form und dem Gebäude des Staates, welche Haltung man in wichtigen Angelegenheiten haben solle, und was Männer von Herz und Ehre niemals aus ihrem Gesichtspunct verlieren dürfen" . . . . So und noch mehr der bekanntlich so bescheidene Melanchthon, der zwar seinem Freunde (S. 20.) bemerklich machte, daſs er einem Herrn, welcher eigenwillig, argwöhnisch, im Tadeln unsanft, Geschäfte wie Gewitterwolken ungern heranziehen sehe, zu dienen haben werde; der aber auch, was seinem Herzen gewiſs sehr wohl that, hinzufügte: dennoch sey Johann Friedrich von groſser und edler Gemüthsart, und offenbar am ganzen Hofe der beste und menschenliebendste Mann! Unter den übrigen habe B. Neider und Nachsteller zu besorgen, so nöthig es auch wäre, daſs, wenn sie in die heilig genannte Berathung gehen, alle jenes Wort des Diomedes bedächten: Wo zwei einträchtig zu einem Geschäfte gehen, sieht das Paar immer mehr, als der Einzelne. . . . Hauptsächlich die Kirche verlange, als ein kränkelnder Körper, sanfte Mittel; alle heftige seyen ihr verderblich u. s. w.

Schon als bald darauf B. mit seinem Churfürsten von der endlich heraus negoziirten Belehnung aus Prag zurückkam, stund der von der Gräcität in die Diplomatik übergegangene in dem Ruf, welchen Stigel, als Dichter, so ausdrückte:

Et Tu, *Cura Ducum*, Francisce! et *gratia Regum*,
cui *fluit eloquii dulcis* ab ore *sonus*.

Wie der überhaupt sehr hochgehaltene Canzler, Georg Brück (Pontanus) für den besten teutschen Staatsredner galt, so hieſs B. „der feinste Orator in Latein, als man seiner Zeit „in Germanien haben möge." Offenbar aber muſste, nach dieser Charakteristik, B. sich schon als den redlich einnehmenden Mann bewiesen haben, wie ihn, nach vielen andern Proben, seine Leichenrede (S. 76, 77.) schildert. — Die feine

Antwort, welche bald nachher auf einem Convent zu Smalkalden B. dem französischen Gesandten, Wilh. du Bellai, zu geben hatte, wird, als bisher ungedruckt, S. 93 — 98. bekannt gemacht.

(Schade, denkt Rec. hier beiläufig, daſs eine solche lateinische Sprache in diesen Dingen der Französischen weichen muſste. B. sprach hier wahrhaft urban, und doch unumwundener, runder und klarer, als es in der Sprache gewöhnlich geschieht, welcher schon deswegen das partheilosere, universellere, fixirtere Latein vorgezogen hätte bleiben mögen, weil es mit der Nationalehre der übrigen Staaten nicht zu harmoniren scheint, wenn sie die Sprache eines einzelnen Reichs über sich dominirend werden lassen; weil ferner einer solchen Particulär-Sprache Gebrauch im Unterhandeln dem, dessen Muttersprache sie ist, immer einigen Vortheil über die, welche sie erlernen, geben muſs; und endlich weil für die Unterhandlungen selbst es oft nicht vortheilhaft seyn kann, wenn sie in einer Sprache geführt werden, die der auflauernde Laquai oder irgend eine Intriguantin ebenfalls verstehen. Die Erfahrung scheint zu sagen, daſs seit eben der Zeit, wo die französische Sprache in der Diplomatik ein so groſses Uebergewicht erhalten hat, die übrigen Nationen meistentheils gegen Frankreich im Nachtheil waren. Das Uebergewicht der Sprache kann allerdings nicht Hauptursache dieser französischen Präpotenz gewesen seyn. Aber zum wenigsten ist sie ein Zeichen, ein bedenkliches Zeichen davon, und ein mitwirkendes Mittel. Man erinnere sich an das Göthesche Xenion!)

Zu bemerken ist, wie selbst diese Smalkadische Verhandlungen, während die protestantischen Fürsten von papistischer Gewalt und List gedrängt waren, in dem mitgetheilten Actenstück beweisen, wie gewiſs der lebhaft ergriffene Protestantismus derselben sie dennoch nichts revolutionäres, nichts reichsverfassungswidriges sich erlauben zu wollen veranlaſste. Frankreich hatte ihnen (gegen den nach Alleinherrschaft strebenden K. Carl V. und seine Dynastie), unter der Gestalt eines Concordienstifters, mächtige Unterstützung angeboten. Vergl. Sleidanus II, 57. Offenbar hätten sie um so eher in ihrer gerechten Opposition trotzig werden können. Ihre Antwort aber durch B. war (S. 97.), se nemini opitulaturos esse, quam suae (Regis Franciae) Majestati *in iis rebus, quae non pertinent ad invictissimum Imperatorem ac romanum Imperium.* Denn ihnen sey es, wie sie in Conventibus Augustanis das Bekenntniſs abgelegt, um Abstellung der gotteswidrigen Meinungen (impiae opiniones) in der Religion zu thun, quas

Digitized by Google

tamen indocti et mali mordicus tenent, propter avaritiam et ambitionem. Der König möchte sich also durch die Verfolgungssucht dieser Unwissenden, „qui sine discrimine in bonos et malos saeviunt . . acerbissimis odiis student pios recte sentientes opprimere, circumventos falsis criminibus et variis artificiis regum animos incendunt“ . . nicht bewegen lassen, die zu verderben, welche *veteres abusus* recte reprehendunt. Nur in diesem Sinn bestund die protestantische Antwort (S. 95.) auf der *libertas Principum* et Potentatum (Potestatum? oder Potentatuum?) Germaniae, ipsorum sanguine parta. Nicht auf sie, sondern auf die Gegner falle die Schuld der discordia. Debebant enim credere verbo Dei. Deinde etiam posset restitui concordia . . . sed ambitio et avaritia tum Pontificum tum aliorum hactenus prohibuit, quo minus *pia et libera Synodus* (auſser Italien) haberi potuerit.

Auch von Heinrich VIII. aus Englaud waren Gesandte zu Smalkalden gewesen, welche unter der Bedingung von Religionseinheit (man verwechselte gar zu lange Religion mit den ererbten kirchlichen und kirchenväterlichen Auslegungen!) auf Verbündung mit den Evangelischen hinzielten. Dies und die Vermählung der Anna von Cleve veranlaſste B. mehrmals, und noch kurz vor seinem Tode, zu Gesandtschaftsreisen zu dem sonderbaren Kön. Kirchenreformator, der den Melanchthonischen Geschäftsmann, wie den Melanchthon selbst, in manchem, z. B. in Aufhebung des priesterlichen Cölibats, bei sich gelten lieſs. Im Ganzen war es aber doch, wie Mykonius Historia Reformationis gerade heraussagt, meist nur darum zu thun, „König Heintzen Pabst seyn zu lassen, von dem sich offenbarte, daſs es nur um's geistige Einkommen für seine Collectio Augmentatorum zu thun war“ S. 103.

Mit wie mancherlei Sorgen für Staats- und Kirchenfreiheit sich der protestantische Staatsmann, während die Willkührmacht des Kaisers und die Verluste der Hierarchie einen Kriegsausbruch immer unvermeidlicher machten, auf Reichstagen, Conventen, Religionsgesprächen, Conciliumsvorbereitungen u. s. w. umtreiben lassen muſste, empfehlen wir in der Schrift selbst nachzulesen. S. 104 — 106. giebt eine ungedruckte Relation Burkards an Canzler Brück dd. 14. Jan. 1541. Ein anderes Schreiben von Cruciger (S. 109.) sagt sehr aufrichtig: Caesaris *voluntatem* apparet esse *optimam*, ut . . fiat *emendatio omnium abusuum*. Sed . . de doctrina non satis instructus est. Melanchthon und Amsdorf wurden bei ihm verläumderisch denunciirt. (Die Nachwelt kennt sie besser. Die Denuncianten sind mit der Tagsgeschichte dahingegangen!)

Digitized by Google

Jede Zusammenkunft vertagte sich auf eine nächstfolgende, und das Sprüchwort entstand: Germani semper conveniunt et nunquam conveniunt.

Anziehender für die spätere Folgezeit und unvergeſslicher ist, was B. aus dem unmittelbaren Fürstenrath noch eilf Jahre lang für die Wittebergische Universität und deren sittliche Gestaltung (S. 35.), nachher aber 1548. (S. 68.) für das so schwierige Hervorgehen der Universität Jena aus dem dortigen Gymnasium gewirkt hat. Auf den Geist gepfropfte Pflanzungen tragen unverwelkliche Früchte, auch des Nachruhms, der von fast allen andern Bestrebungen nach dem kurzen Glanze der Gegenwart so leicht vergänglich ist. Canzler Brück selbst wurde jetzt noch (S. 69.) Lehrer. Burkard blieb am Hofe und besetzte die Universität mit Melanchthonianern, unter denen Victorin Strigel sein Tochtermann wurde. Den kläglichen Meinungseifer der Flacianer gegen die gemäſsigteste dieser exegetisch-praktischen Schule muſste er noch erleben. Nach der Rückkehr von einer englischen Gesandtschaftsreise durch welche er die Vermählung Herzog Johann Wilhelms mit der Königin Elisabeth einleiten sollte, starb der vielversuchte Mann den 15. Jan. 1560. Aus seines Tochtermanns, Matth. Wesenbeck's Papinianus p. 150 sqq. wird eine geschichtliche, beider Männer würdige Parentation nachgewiesen, und durch Auszüge erneuert. Auch sein Brustbild (eine bedachsame, sorglich umsichtige Physiognomie) ist hier, der würdigen Jubelfestschrift, beigefügt.

Möchte doch Hr. Dr. Danz recht vieles auserlesene und minder bekannte aus den an Reformationsurkunden reichen Archiven zu Weimar und Gotha, deren Liberalität Er rühmt, an den Tag bringen. Europa's Erhebung zur ordnenden Selbstständigkeit im Regierungswesen datirt sich ja doch für Regenten und Regierte von der groſsen Geistesepoche des sechszehnten Jahrhunderts. Erst seitdem sind aus der Menge von Ländern, die im Römerthum und daher auch noch im Mittelalter nur wie Provinzen waren, Staaten und Reiche geworden, die, nachdem sie der weltlichen Universalmonarchie entwachsen sind, innerhalb welcher allein die geistliche sich über alles ausdehnen konnte, nun unfehlbar auch der vollen Unabhängigkeit von dem Ueberrest der geistlichen Universalmonarchie entgegen reifen, da offenbar in keinem souverainen Staate zwei Souveraine (neben dem rechtmäſsigen einheimischen auch noch ein fremdartiger) in die Länge anerkennbar bleiben können.

H. E. G. Paulus.

Digitized by Google

*Worte aus dem Buche der Bücher, oder über Welt- und Menschenleben, niedergeschrieben vom Fürsten von N***, herausg. von Dr. Aug. Wilh. Tappe, Professor, Ritter des Sct. Annen-Ordens, mehr. gel. Gesellsch. Mitgl. Dresden, bei Arnold.* 1824. 216 *S. in* 8. 1 Thlr.

Der Vornehme, welcher diese Maximen mit Empfindung gedacht und nach ihnen gehandelt hat, ist gewiſs ein äuſserst achtungswerther Mann. Unfehlbar hat Er auch dadurch so viel innere Selbstbeseeligung sich erworben, als in dem Gemisch von Bösem und Gutem auf dieser Erdenwelt erreichbar ist. Seine Sprüche erfüllen oft, was S. 48. „Die Bitte des Verfassers“ wünscht. Das Buch der Bücher ist ihm weder allein das Biblische, noch allein das Nichtbiblische. Alles, was der einzelne Mensehengeist aus der Betrachtung seiner selbst und der ihm möglichen äuſsern und innern Erfahrungen als möglich, wirklich und nöthig, als das, was ist, was seyn kann und was seyn soll, in seinem Nachdenken erfassen kann, ist ihm sein Buch der Bücher, sein lebendiger und lebensthätiger Unterricht. Wir heben aus dem vielen schätzbaren, was die Religion betrifft, einige Stellen aus: „Die Religion und ihre Formen. Religion und Kirchenthum vermengen, heiſst: Wesen und Sache mit Form und Zeichen verwechseln. Reines Gold und reine Liebe, ohne Zusatz, bleiben immer was sie sind, und wenn auch ihre äuſsere Form in unendlicher Gestalt erschiene. Mit Religion und Kirchenthum verhält es sich eben so. — Die reine Tugendlehre des göttlichen Stifters unserer Religion ist allgemein-menschlich, und deshalb ewig; sie erwärmt und belebt alle edlen Pflanzen im Reiche der Geister, und erregt in ihnen Wachsthum und fröhliches Gedeihen. Pfleget sie also, diese herrliche Gotteslehre, mit Einsicht und mit treuer Liebe! Schafft Gutes, wie sie es gebietet, im weitesten Sinne des Worts, und die wahre Religion wird euch erfreuen; und ein belebendes und himmlisches Licht wird euch leuchten bis in eine höhere Ordnung der Dinge!“ — „Der Sectengeist. Was ist eine Secte? Gewöhnlich ist es eine Anzahl Betrügender und Betrogener, angeführt und geplündert von Unredlichen oder Besessenen. Mit Recht hat also jeder Mensch von Kopf und Herz einen innigen Widerwillen gegen allen Sectengeist.“ — „Die Gestirne des Lebens. Denken und Arbeiten; und dann: Muth, Geduld [Ausdauer *)] und Vertrauen auf

*) Die deutschen Worte: Geduld und Demuth, als biblische

Gott . . . das sind die leuchtenden Gestirne in der dunklen Nacht des Erdlebens, die unsern Pfad erhellen zum wahren Leben im Osten der Ewigkeit.“ — „Die Gotteserkenntniſs. Erwirb Dir Gotteserkenntnisse durch höhere Anschauung Deines Geistes.“ So ist es. Wer kann Gott denken, wenn er nicht sich selbst als Geist, als denkend und wollendes Selbstbewuſstseyn zu betrachten gewohnt ist. Die meisten Religionen und Religionstheorien halten sich die Gottheit nur vor als Intelligenz und als Macht, das intelligirte zu verwirklichen. Deswegen sind die meisten Religionen nur Verstandessache. Nur wenn der Geist auch das Wollensollen bedenkt, und dann die Uebereinstimmung des Wollens mit dem Sollen als die höchste Vollkommenheit erkennt, kommt er durch höhere Anschauung dessen, was er selbst seyn sollte, zum vollen Ideal der Gottheit, als heiliger, wollendvollkommener Geistigkeit.

Zu dem ersten Satz von Religion und Kirchenthum erlaubt sich Rec. eine Bemerkung. Kirchenthum ist allerdings die äuſsere Form und Gestalt, unter welcher die Religiosität einer Gesellschaft erscheint. So lange die Form der Materie Gelegenheit giebt, kräftig in die Erscheinung, in das Leben überzugehen, ist sie gut. Aber bei solcher Mischung des Aeuſsern mit dem Innern kann leicht auch der unreinen Beimischung (Legirung) so viel seyn, daſs das reine Gold gar schwer zu finden, noch weniger zu benutzen wäre. Gar nicht gleichgültig ist's deswegen, unter welcher Form und Bezeichnung uns das Wesen der Religion vorgehalten wird. Lessings drei Ringe haben viel Miſsverstand veranlaſst. Sie setzen voraus, die Fassung sey bei den dreien

Aufgaben häufig wiederholt, veranlassen viele Miſsverständnisse. Soll man denn also alles nur dulden, nur den Muth und die Schätzung dessen, was man in Wahrheit ist, niederdrücken? Ist das „Zuwenig“ nicht eben so ungerecht, als das Zuviel? Man begeht nur einen Miſsgriff in den Worten. Aber die Worte verkehren dann auch leicht die Sache. Ὑπομένειν, ὑπομονή ist ein Bleiben, Beharren, Ausdauern, auch während man unter einem Uebel ist. Ταπεινοφροσύνη ist im biblischen Sprachgebrauch nicht Niedrigkeit der Gesinnung (Niederträchtigkeit), sondern Gesinnung, Achtung auch für das Niedere, also gerechte Schätzung auch dessen, was sich nicht selbst erhebt. P.

Digitized by Google

so gleich gewesen, daſs man sie nicht unterscheiden konnte. In der Wirklichkeit ist's nicht also. Nicht allzu schwer wird es, bei jedem Kirchenthum zu sagen: dieses hindert mehr, jenes fördert besser das Wesentliche der Religiosität — die Erweckung des Willens zur thätigen Gesinnung, daſs Gott nur durch Wahrhaftigkeit des Geistes (welches die Rechtschaffenheit ist) zu verehren sey (Joh. 4, 23. Matth. 6, 33.). Wer sich nicht selbst täuschen will, oder nicht zum Nichtdenken darüber frühe gewöhnt ist, empfindet tief, daſs kein äuſseres Geberdenmachen, sondern allein die Entschlossenheit, immer das Rechte zu wollen, dem Geiste Wahrheit ist. Welches Kirchenthum nicht immer dahin treibt, darin vielmehr weich und nachgiebig ist, das hat der Legirung zu viel.

H. E. G. Paulus.

M. Tullii Ciceronis de Re Publica quae supersunt. Varietatem lectionis ex editione prima sumptam subjecit, notulas Maji aliorumque selectas nec non (?) suas cum Indice nominum propriorum addidit, emendare aliquot loca tentavit Jo. Frid. Carolus Lehner, Gymn. Reg. Monac. Professor. Accedunt variae lectiones in Somnium Scipionis nondum vulgatae. Solisbaci, apud J. C. de Seidel. MDCCCXXIV. XII und 164 *S. gr. 8.* 36 kr.

Eine sehr brauchbare und dabei sehr wohlfeile Ausgabe! Hr. L, auch durch seine Ausgabe des sechsten Buches des Polybius vortheilhaft und rühmlich bekannt, so wie früher durch seine von uns in diesen Jahrbüchern angezeigte *Philologica Cura* (Monach. 1821. 4.), fand sich eben durch das sechste Buch des Polybius und die Aehnlichkeit der darin vorkommenden Aeusserungen mit denen des Scipio in diesem Ciceronischen Werke, die von A. Majus manchmal übersehen worden sind, veranlaſst, diesen Fragmenten des Cicero eine gröſsere Aufmerksamkeit zu widmen, und sie endlich herauszugeben, ungeachtet er dazu eben nur wenig Muſse hatte. Was er nun dabei gethan und thun wollte, sehen unsere Leser am besten aus folgendem Stücke aus der Vorrede, welche sie zugleich als eine Probe der Schreibart des Hrn. L. hinnehmen mögen: *Mutata igitur orthographia, subjecta varietate lectionis, capitumque summariis conflatis, notulas passim addidi, quibus partim sen-*

sum explicarem sive aliorum sive meis verbis, partim ex aliis vel Ciceronis vel aliorum scriptis quae apta essent, afferrem, partim emendandi rationem proponerem. Quae tamen notae, cum non instituti mei fuissent, quamquam non temere jactas, quasi irrepsisse putes velim. Illud enim consecuturus fui, ut editio haecce et minoris quam princeps ematur, neque talis sit, quae nihil nisi integrum editionis principis contextum exhibeat, quaque nulla magis esse incommoda mihi videatur [*qua — videtur* wollte er wohl schreiben? Doch der Leser stöſst wohl noch öfter an diesem Bruchstücke der Vorrede an]. *Talem enim cui aptam esse censeas? Philologi nimirum quaerent, quid codicis sit, quid Maii. In eo namque peccavit Maius, quod sua iis quae codicis sunt, passim intermiscuit. Tirones vero, nec non eos, qui res potissimum curant, oportet exspectare, donec multorum opera in his fragmentis consumpta minus mendoso uti contextu liceat.*

Die Einrichtung der Ausgabe ist nun folgende. Jedes Kapitel hat eine Ueberschrift mit Inhaltsangabe, wo seltsamer Weise bei jedem Kapitel die Kapitelzahl zweimal steht, nämlich vor der Inhaltsangabe und nach derselben; am innern Rande ist das Kapitel in Paragraphen abgetheilt, am äuſsern stehen die Seitenzahlen des Manuscripts aus der Mai'schen Ausgabe. Unter dem Texte ganz kurze Noten, welche zum Theil die verschiedene Schreibung der Handschrift, zum Theil die Sprache, zum Theil die Sache betreffen. Benutzt hat er, auſser der Ed. Princ. selbst, die Creuzersche Recension des Werkes in diesen Jahrbüchern 1823. No. 4 und 5, und eine in der Jenaischen Literaturzeitung. Der Text ist hier und da verbessert, und die Interpunction häufig berichtigt, auch ist nicht Alles, was A. M. aus dem Augustinus u. A. zwischen den Text aufgenommen hat, von Hrn. L. aufgenommen worden, z. B. I. 25. am Schlusse, wo er sagt: *equidem purgandum Ciceronis contextum non sine causa censui.* So lakonisch sind gewöhnlich seine Bemerkungen. Ueber die Verdächtigung des Somn. Scip. durch einen gewissen Hyperkritiker, wo nicht Afterkritiker oder Kritikaster in Seebode's kritischer Bibliothek sagt er kein Wort, es wäre aber auch in dieser Ausgabe nicht an seiner Stelle gewesen. Eine ausführliche Widerlegung verdient jenes Geschreibe selbst in einer gröſseren kritischen Ausgabe nicht, sondern nur eine kurze Abfertigung. Nach jenen dort befolgten Grundsätzen getrauen wir uns dem Cicero z. B. einen groſsen Theil des Werkes de Natura Deorum, ja manchem lebenden Schriftsteller sein von ihm selbst herausgegebenes Werk, als mit

Digitized by Google

seinen übrigen nicht ganz harmonirend, als unächt und ihm untergeschoben zu erweisen. Doch zurück zu unserer Ausgabe, aus der wir noch einige Stellen ausheben und mit unsern Bemerkungen begleiten wollen, da sie sehr beachtet und berücksichtigt zu werden verdient, und Studirenden besonders auch schon ihres wohlfeilen Preises wegen zu empfehlen ist. L. I. 2. §. 6. *Quae est enim istorum oratio tam exquisita.* Das ist die allein richtige Lesart des Codex von der zweiten Hand, die A. M. in den Add. selbst billigt, ungeachtet im Text das schlechte *quae etenim istorum* etc. steht. Hr. L. sagt von dem letztern: *quae lectio etsi postponenda, nihil vitii habet.* Conf. Liv. XXI. 39. *Otium etenim ex labore, copia ex inopia .... corpora varie movebant.* Wenn Hr. L. weiter nichts wollte, als beweisen, daſs *etenim* an der zweiten Stelle stehen könne, so konnte er die Beweise näher haben, und brauchte nicht bis zum Livius zu gehen. Cicero Or. pro Coelio III. sagt: *sunt etenim ista maledicta pervulgata in omnes.* Aber er zeige uns einmal einen solchen Fragesatz, wie das *quae etenim* etc. wäre, und zwar nicht etwa bei Cicero, sondern, wenn er einen findet, auch aus einem späteren Schriftsteller. I. 38. p. 99. ed. princ. *et illud videre st, in animis hominum regale si imperium sit.* Hier haben Einige wohl allzu begierig einen Beleg zu finden geglaubt, daſs auch Cicero *est videre*, nach dem Griechischen *ἔστιν ἰδεῖν*, wie Gellius, gesagt habe. Aber A. M. giebt selbst an, daſs die Handschrift habe *videst in animis*, welches er in den Add. mit Recht in *vide si* verwandeln, und dann das spätere *si* wegstreichen heiſst, wie auch Heinrich und Schütz gethan haben, und in dem schönen Heidelberger Abdrucke (bei Groos 1823. 12.), der allen andern bloſsen Textesabdrücken vorzuziehen ist, nicht vergessen wurde. Hr. L. schreibt *et illud vide, in animis — regale si imperium sit.* I. 41. hat der Codex: *pectora diu tenet desiderium, sicut ait Ennius, post optimi regis obitum, simul inter* etc. Im Text giebt A. M. die Worte *sicut — obitum* vor *pectora*; und diese Wortstellung behält Hr. L. im Texte, polemisirt aber gegen den Gelehrten, der dem Hrn. A. M. dies zu thun gerathen hat. Lieber hätte er die Wortstellung der Handschrift geradezu herstellen sollen, wie A. M. in den Verbesserungen S. 336. ausdrücklich thun heiſst, was Hr. L. übersehen hat. II. 11. ist eine kleine Verwirrung. A. M. giebt: *set a vita hominum abhorrentem et a moribus*, sagt aber in der kritischen Note, der Codex habe von der ersten Hand *a majoribus*, von der zweiten *moribus* ohne Präposition.

Digitized by Google

Hr. L. aber giebt an, der Codex habe von der ersten Hand wie die Ed. princ. *a moribus*. Dies ist falsch. Aber recht ist, daſs er, wie Heinrich, das *a* wegläſst. III. 28. hat Hr. L. anzugeben vergessen, daſs die Stelle *Cujus etiam focum* etc. aus dem Nonius Marcellus v. *apud* ist. V. 5. giebt A. M. *larum familiarum* nach der Handschrift, sagt aber in der kritischen Note *nisi mavis familiarium*. Das letztere nimmt Hr. L., wie billig, auf, sagt aber in einer Parenthese in der Note dazu, *oppos. deorum*, welcher Parenthese Sinn schwer abzusehen ist. V. 7. sagt er, das Fragment aus Nonius voc. *contemtus* habe er in der Ernestischen Ausgabe nicht gefunden. Allein es steht in den Fragmenten des ersten Buches pag. 1149. ed. min. VI. 12. Die berühmte Stelle im Somn. Scip., wo die alten Codd. haben *et parum rebus, audite cetera*, die neueren *et pax sit rebus, audite cetera* haben, giebt Hr. L. mit A. M. nach Bouhier: *et parumper audite cetera*. Einfach ist diese Emendation, und giebt einen leichten Sinn, immer besser, als wenn man nach *parum rebus* eine Aposiopese statuirt, supplirend *animum advertite;* besser auch, als das so vielfach empfohlene *pax sit rebus*, wo erstlich das *sit rebus* anstöſst und nur mit Mühe nach dem Beschwichtigungsrufe *pax* erklärt werden kann; zweitens aber das *pax* selbst nach der Bitte: *quaeso, ne me ex somno excitetis*, seltsam auffällt, und man eher erwarten sollte: *leniter arridens Scipio, Pax, inquit, ne me e somno excitetis.* Was Cicero geschrieben hat, möchte schwer auszumitteln seyn. Schwerlich hat Heinrich das Wahre getroffen, wenn er schreibt *et rumpatis visum;* das Beste aber hat er gewiſs.

Wir brechen hier unsere Bemerkungen ab, und setzen nur noch hinzu, daſs wir mehrere recht gute Anmerkungen und Vorschläge, mit denen wir übereinstimmen, übergangen haben, um unsere Anzeige dieser sehr empfehlungswerthen Ausgabe nicht zu sehr auszudehnen.

Digitized by Google

N. 13. 1826.

Heidelberger

Jahrbücher der Literatur.

1) *Memoire sur la vie et les opinions de* Lao-Tseu, *Philosophe Chinois du VI. siècle avant notre ère, qui a professé les opinions communément attribuées à Pythagore, à Platon et à leurs disciples, par M.* Abel Remusat. *A Paris, de l'imprimerie Royale.* 1823. 64 *S. in* 4.

2) *Le livre des recompenses et des peines, traduit du Chinois, avec des notes et des éclaircissemens, par M.* Abel Remusat, *Docteur en medecine de la Faculté de Paris, de l'Academie Royale des Inscriptions et Belles Lettres, Lecteur Royal et Professeur de Chinois et de Tartare Mandschou au Collège Royal de France. A Paris, chez Antoine Auguste Renouard.* 1816. 79 *S. in* 8.

Wir hoffen, daſs keinem der Leser dieser Anzeige der Name des berühmten Verfassers dieser Abhandlungen unbekannt seyn wird. Er gehört, ohne daſs darüber ein Zweifel obwalten könnte, nicht blos zu den gelehrtesten Orientalisten unserer Zeit, sondern auch zu den geistreichsten Geschichtsforschern seines Vaterlandes. Da es ihm, wie jedem ächten Gelehrten, immer um die Sache, nie um das blos Zufällige, was herumliegt, zu thun ist, so weiſs er den anscheinend trockenen und weniger ergiebigen Gegenständen den Geist zu geben, der in ihm selbst ist, und dessen die Sache am Ende nie ermangelt, wenn man ihn nur in ihr zu finden weiſs. Wenn wir aus der Masse der Schriften, durch welche der berühmte Verfasser eine Zierde der Akademie ist, zu der er gehört, die obigen zwei vorläufig herausheben, so geschieht es der eigenen besseren Vertrautheit mit dem Gegenstande halber, nicht, weil sie etwa anderen, denen gleiches Lob zukommt, den Vorrang streitig machen.

I. Der Verfasser sagt im Eingange, daſs so häufig zwischen Gedanken, die im Oriente vorkommen, und solchen, die sich der Occident als ihm gehörig vindicirt, eine Uebereinstimmung gefunden werde, die nicht dem bloſsen Zufall,

dieser schlechtesten Erklärungsweise, zuzuschreiben sey. Findet sich solches vor, so muſs die äuſsere Kritik zunächst daran gehen, und Ursprung, Alter und Authenticität untersuchen. Es ist den Missionarien in Indien und China oft begegnet, daſs ein äuſseres Zusammentreffen mit Satzungen christlicher Dogmatik, oder europäischer Philosophie, ohne daſs die gewaltige Kluft des Unterschiedes festgehalten wurde, zu gewagten Voraussetzungen führte. Diese Missionarien haben sich, wenn von der chinesischen Gedankenwelt die Rede war, zu sehr an die Schriften des Confucius und seiner Schüler gehalten, und so kam es, daſs der Philosoph, von dem hier die Rede ist, weniger bekannt geworden. Li-eul oder gewöhnlicher Lao-tseu lebte im Anfang des sechsten Jahrhunderts vor der christlichen Aera, und wird noch heute als Erzvater und Reformator der Secte Tao-sse angesehen, zu welcher Alle gehören, die weder als Gelehrte an Confucius noch sonst an die aus Hindostan stammende Religion des Buddha sich anschlieſsen. Lao-tseu ist nicht blos ein von Confucius selbst zu Rathe gezogener Philosoph, er ist eine der Manifestationen der höchsten Vernunft, welche die Tao-sse göttlich verehren. Dieser doppelte Character umgiebt sein Leben mit einigem Dunkel, indem die Gelehrten ihm ein blos gewöhnliches Schicksal, mit nicht herauszuhebenden Particularitäten verleihen, die eigene Secte dagegen von ihm in wunderbarer Weise spricht. Daſs seine Existenz historisch unbezweifelt ist, bezeugt, auſser seinen Verhältnissen zu Confucius, der Sse-ki des Sse-ma-tsian, der der Herodot China's geworden. Nach diesem wurde Lao-tseu gegen das Ende des siebenten Jahrhunderts vor Christi Geburt geboren, und zwar im Flecken Li, einem Orte dritter Classe. Sein Familienname war Li, sein persönlicher Name Eul, sein Ehrenname Pe-yang, und sein Titel nach dem Tode Tan. Am Hofe der Tcheou bekleidete er das Amt eines Historiographen. Confucius befragte ihn um Ceremonien, jenem Lebensprincip der Chinesen, und Lao-tseu scheint ihm Strafreden wegen seiner übertriebenen Anhänglichkeit an das Alte gehalten zu haben. Er beschäftigte sich viel mit seinem Werke über die Vernunft und Tugend, und suchte sich so viel als möglich verborgen zu halten. Doch emigrirte er aus den Staaten der Tcheou, und publicirte zwei Theile seines Werkes in mehr als achttausend Worten, worauf er gänzlich verschwand. Dies sind die einzig historischen Nachrichten über ihn. Des Fabelhaften giebt es dagegen mehr. Seine Mutter soll ihn ein und achtzig Jahre in ihrem

Digitized by Google

Schooſse getragen haben, weswegen er Lao-tseu, das greise Kind, genannt wird. Nach anderem soll er, der hier Thai-chang-Lao,kiun, oder der alte sehr erhabene Fürst, heiſst, viele Menschwerdungen erfahren haben. Er existirte, heiſst es, von Anfang an, war aber noch nicht durch den Weg der Geburten gegangen; es ist kein Jahrhundert, in dem er sich nicht gezeigt hat, und zeigen wird. Nach derselben Tradition wird er zuletzt, nachdem er die Barbaren bekehrt hat, Buddha, und es ist sehr wahrscheinlich, daſs die Tao-sse, die indische Vorstellungen aufnahmen, sie nicht besser zu den ihrigen machen konnten, als indem sie den Buddha in eine der Incarnationen ihres Lao-tseu verwandelten. Vielleicht sind auch jedesmal, wenn seine Lehre in China neu auflebte und Schwung erhielt, die Häupter der Secte als er selbst angesehen worden, so daſs er am Ende mit dem ganzen Reichthum seiner Nachfolger angethan erschien.

Von dem Buche des Lao-tseu über Vernunft und Tugend sind zwei Ausgaben auf der Königlichen Bibliothek zu Paris: die erste ist von 1627, in zwei Bänden, mit den Noten und dem Commentar des Kao-chou-tseu von Sou-men; die andere Ausgabe ist in der Sammlung der Tseu, das heiſst der Philosophen, die vor der groſsen Bücherverbrennung lebten. Auſserdem enthält das 211te Buch der Bibliothek des Ma-tuan-lin eine genaue Notiz über neunzehn Ausgaben dieses Buches, das zu den Kings oder classischen Grundbüchern gehört (es heiſst Tao-te-king). Es ist nicht ausgemacht, aber wahrscheinlich, daſs der Tao-te-king dem Schicksal verbrannt zu werden entging, indem Kaiser Chi-hrang-ti selbst zu den Tao-sse gehörte. Das Wort Tao, das in dem Buche eine so wichtige Rolle spielt, heiſst ein Weg, ein Verbindungsmittel, abgeleitet daher, Wort, Vernunft, Kopf, Anfang. Die Secte Tao-sse gebraucht das Wort aber im Sinne der Urvernunft, welche die Welt geschaffen hat und sie zusammenhält. Daher der Name Tao-sse, Secte des Tao. Ueber die verschiedenartige Bedeutung des Tao sagt Lao-tseu im Eingange seines Buches: „Die ursprüngliche Vernunft kann der Vernunft unterworfen seyn, und durch Worte ausgedrückt werden, aber sie bleibt eine übernatürliche Vernunft. Man kann ihr einen Namen geben, aber er ist unaussprechbar. Ohne Namen ist sie das Princip des Himmels und der Erde, mit einem Namen ist sie die Mutter des Universums. Man muſs leidenschaftlos seyn, um ihre Vortrefflichkeit anzuschauen, mit Leidenschaften behaftet, würde man nur ihren weniger vollkommenen Zustand betrachten.“ Herr

Remusat glaubt, daſs diese Uebersetzung nicht ganz zureichend sey, er fügt deswegen eine lateinische Version hinzu, indem er meint, die griechische sey vielleicht die einzige Sprache, die für die Uebersetzung genügen könne. Tao entspreche nämlich ganz dem griechischen λογος, dem des Platon oder des Johannes, so wie dem aller anderen griechischen Philosophen. Daſs der Tao zugleich einen Namen habe und keinen, finde sich auch in der Philosophie der Platoniker, je vor oder nach Erschaffung des Universums in den beiden Demiurgen vor, uud lasse sich mit den beiden Welten vergleichen, welche die Philosophie der Barbaren nach Clemens von Alexandria (Stromata l. V. ed. Potter. p. 702. 703.) anerkannte. Die Leidenschaftslosigkeit, welche man nach Pythagoras haben muſste, um die Harmonie des Universums zu genieſsen, treffe auch mit der leidenschaftslosen Betrachtung des Tao zusammen. Eine andere Stelle des Tao-king ist nach dem Verfasser ganz mit Platonischen Vorstellungen übereinstimmend. Es ist folgende: „Vor dem Chaos, das „der Geburt des Himmels und der Erde voranging, war ein „einziges unendliches und verschwiegenes Wesen, unbeweg„lich und immer handelnd, ohne sich zu verändern. Man „kann es als die Mutter des Universums betrachten; ich weiſs „den Namen nicht, aber ich bezeichne es durch den Namen „Vernunft. Genöthigt ihm einen Namen zu geben, nenne ich „es Gröſse, Progression, Entfernung, Gegen„satz. Es giebt in der Welt vier Gröſsen: die Vernunft, „der Himmel, die Erde, der König. Der Mensch hat sein „Muster an der Erde, die Erde am Himmel, der Himmel an „der Vernunft, die Vernunft in sich selbst.“ Herr Remusat gesteht, daſs die Hinzufügung des Königs eine originell chinesische sey, was sich auch vielleicht noch von Anderem sagen läſst. Der Satz des Tao-king: „Die Vernunft hat eins hervorgebracht, eins zwei, zwei drei, und drei alle Dinge“, läſst sich allerdings auf die Lehre des Pythagoras zurückführen. Die Zahlenlehre ist bei Lao-tseu eine einfache Symbolik gewesen, die erst späterhin in unendliche Subtilitäten umgestaltet worden ist.

Eine andere Vergleichung bietet folgende Stelle des Lao-tseu dar: „Der, welchen ihr anschaut, aber nicht sehet, heiſst I, der, den ihr höret, aber nicht verstehet, heiſst Hi, der, den eure Hand sucht, aber nicht fassen kann, heiſst Wei. Es sind drei Wesen, die man nicht begreift, und die im Grunde nur eins sind.“ Herr Remusat sucht mit dem ihm ganz eigenthümlichen Scharfsinn zu zeigen, daſs der trigram-

matische Name **I-hi-wei** der in so vielen Verwandlungen wiederkommende jüdische   sey.

Wie aber ist diese den Meinungen occidentalischer Philosophen und vorderasiatischer Religionen verwandte Lehre zu dieser Verwandtschaft gekommen? Dies ist die Frage, die Herr Remusat am Ende aufwirft. Die Reise des Lao-tseu fällt später, als die Vollendung seines Werks; aber sollte sie nicht dennoch ein Beweis seyn, daſs Lao-tseu gerade seine Meinungen aus den westlichen Gegenden hatte, und daſs er später nur diese Reise unternahm, um ihre Quelle weiter zu verfolgen (S. 48.). Auch diese Reisen, auch die Verwandlungen, von denen die Secte der Tao-sse spricht, geben ihm eine Aehnlichkeit mit Pythagoras, dessen Zeitgenosse er ohnehin nach allgemeiner Annahme war. Hier könnte man freilich den bescheidenen Einwurf machen, daſs das, was die Philosophie überhaupt unterscheidet, nur die Form derselben ist, daſs man also im Grunde nicht dasselbe in zweien Philosophien gefunden hat, wenn man einen anscheinend gleichen Inhalt sieht. Dieser Inhalt wird durch seine Form selbst ein anderer; man braucht hier wohl nur an die indische Trimurti und an die christliche Dreieinigkeit zu erinnern. Doch ist es ein groſses Verdienst, das Gleiche in Verschiedenem aufzuweisen.

II. Auch dieses Werk gehört der Secte der Tao-sse an. Voran geht eine Vorrede des Kaisers Chun-tchi, die eigentlich für eine ganze Sammlung von moralischen Büchern bestimmt ist, welche aber die Sectirer diesem speciell vorsetzten, und eine andere des chinesischen Herausgebers. Die Strafen und Belohnungen sind wie der Schatten, der dem Körper folgt, und daher ganz identisch mit ihm ist. Drei Diener zählen die Sünden oben, auſser denen, die im Kopfe des Menschen selbst sind: ein grober Fehler kostet zwölf Lebensjahre, ein kleiner nur hundert Tage (S. 22.). Um ein Unsterblicher des Himmels zu seyn, muſs man dreitausend gute Handlungen begangen haben, um ein Unsterblicher der Erde zu seyn, nur dreihundert. Es gehört zu den Lastern, nach Norden zu zu spucken, sich zu schneutzen, zu pissen, oder zu schimpfen. Darin besteht vielleicht das Unterscheidende der chinesischen Moral und jeder andern. Diejenigen, die Moral und Religion stets für eins halten, die im Christenthum nichts Höheres kennen als seine Moral, können aus diesem Buche lernen, daſs die chinesische Moralität nicht sehr untergeordnet ist, und daſs daher der Vorzug des Christenthums wohl in etwas Anderem liegen muſs. Man kann behaupten,

Digitized by Google

ohne paradox zu seyn, die Moralität ist überall dieselbe. In China ist alles moralisch.

Herrn Remusat gebührt das eminente Verdienst, daſs er nicht, wie frühere Gelehrte, im Geheimniſs der chinesischen Sprache zu seyn vorgiebt, und daher auf die fast unmögliche Erlernung derselben gar bescheidentlich aufmerksam macht, sondern daſs er in Schrift und Wort behauptet, dieses Vorgeben sey Charlatanerie und Unwissenheit, und vielmehr zeigt, wie viel leichter sich an diese Sprache und Literatur, als fast an alle anderen orientalischen herangehen lasse. Er rettet dadurch die Würde des Gegenstandes, dem er sein Leben mit groſser Hingebung gewidmet hat; denn was ein nur Wenigen enthüllbares Geheimniſs ist, verliert den Character des Wissenschaftlichen und des Wissenswerthen.

Disputationes Heracliteae. Particula prima, de doctrinae Heracliteae principiis, qua ad solemnia gymnasii Crucenacensis celebranda — invitat Theod. Lud. Eichhoff, gymnasii collega. Moguntiae, litt. Kupferberg. 1824. 20 *S.* 4. *maj.*

Mit Hinweisung auf Schleiermacher's geschätzte Untersuchungen über diesen Gegenstand (s. Wolf's Museum der Alterthumswissenschaft Bd. I.) erklärt der Vf., er habe sich nicht befreunden können mit der Ansicht; nach welcher der Heraclitische Hauptgedanke von dem beständigen Flieſsen oder der immerwährenden Bewegung der Dinge vornehmlich durch die Anschauung der Natur, und aus den wahrgenommenen Veränderungen der Auſsenwelt sich solle entwickelt haben; und meint dagegen in den ontologischen Abstractionen der Eleatiker den wahren Anknüpfungspunkt gefunden zu haben für die Beurtheilung der Lehre Heraclit's, indem er das allerschöpfende, die Verneinung oder das Gegentheil des Seyns ausschlieſsende, jede nähere Bestimmung seines Wesens als eine Einschränkung der Realität entfernende Eins des Xenophanes als die negative Grundlage derselben betrachten will. Zur Verdeutlichung der Lehrsätze des Xenophanes fügt Er denselben einige dem Inhalte nach ihnen entsprechende Verse des Schülers jenes Philosophen, des Parmenides, bei, welcher den Begriff des Einen verlassend, unmittelbar von dem Begriffe des Seyenden ausgeht, und bei welchem der trennende Gegensatz des Seyns und Nichtseyns noch schärfer und bestimmter als bei jenem hervortritt; bemerkt aber zugleich,

wie die Behauptungen des Parmenides von Plato widerlegt worden seyen. Um dieses letztere genauer zu zeigen, hebt Er die Stellen aus Plato's Sophisten aus, wo in der Parmeni- deischen Einheit des Alls das Verhältniſs eines Ganzen zu seinen Theilen nachgewiesen, und wo vermittelst einer Analyse des Begriffs der Verschiedenheit gegen Parmenides dargethan wird, wie auch dem Nichtseyenden (nämlich den negativen Eigenschaften der Dinge) ein Seyn zukomme, und dem Seyenden ein Nichtseyn (negative Bestimmungen); erinnert sodann an die damit übereinstimmende Dialektik in dem Gespräche Parmenides, und läſst an die sich widersprechenden Folgerungen, mit welchen dieses Gespräch nicht so wohl zu Ende geht, als abgebrochen ist, die Vermittelung und Ausgleichung des Widerspruchs sich anreihen durch die (von einem weiter liegenden Standpunkte aus gefaſste) Idee des Seyenden, in welcher sich alle Gegensätze durchdringen und einigen. Hiemit, glaubt Hr. E., sey die Richtung der Speculation angedeutet, durch welche sich aus jenem Einen und Seyn der Eleatiker der demselben entgegengesetzte Begriff entwickelt habe, so daſs aus diesem die vollendete Idee des Seyns, das ὄντως εἶναι des Plato, habe hervorgehen können. (Aus diesem? etwa dem Begriffe des Nichtseyns für sich gedacht? Der Sinn ist wohl vielmehr: aus diesem, indem er mit jenem zusammengefaſst wurde; es müſste denn vermöge einer unwillkührlichen Subreption etwas von den Lehrsätzen der neuesten Philosophie, welche das Absolute aus dem Nichts hervorgehen läſst, hier eingeflossen seyn.) Eben diese von Plato wissenschaftlich erkannte Wahrheit nun, sagt der Verf. wiedereinlenkend von der das Spätere vorausnehmenden Digression über die allmählige Ausbildung und Vollendung der Lehre von den in die Einheit der höchsten Idee sich auflösenden Gegensätzen, — eben diese Wahrheit sey schon früher von dem tiefsinnigen Heraclit aufgefaſst, und in einer concreten, oft bildlichen Sprache angedeutet worden.

Da der Verf. hier die Hauptaufgabe der Platonischen Dialektik, wenn auch nur im Vorbeigehen, berühren wollte, so hätte Er nicht unterlassen sollen, das Verknüpfungsverhältniſs der Ideen des Seyns und des Nichtseyns etwas schärfer zu bestimmen, die Beziehungen in ihnen kenntlich zu machen, durch welche der Einigungspunkt für sie gegeben ist; was in wenigen Worten hätte geschehen können. Plato unterscheidet nämlich in dem Sophisten, wo er gewisse Begriffe mit der Idee des Seyenden, der des Verschiedenen u. s. w. zusammenhält, überall sehr genau von dem wesentlich Eins und das-

selbe seyn mit einer Idee das bloſse Theilhaben (μετέχειν) an einer Idee; und weit entfernt, ein unbestimmtes Ineinanderaufgehen der Gegensätze zu beabsichtigen, denkt er sich vielmehr die negative Seite der Dinge dadurch, daſs er auch sie als real anerkennt, als von dem Urgrunde alles Seyns abhängig (als theilhabend an der Idee des Seyns), ohne übrigens das Daseyn derselben, den ihr zukommenden Charakter der Wirklichkeit mit ihr selbst oder ihrem Wesen zu verwechseln. (Es lieſse sich hiermit in Verbindung setzen, was er über das μὴ ὂν als bloſse Verneinung des bestimmten Seyns, und als das materielle Princip scheint gelehrt zu haben; s. die Anzeige der neuesten Untersuchungen von Brandis in diesen Jahrbüchern 1824. No. 53.).

Daſs Heraclit von den Lehrsätzen des Xenophanes wohl Kenntniſs gehabt haben müsse, wird S. 11. aus der Art, wie er seiner erwähnt, gefolgert (s. das Fragm. bei Diogen. Laert. l. IX. c. 1. πολυμαθίη νόον οὐ διδάσκει. Dieses, setzt er hinzu, bewähre sich an Pythagoras, Xenophanes u. a.). Die Worte Philo's (quis rer. div. haer.), ἓν γὰρ τὸ ἐξ ἀμφοῖν τῶν ἐναντίων, οὗ τμηθέντος, γνώριμα τὰ ἐναντία, welche nach dessen Angabe den Hauptsatz der Philosophie Heraclit's ausmachen sollen, werden sodann besonders herausgehoben, und mit der Stelle συνάψειας οὖλα κ. τ. λ. (bei Stobäus, Ecl. phys. I. p. 690. Heeren. und bei Aristoteles) zusammengehalten. Das Wort οὖλος wird von dem Vf. richtig und dem Zusammenhange gemäſs, mit Rücksicht auf Sext. Empir. adv. Mathem. IX, 337, durch *integer*, *totus* erklärt, und die weniger passende, aus dem Homerischen Gebrauche für ὀλοός geschöpfte Auslegungsart beseitigt. Die von Schleiermacher ebendaselbst als eine andere Heraclitische Stelle oder ein späterer Zusatz ausgeschiedenen Worte: ἐκ πάντων ἓν καὶ ἐξ ἑνὸς πάντα betrachtet Hr. E. als einen integrirenden Theil des Bruchstücks; allein sie können nicht füglich von συνάψειας abhängen, und man sieht leicht, daſs sie durch die ihnen vorstehende Partikel καὶ als ein zweites Allegat an die vorher angeführte sinnverwandte Stelle bloſs angeknüpft sind. Uebrigens weiſs der Vf. die wenigen Zeugnisse und Fragmente geschickt zu verbinden, in welchen von dem ἓν die Rede ist, wiewohl die neuesten Ausleger derselben diesen Eleatisch-dialektischen, an spätere Schulterminologie erinnernden Ausdruck nicht für den von Heraclit selbst gebrauchten wollen gelten lassen. Am längsten verweilt Er bei der hieher gehörenden Stelle *Platon. Conviv.* p. 187, wo Eryximachus sagt: τὸ ἓν γάρ φησι (sc. Ἡράκλειτος)

Digitized by Google

διαφερόμενον αὐτὸ αὑτῷ ξυμφέρεσθαι, ὥσπερ ἁρμονίαν τόξου τε καὶ λύρας, wo Er das bezweifelte τὸ ἓν gegen Schleiermacher und Ast in Schutz nimmt. „Luce clariora“ möchte Ref. diese Worte Heraclit's auch nach dem Auslegungsversuch des Hrn. E. schon deswegen nicht nennen, weil bei dem Bogen das *intendi et relaxari* oder der *motus in contrarias partes* wohl nur mit Noth ein solches Verhältniſs hervorbringt, welches man eine Harmonie nennen möchte. Hr. E. übersetzt die Stelle durch: *unum, a se ipso dissidens in concordiam redire ut harmoniam* etc. Das Eins, so erklärt Er diesen Gedanken, das Eins muſs sich erst mit sich selbst entzweien, nach entgegengesetzten Richtungen hin (gleichsam) auseinandergehen, damit sodann dem Streite die Versöhnung folgen, und Harmonie entstehen könne. Um dem Einwurfe, daſs die Verbindung der Wörter ἓν und ξυμφέρεσθαι einen tautologischen Satz hervorbringe, zu begegnen, bezeichnet er das ἓν als das in dieser Theorie dem Eleatischen Einen am meisten entsprechende Eins (*unum, quod Eleaticorum dicas*), welches von dem συμφερόμενον, dem aus der Versöhnung des Entgegengesetzten entstandenen Einen, wohl zu unterscheiden sey. Das ἓν der Eleatiker an und für sich nennt Er ein lebloses Abstractum (*exanime*), und berührt hier eine Aeusserung Heraclit's (Simplic. in Aristot. Praedic. f. 104. b.), in welcher er den Gedanken ausgedrückt findet, daſs, wenn dieses — das ἓν, wie es von den Eleatikern gedacht ward — wirklich wäre (wenn die Zwietracht aufhörte, sagt Heraclit mit Beziehung auf einen Homerischen Vers), Alles zu Grunde gehen würde. An die Stelle jenes ungenügenden Begriffs von dem Einen nun soll Heraclit den verwandten richtigeren gesetzt haben, nach welchem es wesentlich eine Einheit von Theilen, mithin der Gegensatz in ihm schon gegeben sey, aus welchem sich der Streit oder die Zwietracht entwickeln könne. Der Verf. berührt hierauf noch einige Zeugnisse der Alten, die uns zum Theil erkennen oder errathen lassen, in welchem Sinne Heraclit die Idee des Streits und der aus ihm entspringenden Harmonie zum Grundgesetze der Natur gemacht, und wie er auch in dem Menschen dasselbige Gesetz wiedergefunden habe. Doch die ausführlichere Erörterung der Lehre von der Harmonie der Natur wird folgenden Abhandlungen vorbehalten, — wo denn freilich die hier vorerst nur zurückgeschobenen Zeugnisse, die der ganzen ontologisirenden Ansicht und Betrachtungsweise des Hrn. E. am wenigsten günstig sind, Ihm zunächst wieder entgegentreten werden. Dahin gehören vornehmlich die klaren und unzwei-

deutigen Stellen Platonischer Dialogen, welche uns das: ὅτι πάντα χωρεῖ καὶ οὐδὲν μένει, die Idee des absoluten Werdens, als den Grundgedanken der Heraclitischen Philosophie betrachten lehren. S. *Cratyl.* p. 402. (daſs es dem Vf. nicht leicht seyn werde, mit dieser Stelle aus dem Streit zum Frieden zu kommen, läſst uns der Nothbehelf vermuthen, zu welchem die S. 20. durch auszeichnende Lettern hervorgehobenen Worte: ὥσπερ οὖν Ὅμηρος Ὠκεανόν u. s. w. scheinen die Hand bieten zu sollen.) Ferner *Theaetet.* p. 160, wo der Heraclitische Satz, daſs Alles sich wie im Strome bewege, mit der Behauptung, daſs die Erkenntniſs nichts anderes als Wahrnehmung sey, zusammengestellt, und diese Behauptung als eine Folge desselben betrachtet wird. — Der Satz, daſs „Alles sey und auch nicht sey" (*Aristot. Metaph.* III. c. 7. cf. c. 3. und 4.), ist wohl eines von jenen räthselhaften Sprüchlein, welche die Schüler Heraclit's, wenn man sie etwas fragte, gleichsam aus dem Köcher hervorzuziehen und abzuschieſsen pflegten (s. *Plat. Theaet.* pag. 180.), und läſst sich mit der Lehre von dem nie stillstehenden Entwickelungsprocesse der Natur, wobei die verschiedenen Gestaltungen der Dinge doch sämmtlich als von der ersten Grundgestalt nach und nach ausgegangen und in stets erneuertem Kreislaufe wieder auf dieselbe zurückführend vorgestellt werden, ganz gut vereinigen. Hr. E. aber scheint etwas weit Höheres — die beliebte Lehre von der Indifferenz der Gegensätze, in dem Sinne, wie sie oben von Ihm dem Plato geliehen wurde — in diesen Worten ausgedrückt zu finden, weil sie Ihn zu dem Ausspruche veranlassen, auch das Erhabenste sey dem natürlichen Scharfblicke Heraclit's nicht unerreichbar gewesen. — Für die Erinnerung an *Sext. Empir. adv. Math.* l. X. pag. 669. Fabric. σῶμα μὲν οὖν ἔλεξεν εἶναι τὸν χρόνον Αἰνησίδημος κατὰ τὸν Ἡράκλειτον· μὴ διαφέρειν γὰρ αὐτὸν (nicht αὐτοῦ) τοῦ ὄντος καὶ τοῦ πρώτου σώματος, ist Ref. dem Vf. dankbar, kann aber die von Ihm beigefügte Erklärung: „Tempus non differre a prima et summa corporum *forma*" nicht ganz treffend finden, wenn der Heraclitische Gedanke dadurch sublimirt, und ihm mehr als eine sehr entfernte Verwandtschaft mit dem, was Neuere über die Idealität der Zeit gedacht und erkannt haben, zugeschrieben werden soll. Würde nicht die Auffassung der Zeit als Form der Körper eine Sonderung der Begriffe voraussetzen, nach welcher die Zeit zuvörderst als ein vom Körper selbst Verschiedenes, ein ἀσώματον, müſste gedacht seyn? Und wie weit ist nicht von der Vorstellung eines Unkörperlichen überhaupt noch entfernt,

Digitized by Google

wer die Qualitäten der Seele nach dem Grade ihres Antheils an dem trockenen Dunste bestimmt! — Wenn bei Heraclit die Zeit mit dem ersten Körper in Eine Vorstellung zusammenflieſst, so bezieht sich dieses wohl darauf, daſs in seiner physischen Verwandlungstheorie das Vergehen und die Wiedererzeugung des Feuers die beiden Durchgangspunkte sind, nach welchen sich der ganze Cyclus der Naturveränderungen bestimmt, und die Dauer ihrer regelmäſsigen Stufenfolge sich abmiſst und begränzt.

Der Unterzeichnete hat bei Gelegenheit der ihm aufgetragenen Anzeige dieser kleinen Schrift eine mit dem Zeitgeschmacke und modernen Schulmeinungen in Berührung stehende falsche Richtung der philosophischen Alterthumsforschung bestimmt charakterisiren zu müssen geglaubt, ist aber nichtsdestoweniger überzeugt, daſs Hr. E. durch fortgesetzte Bemühungen zur Aufhellung des dunkeln Heraclit manches wird beitragen können, wenn Er dabei von anderen Grundbegriffen ausgehen, und durch eine allseitigere Auffassung seines Gegenstandes das zu bethätigen suchen wird, was der feine kritische Takt seines Vorgängers als die Gabe, „aus abgerissenen Theilen sich das Bild eines Ganzen zusammenzusetzen“, bezeichnet hat.

L e w a l d.

Haruspices. Scripsit Dr. Petrus Frandsen, Danus. Berolini, MDCCCXXIII. In libraria Maureriana. XII u. 59 S. 8. 8 Gr.

Hinter dem nicht sehr Lateinischen Titel dieser Schrift folgt eine auch nicht sehr Lateinische, aber gute Abhandlung über einen Gegenstand, den selbst die neuesten Herausgeber des Cic. de Legg. für noch unentschieden erklärt haben. Die Sache scheint durch die Bemühung des Hrn. Fr. der Entscheidung näher gebracht, sollte auch nicht jede einzelne Erklärung gebilligt werden können, Einiges auch zur völligen Erschöpfung des Gegenstandes vermiſst werden. — Die *Prolegomena* enthalten zuerst eine Definition der *Haruspicina.* Sie sey, heiſst es, im engern und ursprünglichen Sinne *e victimarum extis futura cognoscendi ars*, im weitern umfasse sie *prodigiorum quoque et fulgurum interpretationem atque procurationem.* Was man sonst noch dazu gerechnet habe, beruhe auf keinem sichern Grunde. Er, sagt der Vf., habe in den vorhandenen Lehrbüchern der Rö-

mischen Alterthümer oder in den Abhandlungen über sie nur ungesichtete Materialien und Verwirrung gefunden, und sich deswegen an die Quellen selbst gemacht; eine nicht geringe Mühe, da kein kleinerer Zeitraum als von Ennius bis auf Theodosius zu durchlaufen gewesen sey. Im ersten Buche handelt er nun *de ortu et origine haruspicinae*, im zweiten, *quomodo ea Romae et quando adhibita sit*.

Voraus gehen Bemerkungen über die Allgemeinheit der Divination bei allen Völkern, eine unmittelbare Folge der Allgemeinheit der Religion, und des sich so gern an sie anschlieſsenden Aberglaubens. Dann über die Verbreitung der Eingeweidebeschauung bei Opfern (*extispicium*) auch im Orient; ganz kurz. Ein ausführliches Capitel darüber hat Peucerus *Comm. de praecipuis Divinationum generibus* (Servestae 1591. 8. 479 foll.) fol. 203 bis 227. Vorzügliche Ausbildung der *Haruspicina* in Etrurien, woher sie auch bei den Römern κατ' ἐξοχὴν *Etrusca disciplina* hieſs, aus dem Nationalcharakter des Volkes, seiner Feudalverfassung und seinen Mischung aus Orientalischem und Griechischem Element hergeleitet, jedoch mehr angedeutet, als erklärt. Eigene Bildungsschulen für die Söhne der höheren Stände, damit die alte Cultur und die geheimen Wissenschaften nicht untergehen, verglichen mit den Prophetenschulen der Juden, und den Druidenschulen der Gallier. (Ueber die letzteren sind die Quellen nachgewiesen in J. G. Frickii *Diss. de Druidis Occidentalium populorum Philosophis.* 4. Ulm. 1731.) — Tages, als von den Etruriern angegebener Erfinder dieser Kunst und der Bücher, in denen sie enthalten war. Die libri *haruspicini, fulgurales et rituales*: wovon die letzteren wahrscheinlich vorzüglich *prodigiorum quoque interpretandorum procurandorumque artem* enthalten haben. Erwähnt werden auſserdem Etrurische *libri fatales, libri Tarquitiani, libri Acheruntici*, wenn der letztere Name nicht etwa *Aruntici* heiſsen muſs, von *Aruns*, einem Etrurischen nomen proprium, wie *Tarquitiani* von *Tarquitius*. Beides hat viel für sich, und wir wagen keine Entscheidung. — Ueber den Namen und dessen Schreibung, *Aruspices* oder *Haruspices*; für jenes spreche ein alter Scholiast (den Hr. Fr. weiter nicht angiebt), der den Namen von *ara*, Altar, herzuleiten scheine, da er ihn βωμοσκόπος übersetze, *propterea quod hostiam in ara inspicerent*. Dieses Griechische Wort, sagt Hr. Fr., habe er nirgends und niemals gelesen. Das Wort steht freilich weder bei Schneider, noch bei seinen Vermehrern und Excerptoren; aber in dem zu *Henr. Steph. Thesaur. Ling. Gr.* gehörenden Werke: *Glossaria*

Digitized by Google

duo e situ vetustatis eruta, ad utriusque Linguae cognitionem et locupletationem perutilia. fol. Paris. Anno 1573. *excudebat Henr. Steph.* [S. darüber Brunet *Manuel du Libraire* v. *Stephanus*, und Casaubon. ad Theophrast. Charact. p. 48 ed. Needham., wo sie *nunquam satis laudatus liber* genannt werden.] Da steht S. 23. (falsch ist über der Columne 19.) *Aruspices*, βωμοσκόποι, *Aruspex*, βωμοσκόπος, θύτης. S. 106. *Hariolus*, βωμοσκόπος, Φοιβίτης (welches Schneider im Lexic. Φοιβητής gelesen wissen will.) Ebend. aber: *Haruspex*, θύτης, ἱεροσκόπος; endlich S. 322. steht bei *Haruspex* σπλαγχνοσκόπος. Vergl. auch Eschenbach. Diss. acadd. p. 554. Wir wollen übrigens auf die Etymologie von *ara* nicht dringen, sondern halten die Schreibung des Wortes mit *H* für besser, und die Ableitung von ἱεροσκόπος für sehr wahrscheinlich. — So viel über den ersten Theil der Schrift, welcher auſser der Einschränkung der *haruspicina* in den ihr gehörigen Wirkungskreis weiter nichts Besonderes, Eigenthümliches oder Tiefgeschöpftes enthält. Jene Einschränkung auf *exta*, *fulgura* und *ostenta* giebt Cicero selbst an die Hand de Divin. II. 18. prc. II. 22. prc.

Es folgt der zweite, ausführlichere und bedeutendere Theil der Schrift. Zuerst von der engen Verbindung des politischen Lebens der Römer mit der Religion. Früher Eingang, den Etrurische Cultur und Sitten in Rom gefunden. Das *collegium haruspicum* des Romulus auf ein Zeugniſs bei Dionysius von Halikarnaſs hin anzunehmen, ist nicht räthlich. Unter den Kaisern freilich existirte eins: aber die Aelteren und Neueren haben häufig die Zeiten vermischt. Eins ist man darüber, daſs die *Haruspicina* eine Etrurische Kunst sey, daſs sie in Etrurischen Büchern enthalten gewesen, und in gewissen Familien dort fortgepflanzt worden sey. Aber ob die Etrurier allein, oder auch Römische Bürger in Rom diese Kunst verstanden und geübt haben, das ist die Hauptfrage und der Gegenstand des Streites. Das Letztere galt lange für ausgemacht, und wurde immer mit Stellen aus Cicero, Valerius Maximus und Livius bewiesen; das Erstere behauptet Hr. Fr., und sucht von S. 17. an darzuthun: *Omnes haruspices, de quorum origine aliquid effici potest, Etruscos fuisse.* Wir treten seinem Resultat bei, ohne alle seine Beweise zu billigen. Zuvörderst muſs aber erwähnt werden, daſs schon Görenz zum Cicero de Legg. II. 9. erklärt hat, daſs die genannte Stelle durchaus nur Etrurische Haruspices meine (*Etruriaeque principis disciplinam docento*), nicht aber von Römersöhnen (*ut mittere*, setzt Hr. G. in seinem wunder-

lichen Notenlatein hinzu, *multi statuunt*) die Rede sey. Diese unbewiesen hingeworfene Bemerkung machte dem Hrn. Fr. Muth, den Beweis für einen Satz aufzusuchen, dessen Wahrheit er ahnete, dem jedoch klare Zeugnisse der Alten zu widersprechen schienen. Daſs übrigens nur Etrurier, und kein Römischer Bürger, Haruspices gewesen, diesen Satz hat schon gegen Nieupoort der sehr gründliche und nicht genug bekannte Haymann in seinen Anmerkungen über Nieupoorts Handbuch der Römischen Alterthümer (Dresden 1786. 8.) S. 79. bestimmt behauptet, welcher auch zeigt, „daſs sie aus Etrurien verlangt wurden, wenn man sie „brauchte, bis man sie endlich zu Rom stets vorräthig „hatte." Doch wir kehren zu Hrn. Fr. zurück, welcher die Wahrheit auf folgendem Wege suchte. Er untersuchte die Namen der Männer, welche in der Geschichte Roms als Haruspices vorkommen, und fand, daſs keiner uns nöthige, bestimmt in ihm einen Römernamen und gebornen Römischen Bürger zu erkennen. Er fand bei Diodor. Sic. V. 40. das bestimmte Zeugniſs, daſs die „*ostentorum interpretes*" immer aus Etrurien seyen geholt worden. Er liest bei Cicero de Legg. II. 9. *Etruscos Haruspices* (für *Etruscos et Haruspices*) mit Muretus, Davisius, Görenz, Schütz und den neuesten Herausgebern. Darauf kommt er auf die Stelle Cic. de Divin. I. 41. zu sprechen: „*ut de principum filiis sex singulis Etruriae po-„pulis in disciplinam traderentur*" — vergl. mit Valer. Max. I. 1. „*ut e florentissima tum et opulentissima civitate decem principum filii „Senatus Consulto singulis Etruriae populis percipiendae sacrorum „disciplinae gratia traderentur.*" Nach einigen Erörterungen über die nicht zutreffenden Zahlen wirft er die Frage auf, wer denn die *principum filii* gewesen seyen. Er will durchaus Etrurier haben, und dreht an der Stelle so lange, bis er findet, daſs *singulis Etruriae populis* der *Dativus Graecus* ist für *a singulis Etruriae populis*; und dann bringt er zum Beweise eine Anzahl Stellen aus Cicero vor, wie folgende: *Honesta bonis viris, non occulta quaeruntur.* Da fiel uns das französische Sprüchwort ein: *il est au bout de son Latin*, welches hier aber buchstäblich zu verstehen ist. Es ist ihm zwar selbst nicht recht wohl bei seiner Vermuthung, denn er sagt: *exemplum vocabuli tradere in promptu quidem non habeo.* Aber der Muth kommt ihm gleich wieder, denn er fährt fort: *atqui nulla mihi incessit libido nodum in scirpo quaerendi.* Und doch war Bedenklichkeit hier gerade an der rechten Stelle. Nicht nur nicht *in promptu* ist ein Beispiel, wo Cicero *traditus* mit dem Dativ

Digitized by Google

statt *ab eo* gesetzt hätte, sondern es giebt gar keins, und kann keins geben. Denn derselbe Cicero, der Tuscul. III. 1. 2. *demum magistris traditi sumus* gesagt hat, und in Verr. II. 1. 45. 115. *adolescentes e i* (Dat.) *in disciplinam traditi*, derselbe, der die Klarheit des Ausdrucks so sehr liebt, und der Unklarheit und dem Doppelsinn so abhold ist, kann nicht sagen *ut — Etruriae populis in disciplinam traderentur* für *ab Etruriae populis.* Die Stelle läſst sich durch bloſse Interpretation nicht mit der Wahrheit in Harmonie bringen. Ref. wird sich in seiner bald erscheinenden Bearbeitung der Bücher de Divinatione umständlicher hierüber erklären. Mit Hrn. Frs. Urtheil über den Valerius Maximus, daſs nämlich dieser den Cicero miſsverstanden habe, können wir uns nicht recht befreunden. Nicht als ob wir läugnen wollten, daſs ein Römer den andern, und wäre er auch fast dessen Zeitgenosse (da Valerius Maximus unter dem Tiberius lebte), miſsverstehen könne: sehen wir doch täglich, wie unsere Zeitgenossen einander aus allerlei Ursachen miſsverstehen. Aber das scheint uns seltsam, daſs dem Valerius Maximus, gesetzt, er hätte auch den Cicero miſsverstanden, die Sache selbst, wie sie sich wirklich verhielt oder verhalten hatte, sollte unbekannt gewesen seyn. Den Beweis, den man für Römische Haruspices im Livius (IX. 36.) hat finden wollen, beseitigt Hr. Fr. dadurch, daſs er sagt, *Etruscis literis eruditus* müsse man gar nicht nothwendig von der Haruspicina verstehen. Und darin geben wir ihm Recht; so wie auch in dem Puncte, daſs man selbst zugeben könne, daſs Römer, nämlich Einzelne, diese Kunst gelernt und verstanden haben, ohne daſs daraus folge, daſs sie dieselbe auch ausgeübt haben, oder wirkliche Haruspices gewesen seyen. Nie also — und das ist ein Hauptsatz des Verf. — haben zur Zeit der Republik Römer die Haruspicina ausgeübt, jedesmal wurden sie, wenn man sie brauchte, aus Etrurien nach Rom berufen. Die Haruspices waren keine Priester. Manche Prodigia konnten die Pontifices deuten und (dies ist bekanntlich der Kunstausdruck) *procurare*; bei andern wurden die Sibyllinischen Bücher eingesehen; wo dies nicht zuzureichen schien, lieſs man die Haruspices holen, und zwar ursprünglich immer nur für öffentliche Angelegenheiten. Ihre Antworten waren in der Regel schriftlich.

Doch wir wollen den Gang des Buches nicht weiter verfolgen, da das Folgende zwar gut ausgeführt ist, aber nicht gerade besonderes Neues enthält, wir auch die Schrift nicht

Digitized by Google

durch einen Auszug entbehrlich machen wollen. Gût wird gesprochen über die *fulguratores*, das *Extispicium*, über die Haruspices unter den Kaisern, den Verfall ihrer Kunst und ihrer Achtung, über das *Collegium Haruspicum* (Tac. Ann. XI. 15.), und endlich ihren Untergang durch das Christenthum. Könnten wir nur auch noch den Styl und Vortrag des Verf. loben; aber hier ist eben nicht die glänzende Seite des Büchleins. Kommen zwar gleich nicht mehrere Stellen vor, wie folgende S. 49: *at studio forsitan aedificandi templorum permotus;* so ist doch das Colorit des Styls im Ganzen und Einzelnen nichts weniger als Römisch. Da findet sich S. 48. das fatale *nullibi.* S. 55. die falsche Anwendung des bekannten Sprüchworts *fama crescit eundo* in der wunderlichen Redensart: *cujus generis contemtio serius ocius* (ein nicht hierher passender Horazischer Lappen) *crescit eundo.* S. 54. *permixtim.* S. 45. *scatuit copia.* S. 54 *animum advertere ad haruspicinam.* S. VII. *vocabulum ambitu suo adstringitur.* S. VIII. *curatiorem operam navare.* S. IX. *homines bonae frugis.* S. 5. *in mythicum gyrum incidere.* S. 6. *diligenter concremare libros.* Das *non videatur* für *non videtur.*

Schlieſslich müssen wir auch noch tadelnd erwähnen, daſs die Griechischen Stellen in dieser Schrift ohne Accente geschrieben sind; eine Nachlässigkeit, die unsern Zeiten nicht mehr geziemen will. Die Schrift selbst aber empfehlen wir als einen achtungswerthen Beitrag zu den Römischen Alterthümern.

N. 14. 1826.

Heidelberger

Jahrbücher der Literatur.

Neue Jüdische Briefe oder Darstellungen aus dem Leben Jesu. Von Th. Schuler, Pfarrer bei der Kirche zu Sct. Nicolai. Straſsburg, bei Schuler und Pfähler. Leipzig, bei Fleischer. 1826. I. Bändchen 240 S. II. Bändchen 241 S. in 8. 1 fl. 48 kr.

Eine Schrift, welcher Rec. eine fast allgemein gute Aufnahme und recht viele heilsame Wirksamkeit verspricht und wünscht. Die Hauptpersonen in der so wichtigen Lebensgeschichte Jesu hat der Vf. sehr zweckmäſsig in einen unverkünstelten, lehrreichen, historischen Briefwechsel mit einander verbunden, worin jede einer andern gutgewählten gewisse von ihr vornehmlich zu erwartende Nachrichten aus Jesu Thun und Lehren meist mit den Hauptworten der Evangelien, zugleich mit untermischten Empfindungen und deutenden Ansichten im vertraulichen, rührend begeisternden Ton überschreibt. So wird, so viel über Jesus uns aufbewahrt ist, ohne fremdartige Beimischungen und doch in einer freyeren, sich selbst verständlicher hingebenden Nacherzählung zu einem herzerhebenden Ueberblick zusammengefaſst, welcher rührt, weil Gerührte an Theilnehmende sich aussprechen.

Auch der Schleier des Wundersamen bleibt, doch (s. I, 119. von den Dämonischen) ohne dichter gemacht zu werden, über das Ganze verbreitet. Er wirkt also, seiner Bestimmung nach, fort, nämlich um Aufmerksamkeit und Wiſsbegierde zu reizen und anzuziehen. Aber das an sich wahre, welches deswegen durch sich selbst für alle Empfängliche glaublich wird und bleibt, wird nicht von dem Wunderbaren abhängig gemacht. Nicht auf das Unbegreifliche, oder wenigstens Unerklärte, wird das Unmittelbar-glaubwürdige gebaut. Dies ist das nothwendige und unterscheidende zwischen der Denkglaubigkeit und der Wunderglaubigkeit. Das Erklären des Wunderbaren, das heiſst, das Zurückführen der an sich unläugbaren Erfolge auf den eben so wenig läugbaren, immerwährenden Zusammenhang zwischen Wirkungen und (oft

Digitized by Google

lange unerkannten, aber nicht immer unerkennbaren) Ursachen — dieses Aufklären des Dunkeln ist nur für die, welche klar werden wollen, um das Klare desto fester zu glauben. Eben deswegen ist es nicht für Jedermann und nicht Jedem ein Bedürfniſs. Aber daſs nicht das an sich Nöthige auf das Dunkle gebaut werde, dies ist um Aller willen nöthig, weil das Dunkle nicht immer so bleibt. Wo Ueberzeugung allgemein werden soll, muſs das, was Allen geltend seyn und beweisen kann, in der *ersten* Reihe der Beweisgründe stehen. Wer durch die *Umwege* des Wunderbeweises geführt zu werden, ein eigenthümliches Bedürfniſs hat, möge es erfüllen, so gut als es seiner Individualität zusagt. Aber keiner soll dann doch den übrigen allen zumuthen, anders nicht als durch eben diese geschichtliche *Nebenumstände* zur *Hauptsache* zu gelangen. Nur wer den Wunderbeweis nicht vollständig überdacht hat, kann ihn für den kürzeren Weg zur Ueberzeugung halten. Wer mit einem sachkundigen (!!) Wegweiser und mit der nöthigen Umsicht ihn zu durchwandeln versucht, wird wenigstens dies, wie weitläuf er seyn muſs, bald bemerken; und dies schon deswegen, weil der eigentliche auf den Inhalt gegründete Beweis als ein unentbehrlicher Bestandtheil des Wunderbeweises in diesen auch aufgenommen und überall miteingeflochten seyn muſs. Denn darüber sind auch die Wunderglaubigsten doch endlich einig, daſs, was in sich unrichtig wäre, auch durch Wunderumgebungen nicht zur Wahrheit werden könnte, da — alle populäre Religionen sich auf Wunder berufen, und auch die Entstehungszeit des Urchristenthums die täuschendsten Wunderbeweise des Satans für an sich falsche Religionsbehauptungen als möglich und wirklich angibt.

Die bündigste, nicht von wandelbaren Nebenumständen abhängige Ueberzeugung aber entsteht in jeder Sache dadurch, daſs der Nachdenkende auf den Inhalt, auf das Wesentliche des Gegenstands, geradezu alle seine Aufmerksamkeit richtet. S. 201. im I. Th. schreibt der Liebesjünger Johannes an Maria, daſs manche riefen: Kann ein vom Satan besessener auch der Blinden Augen aufthun? Ihn selbst aber läſst der Verf. hinzusetzen: „Du siehst, Maria, *sie* denken hier an die Heilung des Blindgebornen. *Ich aber bedarf keiner Wunder und Zeichen mehr.* O, wie erhaben ist Deines Sohnes *Lehre*! Dieses Gleichniſs vom guten Hirten, wie ist es so schön und wahr, so rührend und herzlich. O daſs ich, von ferne nur, dem lieben Bilde gleichen möchte.“

Durch dergleichen leichte Zusätze der wahrscheinlichen Mitempfindungen, auch durch einfache Verdeutlichungen der

Digitized by Google

Aussprüche und durch unpedantische Erklärungen über Zeitumstände weiſs der Vf. den Briefwechsel um so anziehender und belehrender zu machen, ohne daſs Er durch geruchlose Redeblumen, geschmacklose Empfindeleien und überflüssige Verzierungen den Schönredner machen will, wie in einigen ähnlichen Darstellungen die mystische Schwärmerei auch elegant zu werden versucht hat.

Selbst der Umfang dieser zwei Bände zeigt, daſs der Vf. nicht vielrednerisch seyn, vielmehr lieber concentriren und durch Kürze das Gute des Inhalts steigern will. In der That sind seine gedrängte Darstellungen desto gehaltreicher. Auch ist diese Einkleidung schon dadurch belehrender, weil sie gar oft, unvermerkt, zeigt, wie wahr eine Empfindung seyn kann, ohne daſs sie wie ein Dogma, wie ein hyperphysischer Lehrsatz, wie eine übergeschichtliche Entdeckung ausgelegt werden müſste. So lesen wir z. B. I, 73. auch wieder von Johannes an Maria: „Mit dieser bedeutenden Frage schloſs Jesus seine tiefe, sinnvolle Rede. O Maria, in Ihm ist wahrlich das Wort, die Gottesweisheit, die da war bei Gott und Eins mit Gott, von Anfang an; durch welche alle Dinge entstanden sind, und ohne welche nichts vorhanden wäre; in der das seelige Leben enthalten ist, das Leben, so in der Erleuchtung der Menschen, im Lichte, besteht. Dieses ewige Licht scheint nun in der Finsterniſs der Welt; sie aber begreift es nicht u. s. w. Das Gesetz wohl ist uns durch Mose gegeben. Erbarmung und Treue (Ueberzeugungstreue?) aber sind uns durch Jesus Christus geworden. Er allein, der erkohrne Sohn, der in des Vaters Schooſs ist, *der mit Ihm innig Einige*, sein Vertrauter und sein Liebling, Er allein hat uns Gott verkündet, den sonst niemand je geschaut, *so klar und vollkommen erkannt hat.*" Nach dieser sehr anwendbaren Umschreibung des erhabenen Prologs im Johannesevangelium läſst der Vf. den schreibenden Johannes so schlieſsen: „Tief bewegt ende ich hier meine lange Zuschrift. Mit heilig freudiger Rührung ergreift mich der Gedanke, daſs die Muter meines Herrn meine unendliche, meine überirdische Empfindung fassen und theilen wird." Ueberdenkt man jene Worte als *ins Leben hinein*, und nicht für eine Gelehrtenschule, gesprochen, so wird selbst der Scholastiker, selbst der Kathedermann kaum meinen können, die Muter Jesu werde sich die Gottesweisheit in ihrem Sohne etwa so, wie eine Substanz, wie eine von seinem Geist unterschiedene Persönlichkeit gedacht haben.

Digitized by Google

Die ganze Darstellung des Vfs. ist viel zu wahr und hat, mit Recht, viel zu wenig fremdartiges, als daſs sie, wäre es auch im besten Verstand, ein Roman des Lebens Jesu genannt werden dürfte. Sie kann ein geschichtliches Erbauungsbuch seyn für jeden Theilnehmenden. Das Wesentliche ist hervorgehoben für Einsicht und Empfindung. Nebenumstände sind so gehalten, daſs sie weder das Glauben noch das Forschen beschränken. Einzelnes, was sich noch erhellen lassen möchte, wird der Verf. bei ferneren Ausgaben von selbst bemerken. Rec. freilich ist für sich immer am meisten geneigt, das Glaubwürdige durch möglichst volle Erhellung desto glaublicher zu machen. Aber er weiſs recht gut, daſs diese Methode ihre Einseitigkeit haben muſs. Sie ist für die, welche hell sehen können! und wollen! Das allgemeinere Bedürfniſs ist durch die Methode des Vfs. allgemeiner zu befriedigen.

6. Dec. 1825. *H. E. G. Paulus.*

Thomas Tredgold's Grundsätze der Dampfheizung und der damit verbundenen Lüftung aller Arten von Gebäuden. Nach der zweiten englischen Originalausgabe für Deutschland bearbeitet von M. O. B. Kühn etc. Leipzig, 1826. *XII und* 208 *S.* 8. *mit* 6 *Kupfertafeln.* 1 Thlr. 12 Gr.

Daſs wir dieses Werk so bald schon anzuzeigen uns beeilen, bedarf wohl bei Sachkennern keiner Entschuldigung. Es sind nämlich, Gottlob, in allen Theilen der Industrie seit dem letzten halben Seculo solche Fortschritte gemacht, daſs das allgemein verbreitete Gefühl des dadurch erzeugten Wohlbehagens unwiderstehlich zur Fortsetzung ähnlicher Bemühungen auffordert, und so lange ein hieraus entspringender höherer Luxus durch geistige Anstrengung erworben werden muſs, nicht aber, wie ehemals in Rom, auf der Menge der durch physische Gewalt unterworfenen und in Sclavenstand versetzten Nationen beruhet, so lange man auf gleiche Weise auf die militärische Stärke der Staaten als auf die Bequemlichkeit und den Wohlstand der Völker bedacht ist, darf niemand fürchten, daſs die höhere Cultur zur Sittenlosigkeit, Schwelgerei und Ohnmacht führe. Der rohen Gewalt barbarischer Völker wird Europa nicht unterliegen; leichter könnte dieses vielleicht geschehen durch einen Stillstand des Gewerbfleiſses, ein Nachlassen in der hierzu erforderlichen Anstrengung und

durch Zurückbleiben hinter aufblühenden Völkern, welche zum Theil durch die Natur allerdings vorzugsweise begünstigt sind.

Unter die vorzüglichsten Aufgaben zur Erhaltung der Gesundheit und einer gröſseren Bequemlichkeit des Lebens gehört aber unstreitig die Sorge für eine zweckmäſsige Erwärmung und Lüftung der Wohnungen; die Kunst und Wissenschaft verlangt Trockenstuben und Treibhäuser, und vor allen Dingen fordert der täglich fühlbarere Mangel an Brennmaterial zu Vorschlägen der Ersparniſs dieser Stoffe auf. Man hat daher schon lange die früher üblichen unförmlichen und holzverschwendenden Oefen aufgegeben und mit spärlicher consumirenden vertauscht, man hat aus vielen Gründen die Heizung durch erwärmte Luft sowohl vorgeschlagen als auch ausgeführt, und nunmehro tritt ein gewiegter Schriftsteller mit der Empfehlung der unlängst bekannten Heizungsmethode durch Wasserdampf auf. Die erstere der neuen Methoden ist in Deutschland vorzüglich durch Meisner's bekannte Schrift (die Heizung mit erwärmter Luft. Wien 1821. neue Aufl. ebend. 1823.) in Anregung gebracht, welche Rec. in diesen Blättern Jahrg. 1822. Hft. I. S. 57. beurtheilt hat, die zweite benutzt man bis jetzt hauptsächlich nur in England, sie ist aber auch für Deutschland sicher der Beachtung sehr werth, und die Uebersetzung einer vollständigen Abhandlung darüber war daher ohne Zweifel ein sehr zweckmäſsiges Unternehmen.

Bei der Beurtheilung der vorliegenden Schrift bedauert Ref. sehr, daſs er das englische Original gegenwärtig nicht zur Hand hat, und sich daher blos an die Uebersetzung halten muſs. Der Verfasser desselben ist der bekannte englische Ingenieur T r e d g o l d, dessen klassisches Werk on the strength of cast iron Rec. erst kürzlich angezeigt hat. Dabei wurde bemerkt, daſs er sowohl als Theoretiker als auch rücksichtlich des Praktischen unter die bedeutendsten Männer der jetzigen Zeit gehört, den man allenfalls dem berühmten S m e a t o n an die Seite setzen könnte; und eben daher finden auch seine Schriften in England ein so ausgebreitetes Publicum und sehr schnellen Absatz, so daſs bei der Bekanntwerdung derselben auf dem Continente schon die zweite Auflage erschienen zu seyn pflegt. Es läſst sich daher nicht anders erwarten, als daſs auch das vorliegende Werk zu den gehaltreichsten literärischen Producten gehört, welches namentlich für die praktische Anwendung ganz vorzüglich empfohlen werden kann. Eben bei dieser Celebrität des Verf. aber muſs die Kritik am strengsten seyn, weil nichts so nachtheilig ist, als wenn Irr-

Digitized by Google

thümer durch bedeutende Autoritäten unterstützt allgemeiner verbreitet werden, und dieses um so mehr, wenn der Gegenstand zur Anwendung für Praktiker bestimmt ist, von denen eine genügende Prüfung der Sache selbst auf keine Weise gefordert werden kann. Um diesen Satz mit einem sehr auffallenden Beweise zu belegen, will Rec. nur an die Abhandlung des Pariser Institutes über die Blitzableiter erinnern, welche blos wegen ihrer gelehrten und mit Recht berühmten Verfasser in zahlreiche deutsche und sogar auch in einige englische Zeitschriften mit groſsen Lobpreisungen übergegangen ist, ohngeachtet sich selbst die Zweckwidrigkeit der darin gegebenen Vorschläge aus anerkannten und unbestreitbaren physikalischen Grundsätzen leicht nachweisen läſst, und von einem gründlichen Sachkenner, Pfaff in Kiel, im Gehlerschen Wörterbuche der Physik Th. I. S. 1076. wirklich dargethan ist. Vielleicht ist die Autorität jener Gelehrten, für welche noch obendrein die Celebrität der Stadt Paris und des Königl. Institutes entscheidet, groſs genug, um zu bewirken, daſs wir in Deutschland um funfzig Jahre voll zahlreicher Erfahrungen rückwärts gehend abermals anfangen, den Gewittern drei Männer hohe Eisenstangen entgegenzustrecken, die Pulvermagazine aber den Blitzstrahlen recht eigentlich bloſszustellen. Rec. hält es daher für seine Schuldigkeit, den eigentlich zweckmäſsigen und brauchbaren Inhalt der vorliegenden gehaltreichen Schrift von dem minder richtigen zu sondern.

Im Allgemeinen sind alle diejenigen Vorschläge, Berechnungen und Angaben über die Einrichtung, Gröſse und das Materiale der Dampfheizungsapparate und Ventilatoren, welche der gelehrte Verf. mittheilt, in so weit vollkommen richtig, als man bei den verschiedenen mitwirkenden und zum Theil ganz unbestimmbaren Bedingungen hierbei überhaupt zu sicheren Resultaten gelangen kann. Ein jeder weiſs nämlich aus eigener und fremder Erfahrung, wie so oft, selbst aus gar nicht genügend auszumittelnden Ursachen, gewisse Zimmer so leicht warm zu halten sind, während andere sehr bald wieder erkalten, und auf gleiche Weise geheizt eine weit gröſsere Menge von Brennmaterial erfordern. Auf den Einfluſs der Winde und den Grad der Stärke, womit sie die Wände verschiedener Zimmer treffen, oder über und unter ihnen einen kalten Luftstrom erzeugen, hat der Verf. allerdings Rücksicht genommen, die Ableitung durch die verschiedenartigen Wände ist bei ihm aber zu wenig berücksichtigt, indem er von der Voraussetzung ausgeht, daſs diese von Holz oder mehrentheils

Digitized by Google

von Ziegelsteinen gemacht sind, welche für schlechte Wärmeleiter gelten können. Für England und namentlich für London mag dies allerdings passen, allein für Deutschland und die darin üblichen Häuser von Bruchsteinen muſs auf diese Ableitung nothwendig Rücksicht genommen werden. Die Bestimmung des hierfür erforderlichen gröſseren Aufwandes von Brennmaterial ist indeſs äuſserst schwierig, weil diese Steine nach der Beschaffenheit ihrer Bestandtheile, z. B. beigemischten salzsauren Kalkes u. dergl., die Feuchtigkeit mehr oder weniger anziehen, und diesem gemäſs eine ungleiche Wärmeleitung besitzen. Inzwischen wird es dennoch nicht nöthig seyn, aus dieser Ursache die angegebenen Bestimmungen abzuändern, indem der Verf. den Wärmeverlust durch Ventilation etwas hoch anschlägt, bei strengerer Kälte aber die Nothwendigkeit erfordert, dem dringendern Bedürfnisse der Erwärmung das minder dringende einer fortwährenden Erneuerung der Luft aufzuopfern. Ohnehin nimmt der Verf. die Menge der durch Respiration, Hautausdünstung und Wasserbildung der in den Zimmern sich aufhaltenden Personen verdorbenen Luft viel zu groſs an. Für das bloſse Athmen nämlich (S. 40.) bringt er für einen erwachsenen Menschen 800 engl. Cub. Z. in der Minute in Rechnung, da man kaum 180 p. C. Z. hierfür rechnen kann (s. Gmelin in Gehler I. 422.), und für die Gesammtmenge der durch ein Individuum verdorbenen Luft 5184 C. Z. Nun sind zwar die durch die Haut ausgestoſsenen verunreinigenden Stoffe schwer zu schätzen; allein wenn auf den erzeugten Wasserdampfgehalt so viel gerechnet wird, so beruhet dieses auf einer unrichtigen Ansicht von der Schädlichkeit dieser Dämpfe und der Sättigung der Luft mit denselben, indem es sehr fraglich ist, ob reiner Wasserdampf überhaupt nachtheilig auf die Gesundheit wirkt, auf allen Fall aber ergiebt sich bald, daſs die Angabe des Vf. viel zu hoch ist. Insofern man indeſs allezeit in der praktischen Ausführung etwas mehr thut, als die Theorie strenge fordert, um auch unerwarteten Hindernissen zu begegnen, und ohnehin bei der Dampfheizung die Erwärmung und somit auch die Consumtion von Brennmaterial durch stärkere oder schwächere Feuerung unter dem Dampfkessel sehr gut regulirt werden kann, man nebenbei auch gegen den Einfluſs kurze Zeit dauernder ungewöhnlicher Kälte gesichert seyn muſs, so darf man nach allem diesem sich füglich genau an die Vorschriften des Verf. halten.

Es würde offenbar zweckwidrig seyn, dem Verf. in allen seinen Angaben zu folgen, indem es vielmehr nur darauf an-

Digitized by Google

kommt, anzugeben, was man in diesem Buche findet. Letzteres begreift die zwei Hauptaufgaben, nämlich erstlich: auf welche Weise kann ein gegebener Raum, sey es ein Wohnzimmer, eine Kirche, Theater, Hospital, Gefängniſs, Gewächshaus oder Trockenhaus, am bequemsten und sichersten nach seiner individuellen Gröſse und Beschaffenheit, nach der Zahl und Gröſse seiner Fenster und Thüren, bei einer gegebenen äuſseren Temperatur vermittelst heiſsen Wasserdampfes bleibend zu einer verlangten inneren erwärmt werden; und zweitens: welches ist die erforderliche Gröſse und die beste Einrichtung der Oeffnungen, wodurch in solche Räume nach der Zahl der darin wohnenden Menschen oder der Menge und Beschaffenheit der darin befindlichen Sachen frische Luft von auſsen zugeführt und die verdorbene abgeführt wird. Rücksichtlich des Ersteren sucht der Verf. zuvörderst nach fremden und eigenen Erfahrungen zu bestimmen, wie groſs die Quantität Luft ist, welche nach dem Verhältniſs der Differenz der äuſseren und inneren Temperatur durch die unvermeidlichen Ritzen der Fenster und Thüren entweicht oder durch die Fläche des Glases abgekühlt wird. Hierzu setzt er dann ferner die Menge derjenigen Luft, welche nach der Anzahl der Menschen oder der Menge und Feuchtigkeit der z. B. zu trocknenden Sachen künstlich abgeleitet und von auſsen wieder zugelassen werden muſs. Indem hierdurch nach dem Verhältniſs der specifischen Wärmecapacität der Luft und des Wasserdampfes, dessen Temperatur in den Zuleitungsröhren er zu 75° R. annimmt, die erforderliche Menge des letzteren gefunden wird, so berechnet er ferner hauptsächlich nach den Resultaten eigener schätzbarer Versuche, wie viel Wärme von einer gegebenen Oberfläche eiserner, kupferner, weiſsblechener u. a. Röhren in einer bestimmten Zeit abgegeben wird, und findet diesemnach die für jeden besonderen Fall erforderliche Gröſse dieser Oberfläche. Hieraus ergiebt sich dann weiter, wie groſs die Quantität des in einer bestimmten Zeit erforderlichen Wasserdampfes seyn muſs, und somit kommt er dann ferner auf die Gröſse des hierzu nöthigen Dampfkessels und die Menge des zur Heizung desselben aufzuwendenden Brennmaterials nach der eigenthümlichen Beschaffenheit des letzteren. Für alles dieses sind leichte und bequeme Formeln zur Auffindung anderer, in ähnlichen Fällen erforderlicher, Gröſsen mitgetheilt, wobei zugleich deutlich nachgewiesen ist, auf welchem Wege diese Formeln gefunden sind.

Rec. erinnert sich nicht sonst irgendwo eine so gründliche und praktisch brauchbare Anweisung für diesen Gegen-

Digitized by Google

stand geleſen zu haben, auch pflegen die Baumeiſter bekanntlich nach dem bloſsen Augenmaaſse und nach Gutdünken die Heizapparate den Räumen, welche dadurch erwärmt werden ſollen, anzupaſſen, bleiben alſo blos bei einer rohen Empirie ſtehen. Nun iſt zwar ſchon oben erwähnt, und niemand wird in Abrede ſtellen, daſs bei der Aufgabe der Erwärmung gegebener Räume viel zu viele Bedingungen zu berückſichtigen ſind, als daſs man glauben dürfte, die Berechnungen des Vf. ſeyen ſo haarſcharf richtig, daſs ſie allezeit, bis auf einen einzigen Grad etwa, das verlangte Reſultat geben müſsten. Etwas dieſer Art zu verlangen, würde unvernünftig ſeyn; allein jeder Baumeiſter, welcher in den Fall kommt, ſolche Anlagen zu machen, wird es dem Verf. herzlich danken, durch dieſes Werk in den Stand geſetzt zu ſeyn, die erforderlichen Einrichtungen nach einer ſichern Grundlage herſtellen zu können, ohne wie bisher gänzlich im Finſtern zu tappen, und dieſemnach ungenügende oder übergroſse, unförmliche und unnöthige Koſten verurſachende Apparate anfertigen zu laſſen. Zugleich aber geht auch ein vorzüglicher Nutzen daraus hervor, daſs der Praktiker nach den in dieſem Werke enthaltenen Angaben den Koſtenaufwand, welchen die Herſtellung und Anwendung der Dampfheizungsapparate erfordert, in Voraus berechnen und mit andern Heizapparaten vergleichen kann. Von dieſer Seite iſt alſo das Publicum dem gelehrten Vf. ausnehmend verpflichtet.

Auf gleiche Weiſe vortrefflich ſind zweitens die Anweiſungen, welche hier mitgetheilt werden, um gegebene Räume nach ihrer individuellen Beſtimmung durch Ventilatoren zu reinigen. Im Allgemeinen findet man die auf richtige pneumatiſche Grundſätze gegründeten Regeln über die Gröſse und Lage der anzulegenden Oeffnungen zum Abführen der verdorbenen Luft und Zuführen der friſchen, wobei namentlich die zwei Vorſchläge wohl zu berückſichtigen ſind, zuerſt, daſs man überhaupt die unteren Luftlöcher mit einem feinen Drahtgitter überziehen müſſe, um das Verſtopfen derſelben zu verhüten, hauptſächlich aber um die eindringende Luft gleichſam zu ſpalten und ihre ſcharfe Bewegung dadurch zu mildern; zweitens aber für Krankenzimmer auch dafür zu ſorgen habe, daſs nicht zum Nachtheile der Geſundheit die kalte Luft unmittelbar einſtröme, ſondern erſt in einem andern Raume gehörig erwärmt werde, um den Unterſchied ihrer Temperatur und derjenigen in den Zimmern weniger auffallend zu machen.

Bei der Anweiſung zum Heizen vermittelſt Waſſerdampf iſt der Vf. nicht blos bei dem bekannten Vorſchlage der Dampf-

röhren stehen geblieben, sondern er hat auch andere Einrichtungen angegeben, wie man namentlich solche Röhren in geschmackvollen Formen als Urnen, Schränke, Säulen u. dergl. anbringt, sie durch die Mauern und unter den Fuſsböden fortleitet, an oder in den Wänden fortlaufen läſst u. s. w. Auch hierbei ist stets auf das bestimmte Bedürfniſs Rücksicht genommen, je nachdem man dieselben in Wohnzimmern, Krankenstuben, Opernhäusern, Treibhäusern u. s. w. gebraucht. Eine Einrichtung zur Heizung eines Zimmers durch Dampf, welche eben so geschmackvoll als bequem ist, und vom Verf. im Edinburgh philos. Journ. No. XXIII. gleich nach dem Erscheinen des Werkes bekannt gemacht wurde, findet sich hier leider nicht, und ist ohne Zweifel erst später von ihm ausgedacht. Schade, daſs der Uebersetzer diesen Nachtrag nicht benutzt hat, da doch das genannte Heft der Zeitschrift schon im Januar 1825 auf dem Continente war. Für Treibhäuser, Gewächshäuser und Blumenzimmer, welche wissenschaftlicher Eifer sowohl als auch Luxus in England auf einen hohen Grad der Vollkommenheit gebracht haben, findet man hier die Angaben der Höhe, Weite, Einrichtung, Heizung, und auch Vorschläge zur Bewässerung, ein Gegenstand, welchen Rec. genau zu beurtheilen auſser Stande ist; allein er muſs aus andern Gründen voraussetzen, daſs hierin die theoretischen Kenntnisse und praktischen Erfahrungen des Verf. kaum etwas zu wünschen übrig lassen, und würde ihnen daher benöthigten Falls unbedingt folgen. Auſserdem findet sich noch ein Vorschlag ausführlich erörtert über die Anlegung von Räumen in gröſserer oder geringerer Ausdehnung von stets gleichmäſsiger Temperatur für solche Kranke, welche die Aerzte zu gleichen Zwecken in südlichere Gegenden zu senden pflegen. Wenn man berücktichtigt, wie beschwerlich oft die weiten Reisen in solche Länder sind, wie wenig man im Ganzen dort auf eine stets gleichmäſsige, dem Befinden solcher Unglücklichen angemessene, Temperatur rechnen kann, wie geringe Pflege und wie selten gehörige ärztliche Behandlung sie dort zu erwarten haben, und was für Kosten Reise und Aufenthalt daselbst erfordern, so muſs man dem Verf. beipflichten, wenn er behauptet, daſs nicht blos Mitleiden, sondern selbst auch Speculationsgeist zu einer solchen Anlage im Groſsen an solchen Orten auffordern könnte, welche durch die Natur und anderweitige Bedingungen hierzu vorzüglich geeignet sind. Das Einzige, was dagegen entscheidet, ist der Umstand, daſs die meisten solcher Patienten von den Aerzten gröſstentheils deswegen in südliche Gegenden gesandt

Digitized by Google

werden, weil sie alle Hoffnung dabei aufgeben, und den Verwandten den Anblick des langsamen Absterbens derselben ersparen wollen; und so könnte hierdurch ein solches auf's Beste eingerichtete Haus leicht bald in Miſscredit kommen. Uebrigens sind die Vorschläge des Verf. für eine solche Anstalt im hohen Grade zweckmäſsig.

So weit hat Rec. das Gute und vorzüglich Brauchbare in dem Werke mit gebührendem Lobe angezeigt; es ist nun aber auch nothwendig, die Mängel desselben zu bezeichnen, hauptsächlich nur aus dem oben schon erwähnten Grunde, damit es nicht von Unkundigen, welche sich auf die Autorität des berühmten Verf. verlassen, als richtig und völlig erwiesen in die Wissenschaft eingeführt werde. Wir müssen hierher zuerst die allgemeinen Aeuſserungen über das Wesen und Verhalten der Wärme überhaupt rechnen. Der Vf., welcher in den zur Statik und Mechanik gehörigen Gesetzen der Natur durchaus klassisch ist und eine wahrhaft seltene Gelehrsamkeit und Belesenheit besitzt, hat sich hier auf die Theorieen über das Wesen und das Verhalten der unwägbaren Stoffe, namentlich der Wärme, eingelassen, worin er minder bewandert ist, und obgleich er die wichtigsten Untersuchungen der neuesten Schriftsteller hierüber kennt, so fehlt es ihm doch an den gehörigen Vorkenntnissen, um sich in diesem dunkelen Gebiete überall mit Sicherheit zu orientiren. Weil es zweckwidrig seyn würde, hier jede einzelne Behauptung über die strahlende und die durch Mittheilung verbreitete Wärme, über die zum Schmelzen des Eises erforderliche Wärme, die latente und sensibele des Dampfes, die Sättigung der Luft mit Wasserdampf und den Niederschlag des letzteren zu prüfen, wird es genügen, nur im Allgemeinen zu bemerken, daſs die Angaben theils unrichtig, theils nicht scharf bestimmt sind. Für den Zweck des Verf. war dieses indeſs unnöthig, indem diejenigen Bestimmungen, deren er hier vorzugsweise bedurfte, nämlich der Wärmemenge, welche die verschiedenen zur Heizung durch Dampf brauchbaren Stoffe in einer gegebenen Zeit ausstrahlen, durch eigene genaue Versuche aufgefunden sind, auf deren Zuverlässigkeit man bei der bekannten Gewandtheit des Verf. bauen kann. Hieraus ergiebt sich, daſs Eisenblech mit rostig brauner Oberfläche die meiste Wärme abgiebt, demnächst Eisenblech mit schwarzer glatter Oberfläche, am wenigsten Weiſsblech, ein im Allgemeinen schon durch Rumford bewiesener Satz. Hieraus ergiebt sich dann ferner, daſs Heizungsröhren von Eisenblech vorzugsweise für diesen Zweck zu

Digitized by Google

empfehlen sind. Bei allen den vielen Bemerkungen über die Natur und das Verhalten der Wärme, nebst der Verbreitung derselben durch Strahlung und Mittheilung, hat übrigens der Verf. eine Hauptsache vergessen, welche eben so wichtig als der Mehrzahl der Leser gewiſs höchst interessant gewesen wäre, und worüber Rec. auch seinerseits gern von einem solchen Sachkenner, als Tredgold ist, Belehrung erhalten möchte. Man kann nämlich annehmen, daſs es nur drei Hauptarten der Zimmerheizung giebt, durch mehr oder minder vortheilhaft eingerichtete Oefen, durch erhitzte Luft und durch Dampf, wenn man die meistens ungenügende und auf allen Fall höchst kostspielige Kaminheizung ganz bei Seite setzt. Die erstere erwähnt der Verf., und empfiehlt sie für Schulzimmer, die zweite verbindet er mit der dritten in so fern, als er verlangt, daſs die z. B. in Krankenzimmer strömende Luft vorher in eigenen Räumen durch Dampf erwärmt werde, ohne der namentlich durch Meisner empfohlenen Methode besonders zu gedenken, die dritte ist das eigentliche Object seiner Untersuchung. Es wäre indeſs wünschenswerth gewesen, alle drei rücksichtlich ihrer Vortheile und Nachtheile prüfend zu vergleichen, und hierauf ein Urtheil zu gründen, welche von allen am wohlfeilsten, sichersten und bequemsten angewandt werden kann. Rec. ist seinerseits sehr entschieden für die letztere eingenommen. Die erstere nämlich steht den beiden folgenden nach, weil sie für jedes Zimmer einen besonderen Ofen, also auch nahe eben so viele Kamine und Schornsteine oder Schornsteinschlote erfordert, aus denen eine unmäſsige Menge Wärme unbenutzt entweicht, und so das Brennmaterial im eigentlichen Sinne zersplittert wird. Gegen die zweite Heizung mit heiſser Luft lassen sich eine Menge Einwendungen vorbringen, welche Rec. in seiner oben erwähnten Beurtheilung der Meisner'schen Schrift namhaft gemacht hat, worunter die wichtigsten sind, daſs die Luft wegen ihrer verhältniſsmäſsigen geringen Wärmecapacität auf einen hohen Grad der Temperatur gebracht werden muſs, und daher der durch das Feuer glühend gemachten Luft so viel weniger Wärme entzieht, je heiſser sie selbst ist, wozu noch der Umstand kommt, daſs sie bei strenger Kälte in groſse Zimmer fast glühend eintreten muſs, und also keine volle Sicherung gegen Feuersgefahr gewährt, abgerechnet, daſs die warme Luft aus den Zimmern um so stärker entweicht, je gröſser die Quantität der stets neu zuströmenden ist, ohne daſs man das gleichzeitige Eindringen der äuſseren kalten zu verhüten vermag. Die Heizung mit

Dampf gewährt daher den groſsen Vortheil, daſs das Wasser nur wenig über 80° R. erhitzt werden kann, und daher der unter dem Kessel hinstreichenden glühenden Luft des Feuers so viel mehr Wärme entzieht, und diese durch die groſse Quantität der latenten und sensibelen Wärme des Dampfes der Zimmerluft mittheilt, ohne daſs man ein stärkeres Zuströmen kalter Luft zu erzeugen nöthig hat, als anderweitige Bedingungen unvermeidlich fordern. Es läſst sich dann ferner der Heizungsraum so einrichten, daſs durch diesen wenig Wärme verloren wird, und indem man das abgekühlte Wasser wieder in den Siedekessel zurückleitet, oder zu anderweitigen ökonomischen Zwecken benutzt, so darf man ganz eigentlich behaupten, daſs durch dieses Mittel die gesammte Wärmeproduction des verbrannten Feuermateriales mit unbedeutendem Verluste zur Heizung der Räume verwandt wird. Nimmt man hinzu, daſs diese Methode unter allen am meisten gegen Feuersgefahr sichert, und noch obendrein mit manchen ökonomischen Gewerben, namentlich den Destillationen, als Nebenanstalt verbunden werden könnte; so kann man nicht umhin einzugestehen, daſs sie unter allen die gröſsten und entschiedensten Vortheile gewährt. Aus allem diesem ergiebt sich aber genügend, wie interessant es für Ref. gewesen seyn würde, ein auf Berechnungen gestütztes Urtheil des sachverständigen Verf. hierüber mit seinen eigenen Ansichten vergleichen zu können. Beiläufig muſs Ref. noch erwähnen, daſs der Verf. eine sehr zweckmäſsige und eigentlich wohl nothwendige Einrichtung groſser Dampfheizungsapparate unberührt läſst, nämlich die Hähne oder Klappen, durch deren Oeffnen oder Schlieſsen der Dampfstrom regulirt, und den zu erwärmenden Zimmern in gröſserer oder geringerer Menge zugeführt, oder von ihnen ganz abgeschlossen werden kann; ferner ist des groſsen Vortheils §. 128. nicht gedacht, welcher daraus erwächst, daſs man das Wasser aus den Röhren wieder in den Kessel zurückführt, indem dasselbe hierdurch stets rein erhalten wird, und keinen Pfannenstein absetzt, welcher den Kesseln höchst nachtheilig ist, und ein öfteres Reinigen derselben nothwendig macht.

Auſser diesen allgemeinen Bemerkungen muſs Rec. noch auf einige specielle Gegenstände aufmerksam machen, welche ihm bei'm Lesen aufgefallen sind, und den bloſsen Praktiker leicht irre führen könnten. Im §. 4. behauptet der Verf., man empfände in einer 28 bis 30° R. warmen Luft kaum Wärme, da doch ein bis 16° warmes Zimmer schon unausstehlich heiſs erscheint. Was dann ferner ebendaselbst über die Ver-

dunstung nasser Kleider geſagt wird, iſt eben ſo unhaltbar, da die Temperatur derſelben ohne ſcharfen Luftzug nur wenig unter die der äuſseren Umgebung herabgeht; überhaupt aber iſt rückſichtlich der Empfindlichkeit gegen Wärme und Kälte in der ganzen Abhandlung auf den weſentlichen Umſtand nicht Rückſicht genommen, daſs bei anhaltender Einwirkung äuſserer Wärme auf den menſchlichen Körper die Entwickelung der thieriſchen Wärme bedeutend abnimmt, woraus der unangenehme Eindruck der erſten Kälte im Winter erklärlich wird. Ein Ausdruck §. 50. könnte bei geringerer Aufmerkſamkeit leicht zu Miſsverſtändniſſen führen. Es heiſst nämlich, man müſſe die Gröſse der Oberfläche der erforderlichen Dampfröhren in Quadratfuſsen durch 1800 dividiren, um die Quantität Kohlen zu finden, wodurch der Raum auf 12°, 5 R. zu erhalten ſey, und durch 2100 und durch 2520, um denſelben auf 21° oder 30° R. bleibend zu erwärmen, woraus zu folgen ſcheint, daſs für eine höhere Temperatur eine geringere Quantität Brennſtoff nöthig ſey, welches unmöglich iſt. Genau betrachtet wird man aber finden, daſs in den letzteren beiden Fällen die Gröſse der Oberfläche wächst, und dadurch der Quotient gleichfalls, ohngeachtet des gröſseren Diviſors. Rec. vermiſst ferner in dieſer Abhandlung, ihrer groſsen Vollſtändigkeit ungeachtet, eine wichtige Vorrichtung, welche insbeſondere dann unentbehrlich iſt, wenn das aus dem Dampfe condenſirte Waſſer wieder in den Keſſel zurückläuft, nämlich ein Ventil, welches die in den mit Dampf zu füllenden Räumen enthaltene Luft fortläſst. Solche anzubringen iſt nothwendig, weil ſonſt die Luft nicht entweichen, folglich keine Erfüllung der Röhren mit Dampf und keine Heizung erfolgen kann, und noch obendrein die Spannung der mit Dampf geſättigten Luft bei der Siedehitze mehr als den doppelten Druck der Atmoſphäre betragen würde, worauf ſolche Apparate nicht eingerichtet zu ſeyn pflegen, ſo daſs alſo das Sicherheitsventil gehoben werden, und Luft, aber auch Dampf entweichen würde. In der oben erwähnten Abhandlung im Edinburgh Phil. Journal giebt Tredgold an, daſs man ſolche Ventile zum Entweichen der Luft durch Ausdehnung der Heizröhren mechaniſch öffnen und ſchlieſsen läſst, wonach ſie alſo zugleich bei'm Aufhören der Heizung der Luft das Eindringen verſtatten. Man kann indeſs dieſe Vorrichtung dann entbehren, wenn man das condenſirte Waſſer nach dem auch anderweitig ſchon bekannten Vorſchlage des Verf. durch einen umgekehrten Heber nicht unmittelbar in den Keſſel, ſondern

vorher in eine Cisterne leitet, aus welcher der Kessel geſpeiset wird, eine auch in so fern zweckmäſsige Einrichtung, als durch solche heberförmige Röhren bei'm Erkalten des Apparates auch die äuſsere Luft wieder in die Dampfröhren und den Kessel eindringen kann. Letzteres hält Tredgold nur dann für nöthig, wenn die Apparate dem äuſseren Luftdrucke nicht widerstehen können; allein es ist allgemein erforderlich, da es zweckwidrig seyn würde, die Apparate einem so groſsen Drucke von 14 Pfund auf den Quadratzoll unnöthigerweise auszusetzen, um so mehr, als das Sicherheitsventil sich schon öffnet, wenn der Dampf mit 4 Pfund gegen einen Quadratzoll drückt, oder eine Wassersäule von etwa 9 Fuſs trägt, wobei zu berücksichtigen ist, daſs die Elasticität des siedenden Dampfes im Siedekessel und die der äuſseren Atmosphäre einander gleich sind (s. §. 102.). Unter den Ventilen scheint Tredgold das von Edelkranz angegebene, welches sich zugleich nach Innen und nach Auſsen öffnet, nicht gekannt zu haben, ohngeachtet es sicher eins der besten ist; sinnreich wird man dagegen den Vorschlag finden, neben der mit einem Ventile verschlieſsbaren Röhre, durch welche der Kessel mit Wasser gespeiset wird, eine etwas höhere und oben offene anzubringen, durch welche die Luft eindringen kann, wenn die Spannung des Dampfes im Kessel aufhört. Dagegen wird das neue Dampfvisir des Verf. (Elesticitätsmesser des Dampfes) §. 105, eine metallene Platte zwischen zwei Ringen, welche durch den Druck des Dampfes sich beugen soll, schwerlich Beifall finden.

Rec. hat sich lange bei dem Werke selbst aufgehalten, doch sicher nicht länger, als die Wichtigkeit des Gegenstandes fordert, und es ist Zeit, jetzt noch etwas Weniges über die Uebersetzung zu sagen. Daſs die Uebersetzung eines so bedeutenden Werkes nützlich sey, wird keinen Augenblick bestritten werden, und ist oben schon anerkannt, auch leidet es keinen Zweifel, daſs das Werk Liebhaber finden werde; indeſs darf eine billige Kritik deswegen einige gerechte Vorwürfe nicht zurückhalten. Im Allgemeinen ist zwar die Uebersetzung flieſsend, und scheint auch treu zu seyn, wie sich ohne die Vergleichung mit dem Originale nicht genau ausmitteln läſst, allein daſs einige Stellen weggelassen und dagegen andere vom Uebersetzer eingeschoben sind, ohne beides genau von einander zu sondern, ist eine nicht zu entschuldigende Freiheit, obgleich in der Vorrede dieses im Allgemeinen angegeben ist. Ein jeder Schriftsteller hat das, was er dem Publicum giebt, vor demselben zu verantworten, und daher

Digitized by Google

muſste Hr. Kühn den Text, so weit er ihn zu übersetzen für gut fand, unverändert lassen, und konnte dann allerdings dasjenige, was er zu berichtigen nöthig fand, auf irgend eine ihm beliebige Weise, aber kenntlich bezeichnet, zusetzen. Einige Male ist dieses geschehen, z. B. bei der zweiten Tabelle, welche die specifischen Gewichte (nicht spec. Schwere, denn da alle Materie bekanntlich gleich schwer ist, so kann es, aller Autoritäten ungeachtet, keine specifische Schwere geben) der Gasarten enthält, bei der dritten Tabelle über die Ausdehnung der Körper, welche aus Gehler I. S. 582. genommen ist, und bei der nach Biot's Formel neu berechneten sechsten Tabelle; allein es hätte dieses überall geschehen müssen. Rücksichtlich der Tabellen, wovon die zweite, dritte, fünfte und sechste durch den Uebersetzer umgearbeitet sind, gereicht diese Bemühung dem Werke offenbar zum Vortheile, namentlich für Deutschland, wo man weniger an den Gebrauch der Fahrenheit'schen Skale gewöhnt ist, die Verbesserungen nicht gerechnet, welche die Angaben selbst hierdurch erhalten haben. Namentlich ist die fünfte Tabelle über die Ausdehnung der Gasarten von — 25° bis + 50° R., ihr Volumen bei 12° R. als Einheit genommen, nicht ohne groſse Mühe berechnet, jedoch ist der Zusatz in der Anmerkung S. 191, daſs die Ausdehnung der Flüssigkeiten auf gleiche Weise berechnet werden könne, unrichtig, indem auſser dem Quecksilber keine Flüssigkeit sich regelmäſsig ausdehnt, wie dieses bei der Luft der Fall ist. Endlich wünscht Rec., daſs ein vom Uebersetzer gebrauchtes Wort, der Kocher (boiler) statt Dampfkessel oder Siedekessel, nicht möge eingebürgert werden. Verschiedene Druckfehler, z. B. S. 60. Cubikfuſs Zoll, sind leicht zu verbessern; unangenehmer ist die allgemeine unrichtige Bezeichnung der Figuren auf der zehnten Tafel.

Es läſst sich erwarten, daſs aus einem so ausnehmend nützlichen Werke gar bald Auszüge in die Zeitschriften übergehen werden. Dabei ist indeſs sehr zu wünschen, daſs diese durch Sachkenner gemacht werden, welche mit Weglassung des Ueberflüssigen und zum Theil Unrichtigen die Hauptsache in einer klaren Uebersicht zusammenstellen, um dadurch einer an sich so vortrefflichen Sache leichteren Eingang zu verschaffen.

Muncke.

Digitized by Google

N. 15. 1826.

Heidelberger

Jahrbücher der Literatur.

Sammlung Griechischer und Römischer Autoren bei Teubner in Leipzig.

Wir haben in No. 2. S. 32 f. dieser Jahrbücher, Jahrgang 1826, bei unserer Anzeige des Parthenius ex ed. Passow. bei Teubner, im Allgemeinen der Sammlung classischer Autoren, sowohl Griechischer als Römischer, gedacht, welche in Leipzig bei Hrn. Teubner erscheinen, auch einige von den Autoren nambaft gemacht, welche bereits daselbst erschienen sind. Rec. findet sich um so mehr veranlaſst, näheren Bericht davon zu erstatten, als diese Ausgaben sich in jeder Hinsicht empfehlen, und ihrem Zweck so vollkommen entsprechen. Dieser Zweck nämlich ist kein anderer, als für den Schulunterricht, wie für den Gebrauch bei akademischen Vorlesungen und für das Privatstudium Ausgaben zu liefern, die durch einen von falschen Lesarten wie von Druckfehlern gleich gereinigten Text, so weit solches nach den vorhandenen Hülfsmitteln nur immer möglich ist, durch richtige Interpunction und Orthographie, durch deutliche Lettern, guten Druck, durch ein angenehmes Aeuſsere und billigen Preis allen den Forderungen entsprechen, welche man in dieser Hinsicht zu machen gewohnt ist. Allen diesen Forderungen aber ist in den bisher erschienenen Theilen dieser Sammlung aufs rühmlichste entsprochen; es ist Alles aufgeboten worden, was zu dem bemerkten Zweck dienlich seyn und dem Unternehmen zur Empfehlung gereichen konnte. Darum werden Schulmänner insbesondere mit dem gröſsesten Nutzen diese Ausgaben gebrauchen, und der akademische Lehrer, der diese Ausgaben seinen Vorlesungen über einzelne Schriftsteller zu Grunde legt, wird sich eben so sehr bald von den Vortheilen überzeugen, die diese Ausgaben vor jeden andern bei seinen Vorträgen ihm gewähren. Letzteres mag insbesondere von denjenigen Autoren gelten, die ihres Inhalts wie ihrer Sprache wegen weniger auf Schulen gelesen werden können, sondern mehr für akademische Vorträge oder für Privatlectüre

sich eignen, wie z. B. **Aristophanes**, **Dionysius Periegetes**, die **Griechischen Erotiker** u. s. w. Um aber den Leser in den Stand zu setzen, selber zu übersehen und zu beurtheilen, was in diesen Ausgaben geleistet worden, will Rec. die einzelnen Theile dieser Sammlung durchgehen, und auf das Unterscheidende derselben, was ihnen zur besonderen Empfehlung gereicht, aufmerksam machen.

Aristophanis Comoediae. Ad optimorum librorum fidem cum brevi annotatione critica editae (von Wilh. Dindorf). Lipsiae, sumtibus et typis B. G. Teubneri. MDCCCXXV. Vol. I. 347 S. *Vol. II.* 428 S. 2 Thlr.

In dieser Ausgabe ist, was die Constituirung des Textes anbelangt, von den bis jetzt bekannten kritischen Hülfsmitteln ein Gebrauch gemacht, wie solches in keiner der bisherigen Ausgaben des Aristophanes der Fall gewesen ist. Der Text ist von mannichfachen Fehlern, von manchen unnöthigen Verbesserungen Brunk's (dessen Recension die bisher in den Handausgaben vorherrschende war) gereinigt, und nach den bessern Handschriften berichtigt, insbesondere findet sich eine durchweg verbesserte gleichförmige Schreibart in einzelnen Wörtern, Redensarten u. dergl., so wie in Einführung der bei Aristophanes vorherrschenden Attischen Formen, was in gleichem Maaſse von den Stücken Dorischer Schreibart gilt, welche in einzelnen Dramen (z. B. in den Acharnern) vorkommen. Eben so ist eine bessere Versabtheilung eingeführt da, wo die frühere fehlerhaft und unbegründet erscheinen konnte. Der **erste** Band enthält die **Acharner**, die **Ritter**, die **Wolken**, die **Wespen** und den **Frieden**, den Text mit den Griechischen Argumenten zu Anfange eines jeden Stückes. Am Schlusse des Ganzen von S. 340 — 347. ist die Annotatio critica beigefügt, was Rec. deshalb ausdrücklich bemerken muſs, damit man nicht etwa dieser Annotatio critica auf den bloſsen Titel hin einen allzu groſsen Umfang zuschreibe, der die Masse des Bandes bedeutend vergröſsert und darum dasselbe dem oben bemerkten Zwecke minder entsprechend machen könnte. Denn keineswegs hat der Herausgeber hier alle die Abweichungen von dem hergebrachten Brunk'schen Texte, oder die eigenmächtig, zumal nach handschriftlicher Autorität vorgenommenen Aenderungen aufgeführt, er sagt vielmehr selber: „quae quia longum est exponere omnia, pauca elegi, de quibus hac annotatione dicerem.“ Daher geben die folgenden Bemerkungen einige meist

Digitized by Google

kürzere Verbesserungsvorschläge an, und zwar blos zu den Acharnern, Rittern, Wespen und zum Frieden. In gleicher Kürze sind die Bemerkungen zum zweiten Bande, welcher die übrigen Stücke: die Vögel, die Thesmophoriazusen, Lysistrata, Frösche, Ekklesiazusen und Plutus enthält, abgefaſst; hier nimmt ebenfalls die Annotatio critica keinen grösseren Raum, als von S. 423 — 428. ein, und verbreitet sich auch hier nicht über alle Stücke. Ref. hat sich die Mühe nicht verdrieſsen lassen, bei mehreren Komödien eine genaue Vergleichung der hier gelieferten Recension mit der früheren anzustellen; er fand sich aber auf diese Weise vollkommen überzeugt, wie hier überall ein durchgängig verbesserter und berichtigter Text (worauf hier so viel ankommt) geliefert ist, der unbedingt vor jedem bisherigen den Vorzug behauptet; wie ferner eine seltene Correctheit überall anzutreffen ist, welche zu erreichen, wie Jeder weiſs, der in solchen Dingen eigene Erfahrungen gemacht, keine Kleinigkeit ist. Rec. will hier nur beifällig Einiges aus den Achernern anführen. Z. B. Vers 10. statt des unrichtigen ὅτε δῆτ' ἐκεχήνη steht hier das Richtigere: ὅτε δὴ 'κεχήνη. vgl. vs. 16. Eben so gleich darauf vs. 12. πῶς τοῦτ' ἔσεισέ μου δοκεῖς τὴν καρδίαν statt des bisherigen matten σεῖσαι. Rec. erinnert Zweifler nur an Monk zu Euripides Hippol. 448. Aristoph. Nub. 881. coll. 696 etc. Sollte aber auch statt μου nicht ein μοι hier zu setzen seyn? Ibid. vs. 35. ἤδην für ἤδη. Vs. 68. ist die gewöhnliche Lesart: καὶ δῆτ' ἐτρυχόμεθα διὰ τῶν Καϋστρίων πεδίων ὁδοιπλανῶντες etc.; wofür sich hier nach dem Codex Ravennas findet: ἐτρυχόμεσθα παρὰ Καϋστρίων πεδίων ὁδοιπλανοῦντες, und in der Annotatio critica vorgeschlagen wird: παρὰ Καΰστριον πεδίον. In diesem Fall aber fragt Rec., ob nicht statt des παρὰ ein περὶ aufgenommen werden dürfte? — Vs. 133. ist statt κεχήνατε auf die Autorität des Grammatiker Herodianus aufgenommen die Form κεχήνετε. — Vs. 158. statt ἀποτέθρακε; τίς; das Richtigere ἀποτεθρίακεν. — Vs. 295. ist κᾆτά σ' αὖ χώσομεν verbessert in das Richtige: κατά σε χώσομεν, eben so im folgenden Verse: μηδαμῶς, πρὶν ἄν γ' ἀκούσητ'· ἀλλ' ἀνάσχεσθ' ὦγαθοί (wie zum Theil schon Elmsley emendirte) statt ἀνάσχοισθ', ὦ 'γαθοί. — Vs. 323. δεινά τἄρα πείσομαι, wo bei Brunck γ' ἆρα steht, was grundfalsch und unrichtig ist. — Vs. 601. νεανίας δ' οἵους σὺ διαδεδρακότας. Die auffallende Construction, die Schäfer zu Lambert. Bos. de Ellips. p. 479. zu erläutern suchte, hält der Herausgeber für eine Ausgeburt der Abschreiber, und verbessert demnach οἷος σύ, für welche Structur auch die angeführten Stellen aus Demosthenes und Aeschines zeugen können. Doch kann sich Rec.

noch nicht vollkommen von der Richtigkeit dieser Emendation überzeugen, zumal da die Attraction νεανίας δ' οἷους nicht als irregulär abgewiesen werden kann, wie ähnliche von Matthiä §. 473. Not. 1. pag. 653. angeführte Stellen beweisen. Sollte etwas zu ändern seyn, so würde Rec. lieber vorschlagen οἷους σὲ, wie weiter unten vs. 703. ἄνδρα κυφὸν, ἡλίκον Θουκυδίδην, was auch Matthiä a. a. O. p. 654. erwähnt hat. In den vs. 729 ff. vorkommenden zahlreichen Dorischen Formen und Wörtern hat der Herausgeber insbesondere hülfreiche Hand geleistet, so daſs wenige Verse sich finden, die nicht in irgend einer Weise berichtigt worden. Aber auch im Uebrigen empfiehlt sich dieser Text durch die berichtigte und gleichmäſsig durchgeführte Schreibart, wie z. B. ἁνὴρ (vs. 479.), οὖ (vs. 421.), οὑγὼ (41.), τοὔργον (vs. 8.), ὦνδρες (53.), ὠκβάτανα (vs. 64.), ὀφλὼν (vs. 691. statt des alten ὄφλων, das so wenig richtig ist, als z. B. θίγων, wenn auch gleich Buttmann in der ausführlichen Grammatik S. 204 des zweiten Bandes noch Zweifel hegt; vergl. ibid. S. 149. Auch im Demosthenes ist jetzt überall ὀφλὼν und ὀφλεῖν hergestellt: s. die Praefat. zu Vol. I. pag. XIII.); eben so ist das unrichtig gesetzte jota subscript. bei einer Crasis, als z. B. κἄπειτ' (vs. 426.) und in ähnlichen Fällen überall weggeblieben; was wir um so löblicher finden muſsten, als gerade bei Ausgaben, die den Zweck haben, wie vorliegende, Fehler dieser Art um so nachtheiliger sind, weil durch sie bei den Lernenden so leicht grammatische Irrthümer und Unrichtigkeiten sich fortpflanzen. Auch ist überall statt des bisherigen ἴεμαι, ἰέμην ein ἵεμαι, ἱέμην (z. B. Eqq. 625.) gegeben; über welche Aenderung wir von Ludwig Dindorf zu Euripid. Suppl. 699. eine ausführlichere Erklärung erhalten. Sehr ist es zu loben, daſs, obgleich durch manche Veränderung in der Abtheilung der Verse, wie solche durch die seitdem fortgeschrittene Metrik erforderlich gemacht wurden, die Zahl der Verse bald vermindert, bald auch vermehrt worden ist, dennoch die alte Zählung der Verse durch die dem Rande beigesetzten Verszahlen beibehalten worden ist: ein Verfahren, wodurch der Verwirrung, die sonst unfehlbar veranlaſst wird, am besten vorgebeugt werden, und die Ausgabe selber in den Händen ihres Besitzers um so brauchbarer werden kann.

Digitized by Google

Euripidis fabulae cum annotationibus Ludovici Dindorfii. Vol. I. Medea, Hippolytus, Alcestis, Heraclidae, Supplices, Troades, Rhesus, Ion, Helena. 500 *S. in* 8. *Vol. II. Androm. Elect. Hercul. fur. Bacch. Hec. Phoen. Orest. Iphigen. Cycl.* 541 *S. Lipsiae etc. MDCCCXXV.* 2 Thlr. 4 Gr.

Zu Anfang findet ſich auf den beiden erſten Seiten γένος Εὐριπίδου καὶ βίος, dann folgen die einzelnen Tragödien in der auf dem Titel angegebenen Folge, mit jedesmal vorausgeſetztem Griechiſchen Argument. Von S. 445 — 483. laufen *Scholia Vaticana in Troades et Rhesum*, mit einzelnen Verbeſſerungen oder Verbeſſerungsvorſchlägen, die unter dem Text kurz angedeutet ſind. Von S. 484 — 499. geht die Annotatio critica, ganz in derſelben Weiſe und Anlage, wie wir ſolches bei der Ausgabe des Ariſtophanes bemerkt haben. Auch hier ſind es blos einzelne Bemerkungen zu einzelnen Stellen, welche vorgetragen werden, da eine Angabe aller einzelnen Aenderungen oder Abweichungen von der bisherigen Lesart die Maſse der Annotatio critica allzu ſehr vermehrt und ſo zu befürchten geweſen, daſs der urſprüngliche Zweck und die Beſtimmung dieſer Ausgaben gefährdet würde. Was wir aber über die Conſtituirung des Textes bei Ariſtophanes bemerkt haben, die beſſere Schreibart, die berichtigte Versabtheilung u.ſ.w., muſs auch von dieſer Ausgabe in gleichem Maaſse gelten, und ihr in gleichem Maaſse zur nicht geringen Empfehlung gereichen.

Sophoclis Tragoediae. Cum praefatione Guilielmi Dindorfii. Lipsiae etc. MDCCCXXV. LXXIII und 388 *S. in* 8. 1 Thlr.

Die einzelnen Dramen folgen in der Ordnung auf einander: Ajax, Electra, Oedipus Tyrannos, Antigone, Trachinerinnen, Philoctet, Oedipus epi Kolono, und am Schluſs des Textes S. 385 — 388. Σοφοκλέους βίος. Eine Annotatio critica iſt nicht beigefügt, indem ſtatt ihrer die Praefatio dienen kann. In dieſer nämlich theilt zuvörderſt der Herausgeber die Varianten von drei Mediceiſchen Handſchriften mit, wovon die erſte vorzüglichere aus dem vierzehnten Jahrhundert, auf Pergament geſchriebene (No. 2725. [Γ]) vier Stücke enthält: Ajax, Electra, Philoctet, Oedipus Tyrannos; die beiden andern von minderem Werth, und auf Papier geſchrieben (No. 2788. [Δ] und 2817. [Θ]), aus dem vierzehnten und dreizehnten Jahrhundert, nur drei Stücke: Ajax, Electra und Oedipus Tyrannos enthalten. Daſs dieſe

Handschriften auch für die Constituirung des Textes und Berichtigung mancher fehlerhaften Stellen nicht ohne Nutzen gewesen sind, braucht Rec. nicht noch besonders zu bemerken. Auch Verbesserungen anderer Gelehrten sind mit Nutzen angewendet, eigene Conjecturen seltner zugelassen worden. Die Gründe jeder einzelnen Aenderung und Verbesserung konnten aus denselben Ursachen, wie bei Aristophanes und Euripides, nicht alle angeführt, und somit auch alle die Aenderungen selber nicht namhaft gemacht werden; auch verweist uns der Herausgeber wegen mancher von ihm vorgenommenen Veränderungen auf seine Recension der Wunderschen Ausgabe des Sophocles. So enthalten wiederum S. LVI — LXXIII blos einige einzelne Bemerkungen, besonders metrische, zu einer Anzahl Stellen aus dem Ajax, dem Philoctet und den beiden Oedipus. Wenn auch gleich bei Sophocles dem Herausgeber bessere Vorarbeiten zu Gebot standen, wie bei den übrigen Autoren, und in so fern ihm seine Arbeit erleichtern konnten, so weiſs doch jeder, der mit der Lectüre des Sophocles einigermaſsen vertraut ist, wie viel doch immer hier noch zu thun ist, und welche Schwierigkeiten ein Herausgeber zu bestehen hat. Darum eben wird der hier gelieferte Text um so mehr gerechte Anerkennung und Billigung ſinden, als eben die Arbeiten der Vorgänger und die dadurch weiter vorgeschrittene Kritik des Sophocles mit die Grundlage bilden, und gleiche Vorzüge, wie bei den vorher genannten Ausgaben, auch hier bemerklich sind. In der Zählung der Verse ist, um Verwirrung zu verhüten, dieselbe Zählungsweise beibehalten, die wir oben bei Aristophanes bemerkten.

Homeri Carmina ad optimorum librorum ſidem expressa, curante Guilielmo Dindorfio. Lipsiae etc. MDCCCXXIV. Vol. I. Ilias. II u. 447 S. Vol. II. Odyssea. 348 S. 1 Thlr. 12 Gr.

Aus dem Vorwort des Herausgebers ersehen wir, was auch nähere Einsicht und Vergleichung der einzelnen Stellen bald lehren kann, daſs es hier nicht um eine neue Recension des Textes zu thun war (was auch bei diesem Autor gerade jetzt nicht erwartet, noch verlangt werden kann), sondern daſs es hier hauptsächlich darum zu thun war, einen möglichst correcten Text, dem Bedürfnisse der Schulen u. s. w. entsprechend, zu liefern. Dies ist aber auch in jeder Hinsicht geschehen, und man wird sich in dieser Hinsicht gewiſs vollkommen befriedigt finden. Nur höchst wenige, minder bedeutende Aenderungen sind deshalb von dem Herausgeber

vorgenommen worden, und diese betreffen meistens nur die Orthographie: ein Gegenstand, um den sich auch in den bisher bemerkten Ausgaben des Aristophanes, Euripides und Sophocles die Herausgeber groſse Verdienste, und ihren Ausgaben eigene Vorzüge vor den übrigen verschafft haben. Denn wenn auch manche richtigere Schreibart schon früher anerkannt worden, so hatte man doch bisher noch nicht davon die allgemeine Anwendung gemacht. Unter den Wörtern, welche auf diese Weise hier in berichtigter Schreibart erscheinen, führen wir noch δεύρω an, welche Schreibart auf die Auctorität des Grammatikers Herodianus hin eingeführt worden; wie denn überhaupt die in Schreibart gemachten Aenderungen sich meistens auf die Auctorität alter Grammatiker gründen.

Hesiodus cum brevi annotatione critica edidit Ludovicus Dindorfius. Lipsiae etc. MDCCCXXV. IV u. 108 *S.* 6 Gr.

Zuerst das Leben des Hesiodus aus Proclus, dann folgt bis S. 71. der Text der drei noch vollständig auf uns gekommenen Werke des Hesiodus. Hier sind die bis jetzt bekannten kritischen Hülfsmittel zum Hesiodus sämmtlich so benutzt, daſs wir hier einen möglichst berichtigten und verbesserten Text erhalten, dergleichen die früheren Herausgeber des Hesiodus uns nicht darzureichen vermochten. Einen eigenen Werth erhält ferner diese Ausgabe durch die vollständige Sammlung der Hesiodeischen Fragmente S. 72 — 100. Es ist zum Theil ein Abdruck aus Gaisford poetae minores, wo sich bis jetzt die Fragmente am vollständigsten gesammelt fanden, und auch die Noten von Gaisford und Ruhnkenius sind zum Theil mit abgedruckt. Es hat aber der Herausgeber aus seitdem bekannt gewordenen Grammatikern, die freilich Gaisford noch nicht kannte, dreizehn neue Fragmente hinzugefügt, so daſs die Zahl sämmtlicher Fragmente sich auf h u n d e r t und e i n s beläuft. Die Annotationes füllen S. 101 — 108, sie enthalten kritische und grammatische Bemerkungen, Verbesserungsvorschläge u. dergl.; wir machen insbesondere aufmerksam auf die längere Note zu vs. 617 der Theogonie über Βριάρεως, zu vs. 720 ff. Die Beschreibung des Tartarus hält der Herausgeber für das Werk nicht eines einzelnen Dichters, sondern als aus nicht weniger als acht verschiedenen Gedichten zusammengesetzt, und so hat er versucht, diese acht verschiedenen Gedichte nach den einzelnen Versen auszumitteln und neben einander zusammenzustellen; welcher Versuch gewiſs volle Beachtung verdient.

Theocriti, Bionis et Moschi Carmina edidit Augustus Meineke. Accedit brevis annotatio critica. Lipsiae. MDCCCXXV. 151 *S. in* 8. 10 Gr.

Auch hier ist das Θεοκρίτου γένος und die ὑποθέσεις der einzelnen Idyllen vorausgeschickt, der Text selber dann nach den neuesten Hülfsmitteln berichtigt gegeben, woran sich, wie bei den andern Ausgaben, eine kurze Annotatio critica von S. 144 — 151. anschlieſst, in welcher theils von gemachten Aenderungen Rechenschaft gegeben, theils anderer Gelehrten, so wie des Herausgebers Verbesserungsvorschläge bemerkt und in der Kürze besprochen, theils gebilligt, theils auch öfter als unnöthig abgewiesen werden. Wir müssen übrigens auch bei dieser Ausgabe dasselbe Urtheil, das wir bei den andern Ausgaben ausgesprochen, wiederholen, und dieselben Vorzüge auch dieser Bearbeitung der Griechischen Bukoliker zuerkennen.

Dionysii orbis terrarum descriptio. Recensuit et adnotatione critica instruxit Franciscus Passow. Accessit tabula geographica lapidi inscripta. Lipsiae etc. MDCCCXXV. XV und 104 *S. in* 8. 10 Gr.

Diese Ausgabe verdient in mehr als einer Hinsicht alle Aufmerksamkeit. Vorerst betrifft sie einen Schriftsteller, der in früheren Zeiten mit vielem Eifer gelesen und erklärt, dann, besonders während des verflossenen achtzehnten und auch siebenzehnten Jahrhunderts gänzlich in Vergessenheit gerathen war, und in neueren Zeiten, als die Wichtigkeit dieses Autors und der traurige Zustand desselben mehrere Gelehrte zu einer Bearbeitung desselben veranlaſste, eben diese Männer nach einander durch den Tod dahinschwinden sah. Wir nennen hier nur Bredow, Spohn und Wernicke, lauter Männer, mit eben so viel Kenntniſs und Gelehrsamkeit, als auch kritischen Hülfsmitteln ausgerüstet, der Erstere mit zahlreichen Pariser Collationen, der Letztere unter andern mit den Bemerkungen des gelehrten Lucas Holstenius. Der Verlust muſste um so bedeutender erscheinen, als auch die sonst mit einem brauchbaren kritischen Apparat versehene Ausgabe des seeligen Matthiä in Frankfurt doch einen berichtigten Text keineswegs zu liefern vermochte. Unter solchen Verhältnissen war die Herausgabe eines Schriftstellers, dessen Wichtigkeit und Nutzen jetzt wieder gehörig gewürdigt zu werden beginnt, um so nothwendiger, da wir eines brauchbaren Textes eigentlich entbehrten. Um so erfreulicher aber

muſste diese Ausgabe werden, wenn sie mit neuen kritischen Hülfsmitteln unternommen war, die vereint mit den früher bekannten, einen besseren Text zu liefern im Stande waren: wie solches bei dieser Ausgabe der Fall ist. Mit Beseitigung unnöthiger Conjecturen neuerer Gelehrten, mit Verbesserung falscher Lesarten durch die bemerkten Hülfsmittel, wobei nur weniges, wie Orthographie, Interpunction u. dergl., nach eigenem Ermessen geändert ward, ist dem Herausgeber solches möglich geworden; wobei er sorgfältig beflissen gewesen, jede Stelle, in der er von der Lesart der Handschriften abgewichen, in der Adnotatio critica zu bemerken, und so über keine Lesart uns im Zweifel zu lassen. Nimmt man dazu die meisterhafte Correctheit des Drucks, besonders wenn man die von Druckfehlern wimmelnden und deshalb ganz unleserlichen älteren Ausgaben vergleicht, so müssen wir uns zu dieser Ausgabe doppelt Glück wünschen. Ueber den Verfasser selber und dessen Werk deutet uns Hr. Passow S. XIV und XV seine eigene Ansicht kurz an. Er hält Dionysius für einen Libyer, und setzt die Abfassung des Werkes nicht vor die Regierung des Domitian und nicht nach dessen Tode; auch ist er nicht der Meinung, daſs bedeutende Lücken in diesem Stück sich vorfänden, wie wohl Einige zu behaupten versucht haben. S. 1 — 37. steht der Text; dann S. 38 — 104. die Adnotatio critica. Hiezu wurden die Commentarien des Eustathius, die älteren Lateinischen Uebersetzungen des Avienus und Priscianus und das, was Neuere versucht, benutzt; auch finden sich die Abweichungen von dem Texte des Honorius Stephanus (nach der Ausgabe von 1577.) und Matthiä immer angegeben. Dabei sind die Varianten der von Stephanus, der sechs in der Englischen Ausgabe von Thwaites und der beiden von Matthiä verglichenen Handschriften sorgfältig zusammengetragen, und ihnen die Varianten von fünf andern unbenutzten Handschriften vollständig hinzugefügt. Letztere bestehen aus einer Rhedingerschen Handschrift, 1488 geschrieben und mit der Schellersheimschen meistens übereinstimmend, ferner aus einem Codex Gudianus in der Wolfenbüttler Bibliothek (verglichen durch Hrn. Conrector Krüger), einer Dresdner, einer Münchner und Moskauer. Auſserdem werden noch gelegentlich Varianten mancher andern Codd. angeführt, welche andere Gelehrte in ihren Werken gelegentlich angeführt hatten. An sie knüpfen sich dann weiter die eignen schätzbaren Bemerkungen des Herausgebers. Gelegentlich erhalten wir auch Nachricht von einigen zu Raudnitz an der Elbe in der Bibliothek des Fürsten Lobkowitz befindlichen

Digitized by Google

Handschriften, eilf Griechischen und fünf Lateinischen, worunter ein Plato, ein Diogenes von Laerte, ein Demosthenes, Dionysius Periegetes und Dionysius Areopagita, Einiges von Plutarch's Moralien u. s. w. Die beigefügte Tafel des Dionysischen Weltkreises auf Steindruck ist eine sehr brauchbare Zugabe.

Wir wenden uns nun zu den Prosaikern. Auch hier bemerkt Rec. im Allgemeinen, finden sich überall die Beweise des Bestrebens, den Text auf die Grundlage der älteren, anerkannt besseren Handschriften zurückzuführen, die eigenthümlichen Formen, sey es des Dialekts oder des einzelnen Schriftstellers, wiederherzustellen, mit Benutzung der Resultate neuester Forschungen. Dazu die auſserordentliche Correctheit des Druckes, die wirklich in Erstaunen setzen muſs. Auf diese Weise können wir uns bei manchen Schriftstellern wohl rühmen, hier erst einen gehörig richtigen und ursprünglichen Text zunächst dem, wie er aus der Hand des Verfassers geflossen seyn mag, zu erhalten. Rec. will bei der Anzeige der einzelnen Autoren, die deshalb dem Schulgebrauche sich ganz vorzüglich eignen, diese Vorzüge nicht wiederholen, es genüge hier, sie im Allgemeinen angedeutet und besprochen zu haben.

Aeschinis Orationes. Curavit Guilielmus Dindorfius. Accesserunt Lectiones codicis Havniensis ad orationem contra Timarchum. Lipsiae etc. MDCCCXXIV. 190 S. 10 Gr.

In dem angenehmsten Aeuſseren, niedlichem Druck, scharfen und deutlichen Lettern, die, obgleich klein, doch durch ihre Stellung das Auge nicht angreifen, erhalten wir einen möglichst gereinigten und gebesserten Text des Aeschines, wobei zugleich die Seitenzahlen der Stephan'schen Ausgabe bemerkt, und eine eigne Zählung der Zeilen auf jeder Seite mit 5 — 10 u. s. w. veranstaltet ist. Statt der Adnotatio critica erhalten wir am Schluſs die vollständige Collation der auf dem Titel bemerkten Koppenhagener Handschrift mitgetheilt. Die Collation dieser trefflichen Handschrift der Königlichen Bibliothek zu Koppenhagen No. 415. ist von Hrn. Bloch nach der Reiske'schen Ausgabe gemacht. Am Ende fehlt Einiges wenige in der Handschrift.

Demosthenis orationes edidit Guil. Dindorfius. Lipsiae etc. Vol. I. XVI u. 361 *S. II.* 368 *S. III.* 329 *S.* 2 Thlr. 20 Gr.

Obgleich hier durch Bekkers treffliche Recension schon Viel geleistet, so finden sich doch noch immer viele dunkle, ver-

Digitized by Google

dorbene, schwierige Stellen, welche die hülfreiche Hand des Herausgebers in Anspruch nahmen. Der eben erschienene Band von Schäfers Commentarien bot ebenfalls dem Herausgeber manche Berichtigung und Verbesserung dar. Für die beiden ersten Olynthischen Reden besaſs er überdem eine durch Bloch gemachte Collation der Koppenhagener Handschrift, die auch den Aeschines enthält, mit dem Reiske'schen Texte, und theilt uns dieselbe in der Praefatio S. II und III kürzlich mit. Daran reihen sich von S. III — XIV einzelne Bemerkungen zu verschiedenen einzelnen Stellen in den drei Bänden, die den Demosthenes enthalten, sie geben theils Rechenschaft von den gemachten Aenderungen und Verbesserungen, theils enthalten sie Verbesserungsvorschläge, selbst mit grammatischen Bemerkungen, wie z. B. S. IV über die Schreibung ἢ 'κεῖνος und ähnliches; S. V über εἰ δὲ μή statt εἰ δὲ μή γε; S. IX über δεινὰ καὶ πολλὰ und ähnliches; S. XIII über τέως, dessen Gebrauch für ἕως mit Schäfer den Attikern abgesprochen wird; S. XIV über οὐ γὰρ δὴ — γε u. s. w. Sie ersetzen auf diese Weise die andern Bänden am Schlusse beigefügte Annotatio critica. Ein Index Orationum oder ein alphabetisches Verzeichniſs der einzelnen Reden mit Beifügung der Seitenzahlen und des Bandes, der sie enthält, ist der Praefatio beigegeben. Auch sind, was wir sehr loben müssen, die Seitenzahlen der Reiske'schen Ausgabe am Rande bemerkt, und überdem jede Seite, wie bei Aeschines, nach den Zeilen numerirt. Auch die unächten oder verdächtigen Schriften des Demosthenes, wie z. B. die Briefe und einige Reden, fehlen nicht, es ist aber bei dem Columnentitel das Wort ΔΗΜΟΣΘΕΝΟΥΣ in Klammern eingeschlossen.

Isocratis Orationes. Cum praefatione Guil. Dindorfii. Lipsiae etc. MDCCCXXV. XIV und 408 S. 1 Thlr. 16 Gr.

Diesem mit derselben rühmlichen Sorgfalt und Correctheit besorgten Abdrucke liegt im Ganzen die Bekkersche Recension zu Grunde, die sich mit Recht hauptsächlich auf den vorzüglichen Codex Urbinas aus der Vaticanischen Bibliothek gründet. Den groſsen Verdiensten, die Bekker durch scharfsinnige Ausmittelung der wahren Lesarten aus den jener Handschrift beigefügten Interpolationen der Grammatiker sich erworben, zollt der Herausgeber die verdiente Anerkennung, und giebt selbst noch einige weitere Beiträge hiezu, verbunden mit einigen sprachlichen Bemerkungen, wie z. B. über den Gebrauch des Superlativs von παντοδαπὸς, der den Abschreibern stets ein Anstoſs war, über πρὶν, nicht πρὶν ἤ, vor dem Infinitiv u. s. w. An diese Bemerkungen schlieſst sich an der Abdruck des von

Digitized by Google

Andreas Mustoxydes zuerst herausgegebenen βίος Ἑλλάδος, worauf der Text der einzelnen Reden folgt, am Rande die Seitenzahl der Stephan'schen Ausgabe und die Linienzahlen jeder einzelnen Seite, wie bei Aeschines und Demosthenes.

Isocratis Panegyricus. Ex Recensione Immanuelis Bekkeri a Guil. Dindorſio passim reficta. Brevem annotationem criticam adjecit Gustavus Pinzger. Lipsiae etc. 1825. *IV u.* 63 S. 5 Gr.

Es ist der Text aus der gröſseren Ausgabe des Isocrates abgedruckt; von S. 37. an geht die Annotatio critica, worin der thätige Herausgeber die verschiedenen Lesarten zusammengestellt und so hauptsächlich es möglich gemacht hat, eine klare Uebersicht von allen einzelnen Stellen, deren Lesart geändert worden, zu gewinnen. Darum sind hier die Lesarten des Codex Urbinas vollständig mitgetheilt, aus den übrigen Codd. und alten Ausgaben (die von kritischem Werth sind) nur einzelne Varianten. Da, wo des Vf. Kritik von der seiner beiden Vorgänger, Bekker und Dindorf, abweicht, ist solches mit einem Sternchen bezeichnet. Daſs in der Annotatio bei Anführung der Varianten auch manches andere gelegentlich abgehandelt, manche Beiträge zur Verbesserung oder Erklärung schwieriger Stellen gegeben worden, braucht Rec. wohl nicht noch besonders zu bemerken, um dieser Bearbeitung die verdiente Aufnahme allerwärts zu verschaffen.

Xenophontis Expeditio Cyri. Cum brevi annotatione edidit Lud. Dindorſius. Lipsiae etc. X und 201 S. 10 Gr.

Xenophontis Historia Graeca, cum brevi annotatione et MS. Victoriani varietatibus edidit Lud. Dindorſius. Lipsiae etc. XLI und 220 S. 12 Gr.

Xenophontis Institutio Cyri. Cum brevi annotatione critica ed. Lud. Dindorſius. Lips etc. IX und 253 S. 12 Gr.

Xenophontis Memorabilia. Cum MS. Victoriani varietatibus ed. Guil. Dindorſius. Lipsiae etc. XX und 115 S. 8 Gr.

Xenophontis Scripta minora. Cum brevi annotatione critica ed. Lud. Dindorſius. Lipsiae etc. XXXIX u. 244 S. 12 Gr.

In allen diesen Theilen ist dem Text selber eine gleiche Vervollkommnung zu Theil geworden, und das, was andere Vorgänger geleistet, in gehöriger Weise benutzt: was bei diesem so viel gelesenen Schriftsteller von desto gröſserem Interesse seyn muſs, und diese Ausgabe wegen der Richtigkeit des Textes und gänzlichen Mangels aller Druckfehler so sehr für den

Schulgebrauch empfiehlt. Auch sind immer jedem einzelnen Bande lateinische Summarien von den einzelnen Büchern oder Abschnitten vorausgeschickt, was in jedem Fall angenehm und bequem ist. Da, wo eine Annotatio critica beigefügt ist, ist dieselbe von keinem bedeutenden Umfange und ihrem Inhalt nach gleich der der übrigen Ausgaben, wie wir solches im Vorhergehenden mehrfach bemerkt haben. Was aus Handschriften in dem Texte aufgenommen worden, ist nicht namentlich verzeichnet, sondern nur einzelne Berichtigungen und Verbesserungsvorschläge angedeutet. Bei der *Historia Graeca* ward die von Victorius an den Rand der Aldiner Ausgabe geschriebene Collation einer sonst unbekannten Handschrift benutzt, die einzelnen Varianten in der Vorrede angegeben, zugleich mit einzelnen Bemerkungen des Herausgebers untermischt, die statt der Annotatio critica dienen. Dasselbe ist der Fall bei den *Memorabilien*, wo ebenfalls in der Vorrede die Collation zweier Manuscripte des Victorius, geschrieben an den Rand einer Aldiner und einer Florentiner Ausgabe, mitgetheilt und mit Bemerkungen hie und da begleitet wird. Zu den *Scriptis minoribus* des letzten Bandes (*Oeconomicus*, *Convivium*, *Hiero*, *Agesilaus*, *De Republ. Lacedaem. et Athen.*, *De Vectigall.*, *De re Equest.*, *Hipparchic.*, *Cynegetic.*, *Apolog. Socr.*) haben wir uns zahlreicherer Bemerkungen zu erfreuen, die für die Erklärung vieler Stellen neues Licht anzünden. Lesarten der bekannten Handschriften, die der Herausgeber zurückgeführt und aufgenommen, Verbesserungen der früheren Herausgeber, die in gleicher Weise hier eine Stelle fanden, sind freilich hier nicht aufgezählt, sondern übergangen, und betrifft demnach der Inhalt der Anmerkungen nur Eigenes.

Thucydidis Historia. Curavit Lud. Dindorfius. Lipsiae etc. MDCCCXXIV. *XXII und* 497 S. 1 Thlr.

Die *Vita Marcellini* und die lateinischen Summarien der einzelnen Bücher sind dem Texte vorangeschickt, kurze Annotationes von S. 492 — 497. beschlieſsen denselben. Der Text erfreut sich derselben Berichtigungen, derselben Correctheit, wie Xenophon und die übrigen bisher aufgezählten Autoren.

Plutarchi Vita. Curavit Godofr. Henr. Schaefer. Lipsiae etc. Vol. I. IV und 450 S. 1 Thlr. 16 Gr.

Es enthält dieser erste Band, welchem noch drei andere folgen, und wovon der letzte auch die „*farrago animadversionum*" enthalten soll, den Text der Vitae in der gewöhnlichen Ord-

nung bis auf Aemilius Paulus incl. Vor der Erscheinung der Anmerkungen, denen mit dem Rec. gewiſs alle Freunde des Plutarch mit Verlangen entgegensehen, wird man daher nicht näher ins Einzelne eingehen können. So viel aber kann Rec. durch Vergleichung einzelner Vitae versichern, daſs der Text, obwohl auf denselben Grundlagen beruhend, wie die früheren von Schäfer besorgten Textesausgaben, doch hier in verbesserter Gestalt erscheint. Die Anmerkungen sollen hauptsächlich Kritik, auch wohl Erklärung betreffen, und Einzelnes aus Coraji's Noten enthalten. Für den bequemen Gebrauch ist durch Beifügung der Seitenzahlen der Frankfurter Ausgabe gut gesorgt. Sonst auch theilt diese Ausgabe dieselben empfehlenswerthen Eigenschaften der übrigen Ausgaben.

Herodoti Historiarum libri IX. Cum brevi annotatione Aug. Matthiae et Henr. Apetzii. Lipsiae 1825. *Vol. I. VIII und* 306 S.

Dieser erste Band enthält den Text der vier ersten Bücher, nebst den vorausgehenden Lateinischen Summarien jedes Buchs. Hauptsächlich ist die Gaisford'sche Recension befolgt worden, jedoch mit einzelnen Veränderungen in Formen u. dergl., wie solche der Herausgeber für nöthig erachtete, worüber die dem zweiten Bande beigegebene Annotatio uns im Einzelnen belehren soll. Sie wird dann auch manche Beiträge für die Erklärung einzelner Stellen enthalten.

C. Julii Caesaris Commentarii de bello Gallico et Civili. Accedunt libri de bello Alexandrino, Africano et Hispaniensi. E recensione Francisci Oudendorpii. Textum passim refinxit, annotationem criticam adjecit Jo. Christoph. Daehne. Lipsiae etc. 1825. *XI und* 421 S. 18 Gr.

Dem Text dieser Ausgabe liegt der Oudendorp'sche Text von 1740 zwar zu Grunde, aber theils ist nach der Oberlin'schen Ausgabe manches in Interpunction, Schreibart u. dergl. geändert, theils nach den seither bekannt gewordenen Handschriften und den Bemühungen anderer Gelehrten manches berichtigt, jede Abweichung jedoch sorgfältig in den Annotationes bemerkt, worin auch zugleich manche andere kritische Bemerkungen vorgetragen, Verbesserungsvorschläge gemacht und mit Gründen unterstützt werden, die auch sprachlichere Erörterungen herbeiführen. So erhalten wir hier die Angabe der hauptsächlichsten Varianten aus den gröſseren Ausgaben von Oudendorp, Morus, Oberlin, Held, Herzog, Lemaire, welcher letztere insbesondere mehrere gute Pariser Handschrif-

Digitized by Google

ten benutzte, ferner aus drei älteren Ausgaben, zugleich mit Benutzung des für Kritik wie für Erklärung oft so wichtigen Griechischen Uebersetzers. Der Herausgeber wird dafür mit vollem Recht auf den Dank aller Freunde des Cäsar rechnen können, um so mehr, da seine so verdienstliche Arbeit so höchst mühevoll war, da sie mit solcher Genauigkeit, Pünktlichkeit und Gewissenhaftigkeit (welche sich besonders auch in Constituirung des Textes kund giebt), und mit gleicher Ausdauer unternommen worden. Diese Annotationes reichen, bei höchst compendiösem, aber doch sehr correctem und leserlichem Druck, von S. 345 — 421, und bilden darum auch eine für den Kritiker und Gelehrten gleich willkommene und wichtige Sammlung. In der Vorrede findet sich dabei die Angabe der hauptsächlichsten und wichtigsten Handschriften des Cäsar, wie der im Druck erschienenen Ausgaben desselben, und eine kurze Zeittafel der Hauptmomente in dem Leben Cäsars, nach Wetzel's Tabelle. S. 324 — 343. nehmen, nach den vollständigen Schriften, die Fragmente ein, sie schlieſsen mit Anführung der Dicta Caesaris, so wie der Zeugnisse und Urtheile Anderer, Zeitgenossen wie späterer Autoren, über Cäsar. Möge das Gesagte hinreichen, auch dieser Ausgabe überall geneigte Aufnahme zu verschaffen, und den Herausgeber die gebührende Anerkennung seiner Bemühungen finden lassen.

P. Virgilii Maronis Opera omnia. Ad optimorum librorum fidem recensuit et in usum scholarum edidit Jo. Christ. Jahn. Lips. etc. MDCCCXXV. *XXXIII und* 456 S. 18 Gr.

Obgleich in neueren Zeiten Vieles von verschiedenen Seiten her für Virgil geleistet worden ist, so wird man doch nicht läugnen können, daſs die Kritik immer noch hier ihre groſsen eigenen Schwierigkeiten hat, und die Herausgabe dieses Dichters, wenn ein berichtigter, auf handschriftliche Auctorität gegründeter Text geliefert werden soll, wie solches bei den übrigen Ausgaben dieser Sammlung der Fall ist, keine leichte Aufgabe ist. Um so mehr müssen wir uns freuen, daſs die Bearbeitung dieses Dichters so geschickten Händen anvertraut worden, die uns einen solchen Text wirklich zu geben vermochten. Mit Recht bemerkt der Herausgeber, wie eigentlich unter der Menge Handschriften, die zu Virgil bereits verglichen worden, vorerst eine kritische Sichtung vorgenommen werden müsse, mit Bezug auf die Richtigkeit der Collation und die Interpolation mancher dieser Hand-

Digitized by Google

schriften. So ziehen **Heinsius** und **Heyne** die Mediceische Handschrift vor; unser Herausgeber ist wegen der von Turcius Rufus Apronianus in dieser Handschrift gemachten Aenderungen geneigt, der Römischen Handschrift den Vorzug zuzuerkennen. Doch hat er wegen des allgemein eingeführten Gebrauchs der Heyne'schen Recension dieselbe in den meisten Fällen beibehalten, und nach dem Römischen Codex nur da geändert, wo auch andere gute Handschriften damit übereinstimmten; im Uebrigen aber auch Sorge getragen, die unnöthig gemachten Verbesserungen auszumerzen, insbesondere den ungerechten Verdacht, der auf vielen Versen des Virgils haftete, zu beseitigen, wobei **Weichert's** Abhandlung „de versibus aliquot P. Virgilii et C. Valerii Flacci injuria suspectis" insbesondere benutzt wurde. Derselbe Gelehrte überliefs auch dem Herausgeber seinen ganzen für den Virgil gesammelten Apparat, wovon uns hier Vieles mitgetheilt wird. Bei den **Georgicis** wurde an einigen Stellen Spohn's Handschrift, bei den **Bucolicis** die Collation eines Zwickauer Codex benutzt. Doch sind beide Handschriften nicht sehr alt, und enthalten nur wenig Brauchbares. In den kleineren, dem Virgil beigelegten Gedichten ward nur Weniges geändert, weil bedeutende Hülfe hier nur von guten Handschriften zu erwarten war. Eine Introductio giebt über das Leben des Virgil, dessen Schriften und deren Schicksale die erforderliche Auskunft denjenigen, für welche diese Ausgabe bestimmt ist. Dann folgt der Text, nach den oben angeführten Grundsätzen und den bemerkten Hülfsmitteln berichtigt, in correctem Drucke, und von S. 352 ff. — 456. die Annotationes zu den verschiedenen einzelnen Werken des Dichters. Es kann hier nicht der Ort seyn, ausführlicher in das Einzelne dieser so schätzbaren Annotationes einzugehen, und auf diese Weise im Einzelnen die Verdienste des Verfassers und die Vorzüge seiner Arbeit hervorzuheben; wir müssen uns daher begnügen, im Allgemeinen die Freunde des Virgilius aufzufordern, diese Bemerkungen näher zu durchgehen, und die zahlreichen exegetischen, grammatischen, metrischen und kritischen Erörterungen eines ernstlichen Studiums zu würdigen.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

N. 16. 1826.

Heidelberger

Jahrbücher der Literatur.

Sammlung Griechischer und Römischer Autoren bei Teubner in Leipzig.

(*Beschluſs.*)

T. Livii Patavini Historiarum libri qui supersunt omnes et deperditorum fragmenta. Editionem curavit, brevem annotationem criticam adjecit Detl. C. G. Baumgarten-Crusius. Tom. I. L. I - X continens. Lips. etc. 1825. *VIII und* 484 S. 16 Gr.

Ein vieljähriges Studium, eine langwierige Bekanntschaft, welche der Herausgeber mit den Schriften des Livius gepflogen, und eine vertraute Kenntniſs der Sprache dieses Schriftstellers konnten wohl den Herausgeber vor Andern zur Herausgabe des Livius befähigen, und das Publicum andererseits erwarten, dasselbe zu erhalten, was es bei den übrigen Ausgaben erhalten hat, einen berichtigten, lesbaren Text, worin Fehler der Handschriften, schlechte Lesarten und unnöthige Conjecturen eben so sehr vermieden, als richtigen, kritisch begründeten Lesarten der gebührende Platz wieder eingeräumt worden, um so einen der ursprünglichen Handschrift so viel als möglich genäherten Text zu erhalten. Nach einer kurzen Einleitung über Leben und Schriften des Livius, so wie deren Schicksale und Bearbeitungen, folgt alsbald der in jeder Hinsicht correcte Text; dann von S. 464 — 484. die Annotatio critica, nicht in der Ausdehnung, wie bei den eben bemerkten Ausgaben des Virgil und Cäsar, sondern etwas kürzer, aus kritischen Bemerkungen, auch einigen sprachlichen Erörterungen, die an erstere sich anknüpfen, bestehend.

Wir schlieſsen unsern Bericht mit dem Wunsche des gedeiblichsten Fortgangs dieser Unternehmung, und werden von den in der Folge erscheinenden weiteren Theilen zu seiner Zeit unsere Leser in Kenntniſs setzen.

Die Preise sind blos von den ordinären Ausgaben verstanden, während auch bessere zu höheren Preisen existiren.

Digitized by Google

Berlin, bei Suhr: Chronologisches Handbuch der neuesten Geschichte. Enthaltend die Begebenheiten vom Anfange der französischen Revolution an bis zum Ende der Revolution in Spanien, 1789 *bis* 1823. *Herausgegeben von* K a r l S t e i n. 275 S. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Seit die chronologischen Handbücher von Wedekind so vielen Beifall gefunden haben, sind gröſsere und kleinere chronologische Werke wie Pilze aus dem Dintenfasse unserer allzeit fertigen Büchermacher hervorgestiegen, und das Anfertigen derselben scheint ihnen ein leichter und einträglicher Erwerbszweig zu seyn. Ohne die erforderlichen historischen Kenntnisse, ohne richtigen Tact, ohne eine Ahnung davon zu haben, daſs mit Wedekind's Werken, so schätzbar sie auch sind, nicht Alles gethan sey, daſs namentlich sein chronologisches Handbuch der neueren Geschichte von 1740 bis 1815 ohne festen Plan gearbeitet, viel Unwichtiges darin aufgenommen und viel Wichtiges darin übergangen worden ist, daſs es endlich nicht wenig unrichtige Data enthält, schreiten diese Menschen rüstig ans Werk, excerpiren die Wedekind'schen Bücher so gut sie es verstehen, lassen davon weg und setzen hinzu, was ihnen gut dünkt, und — das Werk ist fertig. So hat ein gewisser H e i s e r vor einigen Jahren ein chronologisches Taschenbuch herausgegeben, dem man nicht Unrecht thut, wenn man behauptet, es sey unter aller Kritik; so hat H e s s e l seinem genealogisch statistischen Almanach eine nicht weniger als 108 Seiten enthaltende, roh und flüchtig gearbeitete chronologische Uebersicht von Noah bis zur Schlacht bei Ayaruche anhängen zu müssen für dienlich erachtet, die nun von Jahr zu Jahr mit allen ihren Ungenauigkeiten unverändert abgedruckt wird.

Was nun das vorliegende Werk betrifft, so zeichnet es sich weder durch Planmäſsigkeit, noch durch gute Auswahl, noch endlich durch Genauigkeit vor den bisher erschienenen zahllosen chronologischen Büchern und Büchlein aus. Seit der Erscheinung der dritten Auflage seines chronologischen Taschenbuchs hätten sich — bemerkt der Verf. in der Vorrede — die merkwürdigen Erscheinungen der Zeit nicht minder gehäuft als zuvor, und so sey in ihm der Gedanke entstanden, das gegenwärtige Handbuch herauszugeben. Ist das aber ein hinreichender Grund, um ein, wie uns bedünkt, ganz überflüssiges Werk anzufertigen? Statt eine neue Auflage seines chronologischen Taschenbuchs abzuwarten, in die er dann die neuesten Ereignisse hätte aufnehmen können, hat er lieber ein neues Buch herausgeben wollen. Wenn er aber denn doch

Digitized by Google

dies für gerathen fand, so hätte er den von Wedekind ausführlich dargestellten Zeitraum von 1789 bis 1815 ganz weglassen und seine Arbeit erst mit dem Jahre 1815, wo Wedekind aufhört, anfangen sollen. Wer das Wedekind'sche Werk besitzt, für den ist die von dem Verf. gelieferte Darstellung des Zeitraums von 1789 bis 1815 ohne allen Werth, indem sie sich zu der Wedekind'schen nur wie ein flüchtiger und ungenauer Auszug verhält. Der Verf. bittet, an seine Arbeit keine zu hohen Forderungen zu machen; aber eben, weil er etwas ganz Ueberflüssiges unternommen, und statt seines Vorgängers Werk zu berichtigen, sich begnügt hat, dasselbe zu excerpiren, ja zu verschlimmbessern, so ist es Pflicht, seine Arbeit strenge zu beurtheilen, um wenigstens Andere von solcher Buchmacherei abzuschrecken.

Hinsichtlich seiner Quellen (bemerkt der Verf.) habe er Wedekind's Handbuch der Welt- und Völkergeschichte, sein eigenes chronologisches Taschenbuch und die allgemeine Zeitung benutzt.

Es erregt schon ein schlimmes Vorurtheil, wenn jemand, der sich für berufen hält, historische Werke herauszugeben, Quellen und Hülfsmittel nicht zu unterscheiden weiſs. Von den angeführten Werken kann blos die allgemeine Zeitung als Quelle betrachtet werden, die beiden andern sind nur Hülfsmittel.

Lebte der Verf. an einem Orte, wo ihm sonst keine literärischen Hülfsmittel zu Gebote stünden, so wäre er zu entschuldigen, wenn er für seine Angaben nichts als eine Zeitung anzuführen wüſste. Da er aber in Berlin lebt, wo sich eine eben so zahlreiche als vortreffliche Bibliothek befindet, so ist es in der That unverzeihlich, daſs er das Recueil von v. Martens, die Archives diplomatiques und die bei Brockhaus erschienenen europäischen Constitutionen (um so vieler anderer Quellen und Hülfsschriften zu geschweigen) gar nicht benutzt hat.

Der Verf. hat den von ihm dargestellten Zeitraum wieder in Perioden getheilt, wovon wir keinen Grund einzusehen vermögen. Die dritte Periode von dem Brande von Moskau bis zum zweiten Pariser Frieden ist, als nur drei Jahre in sich begreifend, offenbar zu kurz; besser wäre es gewesen, die zweite mit dem Sturze des französischen Kaiserthrons (1814) zu schlieſsen, und die dritte von da bis 1823 herabzuführen. Wie ungleich übrigens diese Perioden bearbeitet sind, ergibt sich schon aus der Seitenzahl: die erste von 1789 bis 1799, welche an hochwichtigen Ereignissen keiner nach-

16 *

Digitized by Google

ſteht, wird auf 24 Seiten abgefertigt, während die dritte nur drei Jahre begreifende 45 Seiten und die vierte 73 Seiten einnimmt. So iſt von Plan und zweckmäſsiger Auswahl der Begebenheiten nirgends eine Spur zu finden.

Der Verf. hat ſeinem Werke eine Einleitung voranſchicken zu müſſen geglaubt, welche von 1661 anhebt, und gegen das Werk ſelbſt ſonderbar abſticht, das nur Facta ohne Urtheil liefert, während jene Raiſonnement enthält. Er hat vergeſſen, daſs er ja kein hiſtoriſches Compendium, ſondern nur „ein Hülfsmittel zur Erinnerung an die Vorgänge unſerer Zeit“ zu ſchreiben beabſichtigte. Die Einleitung hätte daher als ein wahres hors d'oeuvre ganz wegbleiben ſollen.

Es iſt ſchon oben bemerkt worden, daſs dem vorliegenden Werke kein Plan, wonach ſich die mehrere oder mindere Ausführlichkeit und die Auswahl der aufzunehmenden Thatſachen richtete, zum Grunde liege, und die meiſten Facta nicht allein ungenau, ſondern viele derſelben ſogar unrichtig angegeben ſeyen. Dieſe harten Beſchuldigungen ſollen nun erwieſen werden.

Dem Werke fehlt es durchaus an einem feſten Plane. Die Frage: was iſt wichtig? was aufzunehmen, was nicht? hat dem Verf. kein Kopfbrechen verurſacht, und er hat beſonders in der neueſten Zeit eine Menge unbedeutende Facta, nichts entſcheidende Gefechte, die Stiftung von Ehrenmedaillen (S. 97.), einen Studententumult (S. 136.) und dergleichen aufgenommen, während er ſehr wichtige Begebenheiten, wie z. B. die Revolution von Venedig, entweder ganz übergangen oder nur flüchtig berührt hat. So weiſs er von der Revolutionirung der Schweiz im Jahre 1798 (die freilich auch von Wedekind höchſt dürftig und unbefriedigend dargeſtellt worden iſt) nichts zu ſagen, als unter'm 26. Jänner „Lemaniſche Republik“ und unter'm 12. April „Proclamation der helvetiſchen Republik“. Der zahlreichen Verfaſſungsurkunden der neueſten Zeit hat er mit wenigen Ausnahmen keine Erwähnung gethan.

Der Ausdruck iſt faſt durchgehends ungenau und aus zu weit getriebener Kürze oft unverſtändlich. Belege dazu finden ſich auf jeder Seite. Gleich die erſte Seite, wo doch der Fleiſs des Verf. noch nicht erlahmt ſeyn konnte, zeigt, wie wenig Sorgfalt er auf den Ausdruck verwendet und wie leicht er ſich die Arbeit gemacht hat. Wenn es z. B. daſelbſt heiſst, „Schwur im Ballhauſe“, ſo erfährt man weder, wer geſchworen habe, noch was geſchworen worden iſt. Von dem Aufruhr in Rom am 28. Dec.

Digitized by Google

1798 heiſst es blos „Unruhe in Rom (Duphot)“; der Ausdruck Unruhe sagt viel zu wenig, und daſs der französische General Duphot erschossen worden, erfährt man gar nicht. Diese Nachlässigkeiten im Ausdrucke verdienen um so schärfere Rüge, als diese Facta bei Wedekind richtig angegeben sind.

Der Verf. scheint es oft selbst zu fühlen, wie ungenau und unverständlich er sich ausgedrückt habe, und sucht dies durch einen in Parenthesen eingeschlossenen Nachtrag wieder gut zu machen, der oft seltsam genug lautet. Statt z. B. zu sagen: „Friede zu Werelä zwischen Ruſsland und Schweden“, sagt er: „Friede zu Werelä (Ruſsland und Schweden)“. Bei der „Stürmung der Bastille“ setzt er in Parenthese bei („Volkswuth“), und bei'm 4. Mai 1821 bei „Ermordung des Hofkaplans Vinuesa“ bei („Hammer“), ein Beisatz, der wohl Vielen unverständlich seyn dürfte.

Wedekind gibt bei den kriegerischen Ereignissen wenigstens die beiderseitigen Oberbefehlshaber an; der Verf. nennt blos den Sieger, z. B. „Schlacht bei Wagram (Napoleon)“. Bei den Capitulationen von Festungen sagt er nicht, an wen sie übergegangen sind; so heiſst es z. B. unter'm 2. Febr. 1797 blos: „Capitulation von Mantua.“ Bei den Friedensschlüssen und Verträgen werden die paciscirenden Mächte fast nirgends angegeben. So heiſst es z. B. blos: „Friede zu Campo Formio, Luneville, Amiens, Preſsburg, Wien u. s. w., Tractat zu Valencay“ u. s. w. Die beiden Friedensschlüsse zu Tilsit machen eine Ausnahme, die um so weniger unerwähnt bleiben darf, als die Ungenauigkeit beim Verf. Regel ist.

Das Datum vieler Thatsachen ist unrichtig. So heiſst es z. B. unter'm 30. Sept. 1790. „Tod Josephs II. Kaiser Leopold II.“ Der letztere wurde an diesem Tage zum Kaiser erwählt; Joseph II. war bereits am 20. Febr. dieses Jahres gestorben. Eben so unrichtig heiſst es unter'm 1. März 1792. „Kaiser Franz II.“, da er doch erst am 5. Juli zum Kaiser gewählt wurde. Auf den 16. März desselben Jahres wird der Tod Gustavs III. gesetzt, der doch an diesem Tage nur verwundet wurde, und erst am 29. März starb.

Daſs der Verf. den Todestag so vieler Gelehrten unter die politischen Begebenheiten gemischt hat, ist nicht zu billigen. Wenn er sie denn doch nambaft machen wollte, so hätte er ein eigenes chronologisches Verzeichniſs derselben seinem Buche anhängen sollen.

Um das Aufsuchen der „Facten“ (sic!) und Personen zu erleichtern, hat der Verf. ein alphabetisches Verzeichniſs beigefügt. Wedekind hat dies bei seinem ungleich ausführlichern

Werke unterlassen, und nach unserm Dafürhalten wohl daran gethan. Wer so unwissend ist, daſs er z. B. nicht weiſs, in welchem Jahre die Schlacht bei Marengo geliefert oder der Friede von Luneville geschlossen worden ist, dem kann die Angabe des Datums allein nicht viel helfen, und der thut wohl, sich nach andern Hülfsmitteln, z.B. dem Conversationslexikon umzusehen, wo er mehr Belehrung findet. Ueberhaupt sind chronologische Werke nicht für Unwissende, sondern nur für Sachkundige von Nutzen.

Wir könnten das Verzeichniſs von Nachlässigkeiten und Unrichtigkeiten noch sehr vermehren, wenn es dessen bedürfte; bei dem vorliegenden Werke, das wir für völlig unbrauchbar zu erklären kein Bedenken tragen, sind wir nur deswegen so ausführlich gewesen, um Andern, die aus Geistesarmuth, Trägheit oder Hunger für gut finden sollten, chronologische Werke anzufertigen, an einem warnenden Beispiele zu zeigen, daſs es mit dem bloſsen Excerpiren und rohen Compiliren nicht gethan sey.

Histoire des Confesseurs des Empereurs, des Rois et d'autres Princes. Par Mr. Grégoire, ancien Evêque de Blois. Paris. 1824. 8.

Geschichte der Beichtväter von Kaisern, Königen und andern Fürsten. Aus dem Franz. des Bischofs Grégoire. I. Th. 250 *S. II. Th.* 182 *S.* 8. *Leipzig, bei Leop. Voſs.* 1 Thlr. 18 Gr.

Eine erschöpfende Geschichte war die Absicht des Verf. nicht. Aber zu wie vielen interessanten Beleuchtungen, zu welchen Blicken in die Höfe, in die Orden, besonders in den Orden eines P. La Chaise und Le Tellier, die Auswahl solcher Fragmente Anlaſs gebe, sieht man zum voraus. Der Scharfsinn des Verf. hebt das wichtigste, das treffendste, hervor; die Klarheit seiner Darstellungen macht es anschaulich, sein religiöser Sinn ist überall durchleuchtend, und streut die Beweise aus, daſs er für einen höhern Zweck schrieb, als zur bloſsen Unterhaltung. Die Uebersetzung ist sehr lesbar. Doch hätte sie manche phraseologische Dehnungen sich ersparen können.

Für die Geschichte der fürstlichen Beichtväter hatte man einzelne Nachrichten in nicht gehaltvollen, wenig verbreiteten Schriften, wie Historia de Apostolico sacrario aut. Angelo Rocca. Rom. 1605. 4. — Histoire ecclesiast. de la

cour de France par Guill. Du Péyrat. Paris 1645. fol. — Histoire de la Sainte Chapelle des Rois de France par Archon. 2 Vol. 4. 1715. — Histoire ecclesiast. de la cour de France par l'Abbé Oroux. 2 Vol. 4. Paris 1776. — Dreux Duradier hat in seinen Recréations historiques (in 12. 1767.) eine Geschichte der Narren am französischen Hofe. Um so mehr muſs man sich wundern, daſs ein ungleich wichtigerer Gegenstand die Feder keines Schriftstellers beschäftigte. Die Beichtväter, von denen hier gesprochen wird, hatten meistens in Ländern Einfluſs, wo der Freisinnigkeit durch absolute Macht Stillschweigen auferlegt ist. Man malt ja aber auch Schiffbrüche, und giebt die Gefahren an, um den Schiffer zu warnen. Zola, ein gelehrtes Mitglied der Universität Padua, hat bewiesen, daſs, schreibt man eine Kirchengeschichte, man die Miſsbräuche nicht zu verschweigen habe — De vitanda, in historia, calamitatum ecclesiae dissimulatione. 12. Padiae 1777. — Zola bekämpft das Vorurtheil, nach welchem Mancher Unordnungen duldet oder verschleiert, aus Furcht, man könnte der Religion schaden, und auf das Priesterthum einen Schatten werfen, sobald man die bösen Thaten der damit Bekleideten aufdeckt. Untreue Beamte suchen sich wohl hinter den Mantel der Unverletzbarkeit des Regenten zu flüchten. Sie schreien, man greife die Regierung an, indem man die ihr verantwortlichen Beamten enthüllt. Eben so ist es mit unmoralischen Geistlichen, die das Interesse ihrer Leidenschaften mit dem des Himmels verwechseln und aller Welt glaublich machen wollen, ein Angriff auf ihre Vergehungen sey eine feindselige Handlung gegen die Religion, namentlich gegen die sogenannte Staatsreligion.

Da dieser Zweig der Geschichte noch so wenig bearbeitet ist, kann man nicht immer die Wahrheit und die sie bedingenden Umstände vollständig ausmitteln. Wo wären diese wohl zu finden? Etwa in den „historischen“ Romanen, deren seit den angeblichen Anecdotes de la cour de Philippe Auguste par Mademoiselle de Lussan bis zur La Duchesse de Valière par Madame de Genlis so viele hervorkommen? In diesen Zwittergeburten der Literatur, wo Wirklichkeit und Dichtung verschmolzen, die Geschichte verwirrt, und jede Thatsache wie ein Traum dargestellt ist? Die Geschichte der fürstlichen Beichtväter wird auch deswegen unvollkommen seyn, weil viele Dinge mit dem Geheimnisse des Amtes, das sie verwalten, zugleich begraben wurden. Den wichtigsten

Digitized by Google

Grund entdeckte schon Tacitus vor 1700 Jahren —: *Rara temporum felicitas, ubi etc.*

Ueber die Beichtväter am französischen Hofe, deren Thun und Treiben schärfer, als irgendwo, beobachtet wurde, verbreitet sich der Verf. am meisten, weil sie dort mehr, als an andern Höfen, einen groſsen Einfluſs gehabt haben. Wir geben einige Proben aus den Skizzen (S. 116 ff.) über Ludwig XIV. Einige Tage vor seinem Tode sagte der Jesuite La Chaise (seit 1675 Beichtvater bei jenem) dem König: „Sire! ich bitte Sie um die Gnade, meinen Nachfolger aus meinem Orden zu wählen. Dieser ist Eurer Majestät so sehr ergeben, ist so ausgebreitet und so zahlreich, Alle sind für die Ehre des Ganzen eingenommen. Man könnte in dem Falle einer Ungnade nicht für ihn stehen, und ein böser Stoſs ist doch bald geführt." Der König (so derb von dem Todtkranken an das Schicksal Heinrich des IV. gemahnt) war von dem Antrage so ergriffen, daſs er ihn seinem ersten Wundarzte Marechal mittheilte. Mémoires de Duclos Tom. I. p. 134. Vgl. Les Jésuites tels qu'ils ont été dans l'ordre politique etc., par M. S.... (Silvy), ancien magistrat. 8. Paris 1816. p. 298. 133. La Chaise wurde wirklich von seinem Confrater, Michel Le Tellier, ersetzt, welcher selbst seines Vorgängers Tod bedauern machte. Mit solchen Zügen ist Le Tellier sogar von einem seiner Ordensbrüder in unsern Tagen gemalt worden; s. Mémoires de Géorgel. Paris 1817. 8. Tom. I. p. 47. Abbé Géorgel sagt, indem er von den nicht zu entschuldigenden Fehlern des Pater Le Tellier redet, daſs „dieser Mann, von harter und trotziger Gesinnung, das Alter Ludwig des XIV. gemiſsbraucht habe, um die Ehre seines Ordens auf den Trümmern einer Secte zu erhöhen, welche man nur verachten dürfte, wenn man sie verlöscht sehen wollte. Sein Eifer, von diesem Ehrgeiz verblendet, sah den Jansenismus, wo er gar nicht war, und bewaffnete den Arm seines Beichtsohnes gegen die Parlemente, welche den Jansenismus beschützten." Das erste Jahr der Herrschaft dieses Jesuiten war das der Zerstörung von Port-Royal.

In den Mémoires de Maurepas (Tom. I. p. 32. Paris 1792.) wird erzählt, die Jansenisten hätten verschiedene Sätze aus Schriften von Le Tellier gezogen, sie nach Rom gesandt, und dadurch ihre Einverleibung in den Index der verbotenen Bücher bewirkt. Zur Vergeltung habe er nun aus Quesnels Werken Stellen ausheben lassen, die der Grund zu der Bulle Unigenitus wurden.

Digitized by Google

Der Cardinal von Noailles, Präsident der Geistlichkeit, trug 1700 kräftig dazu bei, daſs hundert und sieben und zwanzig Sätze der Jesuiten, die Bossuet gesammelt und übergeben hatte, verdammt wurden. Dieser aufgeklärte Eifer verwandelte dann vollends den Haſs, welchen sie gegen den Cardinal hegten, in Gift. Schon war es in ihren Augen ein unauslöschlicher Flecken, daſs er ohne ihre Vermittelung zu dem Purpur gelangt war. Als er zu dem Conclave nach Rom ging, wurde er ohne sein Wissen von Papieren begleitet, welche ihn verschrieen. 1711 aber kamen die Schurkereien des Beichtvaters durch eine Depesche des Abbé Bochart an seinen Onkel, den Bischof von Clermont, an das Licht. Er sandte diesem einen Brief, an den König gerichtet, um ihn zu versiegeln, und einen Befehl, welchen er anschlagen sollte. Beide Papiere fielen verwechselt in andere Hände, und wurden dem Cardinal gebracht, gegen welchen sie gerichtet waren. Le Tellier, trostlos und beschimpft, erbot sich, eidlich zu erhärten, daſs er an diesen Ränken keinen Antheil habe. Noailles schrieb darüber an Frau von Maintenon: „Welchen Schaden thut der Kirche ein Beichtvater von solchem Ansehen, der sich kein Bedenken macht, sie einer Spaltung preis zu geben, blos um seiner Erbitterung gegen mich zu genügen, der die Bischöfe verführt, indem er ihnen Aussichten auf Reichthum eröffnet; der sie veruneinigt und herabwürdigt; der, statt sich in ihre Beschlüsse zu fügen, sie nöthigt, die seinigen anzunehmen, und unter ihrem Namen bekannt zu machen, nicht etwa blos in ihrem Sprengel, sondern selbst in dem meinigen und in ganz Frankreich? Welcher auſserordentlichen Dinge ist ein Geist solcher Art fähig?“

Dieser Brief des Cardinals ist vom 11. August 1711. Neun Tage darauf, unter'm 20. desselben Monats, schreibt dennoch ebenderselbe: „Ich gebe dem Pater Le Tellier neue Vollmachten, ob er schon am wenigsten sie zu haben verdient. Ich bringe damit dem Könige ein Opfer, und überlasse es Ihm, die erstere zu verantworten, indem ich unseren Herrn bitte, daſs dieser Ihn die Gefahr erblicken lasse, in welcher Er schwebt, so lange Er seine Seele einem Manne von solchem Charakter anvertraut“ (s. Lettres de Madame de Maintenon Tom. IV. p. 306 bis 314. Du P. Laborde Lettre à son Eminence M. le Cardinal de Noailles, touchant les artifices et les intrigues du P. Le Tellier et de quelques autres Jésuites.). Welche Schwäche des Cardinals. Er hatte einen zarten und frommen Sinn, eine erhabene Tugend; aber wie sehr gieng seine Güte hier in Schwäche über!

Digitized by Google

Warum gab er denn neue Vollmachten, wenn er die Gefahr des Königs, der zu seinem Sprengel gehörte, kannte? Gott soll ergänzen, was der Hochverpflichtete von seiner Amtspflicht vernachläſsigte. Die Entdeckung jenes Betrugs hätte ohne Zweifel die Entfernung des Beichtvaters bewirkt, wenn Ludwig den Jesuiten nicht blindergeben gewesen wäre. Nicht zufrieden, ihnen die Leitung seines Gewissens anzuvertrauen, nöthigte er auch die Glieder seiner Familie, Jesuiten zu Beichtvätern zu nehmen. Die Folge ihrer Intriguen war, daſs sie die Bulle Unigenitus veranlaſsten und auswirkten. Mémoires de Dangeau, publiés par M. Lemontey p. 166.

Ohne Aufhören belagerte eine Menge Ehrgeiziger und Pfründegieriger den Beichtvater, der gleich seinem Vorgänger über alle Stellen verfügte. Doch muſste er dabei sich mit Madame von Maintenon bereden, da diese, auf Anrathen des Cardinals von Bissy, sich auch mit den geistlichen Angelegenheiten befaſst hatte, und bisweilen darin durchdrang. Man wirft ihm vor, den Häusern seines Ordens ohne gehörige Form eine Menge der reichsten Pfründen zugewendet zu haben. Histoire générale des Jésuites. 12. 1761. T. III. p. 21. Eine noch gehässigere Anekdote übergiebt ihn der Verachtung der Nachwelt. Ludwig XIV. wollte wissen, ob er dem Volke den Zehnten auflegen könnte, da es schon von Abgaben erdrückt war, wovon ein Theil in den Schooſs der Maitressen floſs. Er fragt Le Tellier. Dieser übergiebt ihm nach einigen Tagen ein Gutachten, nicht von der Sorbonne, aber von mehreren Mitgliedern der Sorbonne, mit dem Resultat: alle Güter der Unterthanen gehören dem Könige; Er habe also über das, was sein eigen sey, zu gebieten. Histoire de la regence T. I. p. 5.

Man hat von Ludwig dem XIV. gesagt, er habe keine Religion gekannt, aber, um seelig zu werden, sich das ganze Leben hindurch geschmeichelt, seine Vergehungen auf dem Rücken anderer, besonders der Calvinisten und Jansenisten, auszugleichen, welche er, auf Zureden der Jesuiten, als Ketzer büſsen machte. Wer kann läugnen, daſs Frankreich unter Ludwig XIV. von den Lorbeern des Sieges und von den Lumpen des Elends bedeckt war. Er selbst starb, von den Dichtern besungen, von seinem Volke aber — nicht zurückgewünscht.

Nach seinem Tode leerte der Regent die Staatsgefängnisse, welche Le Tellier mit den Feinden der Bulle (Unigenitus) angefüllt hatte. Der Jesuit selbst wurde erst nach

Digitized by Google

La Flèche und dann nach Amiens verwieſen, wo er 1719 ſtarb. Die Akademie der Inſchriften, deren Mitglied er geweſen, beſchränkte ihre ſonſt gewöhnliche Lobrede darauf, daſs ſie den Tag ſeiner Geburt, ſeiner Ernennung zum Beichtvater und ſeinen Todestag nannte. Oeuvres de Saint Simon Tom. VII. und VIII. Oeuvres de Duclos. 8. Paris 1806. Tom. X. p. 60.

H. E. G. Paulus.

Der Regensburgiſchen Chronik dritter Band, aus der Urquelle, den königl. Archiven und Regiſtraturen zu Regensburg bearbeitet von Carl Theodor Gemeiner. Regensburg, 1821. *Ebendaſelbſt vierter und letzter Band, mit einer Biographie des verſtorbenen Verfaſſers von Dr. Kiefhaber.* 1824.

Carl Th. Gemeiner ward geboren 1756 zu Regensburg, und ſtudirte ſeit 1775 Theologie zu Leipzig; aus Mangel an Ausſichten zu einer baldigen Verſorgung widmete er ſich ſpäter der Diplomatik, brachte es, nachdem er ſchon ſeit 1781 in ſeiner Vaterſtadt eine Anſtellung erhalten hatte, unter der churerzkanzleriſchen, ſpäter primatiſchen Regierung zum Landesdirectionsrath und Hauptarchivar des Fürſtenthums Regensburg; 1810 kam er mit dem Lande an die Krone Baiern, und endete ſein der Geſchichte gewidmetes Leben am 30. November 1824. Klar und beſtimmt ſetzt Hr. Dr. Kiefhaber das mannigfache Wirken ſeines Freundes aus einander; ſeine Werke werden aufgezählt, die Gelegenheiten, die ſie hervorgerufen, angedeutet, und zugleich die Urtheile ausgezeichneter Männer darüber angeführt.

Es würde thöricht ſeyn, ſich jetzt noch über die Art und Weiſe, über den Werth und die Wichtigkeit der Regensburger Chronik verbreiten zu wollen, ſie iſt längſt ſchon allen, denen gründliche Forſchung des Mittelalters am Herzen liegt, bekannt. Die Specialgeſchichten und Chroniken ſind das Hauskleid der Geſchichte; in welch einer anderen Geſtalt erſcheinen uns hier manchmal die Haupt- und Staatsactionen! So lernen wir die Anmaſsungen der Baſeler Synode, die, wie viele Eiferer alter und neuer Zeit, die Freiheit nur für ſich zu ſchätzen wuſste, nirgends ſo, als aus dem dritten Bande der vorliegenden Chronik kennen; nirgends erſcheint der hochgefeierte, ritterliche Maximilian ſo ungerecht, ſo erbärmlich, möchte Referent ſagen, als in den Geſchichten der Stadt Regensburg.

Digitized by Google

Der zweite Band ſchloſs die Reihe der alten adeligen Geſchlechter, der dritte beginnt mit dem erſten Kämmerer Lempold Gumberg 1430. In der Urkunde, worin Sigmund Herzog Ludwig von Ingolſtadt, nachdem er vom Concilium zu Baſel in Bann gethan war, in die Acht erklärt (28. April 1434.), heiſst es: er habe den Boten des Kaiſers die Ohren abgeſchnitten, ſie genöthigt, die Briefe zu eſſen u. ſ. w. Derſelbe Sigmund ertheilt den Regensburgern für 120 Gulden das Privilegium, in aller Herrn und Fürſten Ländern die Störer des Friedens zu fahen und nach ihrem Stadtrecht zu richten. Die Krone, die er verpfändete, konnte aus Geldmangel nicht eingelöſt werden, da bot der Kaiſer der Stadt Pfeffer an Zahlungs Statt. Regensburg muſste ſich mit den vorbeiziehenden Zigeunern abfinden, das Land nicht zu beſchädigen; ein Prieſter ermordet einen andern einer Beiſchläferin wegen III. 131. — Aus III. 140. erſieht man, daſs die Behauptung Beckmanns (Geſchichte der Erfindungen I. 394.): anfangs ſeyen blos Frauensperſonen höheren Standes gefahren, ungegründet iſt. — Die Hebammen ſollen zu keiner Jüdin kommen III. 207. (a. 1452.). Den Wirthen wurde 1453 nachdrücklichſt anempfohlen, niemand etwas zu eſſen zu geben, als des Morgens: ein bloſses Süppel, nach Eſſenszeit Käſe, Brot und Rübeln; was jeder Trinker ſelbſt mitbringt, das darf ihm jedoch ohne weiters gebraten und geſotten werden. Unter Friedrich III. war die Beſtechung der Beamten allgemein; Matthäas Döring nennt ihn gradezu regem Judaeorum (Contin. Chron. Engelhuſii apud Menken III. 10. vergl. mit I. 1284.). Für Geld fand jeder Verbrecher eine Fürſprache, für Geld fanden alle Recht, Mönche verſchiedener Farben und Juden 640. — Der merkwürdige Aufſtand 1485, die Uebergabe der Stadt an Herzog Albrecht von Baiern und die endliche Wiedererlangung der Freiheit ſind von S. 685 urkundenmäſsig dargeſtellt. — Zu ſeiner trefflichen Schrift über den Urſprung von Regensburg giebt der Verfaſſer III. 787. einen wichtigen Nachtrag.

Der vierte Band geht von 1497 — 1525. Im Namen Maximilians ward dem Rath angeſinnt, ſich ſeines Rechtes gegen einen Bürger zu enthalten, darauf antwortete der Kämmerer Wolfgang Liskircher: des Königs Meinung werde ſeyn, das Recht zu fördern, nicht aber daſſelbe zu verweigern. Maximilian ſetzt mit Gewalt 1499 einen Hauptmann ein, damit Albrechts Freunde ſich der Stadt nicht wieder bemeiſtern könnten. Im Jahr 1505 (98) heiſst es im Rathsprotokoll: Dem Joseph Grunpek, K. M. Sekretari

ist Tags nach Misericordias auf sein Supplicaton und Anbringen, allhie eine Poetenschul zu halten (vergl. des Poeten Maister zu München Klage in Westenrieders Beiträgen V. 227.), vergönnt und zugesagt, und ihm deshalb 40 Gulden rheinisch Jahrgeld zu geben bewilligt, nämlich alle Quatember 10 Gulden. — In einem Antwortschreiben auf den Brief Maximilians, nach Rom gehen zu wollen, schreibt Julius (18. August 1507): Adventum C. t. maximo cum desiderio exspectamus. Hortamur tamen eandem, ut hujusmodi modestiam Dm. Friderici III. imitari velis, qui loca S. romanae ecclesiae parvo comitatu armorum sine ulla suspicione ingressus est. IV. 121. — Ein Jude sagte 1510 der Stadt Vehde und Feindschaft an. 159. No. 322. — Auf eine Beschwerde der Geistlichkeit wegen neuer Verfügungen erwiederten die städtischen Abgeordneten: Wenn dem also ist, daſs in den h. Schriften verboten wäre, die Geistlichen mit Steuern zu belegen, so seyen der Zeiten, da die Gesetze gemacht worden waren, andere Ursachen vorhanden gewesen; es hat alles eine andere Gestalt gehabt als jetzt; und ist der Vernunft nicht wider, daſs durch Ursachen und mit der Zeit die Gesetze verändert und auch ganz und gar in andere Wege verkehrt werden; dem natürlichen Verstand sey aber widerwärtig, daſs die Geistlichen den Bürgern das Brod vom Munde abschneiden. IV. 288. (a. 1516.). Damit ist zu vergleichen IV. 440. Das Volk sagte: hätte es gewuſst, daſs die Geistlichen etwas von dem Geld zur heiligen Mariä bekommen, so würde ihm jeder Heller gereut haben! Zu 1518 klagen die bischöflichen Räthe, daſs an jedem Tag, so hochzeitlich er auch sey im ganzen Jahre, die Altäre, alsbald man Messe gelesen, ihrer Zier müssen beraubt werden; wo man es aber eine kleine Weile verzieht, so versieht sich etwa ein unseliger Christ, der solches entfremdet und eilends der Judengasse zulauft, das zu versetzen oder zu verkaufen. Daher erwächst, daſs weder Kelch, Altartücher, Mantel, Schleier, Corallen-Paternoster, noch andere Zier der Bildung Mariä und der h. Mutter S. Anna, item Chorröcke, Meſsbücher nicht sicher sind. Auch hat S. F. Gnad mit sammt dem Kapitel angezeigt, daſs die Bildung Mariä und anderer lieber Heiligen bloſs und nackt müssen stehen, daſs man die Altarleuchter, wie man sie behalten will, an eiserne Ketten legen muſs; auch die Priester, dieweil sie Messe lesen, sind ihre Barett auf dem Altare nicht sicher, wie zu Niedermünster beschehen. IV. 444. — „Zu Rom, schreibt der Regensburger Gesandte 1522, wo alle Sachen sehr schwer und mit groſsem Gelde zu Ende kommen,

Digitized by Google

kann kein guter Geselle Ehre und Dank verdienen. Zu des Pabstes Leo Zeiten war man in den Händen florentinischer Kaufleute, die mit keinem kleinen Haufen Gold zu füllen waren; jetzt ist alle Gewalt zu Rom in den Händen der Flämminger und Spaniolen, alles aufgewendete Gold ist daher verloren.“ IV. 461. — Ein Landvogt zu Frauenfeld hat einen lutherischen Prädicanten mit Ruthen lassen schlagen und ihm die Zunge mit einem Nagel lassen an den Pranger heften, die er sich selbst hat müssen ausreiſsen. IV. 518. — Auch können unsere deutschen Wörterbücher mit trefflichen, den Urkunden entnommenen Ausdrücken durch die Regensburger Chronik bereichert werden; so z. B. geleumt, wohlgeleumt, Rahm Raub, Legstadt d. h. ein Ort, wo Transitohandel getrieben wird, wohlgezeugt (εὐγενής), Entgang Verminderung, urwärig beständig u. s. w. Auch ersieht man, wie thöricht es ist, über die Orthographie unserer Vorfahren in dieser Zeit Untersuchungen anzustellen oder zu streiten; in derselben Zeile wird häufig dasselbe Wort verschieden geschrieben.

Städtewesen des Mittelalters. Von Karl Dietrich Hüllmann. Erster Theil. Kunstfleis und Handel. Bonn, bei Adolph Marcus. 1826. *VIII und* 476 *S.* 8. 3 fl. 18 kr.

Im Gegensatz zu der Weise, die bei uns in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts aufkam, durch Ansichten und Ideen, durch Wahrnehmungen und Schlüsse, die sich auf die Sitten wilder Horden und psychologische Hypothesen gründeten, die Weltgeschichte gleichsam a priori construiren zu wollen, regt sich zu unserer Zeit allenthalben ein scharfsichtender Forschungsgeist, der jede Sage, jedes modernde Ueberbleibsel der dahingeschwundenen Menschheit dreht und wendet, mit dem Gleichartigen prüfend zusammenhält und ordnet, um wo möglich aus den hie und da zerstreuten Stücken, aus den unscheinbaren Fetzen das verblichene, früher in glänzender, jugendlicher Frische prangende Kleid eines längst verschwundenen Zeitalters wiederum zusammenzusetzen und aufzuputzen. Diese feine Nadelarbeit wird in den neuesten Zeiten so kunstreich getrieben, daſs häufig ein geübtes Auge dazu gehört, die groſsen Stiche und blöden Stellen herauszufinden. Wie allgemein bekannt, weiſs der Verfasser des vorliegenden Werkes mit groſser Kunst und Gewandtheit den

Inhalt einzelner Urkunden zu einem Ganzen zusammenzureihen; er versteht es, dadurch ein Bild mittelalterlicher Zeiten zu entwerfen, wie die beschränkten Chronikenschreiber nimmermehr gekonnt hätten. Auſser den gedruckten, zum Theil seltenen Quellen, wozu Hr. Hofrath Reuſs, dessen menschenfreundliche Theilnahme an Studien aller Art jeder, der die Göttinger Bibliothek benutzte, nicht genug rühmen kann, behülflich war, hatte Hüllmann noch ungedruckte Urkunden aus verschiedenen Archiven, besonders aus dem Archive zu Königsberg; keines, sagt der Verfasser, selbst nicht das zu Venedig, dürfte über das Innere des Handels im Mittelalter so viele Nachrichten enthalten, wie dieses (457.). Vor allem will Ref. den Leser mit dem Inhalt des Ganzen, so weit es nämlich bei solchen in's Einzelne gehenden Forschungen möglich ist, bekannt machen.

Zum groſsen Vortheil gereichte der Landwirthschaft, von der die Gewerbe Nahrung und Leben empfangen, die Erblichkeit der Lehen, die Aufnahme freier Zinsbauern, Colonen, Malmannen (siehe weiter unten) und Sock- oder Sackmänner. Wegen der häufigen Fleischspeisen und anderer schwer verdaulichen Gerichte, die wohl von mancher schwärmerischen Verirrung unglücklicher Klosterbrüder vorzüglich Ursache gewesen seyn mögen, waren die Verdauung befördernden Mittel von Nöthen, Pfeffer, der bekanntlich in den grundherrlichen und Zollabgaben eine bedeutende Rolle spielt, und andere Gewürze aller Art. Zum Gottesdienst in den Kirchen bedurfte man Wachs, Bernstein (Brennstein, Ambra) und Weiherauch; die Geistlichen wollten feine Stoffe, selbst tibetanisches Ziegenhaar zu Kleidern, Chorröcken u. dergl.; die Ritter Trutz- und Schutzwaffen, Reithosen, vorzüglich aber Pelzwerk, ein Lieblingsputz aller deutschen Völker. (Ueber die Pelzkleidung der Gothen sehe man die Ausleger zum Cod. Theod. V. 240. ed. Ritter.)

Die Kreuzzüge und die dadurch entstandene nähere Bekanntschaft mit den Mauren gaben Gelegenheit zu Veränderungen aller Art in Asien und Europa. Seidenbau und Seidenweberei, schon früher bekannt, stieg durch den zunehmenden Luxus der Geistlichen, der Ritter und Handelsherrn, so auch die Manufakturen von Baumwollenzeugen. Auſserdem kamen noch in Handel feines Leder von verschiedenen Gattungen, Safran, Alaun, Zucker, allerhand metallene Geräthschaften, Südfrüchte, endlich auch Menschen, womit sich, unerachtet aller päbstlichen und einheimischen, wahrscheinlich so ernstlich nicht gemeinten Verbote, die Vene-

Digitized by Google

tianer bis tief in's funfzehnte Jahrhundert beschäftigten (Daru III. 22. Ueber diesen schändlichen Menschenhandel in England spricht Henry Histoire d'Angleterre IV. 472.). Bologna, das in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts seine Leibeigenen in Freiheit setzte, „weil die Menschen frei geboren, nur im Laufe der Zeiten und durch die Schuld des Völkerrechts in Knechtschaft gerathen seyen", fand wenig Nachahmung, weder in den Demokratieen, noch auf den geistlichen und adeligen Territorien; nur scheinbar ist die Entstehung der Communen in Frankreich und in andern Ländern dieser Behauptung entgegen. Wenn auch mit Kaisern und Königen, konnte die römische Hierarchie doch nicht mit den habsüchtigen Kaufleuten fertig werden, alle Bannblitze scheuchten sie im früheren Mittelalter nicht vom Handel mit den Saracenen ab, so nicht im späteren mit den Hussiten. Von römischer Seite benutzte man diese Verhältnisse, den übertriebenen, durch die Unsicherheit alles Besitzthums einigermaſsen entschuldigten Zinsfuſs zu neuen Gelderpressungen, Erbschleichereien u. s. w. In einem Concilium zu Ravenna 1317 ward beschlossen: Usuarius manifestos — fore communione altáris et ecclesiastica sepultura privatos (Hieronymi Rubei Histor. Raven. Venetiis 1589. fol. 877.). In der Berberei, in Aegypten, Syrien, Cappadocien und am schwarzen Meere wurden italienische Handelsniederlassungen gegründet, von den Eingebornen wuſste man sich auſserordentliche Privilegien, eigene richterliche Behörden und dergl. zu verschaffen. Diese Niederlassungen, gleichviel, ob über Aegypten, Bactrien, oder im westlichen Armenien der indische Waarenzug ging, wurden Stapelplätze für den Welthandel. Neben der griechischen herrschte bis zu den Kreuzzügen die Flagge der Saracenen auf dem Mittelmeere; jetzt erscheinen Italiener, Provenzalen und Katalonier, die mit gröſserer Sicherheit die Meere durchzogen, seitdem, wie und wann, wird nie genau ausgemittelt werden können, gegen die zweite Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts die Eigenschaft des Magnets entdeckt war.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

N. 17. 1826.

Heidelberger

Jahrbücher der Literatur.

Hüllmann Städtewesen des Mittelalters.

(*Beſchluſs.*)

Dies ist nur eine Seite des Groſshandels; auch in den Seestädten des Nordens, am baltischen Meerbusen, erwachte, vorzüglich durch den Eifer für die Verbreitung des Christenthums, Handel und Schifffahrt; deutsches Leben und Treiben ward in den slavischen und wendischen Norden verpflanzt, ermangelte aber hier aller der schönen Blüthen in Kunst und Wissenschaft, die das Bürgerthum in der Lombardei und in deutschen Städten zu Tage förderte. Lübeck erhob sich nicht nur durch sein Stadtrecht, das neunzig Städte an der Ostsee annahmen, sondern auch durch die später erlangte oberste Leitung der groſsen, zur gegenseitigen Sicherheit errichteten deutschen Hansa, zum Mittelpunkt des nördlichen Städtewesens. Zuerst hatte Cöln Niederlassungen in England, bald eiferte Lübeck nach; nicht ohne Zwistigkeiten vereinigten sich beide später zu einer Hansa, wie und wann, läſst urkundlich sich nicht nachweisen. Mehrere Städte traten bei, man erwarb sich die gröſsten Handelsfreiheiten im Norden, Süden und Westen, und so entstand der merkwürdigste Handelsbund in der ganzen Weltgeschichte. In das Einzelne des nordischen Handels, in die Erwerbszweige und Streitigkeiten der einzelnen Städte kann hier nicht eingegangen werden.

„Die Summe der wichtigen Veränderungen, der Geist der neueren Gesellschaft, ist so auszudrücken: die Alleinherrschaft des unbeweglichen Vermögens ward gebrochen; es entstand neben ihr eine Mitherrschaft des beweglichen" (207). Die gedrückten Hörigen entfliehen in die nahen Städte, und nach Jahr und Tag konnten sie gewöhnlich von ihren Leibherren nicht mehr in Anspruch genommen werden. Die Könige hoben den Bürgerstand als Gegengewicht gegen die übermächtigen Aristokraten: ein Kampf entstand zwischen dem hohen Adel einer Seits, der niedere

hielt sich groſsentheils zu den Städtern (marchands nobles), den Königen und den Communen anderer Seits. Die geldlosen Grundbesitzer konnten mit den reichen Städtern nicht gleichen Schritt halten; Kleidungen, Wohnungen, Hausgeräthe, Nahrungsmittel, Alles verbessert und verfeinert sich, und dadurch ward der Kunstfleiſs erstaunlich gehoben. Wollenzeuge gehören zu den wichtigsten Kunsterzeugnissen in den Städten; die Tuchhändler, denen die jetzt auch zur Bedeutung sich erhebenden Färberei- und Wollkämmerinnungen häufig untergeordnet waren *), bildeten eigene Zünfte. Vorzüglich zeichneten sich die Tuchwebereien in den Niederlanden und dem südlichen Frankreich aus, später erst erhoben sich bekanntlich die englischen, die Leinenzeuge wurden aber gröſstentheils von den Gutsunterthanen beiderlei Geschlechts verfertigt. Metallwaaren, Bier, Meth, der in den nördlichen Gegenden die Stelle des Weines vertrat, Salz, worüber in einem groſsen Theil des südlichen Europa's die Venetianer sich das Monopol gewaltsam zu verschaffen wuſsten, gehören auch zu den vorzüglichsten Handelsartikeln.

Die örtlichen Veranlassungen zu Handelsstädten, zu Gewerben, Märkten und Messen waren schiffbare Gewässer, Bischofssitze, Klöster, Wallfahrten, Verehrung der Heiligen u. s. w. Natürlich muſsten dann für Waaren und Kaufherren passende und bequeme Einrichtungen getroffen werden; es entstanden Kaufhäuser, Tuch- und Gewerbshallen, Börsen, von den kaufmännischen Geldgeschäften so genannt, Kramläden, Bänke, wobei der Umstand, daſs die Läden und Bänke gleichartiger Waaren neben einander standen, und die bald eintretende Erblichkeit derselben nicht zu übersehen sind. Um der Mühen und Störungen überhoben zu seyn, die das Feilhalten in den öffentlichen Hallen verursachte, legte man in den Häusern Läden an, wodurch die Ueberhänge, Nebenzimmer und dergl. entstanden. Aus der örtlichen Einrichtung des Waarenabsatzes der Kunstarbeiten und Handwerken ist die Zunftverfassung derselben unmittelbar hervorgegangen (315), und frühe schon finden wir Zünfte mancherlei Art, Kürschner, Fleischer, Leinweber u. s. w. Die Gilden der Kaufleute aber seyen vorzüglich aus dem Bedürfniſs, sach-

*) Die den Tuchhändlern untergeordneten Zünfte werden in den Statuten von Padua genau aufgezählt: tentori, purgatori, follatori, garzatori, savonatori, kartezatori, fillatori. Gli statuti de Padova tradotti de Latino in vulgare. Padova 1551. 4. S. 42. a.

kundige Schiedsrichter in Handelssachen zu haben, entstanden. Es wird dann Einzelnes über die wichtigsten Städte des Binnen-Groſshandels im östlichen Gebiet, Regensburg, Wien, Breslau, Prag, im westlichen Troyes, Gent, Lyon, Beaucaire, im mittleren Augsburg, Nürnberg, Frankfurt, Cöln, beigebracht, und die verschiedenen Handelsstraſsen nebst den Handelsartikeln urkundlich nachgewiesen. Endlich wird das Nothwendigste bemerkt über Münzen, über ihren Namen und Werth, über Geldwechsel und Anweisungen, und mit dem Beginne der Girobank zu Venedig, eine Vorkehrung, die später in allen groſsen Handelsstädten nachgeahmt wurde, die Darstellung des Handels- und Gewerbwesens im Mittelalter geschlossen.

Wie aus dem Ganzen sichtbar ist, wollte Hüllmann das Städtewesen nicht in einem bestimmten Zeitraume des Mittelalters darstellen, sondern historisch auffassen und entwickeln. Nun beginnt aber der vorliegende erste Theil mit Handel und Gewerbe, mit der Blüthe der freien städtischen Gemeinden, ohne zuerst über die Anfänge und das allmälige Wachsen derselben uns aufgeklärt zu haben. Das Ungenügende dieses Plans ward auch von dem einsichtsvollen Verfasser im Laufe der Arbeit hinlänglich gefühlt, denn bei der kurzen Darstellung der Zünfte muſste er einem später folgenden Theile über die Anfänge des Städtewesens vorgreifen (317). So sehr Ref. der Behauptung: Jedes Zeitalter ist ein in sich abgeschlossesenes, in allen Hauptzügen genau übereinstimmendes Ganze (192), beipflichtet, so kann doch das ganze Mittelalter keineswegs als ein solches Zeitalter betrachtet werden, gesetzt auch, wir würden zu unserem Zweck es erst mit der Auflösung der Staatsgewalt, mit der gröſseren Unabhängigkeit der Beamten und Gemeinden, mit der Ausbilduug des Feudalsystems und des für Wissenschaften, Leben und Verfassung bedeutungsvollen Ritterthums beginnen. Würde der Verfasser mit dem Anfange angefangen haben, so würden auch die bedeutenden Veränderungen, die die veränderte Richtung des Welthandels in einigen Städten verursachte, deutlicher an's Licht getreten seyn; es ist bekannt und vom Verfasser auch bemerkt worden, daſs einst die Straſse des Welthandels für das nördliche Deutschland von Kiew aus über Nowgorod, Wisby und Lübeck ging, für das südliche über Breslau, Prag und Regensburg. Erst nachdem, nach der Eroberung Constantinopels durch die Lateiner, der Handel wiederum seine frühere Richtung zur See über Venedig genommen hatte, hoben sich die Städte Augsburg und Nürnberg, Regensburg

aber kam sichtbar zurück (Bruchstück einer baierischen Handelsgeschichte vom Jahre 1253 — 1294, durch Ritter v. Lang). Ganz anders war das Leben, der Handel und das Gewerbswesen, ganz anders waren Sitten, Gesetze und Gewohnheiten im zwölften und in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts, im Vergleiche zu den spätern im vierzehnten und fünfzehnten! Einen seiner Vorfahren, Cacciaguida, läſst Dante im XV. Gesang des Paradiso das damalige Florenz so beschreiben:

Fiorenza dentro delle cerchia antica
  Ond' ella toglie ancora, e terza, e nona
  Si stava in pace sobria, e pudica.
Non aveva catenella, nè corona,
  Non gonne contigiate, non cintura,
  Che fosse a veder più che la persona.
Non faceva nascendo ancor paura
  La figlia al padre, che 'l tempo, e la dote
  Non fuggian quinci, e quindi la misura.
Non aveva case di famiglia vote
  Non vera giunto ancor Sardanapalo
  A mostrar ciò, che in camera si puote
Bellincion Berti vidi io andar cinto
  Di cuojo, ed' osso, e venir dollo specchio
  La Donna sua, senza il viso dipinto.
E vidi quel de Nerli, e quel del Vecchio
  Esser contenti alla pelle scoperta
  E le sue Donne al fuso, e al pennecchio.

Mit dieser vortrefflichen Schilderung kann man Ricard Malespini cap. 161. und Giovanni Villani VI. 71. vergleichen. Wie ganz anders spricht derselbe Villani im Jahr 1330 (X. 154). Als die Frauen zu Florenz, schreibt er, zu dieser Zeit mit groſsem Schmuck an Kronen, Guirlanden von Gold, Silber und Perlen prangten, als sie Netze mit eingeflochtenen Perlen und andere kostbare Kopfbedeckungen, wie auch äusserst prachtvolle Kleider mit vergoldeten silbernen Knöpfen trugen, als zu kostspielige Hochzeitsschmäuſse gehalten wurden (Leonardus Aventinus klagt in einem seiner Briefe, daſs die Hochzeitsfeier das ganze Vermögen seiner Frau aufgezehrt habe), sah sich der Magistrat genöthigt, strenge Gegenmittel zu ergreifen, die in den Florentiner Statuten: Ordinamenta de famulis et famulabus, de prohibitione ornamentorom mulierum, ordinamenta nuptialia et sponsalia (lib. IV. Rubr. 1. 42. 149.), nachgelesen werden können. Das Leben des deutschen Städters war in den früheren Jahrhunderten des Mittel-

Digitized by Google

alters spärlich und einförmig. Wie ganz anders muſs es im fünfzehnten Jahrhundert ausgesehen haben, zu einer Zeit, wo Aeneas Sylvius sagte: Vidimus in civitate Lubecensi qui consulatum gerunt, omnes aureo splendore longum famulorum ordinem post se ducere. Idem factitant reliquarum urbium consules, quamvis aurum non ferant; apud Italiae civitates quantus sit magistratuum fastus vix dici potest (Mart. Mayer hinter Pii II. Commentarii. Romae 1584. 4. S. 737.). Da sah sich doch der Magistrat von Regensburg genöthigt, 1485 eine Kleiderordnung zu erlassen, so viel Ref. weiſs, die erste in Deutschland, worin es unter andern heiſst: Zum siebten verbieten wir auch den Frauen und Jungfrauen die langen Spitzen an den Schuhen und Sockeln, die sie bisher getragen haben, die langen Schwänze an den Röcken und besonders die ausgeschnittenen Goller, Busen- und Brusttücher, die sie in kurzer Zeit über alle Maaſsen aufgebracht haben, setzen und wollen, daſs ihre keine an den Schuhen Spitzen trage, die länger seyen als ein Fingerglied, und die Schwänze nicht über eine halbe Elle lang. Und wenn sie füran Kleider machen lassen, sollen die Achsel ganz bedeckt, das Kleid vorn ganz zügethan und nicht niederer gesenkt oder fester ausgeschnitten seyn, denn auf das meist zwei Twerchfinger unter dem Halsgrüblein und hinten vom Halsknöchlein ein halb Drittheil der Elle. Diese äuſserst interessante Kleiderordnung verdient ganz nachgelesen zu werden bei Gemeiner in der Regensburger Chronik III. 682.

Es ist nichts leichter in der Welt, als zu so einem umfassenden Werke Zusätze zu machen, daher will sich Refer. blos auf Einiges, was ihm wichtig dünkt, beschränken. Auffallend ist es, daſs im ganzen Werke nie von Portugal die Rede ist, da nach den Privilegien der französischen Könige zu urtheilen (Ordonnances XIII. 58.), der Handel der portugiesischen Kaufleute in Frankreich bedeutend gewesen seyn muſs. — Durch den politischen Zusammenhang mit Byzanz scheint in Unteritalien die griechische Sprache und Luxus aller Art lange fortgedauert zu haben. In einer Tradition des lombardischen Dux Arigiso II. im Jahre 717 von Benevent heiſst es: Tyria multa, quidquid feret Indus, quidve tabso (?) vana Creta et mollis mittit Arabs, mandatque nigri pellis Etiops et vestiunt Seres, alle diese Wundersachen rühmt der Lombarde zu besitzen. Borgia Memorie storiche di Benevento I. 271. — Von den auſserordentlichen Freiheiten, die sich die handeltreibenden Städte zu verschaffen wuſsten, zeugt besonders Amalfi. Unter Pabst Lucius III. 1184 wurden

ihnen ihre herkömmlichen Freiheiten zu Benevent bestätigt; sie konnten nicht vor die gewöhnlichen Gerichte gerufen werden, alle Streitigkeiten selbst mit Einwohnern aus Benevent konnten nur von einem Richter aus Amalfi verhandelt werden, und, sonderbar genug, testimonium civium contra Amalfitanum non recipiebatur. Borgia a. a. O. III. 164. — In seinen Commentarien a. a. O. S. 6. sagt Pius II: Ex Scotia in Flandriam conium, lanam, pisces salsas margaritasque ferri. — Manches Wichtige würde wahrscheinlich noch aus den Concilien-Sammlungen, die selten gehörig benutzt werden, gezogen werden können; in den folgenden Bänden wird der Verfasser wahrscheinlich die Juden, eine nothwendige Ergänzung zum Handel- und Städtewesen, und den Handschriftenhandel (über Creta, besonders seitdem es [1205] unter venetianische Herrschaft gerathen war), noch besonders berühren. — In Beziehung auf die gegenseitige Zollfreiheit der Städte will Ref. nur eine Note Westenrieders in den Beiträgen zur vaterländischen Historie V. 234. abschreiben. In den Mon. Boic. kommen dergleichen Zollfreiheiten genug vor; Kaiser Ludwig gab im Jahr 1323 den Nürnbergern das Privilegium, „daſs die nürnbergischen Bürger in der Stadt München zu Wasser und Land und die Bürger von München zu Nürnberg zollfrei seyn sollen.“ Wobei sich beide Städte den nächsten Tag nach Jacobi 1323 reservirt haben, daſs der erste Bürger, welcher nach St. Michelstag zu München oder Nürnberg ankommt, dem Zöllner ein Pfund Pfeffer, zween weiſse Handschuhe und ein weiſses Stäblein zur Recognition dieser Zollfreiheit reichen wolle. Diese wechselseitige Befreiung der Kaufleute dauerte bis 1748.

Aus einer Urkunde Otto I. a. 958 (Meibom I. 742.), wo es heiſst: justitia et census, qui saxonice Mal vocatur, schlieſst der Verfasser, nach des Ref. Ansicht mit Unrecht, daſs die Malmannen wie die Sockmänner Erbzinsbauern gewesen sind. Mal, Mallus heiſst bekanntlich Gerichtsplatz; Malmannen sind demnach wie Dingmänner freie Grundbesitzer, die nie ganz verschwunden sind, durch die das Gericht anberahmt, geschlossen und gehegt wurde. Der Vf. führt ja selbst eine Urkunde an S. 13. No. 25, worin es heiſst; Malmannen habentes proprias domos. In einer Urkunde Conrads von 1032, ap. Schaten ad h. a. heiſst es: — aut homines ipsius ecclesiae *Francos liberos* et ecclesiasticos litones, *malman* et *servos* cujuslibet conditionis seu *colonos* contra rationem distringendos. Dabei soll nicht geläugnet werden, daſs in manchen Gegenden die freien Grundbesitzer zu erb-

Digitized by Google

lichen Zinsbauern herabsanken, was zwar aus der Phrase, „quidquid fiscus regius consequi debuit“ (Hüllmann S. 12. No. 22.), nicht gefolgert werden kann, indem ja selbst die Freien unter gewissen Umständen zu einer Bede in Anspruch genommen werden konnten. Lang historische Entwickelung der deutschen Steuerverfassung S. 54. 55. Ueber die Abgaben der Freien und ihre Verhältnisse braucht Ref. blos auf zwei Anmerkungen in Wigands trefflichem Werke: Das Femgericht Westphalens S. 98. 99. Anm. 11. und 12. zu verweisen. — Abgesehen davon, daſs der freie Bürgerstand, besonders in Frankreich, nie ganz verschwunden ist man erinnere sich an die Stadtgeschichte von Rheims, so beginnt doch nicht, wie S. 86. bemerkt wird, erst um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, sondern gegen 1100 mit den Communen das Ablösen und Fixiren der grundherrlichen Abgaben. Gegen 1100 entstand Noyon, nach diesem Muster Laon 1110, etwas später Amiens, so auch in der Provinz Languedoc, Carcassone 1107, Montpellier 1113, Beziers 1121 (Brequigny in der Vorrede zum XI. Bd. der Ordonnances und Histoire générale de Languedoc IX. 515.). — S. 234. scheint der Verfasser anzunehmen, die Begharden seyen aus den Weberzünften hervorgegangen. Den Ursprung, die Weise und die sonderbaren Meinungen dieser mit den Flagellanten zusammenhängenden und vielfach verfolgten Sekte stellt gründlich dar Lenfant histoire du Concile de Constance II. 80. folg. — Zu S. 240. Unter Eduard III. erging nicht allein ein Verbot gegen die Ausfuhr der Wolle, sondern das Parliament verbot auch die Einführung fremden Tuches und dergl. (Statutes by Ruffhead bal. I. 221. Henry VI. 442.). Ueber die Art und Weise, wie früher der Wollhandel in England getrieben wurde, findet sich ein interessantes Aktenstück in Pegalotti's Werk Della Decima II. 324. — Zu S. 373. Nicht erst seit dem zwölften Jahrhundert, sondern schon im zehnten kommen Consules Mercatorum vor. Fantuzzi I. 149. ad a. 959. Marinus Negotiator et Capitularius Scalae Negotiatorum, so auch ebendaselbst I. 128 und 385. — Zu S. 325. Die Tuchhändler bildeten zu Florenz nicht allein eine, sondern zwei Zünfte, eine, die mit ausländischen, und die andere, die blos mit einheimischen Tüchern handelte. Non era permesso, sagt Pegalotti nach den Statuten IV. Trattato de Consoli delle Arti Rubr. 39, a Lanajoli di tenere, e vendere panni oltramontani, nè al contrario potevasi da' Mercanti di Calimala tenere o vender panni delle Fabriche di Firenze. Della Decima II. 91. — S. 66. lese man Uguiccio Faggiola statt Fageo-

Digitized by Google

lano. — Die erste Zeile von S. 87 gehört zu 88. S. 445. Raspe statt Raspo; 450. sendeten statt stundeten. S. 451 kommt von Ziel der Plural Zielen vor. — Uebrigens wünscht Referent, daſs der gelehrte und fleiſsige Herr Verfasser diese wenigen Bemerkungen und Einwürfe blos als ein Zeichen der innigsten Theilnahme an Studien dieser Art ansehen, und daſs er die gelehrte Welt bald mit der Fortsetzung dieses umfassenden Werkes beschenken möge.

Weimar, im Verlage des Landes-Industrie-Comtoirs: Genealogisch historisch statistischer Almanach. Dritter Jahrgang für das Jahr 1826. Herausgegeben von Dr. G. Hassel. 12. VIII und 428 S. 1 Thlr. 16 Gr.

Der vorliegende Jahrgang dieses Almanachs ist wie seine beiden Vorgänger in Betreff der Genealogie und Statistik von Hrn. Hassel bearbeitet worden. Derselbe Fleiſs in Sammlung der Materialien, dieselbe Genauigkeit und gute Anordnung, welche die andern geographischen und statistischen Werke desselben auszeichnen, sind auch in dem vorliegenden zu loben.

Das Ganze zerfällt, wie auch schon der Titel sagt, in drei Abtheilungen: Genealogie, Geschichte und Statistik. Die erstere besteht wieder aus vier Rubriken: I. den fünf groſsen Mächten von Europa; II. dem deutschen Bunde, und zwar sowohl den deutschen Bundesstaaten als den mediatisirten Standesherren; III. den sämmtlichen übrigen europäischen Staaten, und endlich IV. den vornehmsten auſsereuropäischen Staaten.

Die fünf groſsen Mächte von Europa von den übrigen abgesondert zu behandeln, dazu scheint uns kein hinreichender Grund vorhanden; der Unterschied zwischen denselben besteht blos hinsichtlich der Politik, nicht aber in Betreff der Genealogie; auch wird der Gebrauch eines Werks durch allzukünstliche Eintheilung ohne Noth erschwert.

Bei jedem Staate handelt der Verf. I. von dem Staate nach Areal, Volksmenge, Einkünften, Land- und Seemacht, II. der Staatsverfassung, III. dem Titel, IV. dem Wappen, V. den Ritterorden, VI. der obersten Staatsbehörde, und VII. dem diplomatischen Corps. So viel wir haben vergleichen können, ist die Darstellung dieser Rubriken gut gerathen; nur scheint es uns inconsequent, daſs der Verf., der doch dem deutschen

Bund nicht allein als ein Ganzes, sondern auch nach den einzelnen Staaten, die ihn bilden, dargestellt hat, bei der Schweiz, die hinsichtlich ihrer Verfassung so viel Aehnlichkeit mit dem deutschen Bunde hat, nicht eben so verfahren ist. Die einzelnen Kantone hätten sonach mit Angabe ihrer Staatsverfassung und ihres Regierungspersonales namhaft gemacht werden sollen.

Was die von Hrn. Brücken bearbeitete zweite Abtheilung des Werks, die sogenannte „chronologische Uebersicht der Hauptbegebenheiten im Volks- und Staatsleben" betrifft, so können wir davon nicht viel Gutes rühmen. Abgesehen von dem pretiösen Zusatze „im Volks- und Staatsleben" (in vornehm seyn sollenden Titeln und Beisätzen suchen unsere Schriftsteller jetzt einander zu überbieten), scheint sie uns — wenigstens in dieser Ausführlichkeit — in einen genealogischen Almanach gar nicht zu gehören, der dadurch nur ohne Noth angeschwellt und vertheuert wird. Es gibt der chronologischen Hand- und Taschenbücher ohnehin nur zu viele, und wer sich mit chronologischen Studien beschäftigt, kann Wedekind's Handbuch der Welt- und Völkergeschichte (unstreitig das vorzüglichste von allen) doch nicht entbehren. Die Chronik des letztverflossenen Jahrs mit genauer Angabe des Tags, die in dieser Uebersicht ganz fehlt, dürfte für den vorliegenden genealogischen Almanach hinreichend seyn. Für's Andere ist diese chronologische Uebersicht höchst flüchtig bearbeitet, und so vielen Raum sie auch einnimmt (sie füllt volle 93 eng gedruckte Seiten), so ist darin doch viel Wichtiges übergangen. So fehlt z. B. die magna charta (1215), die Schlachten bei Morgarten (1315), Sempach (1386), Falköping (1389), Nikopolis (1396), Sct. Jakob und Verna (1444); unter'm Jahr 1307 wird zwar der Schweizerbund erwähnt, der noch viel wichtigere Aufstand der Waldstädte im folgenden Jahre und das Bündniſs zu Brunnen (1315) aber übergangen.

Der Zeiträume oder Perioden sind unseres Dafürhaltens viel zu viele angenommen, wodurch die Uebersicht nicht allein nicht erleichtert, sondern eher erschwert wird; überdies sind mehrere derselben, wie z. B. Rudolfs von Habsburg Kaiserwahl (1273) und der Anfang des dreiſsigjährigen Kriegs (1618) nicht epochemachend zu nennen. Bis zum Jahre 1697 ist diese Uebersicht völlig unbrauchbar, weil bis dahin nicht die einzelnen Jahre, worin wichtige Begebenheiten sich ereignet, angegeben, sondern die von zwanzig, dreiſsig und funfzig Jahren unter einem Jahre aufgeführt werden. So stehen z. B. unter dem Jahre 1000 die Begebenheiten bis 1049,

Digitized by Google

unter dem Jahre 1312 die bis 1349, unter dem Jahre 1500 die bis 1517 u. s. w.

Es geht, geht Alles durcheinander,
Wie Mäusedreck und Koriander —

sagt der Gewürzkrämer in Göthe's Puppenspiel von seinem Laden; dasselbe könnte man von dieser angeblichen chronologischen Uebersicht sagen, so bunt und planlos stehen die Facta unter einander.

Die „Chronik des Tages“ enthält auf 15 Seiten die Monate Juli bis December 1824 in einer Ausführlichkeit, die uns sehr unzweckmäſsig scheint. Die unbedeutendsten Dinge sind aufgenommen, z. B. daſs eine Manoeuvrir-Escadre von Brest ausgelaufen (S. 94.), in Philadelphia Feste zu Ehren Lafayette's gefeiert (S. 102.), in Gotha ein Museum eröffnet (S. 107.) und dergl. Wenn es S. 106. heiſst: „diplomatische Regsamkeit in Lissabon“, oder S. 108: „der Pöbel zu Constantinopel regt sich“, so ist dies, als wenn man das Gras wollte wachsen hören. Bequem mag diese Manier, die Zeitungen abzuschreiben, und wichtige und unwichtige Begebenheiten ohne Plan und Auswahl zusammenzuraffen, allerdings seyn, von der Beurtheilungskraft des Verfassers legt sie aber kein sonderliches Zeugniſs ab.

Der hierauf folgende Nekrolog der im Jahre 1824 verstorbenen Gelehrten und Schriftsteller würde willkommener seyn, wenn er nicht alle, sondern nur die ausgezeichneten Schriftsteller enthielte. Nicht jeder, von dem man, Gellert's Worte parodirend, sagen kann:

Er lebte, schrieb ein Buch und starb —

verdient aufgenommen zu werden; aber vielen Deutschen geht nun einmal die liebe Vollständigkeit über Alles. Gar nicht abzusehen ist es, warum der Vf. Meusel's gelehrtes Deutschland citirt; wer dasselbe besitzt, bedarf dieser Citate nicht, und wer es nicht hat, kann keinen Gebrauch davon machen.

Zum Schlusse folgen noch statistische Notizen unter dem Titel „statistisches Quodlibet“. Wir wollen denselben ihre Brauchbarkeit nicht absprechen, wünschen jedoch, daſs der Verf. diesen gar zu trivialen Titel mit einem edleren, etwa „statistische Notizen“ oder einem ähnlichen vertauschen möchte. Die „Uebersicht der europäischen Hochschulen“ enthält in sechs Feldern den Namen der Universität, das Stiftungsjahr, die Zahl der Facultäten, der Lehrer, der Studirenden und die Angabe des Jahrs, in dem die Zählung geschehen ist. Der chronologischen Ordnung, in der die Universitäten aufgeführt werden, hätten wir die alphabetische vorgezogen,

Digitized by Google

nicht allein des leichtern Aufſuchens wegen, ſondern auch, weil das Stiftungsjahr von mehreren nicht genau angegeben werden kann. Der Verf. gibt zwar das Stiftungsjahr von Bologna, Paris, Oxford und Cambridge als ausgemacht und unbestritten an, wir zweifeln aber sehr, ob es damit seine Richtigkeit habe.

Die Zahl der Facultäten, der Lehrer und Studirenden würden wir als völlig unerheblich weggelassen haben. Bei der Charakterisirung einer Universität kommt es auf diese unwesentlichen Dinge gar nicht an, sondern blos darauf, was für ein Geist die Lehrer und Studirenden beseele, und nach diesem allein entscheidenden Maaſsstabe dürfte mancher nicht zahlreichen Universität vor mancher sehr frequenten der Vorzug gebühren.

Warum die auſsereuropäischen Universitäten, wie Lima, Mexico u. s. w. weggelassen worden, davon läſst sich kein hinreichender Grund einsehen, und eben so wenig ist es zu billigen, daſs die aufgehobenen, wie Altorf, Erfurt, Grätz, Helmstädt, Ingolstadt, Rinteln u. s. w. ganz weggeblieben sind. Oder sollte die von Wittenberg ausgegangene Revolution nicht von weit gröſsern Folgen gewesen seyn, als Alles, was die italischen, spanischen, portugiesischen und französischen Universitäten zusammen gewirkt haben?

Erklärung der Bildwerke am Tempel des Jupiter Ammon zu Siwah, von Dr. E. H. Tölken, Professor an der Universität zu Berlin. Berlin 1823. 4.

Diese Bogen nebst den beiliegenden drei Steindrücken gehören zu der von Herrn Tölken herauszugebenden Reise zum Tempel des Jupiter Ammon in der Libyschen Wüste und nach Oberägypten von dem Herrn General-Lieutenant Freiherrn von Minutoli, und machen als Probeheft die Aufmerksamkeit aller Forscher und Freunde des Alterthums auf dieses im Verlage von A. Rücker erscheinende und wie innerlich so äuſserlich trefflich ausgestattete Werk rege. Es werden in diesen nur in wenigen Abdrücken ausgegebenen Blättern zum erstenmal die Reliefs der Tempelwände von Umebéda bekannt gemacht und erklärt. Es dürfte zweckmäſsig seyn, die Hauptvorstellungen kürzlich darzulegen, mit Angabe der Abweichungen, die wir uns von der Erklärung des Vf. abgehend erlauben.

Digitized by Google

Taf. X. gibt Bildwerke von der Auſsenseite des Tempels. Fig. 2: Jupiter Ammon mit dem Herrscherstab und dem ägyptischen Schlüssel, nebst seiner Tempelgenossin, gleichfalls mit dem Schlüssel; ihnen bringt ein Mann, etwa der Erbauer, zwei Obelisken (Sinnbild des Tempels) vor einem Opferaltar dar, und hinter ihm ist seine muthmaſsliche Bitte an die Götter in Hieroglyphenschrift enthalten. Der Widderkopf Jupiters ist nach der Bemerkung des Verf. etwas löwenartig gebildet. Die Verschmelzung des ersten Zeichens im Thierkreis mit dem Löwen als dem eigentlichen Sinnbild der Sonne mag absichtlich auf die Bedeutung dieses Sonnengottes anspielen. Ueber den Schlüssel, der hier in den Händen der Götter so häufig als in Aegypten sich findet, macht Hr. T. am Ende des Heftes lesenswerthe Bemerkungen, und rechtfertigt seine Gestalt durch die Einrichtung der ägyptischen und altgriechischen Schlösser. Er ist das Symbol des Eröffnens und Beschlieſsens der Ober- und Unterwelt, und bezeichnet im Allgemeinen die gesetzliche Machtvollkommenheit in irgend einem Bereiche. Die Tempelgenossin des Jupiter Ammon ist nach des Hrn. Verf. überzeugender Auseinandersetzung Dione. Unter diesem Namen wurde sie neben Zeus zu Dodona verehrt, nach Demosthenes in Mid. 15. und Strabo VII. fin. Wenn dann einige unter Dione die Aphrodite verstanden, andere aber (Pausan. V. 15.) von einer ammonischen Here zu Olympia wuſsten, so geschah dies nur vergleichungsweise, weil die dodonäisch libysche Dione mit beiden Göttinnen Aehnlichkeit hatte, mit Here als Gattin des Zeus, mit Aphrodite aber vermöge ihres Begriffes. Um die Einigung beider griechischen Gottheiten in der einen libyschen anzuzeigen, verehrten die Lacedämonier eine Aphrodite-Hera (Pausan. III. 13.). Homer führt dagegen Dione neben Here und Aphrodite in seinem Göttersystem so auf, daſs er jene zum Kebsweibe des Zeus und zur Mutter der Aphrodite machte (Iliad. V. 312. 370.); woraus man sein Verfahren, das Ausländische dem Einheimischen anzupassen und damit zu verflechten, an einem Beispiele sehen kann. Man würde fehl greifen, wenn man die homerische Dione für die dodonäische halten wollte; vielmehr war die letztere allem Anschein nach Aphrodite selbst, und hatte ihre weissagenden Tauben, aber eine solche, die zugleich Here oder Gattin des Zeus war. Man darf in den örtlichen Culten keine völlige Uebereinstimmung mit dem systematischen Synkretismus der griechischen Epiker erwarten. Diese ammonische Dione überkam sehr wahrscheinlich Italien unter dem Namen Juno (vgl. Creuzers

Digitized by Google

Myth. II. S. 547.). Wegen ihres morgenländischen Ursprungs und ihrer Begriffsverwechslung mit Aphrodite glaubt Ref. den Namen Dione-Juno am wahrscheinlichsten von יוֹנָה, Taube (Taubenweib), ableiten zu können. Dahin scheint auch der Umstand zu zielen, daſs auf gegenwärtiger Tafel ihre Schenkel mit Flügeln eingehüllt sind.

Taf. X. fig. 3. ist ein Bruchstück, worauf wir die grossen Jahresgötter abgebildet sehen. Der Unterschied der Geschlechter ist auf dieser und den folgenden Vorstellungen dadurch angezeigt, daſs die männlichen Gottheiten in schreitender Stellung erscheinen. Nur Osiris und Hermes ithyphallicus sind Taf. IX. säulenartig gebildet. Das Scepter der Götter ist am obern Ende durch den Kopf des Kukupha (Horapollo I. 55.), das der Göttinnen durch einen Lotuskelch ausgezeichnet. Die erste weibliche Figur zur Linken des Beschauers mit dem Schafskopf wäre kenntlicher, wenn die männliche vor derselben nicht verstümmelt wäre. Könnten wir in dieser Jupiter erkennen, so würden wir in jener unstreitig Dione finden. Der Schafskopf im Tempel des widderköpfigen Gottes übrigens läſst eher diese Göttin vermuthen, als die Neith, für welche sie der Verf. ausgibt. Denn die Bemerkung, daſs Athene dem Sternbilde des Widders vorstehe, könnte nur den Kopf eines Widders, aber nicht den eines Mutterschafes rechtfertigen. Auf ihrem Haupte ist die Weltkugel mit der Lebensschlange (nach dem Verf. eine Sonnenscheibe; aber auch Rhea hat Taf. VIII. denselben Kopfschmuck, für welche doch die Sonnenscheibe sehr unpassend wäre). Hierauf folgt Horus mit der Sonnenkugel und seinem charakteristischen Bartansatz, als Gott der Sonne in ihrem Zunehmen und des Jahres vor der Sommersonnenwende. (Der Verf. hält ihn für Herakles, als welcher er nichts Ausgezeichnetes hätte; Horus dagegen ist in der durch die folgenden Gottheiten ausgedrückten Ideenreihe unentbehrlich.) Hieran schlieſsen sich zwei gute Genien mit Schlangenköpfen, ein weiblicher und ein männlicher, den Jahressegen bezeichnend. Der Scheffel auf dem Haupte des männlichen Kamephis deutet wahrscheinlich auf die erste Erndte zur Zeit der Sommersonnenwende. Er durchbohrt mit einer Lanze dem Anschein nach ein typhonisches Thier. Es herrschen ja im hohen Sommer in Libyen und Aegypten die dem Typhon zugeschriebenen Gluthwinde, wogegen dieser Genius hier schützend kämpft. Oder wenn andere in dem Werkzeuge, das Hr. T. für eine Lanze ausgibt, lieber eine Wurfschaufel

Digitized by Google

sehen sollten, so bezöge sich diese abermals auf die Erndte. Nun erscheint Harpokrates, an der einzigen geringelt herabhängenden Locke kenntlich (Sinnbild der schwach werdenden Sonne); auf dem Haupte hat er seinem Charakter gemäſs eine kleine Sonnenscheibe zwischen Bockshörnern. Die Hörner, können wir sagen, sind vom Pan entlehnt, den kennen wir ja als den Steinbock im Thierkreis (s. unsere Jahrb. 1824. S. 792.). In der Linken hat er den Krummstab und die Geissel, um in dieser für Aegypten namentlich so gesegneten Zeit der Ueberschwemmung die typhonischen Einflüsse vollends zu vertreiben. Harpokrates steht hier als die wieder abnehmende Sonne (der hinkend wandelnde Gott nach der Mythologie) und als das Jahr nach der Sommersonnenwende dem Horus in richtiger Stufenfolge gegenüber. Daſs Horus nicht, wie gemeiniglich angenommen wird, blos die Sonne in der Sommersonnenwende, und Harpokrates in der Wintersonnenwende ist, sondern beide, wie gesagt, umfassender zu nehmen sind, wird unter anderm aus einer hier in Betracht kommenden unedirten ägyptischen Bronce klar, welche kürzlich der verdienstliche Kunstkenner J. D. Weber zu Venedig aus den Händen eines Goldschmieds gerettet, und wovon er dem Ref. eine Handzeichnung mitgetheilt hat. Es ist Harpokrates mit seiner Locke, in den Händen zwei Geisselriemen haltend, zwischen den Zeichen des Krebses und Steinbocks auf der einen, und des Scorpionen und Löwen auf der andern Seite. Ueber seinem Haupte ist der struppige Kopf des Typhon mit offenem, gleichsam Gluth blasendem Munde, mit den Füſsen tritt er auf zwei Krokodile (typhonische Thiere). Hierdurch ist die Doppelherrschaft Typhons angedeutet; nämlich in der versengenden Hitze einerseits, und andererseits in den winterlichen Tagen, da das Meer den guten Nil verschlungen hat, äuſsert sich seine zerstörende Macht. Zwischen beiden typhonischen Extremen steht Harpokrates in den Zeichen vom Krebs an bis zum Steinbock, wie in der That, so im Bilde mitten inne. (Hr. T. gibt den Harpokrates für Osiris aus, was gar nichts für sich hat. Den Kopfschmuck aus Palmzweigen, der nicht einmal deutlich ist, besitzt Osiris nicht ausschlieſslich, und der Krummstab und die Geissel finden sich notorisch in den Händen des Harpokrates; man vergl. nur Creuzers Abbild. zur Myth. Taf. XV. No. 2.) Die letzte Figur auf dem Bruchstück ist Isis mit dem Modius auf dem Haupte als Sinnbild der zweiten Erndte im November, darüber befindet sich die Mondsscheibe zwischen den Kuh- oder Mondshörnern.

Digitized by Google

Taf. VIII. und IX. enthalten die Reliefs im Innern des Tempels. An der Decke sind Adler mit ausgebreiteten Flügeln und über ihnen Sterne abgebildet, zum Zeichen der himmlischen Herrschaft; in den Füſsen halten sie h. Opfermesser (nach dem Verf. Feldzeichen, aber s. Taf. IX. die zweite Reihe von unten, wo eine Priesterin vor dem Opferaltar dergleichen in den Händen hat). Zu oberst an den Seitenwänden zieht sich ein Streifen, Ammons Scepter nebst der Weltkugel, wovor ein Falke mit gesenkten Fittigen huldigt, in vielen Wiederholungen enthaltend. Darunter ist ein Ammonsfest mit Candelabern, Altären, Opfernden, Betenden und Tanzenden. Sodann folgt auf beiden Seiten ein breiter Streifen von Hieroglyphen, welche aber die Reisenden nicht abgeschrieben haben, was um so mehr zu bedauern ist, da deren mögliche Entzifferung in unserer Zeit von mehreren Seiten her in Anregung gebracht wird. Die folgende Reihe ist auf den gegenüber stehenden Wänden verschieden, aber doch nach unserem Urtheil sich auf einander beziehend. Sie enthält die segnenden Götter beider Hemisphären, die eine Wand (Taf. IX.) die der Oberwelt und die andere (Taf. VIII.) die der Unterwelt. Auf beiden Wänden ist Jupiter Ammon vorgestellt, thronend in einer Capelle, vor welcher ein Anbeter kniet; was die Anschauung zu der Beschreibung in der Inschrift von Rosette gibt. Aber Ammon hat nicht beidemal die gleichen Attribute, und nicht die Willkühr hat unseres Erachtens abgewechselt. Auf der rechten Wand Taf. IX. hat er eine gröſsere Sonnenscheibe auf dem Haupte, auf der linken Taf. VIII. eine kleinere zwischen Bockshörnern und mit zwei Palmzweigen. Jenes ist die zunehmende (in andern Culten als Horus gedacht), dieses die abnehmende (anderwärts Harpokrates bezeichnet) Sonne, jenes zugleich der Gott der obern, und dieses der Gott der untern Hemisphäre. Wie alle Sonnendienste, so kennt auch der ammonische einen Gott in der Kraft und denselben in der Entkräftung. Auch Ammon hatte, wie Harpokrates, einen Fehler im Gang, zusammengewachsene Beine (Plutarch. de Is. 62.). Daher hat er auch mit ihm die Bockshörner hier gemein, was bei beiden eine Anspielung auf das Zeichen des Steinbocks ist. (Wenn der Verf. S. 120. diese Hörner sogar dem Horus beilegt, so beruht diese Meinung ohne Zweifel auf einem Miſsverständniſs.) Deswegen trinkt nach der Fabel der kleine Zeus (als Steinbock im Winter) Ziegenmilch, und erstarkt so nach und nach von der kleinen Sonne zum groſsen Gott. Was der Aegypter in die Zweiheit des Har-

pocrates und Horus auflöste, geschieht hier in dem Leben des einen Gottes Zeus. Mit dieser Ausdeutung von dem gedoppelten Ammon stimmt die folgende Götterreihe zusammen.

Es folgen nämlich Taf. IX. Isis und Osiris, durch die Attribute eines Lotusstengels, einer Katakombe und eines Wassergefäſses als Vorsteher des Kreislaufes vom Leben zum Tode und von diesem zur Wiedergeburt bezeichnet. An sie schlieſsen sich die Zeugungsgötter Hermes ithyphallicus und Brimo, diese mit dem Kalathus auf dem Haupte, jener mit dem stehenden Gliede und mit zwei sich oben umlegenden Federn als Hauptschmuck. Die Federn erinnern an die Parcen, welche gleichfalls von den Vögeln als den Propheten des Schicksals diesen Kopfschmuck entlehnen (s. unsere Jahrb. 1824. S. 801.). Bei Hermes bedeuten sie hier ohne Zweifel, daſs sein Geschäft nach festen Naturgesetzen von Statten gehe. (Der Verf. hält sie nach Horapollo II. 118. für ein Sinnbild der Gerechtigkeit.) Mit der Geissel in der Hand vertreibt er die widrigen Einflüsse der Natur, um sie zur Zeugung vorzubereiten. Dieser Hermes ist die einzige Vorstellung in diesen Bildwerken, welche uns erinnert, daſs wir uns nicht in Aegypten befinden; er ist nach Herodot II. 51. ein pelasgischer Gott, und erklärt sich aus dem anerkannten Verkehr zwischen dem pelasgischen Griechenland und dem libyschen Ammonstempel. Hr. T. nennt ihn Osiris; aber auch abgesehen von der unangemessenen zweimaligen Wiederholung desselben Gottes nach einander, so haben die Aegypter den Osiris selbst nicht als Phallusgott gebildet, sondern nur ihm zu Ehren nach Herodot II. 48. eigene Ellen lange Bildchen verfertiget, an denen das Männliche beinahe so groſs als der übrige Körper war. Die wir Brimo, Hekate oder Proserpina als die Gattin des Hermes, auf welche sein sinnliches Gelüsten gerichtet ist (Cic. de N. D. III. 22. und daselbst Creuzer), nennen, in dieser vermuthet der Vf. eine Personification Aegyptens.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

N. 18. 1826.

Heidelberger
Jahrbücher der Literatur.

Tölken Erklärung der Bildwerke des Ammonstempels zu Siwah.

(Beschluſs.)

Nach den Göttern, welche der Fruchtbarkeit im Allgemeinen vorstehen, werden nunmehr im Besondern die Spender der wohlthätigen Jahreseinflüsse und die Förderer des Gedeihens vorstellig gemacht: Horus mit dem Falkenkopfe (nach dem Verf. Phtha) in Gesellschaft eines weiblichen Agathodämon, der einen Widderkopf mit der Schlange hat, und zur Bezeichnung der ersten Erndte derselbe seyn mag, welcher Taf. X. fig. 3. einen Schlangenkopf hat und auch auf Horus folgt. (Der Verf. hält diese Göttin für Neith, und führt Manil. IV. 124. und Serv. ad Aen. XI. 259. an, daſs ihr das Sternbild des Widders geheiligt gewesen, was allerdings durch den borghesischen Thierkreis und ein italisches Vasengemälde nach unserer Ausdeutung in den Heidelberg. Jahrb. 1824. S. 791. bestätigt werden kann. Allein der Schluſs von dem Widderkopf auf die Neith ist dessen ungeachtet unsicher, wenn man bedenkt, daſs wir uns in einem Ammonstempel befinden, wo nach des Verf. eigener Ansicht Taf. IX. in der zweiten Reihe von unten zwei Priesterinnen mit Widdermasken, und nach des Ref. Dafürhalten auſserdem Isis und Osiris mit Widderköpfen vorkommen.) Das Segensjahr, das mit Horus und dem guten Genius eröffnet wird, erreicht durch die Nilfluth mit dem Aufgang des Hundssterns seinen eigentlichen Gipfelpunkt. Daher reiht sich nun Anubis an als Repräsentant des guten Hundssterns und der mit seinem Aufsteigen verbundenen heilsamen Folgen. Mit ihm steht dem Begriff und der Abbildung gemäſs eine Parce mit der Feder auf dem Haupte in Verbindung, um den Gedanken auszudrücken, die Befruchtung des Landes und deren Maaſs erfolge nach astrologischen Schicksalsgesetzen. (Der Verf. hält sie für die Göttin der Wahrheit und des Rechts; s. aber Creu-

Digitized by Google

zers Abbild. zur Myth. Taf. XV. n. 2, wo ein Schatten zwischen zwei Parcen, deren Hauptschmuck eine Feder ist, steht, vergl. Pausan. X. 24. Auch Priester oder Propheten sind auf ägyptischen Bildwerken geschmückt. Die häufig vorkommende Feder in der Waage des Todtengerichts kann wieder nicht, wie der Verf. will, Gerechtigkeit bedeuten; denn man hält wohl die Waage mit Gerechtigkeit, aber man kann diese nicht sinnbildlich in die Waage legen, wohl aber das Schicksal, dessen Bestimmungen die Stelle des Gewichts vertreten.) Hierauf erscheint Harpokrates mit dem Falkenkopf und oben mit einer kleinen Sonnenscheibe und zwei Palmzweigen (nach dem Verf. wieder Osiris). Die Sonne nimmt ab, aber die Natur ist reich und üppig. Daher werden nun die groſsen Segens- und Erndtegötter zur Anschauung gebracht: Isis mit dem Widderkopf und der Mondsscheibe zwischen den sie charakterisirenden Gazellenhörnern (nach dem Vf. wieder Athene), und Osiris mit dem Falkenkopf und den mächtigen Stierhörnern, die ihm vorzugsweise zukommen (nach dem Verf. Helios). Es folgt eine Göttin, die man für Aphrodite halten mag. Das Uebrige ist verstümmelt. — Wir begegnen so ziemlich derselben Götter- und Ideenreihe, wie Taf. X. fig. 3, wodurch die Richtigkeit unserer Auslegung an Wahrscheinlichkeit gewinnt. Es folgten dort, wie hier, Horus und ein weiblicher Kamephis, Harpokrates und Isis auf einander. Nur statt des männlichen Kamephis ist hier der Anfang der Nilfluth deutlicher durch Anubis und die Parce angedeutet. Immer aber ist es derselbe Ideenkreis: Zunehmen und Abnehmen der Sonne, Wassersegen, Wachsthum und Fruchtbarkeit nach göttlichen Rathschlüssen.

Auf der linken Tempelwand Taf. VIII, wo der unterirdische Ammon thront, finden wir folgende Gottheiten: Harpokrates mit der kleinen Sonne und zwei Palmzweigen auf seinem menschlichen Haupte, auch sonst als ein unterirdischer Gott bekannt (Creuzer Abbild. Taf. XV. n. 2.), von dem Harpokrates der obern Sphäre Taf. IX. dadurch unterschieden, daſs ihm in letzterer Beziehung ein Falkenkopf und eine Strahlenkrone gegeben wurde. Hierauf erscheint Rhea mit dem Löwenkopf und der Weltkugel, als Mutter des Typhon und der Nephthys eine Gottheit der Unterwelt. Sie ist in Bewegung gegen ihren Gatten Kronos, dessen Haupt mit der Sonnenscheibe geziert ist. Der Seelenführer Thoth, mit einem Stern und zwei Falkenfedern auf dem Kopf, steht zwischen zwei der Dione ähnlich gebildeten Parcen, und daran reiht sich Anubis mit zwei Federn, dessen Hundskopf mit

Beziehung auf sein unterirdisches Amt nach Art der Schakale geformt ist. Den Zug beschlieſsen Isis, zwischen deren Gazellenhörnern die Mondsscheibe sich befindet, aber etwas kleiner als T. IX, und Osiris an seinem charakteristischen Kopfschmuck kenntlich, als Sohn des Ammon mit dem Widderkopf (wie Isis T. IX.), als der unterirdische durch die kleine Sonne zwischen Bockshörnern bezeichnet. Rückwärts von dem Throne Ammons ist im Hintergrunde dessen Gattin Dione, gnädig die Hand erhebend, zu bemerken, wie es scheint, als Hoffnungsbild zur Paligenesie für die Abgeschiedenen. (Der Verf. sieht in dieser Götterreihe auſser Kronos und Rhea nur Priester und Priesterinnen; solche finden sich wohl in der untern Reihe, diese sind aber in geziemender bittender Stellung, was hier nicht der Fall ist. Ueberdies würde die Vorstellung von Priestern den Götterbildern auf der gegenüberstehenden rechten Seite nicht entsprechen. Nach unserer Auslegung aber beziehen sie sich auf einander wie Ober- und Unterwelt.)

Der weiter folgende Streifen auf beiden Seiten enthält eine Veranschaulichung des Flehens der Menschen in Beziehung der oben abgebildeten Gottheiten, und zwar Tafel IX. eine Opferhandlung in Rücksicht auf Jahressegen und Nilfluth, zu welchem Behufe zwei Altäre in der Mitte stehen, der eine mit dem Ichneumon, der andere mit dem Krokodil bezeichnet. Also den guten und den feindseligen Göttern wird geopfert, um die Geneigtheit jener zu gewinnen und den Zorn dieser abzuwenden. Auf der andern Seite der Altäre erblickt man die Horte des Landes und die Rächer des Osiris, nämlich Horus in der Mitte des ibisköpfigen Thoth mit der Mondsscheibe zwischen Kuhhörnern (denn man dachte den Thoth als Begleiter des Mondes: Plut. de Is. 41.) und des Anubis. (Der Vf. hält letztern für Typhon, und den Hundskopf, an welchem wegen des Aufsatzes die Ohren nicht sichtbar sind, für den Kopf eines Krokodils oder Schweines. Aber wie könnte diesem feindseligen Zerstörer das göttliche Scepter, das er in der Linken, der h. Schlüssel, den er in der Rechten hält, der Kopfschmuck, den Anubis mit Horus als dessen Begleiter gemein hat, zukommen?) Der entgegengesetzte Streifen Taf. VIII. enthält eine Reihe betender Priester und Priesterinnen, der Analogie nach in Bezug auf das Todtenreich. Die unterste Vorstellung beider Seiten ist zu sehr verstümmelt, als daſs etwas mit Gewiſsheit angegeben werden könnte.

W. F. Rinck.

Digitized by Google

M. Tullii Ciceronis de Claris Oratoribus liber, qui dicitur Brutus. Cum notis J. A. Ernesti aliorumque interpretum selectis edidit suasque adjecit Fridericus Ellendt, A. M. — Praeſixa est succincta Eloquentiae Romanae usque ad Caesares Historia. Regiomonti Prussorum, sumtu fratrum Borntrager. MDCCCXXV. X. CXLII und 261 S. in 8. 2 Thlr.

Eine Ausgabe, die wir willkommen heiſsen müssen. Seit langer Zeit ist dieser Schrift, einer der trefflichsten Cicero's, keine eigene Bearbeitung zu Theil geworden, und doch konnte die Wetzelsche Ausgabe nach dem jetzigen Stande der Ciceronischen Kritik keineswegs mehr befriedigen. Und hier dringt sich dem Ref. aufs Neue die schon oft gemachte Bemerkung auf, wie leicht es noch am Schlusse des vorigen Jahrhunderts war, sich mit sehr mittelmäſsigen Commentaren über den Cicero eine Art von Celebrität zu erwerben: denn er erinnert sich noch gar wohl der Lobsprüche, die Wetzels, man darf wohl sagen, schlechte Ausgabe des Brutus in der Allg. Deutschen Bibliothek erhielt, ungeachtet, besonders in der Bearbeitung des Textes, sehr willkührliche, wo nicht gar keine Grundsätze befolgt waren. — Wenn sich übrigens Hr. E. in der Vorrede beklagt, daſs die Lateinische Literatur im Verhältniſs gegen die Griechische gegenwärtig vernachlässigt sey, so möchte diese Klage gegenwärtig wohl etwas weniger gerecht seyn, als sie es noch vor einigen Jahren war. Gerechter finden wir die Klage, daſs die meisten der Lateinisch Schreibenden oder Lateinische Schriftsteller Erläuternden ihre Kenntniſs der Sprache nur durch Schreiben und Lesen erworben haben, ohne auf die nicht auf der Oberfläche liegenden Gesetze der Sprache zu achten, ja selbst ohne sie zu ahnen. Daſs daraus ein Schwanken in den Grundsätzen des kritischen Verfahrens entstehen müsse, daſs selbst das richtig Gefundene oder Herausgefühlte nicht zu fester Ueberzeugung gebracht und Andern überzeugend mitgetheilt werden könne, ist eine nothwendige und an Vielen nicht zu verkennende Folge davon. — Doch wir wenden uns zu unserm Buche. Ungebrauchte Handschriften hatte der Herausgeber nicht, auch an alten Ausgaben mangelte es ihm sehr, wie er denn z. B. die beiden Ascensius'schen Ausgaben von 1511 und 1522, die Basler Ausgaben von Cratander und Herwag, die Robert und Karl Stephanischen und so manche andere, die weder von Ernesti und seinem Nachtreter Wetzel, noch von Schütz gehörig verglichen sind, und doch so reiche Ausbeute geben, nicht unter den von ihm benutzten Hülfsmitteln nennt. Mit seiner

Digitized by Google

Historia Eloquentiae Romanae will er zwar nicht mit Ruhnkens *Hist. Crit. Oratorum Graec.* in die Schranken treten, wohl aber den Hrn. Burigny übertreffen, der in den Mem. de l'Acad. des Inscr. Vol. XXXVI. weiter nichts, als einen Auszug aus dem Brutus des Cicero giebt. Dies ist ihm allerdings wohl gelungen, und wir müssen diese Abhandlung als eine Bereicherung der Römischen Literaturgeschichte betrachten, ob sie gleich ein eigentliches Buch über die Geschichte der Römischen Beredtsamkeit nichts weniger als überflüssig macht, und zwar erstlich wegen der ihr zu enge gesteckten Gränzen, da sie nur bis auf die Caesares geht, dann aber auch, weil sie den Hortensius, den Asinius Pollio und den Cicero ganz übergeht: und zwar den Letztern, weil — *Quid*, sagt er, *a tot auctoribus laudatis vel enarratis addi potest?* Von den beiden Andern schweigt er, weil wir über den Hortensius von Luzac und über den Asinius Pollio von Thorbecke treffliche Monographieen haben. Haben? fragen wir. Luzac's Schrift ist eine im Jahr 1810 in Leyden erschienene Inauguralschrift, und Thorbecke's Commentatio gleichfalls, vom Jahr 1820. Diese Schriften sind sehr selten und schwer zu bekommen; und wären sie auch allgemein verbreitet, es durften darum in einer *Historia Eloquentiae Romanae* die bedeutendsten Männer eben so wenig fehlen, als künftig ein Geschichtschreiber der allgemeinen Geschichte die schwäbischen Kaiser wird übergehen dürfen, »weil man ja Raumers Geschichte der Hohenstaufen habe«. Auch wird sich wohl in den Quellen selbst noch eine Nachlese halten lassen, ungeachtet sie vom Verf. mit Sorgfalt und mit Kritik benutzt worden sind. Doch wollen wir, um den Raum einer Recension nicht zu überschreiten, die specielle Beurtheilung der Abhandlung andern Blättern überlassen, um über die Ausgabe des Brutus selbst etwas ausführlicher sprechen zu können, und über eine Anzahl von Stellen unsere Ansichten mitzutheilen. Was den Lateinischen Vortrag betrifft, so verdient er im Ganzen Lob. Es sind uns jedoch einige Versehen aufgefallen, die wir einem Manne, der Anderer Irrthümer nicht immer schonend rügt [Cicero, wie der neueste Herausgeber des Priscian, Krehl, bekommen das Lob: *inepte*, Luzac: *temerarie*], ohne weitere Bemerkungen vorzuhalten nicht umhin können. S. VII. *ab Hermanno, viri illustri, de me — praeclare meriti.* LVI. *praetervidit* (ein ganz unerhörtes Wort!) LXXVI. *mentionem ejus fieri in Gellio, in Plinio.* CXII. *seculi potius, quam sui culpa.* CXIII. *apprime* (das berüchtigte Adverbium). S. 159. *nullibi.* CXIV. *Coelium quem* (f. *cui*) *librum suum inscripsit Varro* u. dgl. Auch falsche Citate z. B. S. XIX.

Cic. ad Att. für ad Famill. IX. 22. haben wir gefunden; und sinnstörende Druckfehler, z.B. S. X. *inultus* statt *multus*, XVIII. *ante* für *arte*, XL. *Seneca* für *Senecae*, LXXXIII. *earum qui*, CXXIII. *exstaret* für *exstant*.

Betrachten wir nun die Ausgabe des Brutus selbst, so finden wir an ihr ein besonnenes, sicheres Urtheil, eine Abneigung gegen willkührliche Textesveränderungen, sorgfältige Beobachtung des Ciceronischen Sprachgebrauches, nur nicht immer von einer hinlänglich umfassenden Lectüre unterstützt, um jedesmal das zu Beweisende mit den erforderlichen Stellen zu belegen; dabei ist auch die Auswahl zu loben, die der Herausgeber aus den Anmerkungen der frühern Bearbeiter dieses Buches giebt. Hier aber vermissen wir eine vor acht Jahren erschienene sehr gehaltreiche Schrift über den Brutus, die Ref. vor sich hat und deren Titel ist: Observationes Criticae in quaedam Bruti Ciceronis loca. Auctore Hallgrimo Johannaeo Scheving, Scholae Bessestadensis in Islandia Adjuncto. Havniae. Typis excudit H. F. Popp, civis et typographus Havniensis. 1817. 85 Seiten in 8, über welche Birger Thorlacius das Urtheil gefällt hat: Commentationem hanc, diligenter et cum acumine critico elaboratam, dignissimam judicat Facultas Philosophica Universitatis Regiae Havniensis, quae Magisterii Artium et Doctoratus Philosophici Honores auctori acquirat. Wir können dieses günstige Urtheil nur bestätigen, und sind überzeugt, Hr. E. würde Mehreres in dieser Schrift der Beachtung sehr würdig gefunden, manche Vorschläge des Hrn. Sch. seinen Lesarten vorgezogen, für manche seiner Behauptungen aber auch hier Beweise und Belege gefunden haben. Da es den meisten unserer Leser eben so gehen möchte, wie Hrn. E., nämlich daſs ihnen jene Schrift unzugänglich ist, so wollen wir dieselbe bei den von uns zu betrachtenden Stellen auch berücksichtigen.

V. 21. *Ego vero, inquam, si potero, faciam vobis satis.* So Hr. E. mit Ernesti, Wetzel und Schütz. Aber Scheving hat mit Recht das *potuero* der Handschriften in Schutz genommen, und dafür Epp. ad Famm. XI. 23. ad Att. II. 15. Orat. 10. de Legg. III. sub fin. und andere Stellen citirt; zu denen man fügen kann, was Beier ad Cic. de Off. III. 23. 89. p. 351. sq. sagt, und die Stelle Cic. de Rep. I. 43. Auch hat Schev. zu dieser Stelle einen eigenen Excurs beigefügt S. 82 — 85. — IX. *Sed suavitate ea, qua perfunderet animos, non qua perfringeret.* Diese Lesart behält und vertheidigt Hr. E. wie Ernesti. Aber wer wird von der *suavitas* sagen: *perfringit animos?* Ja, wir wollten uns *perfringere* gefallen lassen, wenn es hieſse,

etwas, wodurch die *animi* umzäunt oder umschlossen oder überhäutet sind, *suavitate perſringere*; aber die *animos* ſelbst nimmermehr. Wir ziehen also die von Schneider aus Cod. Gud. 1. (und nicht *ex conjectura*, wie Hr. E. sagt) vorgezogene, auch von Schütz und Scheving gebilligte Lesart *perstringeret* vor. Es ist allerdings eine Gradation zwischen *perſundere suavitate* und *perstringere*, die Hr. E. mit seinem *perſundit s. leviter tangit*, was dann eben so viel seyn soll, als *perstringit*, nicht vertuschen oder vertilgen kann! Richtig erklärt Schütz *perstringere* durch *leviter pungere*, was recht gut zu den *aculeis* paſst, von denen es nachher heiſst: *cum delectatione aculeos etiam relinqueret in animis*, und bedeutend stärker ist als *suavitate perfunderet.* — X. 4. *cujus (Homeri) etsi incerta sunt tempora, tamen annis multis ſuit ante Romulum; siquidem non infra superiorem Lycurgum ſuit, a quo est disciplina Lacedaemoniorum adstricta legibus.* Hier verwirft Hr. E. Wetzels Erklärung, daſs *superior Lycurgus* stehe zum Unterschied von dem Attischen Redner Lykurgus, auch die des Corradus, der annimmt, Cicero denke an einen jüngern Lykurgus aus Sparta, den Timäus erwähnte, und wolle durch *superior* den Gesetzgeber von ihm unterscheiden; auch die von Troſs mitgetheilte Ansicht der Stelle, wonach *non infra* weggeworfen und gelesen werden soll *siquidem superior Lycurgo ſuit*, welches freilich gewaltsam ist, verwirft er, und will *superiorem* als Glosse eines interpretis inepti ausgestrichen wissen. Scheving supplirt *eo* nach *superiorem* (welches wir lieber beigesetzt sähen), und erklärt die Stelle ganz gut und einfach so: *Etsi incerta sunt Homeri tempora, omni tamen dubio caret, eum vixisse ante Romulum, cum constet eum non ſuisse post Lycurgum, qui tamen Romulum aetate praecessit.* — XIII. 49. *Et Graeciae quidem oratorum partus atque ſontes vides.* Ernesti stöſst sich an *partus atque fontes*, Schütz emendirt gar, und allerdings scharfsinnig *oratorum partus artisque ſontes.* Hr. E. hält *fontes* für eine Glosse von *partus*. Scheving sagt zum Schutze der Stelle: *Cicero non attentus ſuit ad propriam vocum partus et ſontes significationem, sed tantum ad illam translatam, qua utitur, ex qua idem valent ac initium et origo, — nec ipsa vocabula partus et ſontes assumto hoc significatu inter se discordant. Similiter dixit* Cic. Brut. 17. *imitari ossa et sanguinem* etc. — XVII. 67. liest Hr. E. zwar mit Recht *Catones*; man erfährt aber nicht, daſs die lect. vulg. *Catonis* ist, ob er gleich von ihr spricht, und sogar sagt, Görenz vertheidige sie ad Cic. de Finn. V. 2. 3, welches Citat falsch ist, da Görenz die Stelle mit der alten Lesart blos anführt zu IV. 2. 3. — XXI. 81. *cujus et aliae sunt orationes et contra Ti. Gracchum, exposita est in C. Fannii annalibus.* So steht

Digitized by Google

allerdings in den Handschriften. Allein die Stelle scheint doch so nicht stehen bleiben zu können. Scheving will entweder *quae* vor *exposita* einsetzen, oder, was Schütz gethan hat, *est* ausstreichen. Eins von beiden scheint nöthig. — XXV. 97. *homo non liberalitate, ut alii, sed ipsa tristitia et severitate popularis.* Hier haben Ern. und Wetzel ganz ohne Noth *hilaritate* emendirt. *Liberalitas* für *comitas* wird von Schütz, Schev. und dem Herausgeber mit Recht beibehalten und vertheidigt. — XXIX. 110. *quorum neuter summi oratoris habuit laudem, et uterque in multis causis versatus erat.* Hier weist Hr. E. mit Recht Ernesti's von Schütz gebilligtes *at* ab. Wenn er aber schreibt: *sed ratio temporum prohibet. Si enim et copulative accipiendum esset, vel si adversativa particula at ejus locum teneret, habuit exspectandum erat,* so hat er sich wohl verschrieben, denn *habuit* steht ja. Vielleicht wollte er sagen, dann sollte man *versatus est* erwarten. Er hält es indessen mit Schneider, der *et* für *et tamen* nimmt, und belegt diesen Gebrauch mit einer Stelle: *alia exempla*, sagt er, *nunc non sunt in promptu.* Scheving bot viele Stellen an: z. B. Brut. c. 56. Somn. Scip. c. 8. de Senect. c. 9. Dann aus Livius, Celsus, Martialis; darauf Griechische Stellen aus Euripides, Aristophanes. Aesopus, Epiktetus. — XXX. 114. *quae propria est hujus disciplinae philosophorum de se ipsorum opinio.* Daſs dies die Lesart der Handschriften und Ausgaben ist, erfährt man von Hrn. E. gar nicht. Dies kommt daher, weil *ipsorum*, das er blos zwischen Klammern setzen wollte, durch Zufall, wie es scheint, ganz ausgefallen ist. Scheving vertheidigt es und construirt: *Itaque in hoc viro firma et stabilis inventa est illa opinio, quae ipsorum philosophorum hujus sectae de se propria est,* mit der Erklärung: *Quando nude dicitur, hanc vel illam aliquis de se habet opinionem, id ita potest intelligi, ut, si ipse quidem habeat, nihil tamen impediat, quo minus et alii. Sin vero pronomen ipse additur, significatur, hanc opinionem illi, de quo sermo sit, propriam esse, nec in alios cadere. Eodem modo* Liv. lib. I. 28. *Romani, si unquam alias ullo in bello fuit, quod primum diis immortalibus gratias ageretis, deinde vestrae ipsorum virtuti, hesternum id proelium fuit.* — XXX. 115. *Qui cum innocentissimus in judicium vocatus esset, — cum essent eo tempore eloquentissimi viri L. Crassus et M. Antonius consulares, eorum adhibere neutrum voluit.* Das erste *cum* nimmt Hr. E. mit Schütz aus der Ausgabe des Victorius auf, für *quanquam*, das die Handschriften und übrigen Ausgaben geben; wobei er eine treffliche Anmerkung über den Gebrauch des *quanquam* mit dem Conjunctiv macht. Scheving weiſs nichts von des Victorius *cum*, sieht aber doch, daſs dieses *quamquam — esset* nicht gut stehen kann, und glaubt

Digitized by Google

deswegen, entweder sey *quamquam* versetzt, und müsse unten, statt oben, stehen: *quamquam essent eo tempore* etc. Wolle man das nicht, so soll man *esset* nach *vocatus* wegstreichen und lesen: *Qui, quanquam innocentissimus, in judicium vocatus, — cum essent — consulares, eorum adhibere neutrum voluit.* Man wird diesen Ansichten seinen Beifall nicht versagen können, selbst wenn man sich auch lieber an Hrn. E. Lesart zu halten geneigt seyn möchte. — XXXI. 120. *Nam, ut Stoicorum adstrictior est oratio —: sic illorum liberior et latior, quam patitur consuetudo judiciorum et fori.* Das *latior* miſsfällt Hrn. E. und er emendirt *laetior*, doch ohne viel auf seine Emendation zu halten. Wir können sie auch nicht sehr billigen, sondern nehmen dafür Schevings *laxior*, und belegen es, da es von ihm unterlassen worden ist, mit einer Stelle des Cicero selbst, de Orat. I. 60. 254. *adstrictus certa quadam — moderatione, — quanto facilius nos non laxare modos orationis, sed totos mutare possumus?* — XXXIV. 129. *C. Fimbria — habitus est sane, ut ita dicam, luculentus patronus, asper, maledicus, genere toto paullo fervidior atque commotior.* Daſs die Stelle verdorben sey, hat man längst vermuthet. Vavassor sagte, er begreife nicht, wie bei dem ganz eigentlichen Ausdruck *luculentus patronus* die entschuldigenden Worte *ut ita dicam* stehen können; Pighius und Gruter wollen das gleich nachher folgende *tolerabilis patronus* wegstreichen, weil es sich mit dem *luculentus patronus* nicht vertrage. Ernesti verwandelt erstlich, um einen uneigentlichen Ausdruck zu haben, der das *ut ita dicam* rechtfertige, *luculentus* in *truculentus*, und erklärt *patronus* für eine alberne Glosse, weil, was F. für ein *patronus* gewesen, gleich nachher gesagt werde. Schütz emendirt noch auf diese Conjectur hinauf, und schreibt *truculentus accusator.* Hr. E. wäre geneigt es mit Pighius und Gruter zu halten, hält sich aber, des *ut ita dicam* wegen, an Ernesti's *truculentus*, und streicht mit ihm *patronus* weg. Scheving weiſs nichts von Schütz's Conjectur, er erkennt aber, daſs *luculentus patronus* nicht stehen kann, erstens, weil dies kein *ut ita dicam* braucht, da der Ausdruck nicht figürlicher ist, als z.B. *eximius, egregius patronus* wäre; zweitens, weil *luculentus* gar schlecht zu *asper* und *maledicus* paſst; drittens, weil ein *luculentus patronus* unmöglich gleich darauf *idem tolerabilis patronus* heiſsen kann. Er schreibt deswegen *luculentus accusator*, und vertheidigt seine Conjectur so, daſs wir ihr unsern Beifall nicht versagen können. Da diese Vertheidigung ausführlich ist, so heben wir aus ihr nur folgendes aus: *Primum verba ut ita dicam — bene cum lectione luculentus accusator conveniunt; nam qui accusationes apud Romanos factitabant, homines non*

boni, certe non gratiosi, habebantur, quod cum ex multis locis Ciceronis patet, tum vero ex hoc ipso capite sat perspicue, ubi Cicero loquitur de M. Bruto, quem dicit dedecori fuisse Brutorum generi, quod accusationes factitaverit, eumque fuisse accusatorem vehementem et molestum, ut facile fuerit cernere naturale quoddam stirpis bonum degeneravisse vitio depravatae voluntatis. Cum vero cultori artis alicujus minus honestae, qualis est accusatio, honesta praedicata tribuimus, quo de genere est illud luculentus, quia improprie et paulo audacius loquimur, emolliendi formula ut ita dicam opus est. Deinde illa asper et maledicens, quae tam male quadrant in luculentum patronum, accusatori bene conveniunt. Wir würden Schevings Lesart allen andern Vorschlägen vorziehen und in den Text aufnehmen. — LI. 192. *sic oratori populi aures tanquam tibiae sunt; eae si inflatum non recipiunt aut si auditor omnino tanquam equus non facit, agitandi finis faciendus est.* Wir wollen uns mit den verunglückten Erklärungsversuchen und Verbesserungsvorschlägen der ältern Erklärer und Herausgeber nicht aufhalten, nur zur Ergänzung der Note des Hrn. E., der des Turnebus Adversarien nicht nachsehen konnte, übrigens keine eigene Ansicht aufstellt, aus Schevings Anmerkung die hierher gehörige Stelle mittheilen: *Turnebus putat verbum esse circense, pro argumento habens, quod factiones, quae a faciendo nomen adeptae sint, in circo quatuor fuerint, et in lusu pilae factores etiam appellet Plautus; equum igitur putat facere, qui aurigae pareat.* Wahrscheinlich würde diese Erklärung Hrn. E. so wenig genügt haben, als sie uns genügt. Auch die Stelle Ovids, die Scheving citirt: Amor. I. 2. 16.

Asper equus duris contunditur ora lupatis:
Frena minus sentit quisquis ad arma facit:

wo er selbst beisetzt: *quod mihi tamen paullo est obscurius;* selbst diese Stelle möchte uns wohl nicht zufrieden stellen können. Statt Schütz's allzu kühner Emendation (nämlich man soll die acht Worte *aut — facit* wegwerfen, und *cantandi* für *agitandi* lesen) schlagen wir blos vor *tanquam equus novus facit.* Jedermann weiſs, wie leicht aus *nov9* (wie in Handschriften abbrevirt wird) *non* werden konnte. *Novus equus* aber, ein noch nicht zugerittenes, widerspenstiges Pferd, bietet in diesem Sinne Cicero selbst de Amicit. 19. 68. *Nemo est, qui non equo, quo consuevit, libentius utatur, quam intractato et novo.* — Doch wir brechen ab, um unsere Anzeige nicht über die Gebühr auszudehnen, und setzen nur noch hinzu, daſs sich in den Anmerkungen des Hrn. E. mehrere sehr schätzbare und von gründlichem Forschen zeugende Bemerkungen über den Ciceronischen Sprachgebrauch finden, z. B. über *quamquam* mit dem

Digitized by Google

Conjunctiv zu XXX. 115; über *abesse* mit dem Dativ zu LXXX. 276; über *accidere*, daſs es auch von günstigen Ereignissen gebraucht werde, zu XXII. 85; über *autem* und *enim* an der dritten, vierten, ja fünften Stelle, zu XLIX. 181; mehrere gute Bemerkungen über den Gebrauch des Conjunctivs, an verschiedenen Stellen; über Aoristische Futura zu L. 187; über *jam* und *nam* als Continuativpartikeln mit verschiedener Bedeutung XLIII. 159; über den Indicativ zwischen der Conjunctivconstruction XLIX. 185; über den Indicativ bei der indirecten Frage, zu III. 13; über *nescio an* als bescheidene Verneinung zu XVIII. 71; über das continuative *Quid?* LI. 192. Eigene Emendationen hat Hr. E. nur selten gemacht, noch seltener in den Text aufgenommen; wie z B. XVIII. 72. *Est autem* —. *Attius enim* für *est enim* —. *Attius autem.* — XLII. 156. *ita prorsus etiam antea putabam* für *et.* — Druck und Papier sind sehr schön, und empfehlen auch ihrerseits diese so empfehlenswerthe Ausgabe.

M. T. Ciceronis de Officiis libri tres. Mit einem Deutschen Kommentar besonders für Schulen. Bearbeitet von Joh. Friedr. Degen, Doktor der Theologie, *Kön. Baierscher (sic!) Consistorialrath und Professor zu Baireuth. Dritte von neuem durchgesehene Ausgabe. Berlin, im Verlage bei J. W. Boicke. 1825. XVI und 415 S. in 8.* 2 fl. 20 kr.

Nicht immer ist das Urtheil des Publicums im Einklange mit der Kritik. Findet sich dies gleich am häufigsten auf dem Gebiete der Kunst, so ist es doch auch nicht selten der Fall auf dem Felde der Wissenschaften. Ein Beweis davon ist die dritte Auflage dieser Ausgabe, wovon die erste (von 1800.), leidlich gelobt in der Allg. Deutschen Bibliothek, dennoch erst nach zwanzig Jahren vergriffen war, die zweite (von 1820.), förmlich vernichtet und todtgeschlagen von Beier in seiner Ausgabe dieses Werkes, nach fünf Jahren eine dritte zur Nachfolgerin hat, die ganz unbefangen, ohne eine Vorrede (nur in die Einleitung ist ein Stück aus der Vorrede zur zweiten Auflage eingeschaltet), ohne von jenem Todtschlag auch nur Notiz zu nehmen, ächtchristlich sogar für ihren Mörder betet, d. h. die Beiersche Ausgabe „eine mit vieler „Belesenheit und Kritik unternommene Arbeit mit mehreren „gelehrten Excursen“ nennt, ohne auch nur eines einzigen der furchtbaren Excurse oder Incurse gegen Hrn. Degen zu

gedenken, von denen das Elogium in der Vorrede zum ersten Theil S. XV. *erroribus partim horribilibus inquinatissima est Degenii editio, nuper demum adeo iterata* — noch einer der glimpflichern ist. Unendlich viel schlimmer fährt Hr. D. in Beiers Ausgabe T. I. p. 158. T. II. p. 112. 131. 217. 268. 347. (der hier gerügte Fehler ist jetzt corrigirt) 360. 354. 351. 408. 164. etc. Wie sollen wir nun die fromme, stille Gelassenheit, mit der Hr. D. die oft zu harten Streiche nicht hinnimmt, sondern förmlich ignorirt, nennen? Wir müſsten sie loben, und gewissen Schriftstellern zur Nachahmung empfehlen, die, mit Schonung getadelt, dennoch mit lächerlicher Aufgeblasenheit und festem Glauben an ihre Infallibilität durch empfindliche Antikritiken ihrem Herzen Luft machen, und auf die schonendste Erwiederung derselben mit kindischer Rechthaberei auch dann noch das letzte Wort haben wollen (wovon im vorigen Jahrgange dieser Jahrbücher ein merkwürdiger Fall vorgekommen ist): wir müſsten sie, sagen wir, loben, wenn, wo mit Recht getadelt wurde, der Fehler stillschweigend getilgt und das Bessere oder Richtigere aufgenommen wäre. Aber dies ist keineswegs der Fall, und wo etwas Getadeltes verbessert ist, da scheint es nur bei Gelegenheit der Durchsicht und genauern Correctur geschehen zu seyn, wie z. B. I. 44. extr. wo die erste Ausg. *illi officio* hatte, die zweite *in officio*, wahrscheinlich durch einen Druckfehler, welches von B. getadelt wird, und wo jetzt wieder richtig *illi* steht. Dagegen stehen alte Fehler in Menge wieder in der neuesten Ausgabe, ungeachtet sie von B. gerügt waren: z. B. I. 14. 12. die Verwechslung der Familie der Junier mit der der Julier, in der Angabe, daſs jene ihr Geschlecht vom Aeneas abgeleitet haben; II. 23. 8. die Behauptung, 150 Talente seyen 150000 Gulden u. dergl. Auch Olshausens kleine, aber vorzügliche Ausgabe ist nicht beachtet, wohl aber Gernhards Ausgabe zuweilen angeführt, was schon in der zweiten Ausgabe geschehen war. Von Uebersetzungen sind zwar Garve's und Hottinger's Arbeiten angeführt, nicht aber die neueste von K. L. C. Hauff, München 1822. Wollte der Vf. durch Nichtnennung derselben vielleicht andeuten, daſs sie keine Bereicherung der philologischen Literatur sey, so stimmen wir ihm gern und ganz bei; müssen dies aber eben so sehr von seiner Ausgabe sagen, welche wir wenigstens den in unserm Bereich Studirenden weder in der ersten und zweiten Gestalt sehr empfehlen konnten, noch in der dritten viel mehr empfehlen können. Dies wird indessen ihren Absatz nicht hindern: denn bequem ist die Ausgabe für gar manche Studirende; ja

wir wissen Lehrer, deren Orakel sie Schülern gegenüber war, welche sämmtlich nur den Nürnberger Text auf des Lehrers Rath sich angeschafft hatten. Genauer von dieser Ausgabe und ihrer Einrichtung zu sprechen, ist wohl nicht nöthig; auch mag es wenig helfen, wenn wir, was wir mit gutem Gewissen thun können, erklären, das Urtheil des genannten Kritikers sey zu strenge gegen den *Virum summe venerandum*, wie er T. I. p. 35. genannt wird, und es sey viel Richtiges und Brauchbares in dem Buche, die zweite Auflage sey schon besser gewesen als die erste, und die dritte sey, wie wir gesehen haben, wirklich wieder durchgesehen. Das alles macht Hrn. D. weder zu einem Kenner der Sprache, noch der alten Philosophie, noch der alten Geschichte, wie die gegenwärtige, nicht mehr so genügsame, Zeit es verlangt und verlangen muſs. Eine vierte Auflage wird sich mit Recht wieder eine aufs neue durchgesehene nennen können, wenn wir auch nur in ihr Dinge, wie S. 6. *Cato. Mag.* S. 12. *van Lyden* (für *van Lynden*), S. 13. die Amozonen u. dgl. corrigirt sehen. Hätten wir die Aussicht, Kritik berücksichtigt zu sehen, so würden wir hier noch eine Reihe von Stellen betrachten, die Hr. D. in der Vorrede zur ersten Ausgabe besser als Heusinger gegeben zu haben geglaubt hat, wir würden die Aenderung oder Beibehaltung seiner Ansicht mit Gründen billigen oder miſsbilligen. Im gegenwärtigen Falle aber sind wir blos unsern Lesern schuldig, zu beweisen, daſs wir das Buch genauer betrachtet haben. Dieser Beweis wird sich aber durch etwa ein Duzend Stellen führen lassen, und unsere Anzeige kann dann ganz gelassen schlieſsen. I. 1. 6. *ut idem utroque in genere elaboraret.* So steht jetzt richtig wie bei Heusinger und B., da in der ersten Ausg. *laboraret* vorgezogen und schwankend erklärt war. Hr. D. lieſs sich nämlich durch Gernhard ad Cic. de Sen. 7, 24. überzeugen oder überreden. Von Hrn. Bs. Belehrungen weiſs er nun einmal nichts und will nichts wissen. II. *ut in astrologia C. Sulpicium audivimus;* gegen Heus. Gernh. Schütz's und Bs. *audimus.* Olsh. behält das Perfectum, das wir hier auch für richtiger halten; und wir vermuthen, das *audimus* mehrerer Handschriften sey aus der Schreibung AVDIMVS (*audiimus*) entstanden. I. 10. 1. *ea migrare interdum et non servare fit justum.* Hier hat Hr. D. hartnäckig mit Sch. das alte *sit* beibehalten, das, nach Bs. richtiger Bemerkung, nur stehen kann, wenn man oben mit den Zweibrükkern u. e. A. schreibt *ut non reddere* für *ut reddere.* — I. 12. 2. *Indicant* XII, *ut*, STATVS DIES CVM HOSTE. So, ohne *tabulae*, lesen wir mit Heus. aus Handschriften und dem nicht

seltenen Gebrauche Cicero's. Man sehe nur Cic. de Legg. II. 23, wo in einem Capitel dreimal XII ohne *tabulae* steht, und daselbst Moser p. 338. In den Büchern de Off. III. 16. 65. schwanken die Herausgeber abermals. Da läſst es B. mit H. weg: Hr. D. behält es mit O. (wo gar *tabilis* steht), und freilich haben es hier alle Codd., nur Nonius nicht, welcher die Stelle anführt. — I. 19. 9. ist *existantque* für das bessere *existuntque* abermals beibehalten. Wir verweisen (aber nicht Hrn. D.) nur der Kürze wegen auf Beier ad I. 3. 8. p. 20 sq. — I. 31. 5. *sermone eo, qui notus est nobis.* Hier ist das von H. Sch. und B. beliebte, aber nicht bewiesene (denn die angeführten Stellen beweisen nicht, was sie beweisen sollen) *qui natus est nobis* gegen das früher vorgezogene und von O. mit Recht beibehaltene *notus* eingetauscht. — I. 31. 7. *vultus adspiciendus fuit.* Dies war in der ersten Ausgabe mit Recht gegen Heusingers aus einer Handschrift geschöpftes *vultum adspiciendum fuit* vertheidigt und beibehalten; aber ungeachtet alle für das letztere angeführten Stellen nichts beweisen, so has sich Hr. D. jetzt doch dafür entschieden, ohne Zweifel weil — Gernhard es aufgenommen hat, vermuthlich weil er dachte, G. verstehe besser Latein, als er. Und darin hatte er Recht. Uebrigens ist in der Note das arme verstoſsene *vultus* noch stehen geblieben. — III. 11. 8. *Cyrsilum quemdam — lapidibus cooperuerunt.* Hier hat Hr. D. abermals *obruerunt* behalten, weil *cooperuerunt* nur in zwei Handschriften steht. Aber in Fällen, wie dieser, gilt nicht die Ueberzahl, sondern die Wahrscheinlichkeit, daſs das seltenere Wort (wie es denn nur in ein Paar Stellen des Cicero vorkommt) von dem bekannteren verdrängt worden sey. — Doch für wen schreiben wir dies? Vielleicht für den künftigen Verbesserer und Sichter dieser Ausgabe: wie wir denn am Schlusse dieser Anzeige die Vermuthung nicht bergen können, Hr. Degen selbst habe an diesem fast ganz getreuen Abdrucke der zweiten Ausgabe wenig oder gar nichts gethan, vielleicht überhaupt keinen Antheil. Ob sich wohl der Vir summe venerandus selbst so inconsequent auf dem Titel Doktor und Consistorialrath geschrieben hat?

Digitized by Google

Erklärung des neuaufgenommenen topographischen Plans der die Umgebungen des Odilienbergs im niederrheinischen Departement einschlieſsenden Heidenmauer *und der umliegenden Denkmäler, von J. G.* Schweighäuser, *Professor an der Königl. Akademie u. s. w. Eine kurze Beschreibung aller in diesem Plane begriffenen Denkmäler und die Anzeige der zu denselben führenden Wege enthaltend. Straſsburg, Verlag von J. H. Heitz, Schlauchgasse No. 3. 1825. VI und 50 S. in gr. 8. nebst einem groſsen lithographirten Plan* *). 4 Franks.

Als wir in diesen Blättern (Jahrg. 1825. Nro. 19.) der *Notice sur les anciens châteaux et autres monumens remarquables du Département du Bas-Rhin* von Hrn. Schweighäuser gedachten, machten wir dort (S. 302.) auf ein höchst merkwürdiges Denkmal der Vorzeit aufmerksam, welches die Höhen des Odilienbergs in der Nähe von Straſsburg umgiebt. Die kürzere Beschreibung, welche der Hr. Verf. von diesem unter dem Namen der Heidenmauer bekannten Denkmal dort gegeben, war allerdings in mehr als einer Hinsicht geeignet, die Aufmerksamkeit des gelehrten Publikums, insbesondere der Freunde des Alterthums, dafür in Anspruch zu nehmen. Um so erfreulicher muſs uns die vorliegende Gabe des Verf. seyn, der mit so unermüdetem Eifer und rastloser Thätigkeit seinen Beruf als Aufseher über die Alterthümer vaterländischer Gegenden zu erfüllen sich bestrebt. Mit einem solchen Führer in der Hand wird man gewiſs nicht ohne das gröſseste Interesse diesen classischen Boden durchwandern, man wird Nichts übersehen, was die Blicke des Alterthumsforschers auf sich ziehen muſs. Und diesen Genuſs, den die Betrachtung ehrwürdiger Denkmale der Vorzeit gewährt, wird dem Freunde der Natur durch die romantischen Naturscenen erhöht, welche hier überall dem Auge des theilnehmenden Beobachters sich darbieten. Daſs vorliegende Schrift, als Führer in diese interessanten Gegenden, durch dieselbe Klarheit und Einfachheit des Vortrags, durch dieselbe Genauigkeit und Sorgfalt in Angabe des Einzelnen sich auszeichnet, wie wir dies an andern Schriften des Hrn. Verf. ähnlichen Inhalts zu rühmen Gelegenheit gehabt haben, wird man auch ohne unser ausdrückliches Bemerken schon erwartet haben.

Was nun das merkwürdige, in seiner Art einzige Denkmal selber betrifft, so ist dies eine Mauer, welche die ver-

*) Das Ganze wird auch in Französischer Sprache ausgegeben.

Digitized by Google

ſchiedenen den Odilienberg umgebenden Höhen einſchlieſst, und auf dieſe Weiſe einen Flächeninhalt von mehr als einer Million Quadrat-Metres umfaſst, in einem Umfang von mehr als 10500 Metres. Ihre Höhe ſoll ehedem fünfzehn Fuſs betragen haben, noch jetzt ſieht man Strecken von fünf bis ſechs Fuſs, ja ſogar von zehn Fuſs Höhe, bei einer Dicke von mehr als fünf Fuſs. Ihre Beſtandtheile ſind groſse, nur roh in's Gevierte gehauene Felsſtücke, welche durch Keile von Eichenholz mit einander verbunden ſind, die an den beiden Enden in Geſtalt eines Schwalbenſchwanzes ausgeſchnitten ſind. Die meiſten dieſer Keile ſind freilich von der Zeit zerſtört; aber man bemerkt doch an den meiſten Steinen noch die Einſchnitte, in welche dieſe Keile eingefügt waren. In den unterſten Lagen der Mauer ſind die Steine oft von ſolcher Gröſse, daſs man ſie kaum von natürlichen Felsblöcken unterſcheiden kann; und ſelbſt in den obern füllt oft ein einziger Stein die ganze Dicke der Mauer aus. An einigen Stellen noch höher, an andern niedriger, folgt dieſelbe den unregelmäſsigen, von der Natur gezogenen Linien, und umſchlieſst die verſchiedenen Höhen ſammt den Abhängen, wodurch dieſe Höhen mit einander verbunden ſind. An manchen Stellen erſetzen auch natürliche Felſenwände die künſtliche Mauer, deren einzelne Stücke dann blos hie und da die Zwiſchenräume der Felſen ausfüllen. So, an vielen Orten mit dichten Bogen von Moos und Flechten bedeckt, gewährt ſie allerdings einen groſsartigen Anblick, welcher durch die Abgründe, an denen ſie hinläuft, durch die mannigfache Ausſicht bald in geſegnete Ebenen, bald in romantiſche Thalſchluchten, durch die dunklen Wälder, womit die Höhen bedeckt ſind, vermehrt wird, vereint mit dem Intereſſe, das die mancherlei andern Denkmale, welche dieſe Mauer umſchlieſst, gewähren. Um aber dahin zu gelangen, wird man am beſten thun, wenn man von der Seite des ſogenannten Mennelsteins die Höhe erklimmt. Dort iſt auch zum Theil die Mauer noch am beſten erhalten, und ihre Trümmer decken weithin den Abhang des Berges. „Wild mit den Splittern geborſtener Felſen vermengt, bilden „ſie ein Gemälde der wieder ins Chaos verſinkenden und die „ſtärkſten Werke der Menſchenhand mit in ihren Ruin hin„reiſſenden Natur“ (S. 7.). Auch die Ausſicht von dem gedachten Mennelſtein iſt eine der prachtvollſten, welche die ganze Gebirgskette der Vogeſen darbietet.

(Der Beſchluſs folgt.)

Digitized by Google

N. 19. 1826.

Heidelberger

Jahrbücher der Literatur.

Ueber die Heidenmauer von J. G. Schweighäuser.

(*Beschluſs.*)

Gleich merkwürdig ist ein etwas weiter westwärts gelegener, senkrecht sich erhebender Fels, der Wachtelstein genannt, in dessen Nähe der Verf. Druidische Denkmale vermuthet (S. 10. 11.). Ganz besonders wohl erhalten ist die Mauer auch in dem Dreisteiner Thale, schöne Waldungen durchschneidend, zwischen deren Grün sie einen malerischen Anblick darbietet, und zugleich eine entzückende Aussicht auf die Dreisteiner Schlösser gewährt. Freilich führt kein Pfad zu dieser Mauer, aber mit der Beschreibung unseres Vf. und mit dem Plane in der Hand, wird man diesen Theil derselben leicht auffinden.

Ueber die Bestimmung dieser Mauer hat man verschiedene Ansichten. Unser Vf. schlieſst sich an die frühere Meinung, welche in dieser Art von Festung einen Zufluchtsort für die Bevölkerung der Ebenen erkennt, wenn letztere durch feindliche Einfälle beunruhigt wurden. Schon in den Ueberlieferungen des Mittelalters wird ihr dieser Zweck zugeschrieben, der auch durch manche andere Umstände bestätigt wird. Erwägt man aber die vom Verf. vorgebrachten Gründe, so wird man seine Vermuthung S. 39. nicht unwahrscheinlich finden, daſs diese Befestigung zuerst von den alten Galliern oder Celten errichtet worden, welche mit der militärischen Bestimmung derselben noch eine religiöse verbanden. Indeſs führt Manches zu der Vermuthung, daſs von dieser ursprünglichen Anlage nur noch die rohen Felsen übrig sind, welche zur Unterlage dienten, daſs die jetzige durch Schwalbenschwänze zusammengefügte Mauer aber erst unter der Regierung der Römer auf diese älteren Grundlagen erbaut worden ist, vielleicht im dritten Jahrhundert nach Christo, als die wiederholten Einfälle der Alemannen die Erneuerung dieser alten Bergfeste nochwendig machen konnten. Merkwürdig ist, daſs

Digitized by Google

schon in einer päbstlichen Bulle vom Jahr 1050 diese Mauer unter dem jetzigen Namen der **Heidenmauer** vorkommt.

Auſser der Beschreibung dieses Denkmals, welches den Haupttheil der Schrift ausmacht, findet man aber auch die übrigen merkwürdigen Gegenstände des Alterthums, welche diese Höhen umschlieſsen, verzeichnet, insbesondere die Abtei, welche Herzog Attich im siebenten Jahrhundert für seine Tochter, die heilige **Odilie**, hier stiftete, und welche im siebzehnten Jahrhundert in ein Prämonstratenserkloster verwandelt worden, jetzt aber noch immer ein berühmter Wallfahrtsort ist. Wahrscheinlich trat sie an die Stelle eines festen Schlosses, welches am Ende des dritten Jahrhunderts Kaiser Maximianus erbaut. Obgleich Unglücksfälle aller Art die Gebäude mehrfach zerstört, und die jetzige Kirche, obschon von sehr gefälliger Einrichtung im Innern, doch erst zwischen 1687 und 1692 erbaut worden, die übrigen Gebäude aber meist noch neuer sind, so haben sich doch mehrere Capellen von hohem Alterthum bis auf unsere Zeiten erhalten, und scheint Einiges sogar Ueberrest des ursprünglichen Baues zu seyn, da alle Kennzeichen übereinstimmen, sie für Denkmäler der religiösen Baukunst des siebenten Jahrhunderts zu erklären; worauf der Verf. mit Recht um so mehr Gewicht legt, als Denkmale dieser Baukunst diesseits der Alpen so höchst selten sind. Die genaue Beschreibung dieser verschiedenen Capellen möchte über die Deutung des Verf. wenig Zweifel übrig lassen. Wenn man nun in unseren Tagen der lange Zeit freilich mit Unrecht verkannten Gothischen Baukunst wieder das verdiente Lob und die gerechte Bewunderung hat widerfahren lassen, so wird man doch auch den schönen Denkmalen dieses vorgothischen, sogenannten byzantinischen Styls, der in seinen Rundbogen als letzte Nachahmung der Bauten des classischen Alterthums sich kund giebt, Gerechtigkeit widerfahren lassen können. „Man muſs eingestehen“, sagt der Vf. S. 22. „daſs die schönen Gebäude des älteren Styls, auſser dem Umstande, daſs ihre Seltenheit sie angelegentlich aufsuchen macht und ohngeachtet ihrer minderen Gröſse, etwas Gefälligeres für ein an die reinen Formen und Verhältnisse der Griechischen und Römischen Baukunst gewöhntes Auge haben.“ Eine herrliche Aussicht gewährt die Felsenterasse des Klosters, und eben so malerisch ist das Thal am Fuſse des Berges. — Weiter führen wir noch an aus der Beschreibung das **Landsberger** Schloſs S. 5, die **Dreisteiner** Schlösser S. 29 f., das **Hagelschloſs** S. 32 f., das Schloſs **Rathsamhausen** und **Lützelburg** S. 42. u. s. w.

Digitized by Google

Was den Plan betrifft, so ist derselbe mit der gröſsesten Genauigkeit verfertigt, die Hauptpunkte sind trigonometrisch bestimmt, Alles im Einzelnen mit der rühmlichsten Präcision durch den Hrn. Thomassin ausgeführt; die lithographische Behandlung aufs beste entsprechend. Er ist das Resultat mehrjähriger und mühevoller, an Ort und Stelle unternommener Forschungen. Ein Gedicht „Auf dem Odilienberge" beschlieſst als schätzbare Zugabe diese Schrift, welcher wir allgemeine Theilnahme wünschen.

Wir bemerken bei dieser Gelegenheit, daſs das groſse Unternehmen der Herren Golbéry und Schweighäuser, die Herausgabe sämmtlicher Denkmale des Alterthums in den beiden Departements des Ober- und Niederrheins, als Theilen des ehemaligen Elsaſs, einen raschen Fortgang gewinnt, und der gerechten Theilnahme des Publikums sich zu erfreuen hat. Nicht blos bei den Bewohnern des Elsasses selber, sondern auch in andern Provinzen des Inlandes wie des Auslandes ist dieses Werk mit der regsten Theilnahme aufgenommen worden, und der Beifall gekrönter Häupter hat dem Verdienste die gerechte Anerkennung gezollt. Wir haben in No. 57. Jahrgang 1825. die drei ersten Lieferungen dieser

Antiquités de l'Alsace ou châteaux, églises et autres monumens des departemens du Haut-Rhin et du Bas-Rhin. Avec un texte historique et descriptif, par Ph. de Golbéry etc. et J. G. Schweighaeuser etc. publié par G. Engelmann (Mulhouse, rue de Justice No. 30. Paris, rue Louis le Grand No. 27.)

bereits angezeigt, und die Aufmerksamkeit des Publikums auf dies groſsartige Unternehmen zu lenken gesucht. Jetzt haben wir die drei nächst folgenden Lieferungen vor uns, nämlich:

Bas-Rhin par Mr. Schweighaeuser, seconde Livraison. 4 Tafeln und 4 Bogen Text.

Haut-Rhin par Mr. Golbéry, troisième Livraison. 4 Tafeln und 2 Bogen Text.

Bas-Rhin etc. troisième Livraison. 4 Tafeln und 5 Bogen Text.

Wir freuen uns ankündigen zu können, daſs die Herausgeber sich in jeder Weise des erhaltenen Beifalls würdig erwiesen, daſs sie in diesen letzteren Lieferungen selbst mehr geleistet,

als wozu sie nach dem früheren Prospectus sich anheiſchig gemacht, daſs insbesondere der jeder Lieferung beizugebende Text durch die Reichhaltigkeit der Gegenstände bedeutend vermehrt worden ist, was in der That dem Publikum nur erwünscht seyn kann. Aber auch in Absicht auf Zeichnung und Stich stehen die Blätter dieser Lieferungen den früheren keineswegs nach, ja sie scheinen dieselben allerdings zu übertreffen, und wir wiederholen unsere frühere Aeuſserung, daſs in Absicht auf den Steindruck noch nicht leicht etwas Gelungeneres und Vorzüglicheres geleistet worden ist. Eben so trefflich sind die Zeichnungen, in denen die ausgezeichneten Künstler der Hauptstadt (z. B. Arnout, Adam, Bichebois, Deroy, Joly, Lemaitre, Sabathier, Villeneuve) mit den Elsässischen Künstlern wetteifern. Für die Darstellung von Kirchengebäuden ist insbesondere ein in dieser Hinsicht durch ganz Frankreich berühmter Küustler Hr. Chapuy gewonnen; wir haben schon in der dritten Lieferung einiges durch ihn Gezeichnete erhalten. Durch die geographische Charte, welche alle die Denkmale und die Hauptörter, wovon hier die Rede ist, enthalten soll, wird man eine bequeme Uebersicht gewinnen, zumal da in dem Werke selber die geographische Lage bei Aufführung und Aufeinanderfolge der einzelnen Denkmale berücksichtigt worden ist.

Nach diesen allgemeinen Vorbemerkungen versuchen wir in einer kurzen Uebersicht den Inhalt dieser drei angezeigten Lieferungen anzugeben. Wir nehmen zuvörderst die beiden Lieferungen zusammen, welche über das Departement des Niederrheins sich erstrecken.

Die zweite Lieferung enthält folgende vier Ansichten: 1) das Schloſs Ortenberg, 2) das Steinschloſs (Chateau de la Roche), 3) das Schloſs Bernstein, 4) die unterirdische Capelle zu Andlau. Daran schlieſst sich in der dritten Lieferung 1) das Schloſs Spesbourg, 2) die Ruinen der Kirche von Truttenhausen und des Schlosses Landsberg, 3) die Kreuzcapelle, von der heiligen Odilie erbaut, 4) die Capelle der heiligen Odilie. Die reichhaltige Beschreibung giebt nicht blos über diese hier abgebildeten Gegenstände eine vollkommene Erörterung, sondern auch andere in der Nähe derselben liegenden Denkmale alter Zeit werden sorgfältig beschrieben und nichts Wesentliches übergangen. So beginnt der Text der zweiten Lieferung mit der Frankenburg, gelegen am Ende des Thals, welches sich der Stadt Schlettstadt gegenüber eröffnet. Dichte Fichtenwälder decken den Gipfel des Berges, aus deren Dickicht

die Trümmer dieses Schloſses hervorragen. Auf einem abgeriſsenen Felsen, in der Mitte von Gebäuden, erhebt sich ein Thurm von einer imposanten Maſse. Am Fuſse des Felsens auſserhalb dieser Baureste des Mittelalters bemerkt man die Grundlagen einer Befestigung von ganz anderer Art und Reste von Mauerwerk, zu welchem geplattete Wege vor Alters, wie es scheint, hinführten. Daſs die Römer hier gehaust und Befestigungen angelegt, ist sehr wahrscheinlich; die Tradition läſst den Clovis nach Unterwerfung des Landes hier ein festes Schloſs erbauen; auch spricht der Name des Schloſses selber, so wie Anderes für diese Tradition. Zuerst kommt sonst das Schloſs vor in einer Urkunde von 1105; es war ein Besitzthum der Grafen von Werth, die es später, nachdem sie einen Theil ihrer Allodialgüter veräuſsert, wiederum als Lehen von dem Bisthum Straſsburg empfingen. Ein Brand zerstörte das Schloſs 1582, und seit dieser Zeit liegt es in Trümmern. Auf gleiche Weise werden die Schlösser Ortenberg und Ramstein beschrieben, von denen das erstere auch abgebildet ist. Die in ihrer Art einzige Bauart dieses Schloſses läſst auf ein hohes Alterthum schlieſsen, indem die Gebäude, aus rohen Granitmaſsen aufgeführt, auf ganz unregelmäſsige und seltsame Weise angelegt sind, was besonders von dem gewaltigen und dicken Thurme gilt, der sich innerhalb der übrigen Gebäude erhebt. Nach einer Urkunde des Kaisers Friedrich I. steigt die Gründung des Schloſses bis auf das Jahr 1000 zurück, und gehörte dasselbe einem Grafen Wernher von Ortenberg zu. Verwandtschaftsbande brachten dasselbe aber an die Grafen von Hohenberg, Haigerloch und Hürmingen; jetzt ist es im Besitz des Hrn. Baron Mathieu de Faviers. Es folgen das noch bewohnte Schloſs von Thanville, das Schloſs von Bilstein, das Steinschloſs (la Roche), der Sitz eines kaiserlichen Leben, welches von diesem Schloſse den Namen des Steinthals (Ban de la Roche) erhalten hat. Die Lage des Schloſses ist majestätisch, die Aussicht von da über die Thäler und Fluren Lothringens hinweg entzückend, auch die ganze Umgebung des Thales höchst anziehend. Höchst merkwürdig durch sein Alterthum, durch die wenig regelmäſsige Art des Baues, und die Festigkeit der aus Granit aufgeführten Maſsen, gleich denen des Schloſses Ortenberg, ist das Schloſs Bernstein in der Nähe des Städtchens Dammbach. In alten Urkunden heiſst es Bärnstein, und das Städtchen Dammbach führt noch Bären in seinem Wappen. Der Thurm ist hier mit in den äuſsern Umfang, dessen Theil er bildet, eingeschloſsen. Sonst

hat freilich das Schloſs ein weniger antikes Ansehen, wozu mehrfache Erneuerungen das Ihrige mögen beigetragen haben. Von hier führt uns der Verf. über Dammbach und die Abtei Ebersmünster nach Andlau. Die Kirche der berühmten gleichnamigen Abtei, von welcher der Verf. zuerst handelt, ward zwar 1701 erneuert, aber man sieht noch eine unterirdische Capelle, merkwürdig durch ihren einfachen Säulenbau aus der Zeit der Gründung der Abtei (sie ist abgebildet), so wie auch Einiges aus dem eilften Jahrhundert und einige alte Ornamente in der neuen Kirche angebracht. Die Gründung dieser Abtei schreibt die Sage der Gemahlin Carls des Dicken, der heiligen Richarde, also im neunten Jahrhundert, zu. Ref. erlaubt sich, die merkwürdige Sage, die der Verf. so schön darzustellen gewuſst hat, in ihren Hauptpunkten hier mitzutheilen. Nachdenkend über den Ort, wo sie das Kloster stiften solle, wanderte Richarde zum Grabe der heiligen Odilie. Eine Vision bewog sie, in dem ihr angehörigen Thale von Andlau den Ort dafür zu wählen, wo sie einen Bären mit seinen Jungen die Erde aufscharren gesehen. Das Loch, welches die Thiere ausgegraben, bemerkt man noch bis auf den heutigen Tag in der unterirdischen Capelle durch eine runde Oeffnung, an welche der Glaube wunderbare Heilung von Beinübeln knüpft. Zum Andenken an diese Begebenheit unterhielt man sonst einen Bären in dieser Abtei, der aber, nachdem er einst ein Kind verschlungen, durch einen grob aus Steinen gehauenen ersetzt ward, den man noch jetzt hinter der Thüre der Kirche bemerkt. Seitdem ward das Geld, welches die Unterhaltung dieses Bären kostete, unter die Armen vertheilt, und merkwürdig genug, man gab bis auf unsere Tage jedem Bärenführer, der sich hier zeigte, ein Brod und drei Gulden. In dieser unterirdischen Capelle ward die heilige Richarde nach ihrem Tode beigesetzt, doch ward im eilften Jahrhundert der Körper in die obere, durch Pabst Leo IX. bei seiner Rückkehr von dem Concil zu Mainz eingeweihete Kirche transferirt, und noch sieht man heutigen Tags den alten Sarg derselben in einer Seitencapelle. Die durch Bauart und Bildwerk ausgezeichneten Reste dieser alten Kirche werden von dem Verf. sorgfältig beschrieben, worauf er zu dem Schloſs Andlau (in dem Texte der dritten Lieferung) übergeht. Die Gegend, in der dieser uralte Sitz einer berühmten deutschen Familie liegt, ist höchst reizend, das Schloſs selber von einer sehr regelmäſsigen Bauart, welche eine besondere Abbildung desselben überflüssig gemacht hat, zumal da auch mehrere andere Abbildungen desselben existiren.

Digitized by Google

Indessen giebt uns doch der Hr. Verf. davon eine genaue Beschreibung, woran eine Uebersicht der Geschichte dieses Schlosses und der berühmten Familie sich knüpft, deren Sitz dasselbe war. Wir überlassen dem Leser, näher einzugehen in das, was der Verf. über das hohe Alter dieser Familie, deren Ursprung sich in die Nacht der Jahrhunderte verliert, und über ihre merkwürdigen Schicksale erzählt; wir bemerken nur, daſs das Schloſs 1213 zerstört ward, so wie noch einmal später 1246, das jetzige Gebäude aber aus der zweiten Hälfte desselben Jahrhunderts herzurühren scheint. Eine halbe Stunde davon liegt ebenfalls in einer romantischen Lage das Schloſs Spesburg, wovon eine Ansicht mitgetheilt wird. Ueber dunkeln Waldungen erheben sich die pittoresken Ruinen desselben, ringsherum umgeben von andern Gebirgshöhen. Die Grundlage bildet ein auf der westlichen Seite sich senkrecht herunter ziehender Felsen, der jedoch auf der andern Seite (von welcher aus die Zeichnung gemacht) wenig abschüssig und darum leichter zu ersteigen ist, zumal seitdem eine kleine Leiter an dem früher durch Einfallen von Mauerstücken unzugänglichen Eingang angebracht ist. Die Masse, aus welcher das Schloſs erbaut ist, bildet Granit. Die Geschichte des Schlosses selber ist und bleibt sehr dunkel. Obgleich vor dem dreizehnten Jahrhundert erbaut, finden wir doch hier nur die erste Spur desselben. Einige merkwürdige Orte in der Ebene berührt nun der Verfasser: Ell, wo einst das Römische Helvetus stand, in dessen Nähe sich der Ort Benfeld erhob, dessen Kirche schon in einer Urkunde von 763 erwähnt wird; das Schloſs Schwanau, westlich davon mehr in der Nähe des Rheins; Erstein u. s. w. An das Gebirge zurückgekehrt, beschreibt er nun zuerst das Landsberger Schloſs, wiederum ein höchst merkwürdiges Denkmal, das gegen das Jahr 1200 von einem der Ahnen der gleichnamigen Familie erbaut ward, und zuletzt durch Verkauf an die Familie von Türkheim gekommen ist. Die jetzigen Gebäude dieser Burg sind meistens aus der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts, wo dieselben erneuert wurden und der Spitzbogen anfieng eingeführt zu werden. Einiges ist aus noch späterer Zeit. Etwas niedriger liegt Truttenhausen, ein 1181 von der Aebtissin des Odilienklosters, Herrad von Landsberg, gestiftetes Prämonstratenser Priorat. Die Ruinen dieser 1555 abgebrannten Kirche, so wie die beigefügte Abbildung sie darstellt, bilden eine höchst malerische Ruine. Da von hier aus der nächste Weg zu der sogenannten Heidenmauer und dem Odilienkloster führt, so sind

es diese Gegenstände, welche der Verf. nun weiter beschreibt. Wir haben schon oben davon gesprochen, und sind daher genöthigt, diese mit sichtbarer Vorliebe vom Verf. geschilderten Punkte hier zu übergehen. Die interessanten Sagen über die Gründung dieses Klosters durch Odilie, Tochter Attichs I, Herzogs von Elsaſs, die Schicksale desselben bis auf unsere Zeiten herab, wo noch Tausende von Wallfahrern auf das Pfingstfest dahin strömen, werden in anziehender Weise erzählt.

Die dritte Lieferung der Alterthümer in dem Departement des Oberrheins enthält nebst dem erklärenden Texte des Hrn. Golbéry folgende Ansichten: 1) das Schloſs Wineck; 2) die Ruinen der Capelle des heiligen Gregorius zu Schweinspach; 3) das herrliche Thal von St. Gilles und im Hintergrunde das Schloſs Plixburg; 4) Schloſs und Dorf Wasserburg bei Sulzbach. Von allen diesen Denkmälern giebt, nebst mehreren andern Merkwürdigkeiten in der Nähe, der Text eine sehr anmuthige Schilderung. Es rühren dieselben aber sämmtlich aus einer sehr alten Zeit her, und es ist nur zu beklagen, daſs wir so oft der erforderlichen historischen Zeugnisse ermangeln, um weiter den Ursprung und die Schicksale derselben verfolgen zu können. Dies ist namentlich der Fall bei dem Schlosse Plixburg, dessen erst 1276 in Urkunden gedacht wird, das später aber in die Hände der Ribeaupierre's kam; nicht anders steht es mit dem Schlosse Wasserburg, welches ebenfalls ein hohes Alterthum hat und die letzte Besitzung der Ribeaupierre's auf dieser Seite des Elsasses bildete. Die Gegenden, in denen diese Schlösser liegen, sind meistens sehr reizend, und von der Natur reichlich mit Allem ausgestattet, was die Blicke des aufmerksamen Beobachters auf sich ziehen muſs; die historischen Erinnerungen aber, die an diesen Boden sich knüpfen, erhöhen dieses Interesse nicht wenig. Darum sind wir überzeugt, daſs auch die anmuthige Schilderung, welche der Verf. entwirft, desto allgemeinere Theilnahme finden werde.

Und somit scheiden wir von diesem Werke, das stets ein rühmliches Denkmal vaterländischer Bestrebungen bleiben wird. Die weiteren Lieferungen werden wir zur Zeit ihres Erscheinens unsern Lesern anzeigen.

Digitized by Google

Chriſtliche Gedichte von Ludwig Stier. Baſel, bei Neukirch. 1825. 207 S. in 8.

Chriſtlich ſollten dieſe Gedichte ſeyn? Rec. betrachtet ſie gar nicht als Gedichte, aber gar ſehr als eine warnende Erſcheinung in der neueſten Kirchengeſchichte. Welch ein praktiſches, biblisch ſich nennendes Chriſtenthum müſste entſtehen, müſste alle Quellen der Tugend und Sittlichkeit verderben, wenn folgende Proben die wahre Anleitung dazu wären!?

1. Erſt wird aufgefordert, ganz ſich ſelbſt zu verlieren, für nichts anderes mehr zu ſorgen, als — daſs man ein ſich in die Gnade gebender ſeel'ger Sünder ſey.

Selbſtverläugnung (S. 130.).

Kannſt Du ſo mit Herzvergnügen
  Ganz *ein ſeel'ger Sünder* ſeyn;
Kann Dir ſeine Gnade gnügen,
  Dorrt Dir Leib und Seele ein —

Dann erſt haſt Du Dich verläugnet u. s. w.

Ganz ſich in die Gnade geben,
  Das iſt Dein' und ſeine Ehr' —
Drum ſey das Dein einzig Streben;
  Sorge für nichts andres mehr.

Haſt Du ganz Dich ſelbſt verloren,
  ſchlieſst Dich Gottes Fülle ein,
Chriſtus iſt in Dir geboren,
  und der groſse Sieg iſt Dein.

Dies, ſo ungeſchickt es ausgedrückt wäre, könnte etwa noch ins Beſſere gedeutet werden. Ein ſeel'er Sünder ſolle einer ſeyn, in ſo fern er dem Sündigen recht herzlich und entſchloſſen abſage, alle Gnaden der Gottheit wohl benutze, um durch befeſtigtes Wollen über die Reize zum Sündigen zu ſiegen.

Aber nein! So ein ſeel'ger Sünder, nach Hrn. Stier, bleibt in ſeines Weſens Gräuel, iſt in ſich ſelbſt nur Verſtockung, nur Sünde, auch ſeitdem er den Herrn erkannt hat. S. 134.

Herr, ſeitdem ich Dich erkannte,
  Bin ich etwa ſündenrein?

Digitized by Google

Du, deſs Lieb' oft in mir brannte,
  schaust ja in mein Herz hinein,
siehest *meines Wesens* Gräu'l,
  wie ich, trotz der Gnadenlockung,
  in mir selber nur Verstockung
und nur Sünde bin, mein Heil!

Und das alles willst *Du* tragen,
  dennoch bin ich rein in Dir u. s. w.

Wer Menschen kennt, wer weiſs, wie gerne der Rohere und der Feinere gegen das Gewissen den Sophisten macht, so daſs (Röm. 2, 15. 16.) „die Gedanken unter einander sich „anklagen, aber auch entschuldigen", wie entsetzlich muſs dieser eine Lehrart finden, bei welcher nicht nur der Leichtsinnige, der Heuchler, der Frömmler, sondern auch *so manche der weichgeschaffenen Seelen*, die immer nicht lange, aber immer wieder fehlen wollen — die eben deswegen sich in einen pseudomystischen Schlummer so gerne einlullen lassen, sich insgeheim zu sagen veranlaſst wird: „Auch, trotz aller mir gewordenen Gnáde, kann ich, nach dem lieben Rudolf Stier, doch fortfahren, *nur Verstockung*, nur *Sünde* zu seyn, im *Gräuel meines Wesens* von Gott geschaut zu werden. Er trägt dies alles. Ich bin dennoch rein in Ihm. Je mehr Sünder, desto mehr gnadeliebend!"

2. Einem solchen sagt S. 146.

„Der Reue Liebesbund" (des Hrn. *Stier*)

Was grämst du dich, mein armes Herz,
und wirst verzagt im Sündenschmerz?
  Du darfst ja nichts, als — lieben.
Bei aller deiner Schnödigkeit
und *hartverstockter* Sprödigkeit
  ist Er doch treu geblieben.
Sein Lieben ist gröſser, als deine Sünden;
du kannst Ihn noch immer von neuem finden!
  Wenn du nur willst.

Sonst soll, nach dieser frommen Theorie, das menschliche Wollen nur zum Bösen sich neigen. Aber hier, wo die *hartverstockte Sprödigkeit* getröstet und beruhigt werden soll,

kann man den Heiland *noch immer von neuem finden*, *wenn man nur will.*

Am Ende also bleibt der Heiland noch immer. Du darfst alsdann ja nichts, als — lieben!!

Schlaget an Eure Bruſt, Ihr ſeel'ge Sünder und Sünderinnen! Haben ſolche Ausſichten, immer noch zu rechter Zeit lieben und den Heiland finden zu können, Euch nie zu anderem Lieblen nachgiebiger gemacht? „Des Heilands Lieben ſey doch immer gröſser, als Eure Sünden“? Hartverſtockt, ſpröde und ſchnöde gegen Ihn geweſen zu ſeyn, ſchade am Ende doch nichts. Bleibt Er doch treu! Indeſs mag das arme Herz, im Sündenſchmerz, anderswohin wohl deſto minder ſpröde zu thun, ſich vergönnen? Zu ſeiner Zeit heiſst es dann (S. 135.)

Heiſse Magdalenen-Thränen,
 immer heiſser gieſst euch aus,
bis im vollen Liebesmeer
 ſich die Seele ganz gebadet,
 und erneuert und begnadet,
nur in Gott ruht — *bloſs und leer.*

Bloſs? und leer?? Zu ſolchen Tändeleien verläuft ſich dieſe mit dem Heiligſten ſpielende Andacht.

„Einer lieben Seele zum Geburtstag“ wird S. 81. vorphantaſiert:

Des Heilands ſeel'ge Liebe
entzücke himmelwärts
heut in des Geiſtes Triebe
Dein ihm gehörend Herz.
 Ruh' ſanft in ſeinen Armen,
 Du, liebe Heilandsbraut.
 Da kann man recht erwarmen,
 wenn man nur — völlig traut.

Trauet nur völlig dieſem Herrn Rudolf Stier, Ihr Himmelsbräute! Er lehrt Euch ſogar Minne-Lieder (S. 90. ff.). Zum Beiſpiel

„Gegen (?) die Brautſehnſucht“

Ach wenn ich doch mit ſolcher Liebe,
 mit der ſich Braut und Bräut'gam liebt,
nur feſt an meinem Heiland bliebe,
 der ſich mir ganz zum Freunde giebt u. ſ. w.

Ach wenn doch all das Liebesſehnen,
 das oftmals nach der Erdenbraut
ſo heiſs verlangt in Seelenthränen,
 ach — wenn das doch, ſo hell und laut
nach ihm und ſeinem Troſt verlangte u. ſ. w.

Längſt ſind die Gutunterrichteten belehrt, daſs nach einem Orientaliſchen Sinnbild der Regent und das Reich wie Ehmann und Frau geſchildert werden. Daher eben ſo der Meſsias als Gottesregent und das Gottesreich. Der Sinn iſt: nicht Herrſcher, ſondern wie Hausvater ſoll der Regent ſeyn. Aber nie wird das Verhältniſs Chriſti und einzelner Seelen oder Perſonen wie eine Vermählung bibliſch vorgeſtellt.

3. Neben jener „Himmelsliebe“ lehrt dann Hr. Stier auch um die irdiſche beten. Aber wie?

Dann laſs in reiner Himmelsliebe
mir einſt ein Herz vereinigt ſeyn,
und führ' in ächtem Gnadentriebe
uns in das Heiligthum hinein.

Wo ſich zwei Seelen, engverbunden,
umſchlungen von dem Gnadenſchein,
nur Dir, Du Fürſt der Liebeswunden!
zum ſtillen Zwillingsopfer weyh'n;

Wo ſich Dein himmliſches Vermählen
abſpiegelt in dem Erdenbild u. ſ. w.

Zinzendorf hat einſt bekanntlich den Verſuch gemacht, in ein heiliges, ſacramentliches Brautbett u. ſ. w. eheliche Schweſtern und Brüder einzuführen. Die damaligen Gemeindelieder waren übervoll von ſonderbaren Vergleichungen mit Liebeswunden, blutigen Höhlgen, Opfern u. ſ. w. ſ. des ſeel. Prälat Bengels Betrachtungen über die Herrnhuter (frühere) Gemeinde-Einrichtungen. Sollen Spangenberg und andere Fürſichtige die Brüdergemeinde umſonſt von ſolchen Phantaſtereien gereinigt haben?? S. 104. ſpricht Hr. Stier von der Kreuzgemeine, wo er die rechte Minne gezeigt haben möchte. Nach S. 110. küſst der Himmelsbräutigam ſo mild in der Ehe die Eine Seele durch die Andere.

Stilles Heiligthum der Ehe,
die des Weinſtocks Säfte ſaugt,
immer bräutlich, heimathswehe,
ew'gen Liebens Athem haucht u. ſ. w.
— Daſs durch deine Salbung keuſch
unſre Triebe
lauter ſüſse Jeſusliebe
ſeyn u. ſ. w. S. 111.

Eine neue Religion, ſagte Leſsing, iſt leicht zu ſtiften. Man

Digitized by Google

vereinige nur Aberglauben und Geschlechtslust, leichte Sündenvergebung mit zärtlichen Gelegenheiten zum Sündigen. — Ein Christenthum nach der Weise Mohammeds?

Ganz in der anfänglichen (!) abentheuerlichen, sittlich und biblisch verwerflichen Graf-Zinzendorfischen Liedermanier wird S. 95. die arme Seele, in einer „Bitte um die Braut“, zu beten gelehrt:

Mark und Bein durchdringend *öle*
mir Dein Lieben *Leib* und Seele
  und vermähle mich mit Dir.
Daſs ich nichts hinfort will wissen,
als im Geiste Jesum küssen,
  ihn umarmen für und für.
Daſs, was irgend heiſset Sünde,
weggespület sich geschwinde
  in die Liebesfluthen taucht.

Die bequemste Religion ist immer die, wo man, was irgend Sünde heiſst, so geschwinde wegspülen zu können belehrt oder vielmehr beredet wird. Aber gewiſs ist jedes Religionssystem in eben dem Grade unbiblischer, unchristlicher, ja abscheulicher, je mehr es die Sündenvergebung erleichtert.

Von Hrn. Rudolf Stier wird gesprochen als von einem Manne von Wirksamkeit unter den Seinen. Nach S. 76. hat Er von sich selbst die Meinung, „ein Helfer an Gottes Verklärung“ zu seyn. Er weiſs S. 73. den Morgen der Gnade, welcher der erste in seiner neuen Geburt war. Und nun — will er nur bräutlich schmachtend erkranken und flehen, um — — (S. 76.)

tief zu wachsen hinein in die harrende Hochzeitgemeinde.

Niemand hat mehr Ursache, als die Brüdergemeinde, sich von dergleichen lieblenden Brüdern rein zu zeigen. Auf der einen Seite nichts als Bekenntnisse von immerwährendem, gleichsam unwillkührlichem, Sündenelend:

Denk' ich an die Untreu'n alle,
die zu wiederholtem Falle
  mich gezogen weg von Dir,
Ach, nachdem ich schon erkannte,
wie Dein Herz in Liebe brannte,
  wird mir bang und schauerlich u. s. w. S. 96.

Digitized by Google

So wenig also können, wenn sie noch so gut gemeint sind, jene allzu sentimentale Wendungen in der Dogmatik und Moral, daſs der Christ deswegen das Böse unterlassen, das Gute lieben solle, weil er zum voraus mit Gott versöhnt sey, die beabsichtigte heilsame Wirkung hervorbringen. Sie wirken um so weniger, wenn zugleich alles auf Liebe zu Gott so gegründet wird, daſs man doch nicht genau bestimmt und verständlich macht, worin im Gemüth des Christen das Lieben Gottes nach der Wahrheit und Wirklichkeit bestehen könne und solle. Aus dergleichen Unbestimmtheiten können dann solche Ungereimtheiten über Liebe zwischen Gott und den Menschen entstehen, wie sie Hr. R. Stier für christlich besingt. Die zu einem so unstatthaften Lieben Gottes aufgeforderte arme Seele begeht und bekennt dann unbedenklich immerfort alle möglichen Untreuen.

Auf der andern Seite aber wird ihr immer wieder (ebendas.) die allerleichteste Versöhnungsart zugesichert:

Denk' ich an die Gnaden alle,
wie Du mich nach jedem Falle
  neu vergebend wieder nahmst,
ach, mit Langmuth sonder gleichen,
trotz dem schändlichen Entweichen,
  mir versöhnt entgegenkamst u. s. w.

Zu welchem Spiel und Traum würde, durch eine solche Christenthumstheorie, die höchst ernste Forderung der Besserung, ohne welche niemand den Herrn sieht, des Gutwerdens nicht blos in einzelnen Handlungen, sondern in der innigsten Gesinnung. Nur weil der Vater in Jesu Lehrgleichniſs von dem Besserungsvorsatz des verirrten Sohnes aus dessen ganzem Benehmen überzeugt war, gedenkt er auch der vergangenen Sünden nicht anders, als bei dem frohen Vaterwort, daſs der Verirrte „wieder gefunden“ war. Die unbezweifelbare Reue und Gesinnungsänderung versöhnt ihn, den ächten Vater, sobald sie im Willen da ist, und dieses allerdings ohne daſs er dann doch auch noch dem Sohne eigene oder fremde Büſsungen zumuthet. Eine wahrere Theodicee, als eben diese biblische, für den „gerechten“ Vater ersinnen zu wollen, wäre es nicht groſse Anmaſsung?

H. E. G. Paulus.

Digitized by Google

Kultur und Barbarei, oder Andeutungen aus und zu der Geschichte der Menschheit, mit steter Beziehung auf unsere Zeit. Von J. G. Reinwald (Herzogl. Oldenb. Regierungs-Ass. zu Birkenfeld). Mainz, bei Fl. Kupferberg. 1825. 398 *S.* 8. 2 fl. 15 kr.

Die vorliegende Schrift enthält die Ansichten eines denkenden, vielseitig gebildeten Mannes über die wichtigsten Angelegenheiten der Menschheit, über die Fragen, für welche sich unser Zeitalter mit besonderer Lebhaftigkeit interessirt. Da die Schrift nicht füglich (wenigstens in diesen Blättern nicht) einen Auszug zuläſst, so beschränken wir uns auf die Anzeige der Aufschriften, unter welchen der Vf. jene Gegenstände abhandelt. Sie sind: Religion. Reformation. Volksbildung. Der Staat und die Staatslehre. Die Wissenschaft und die Wissenschaften. Die Kunst und die Künste. Man wird dem Verf. in seinen Betrachtungen über diese Gegenstände mit desto gröſserem Interesse folgen, da er überall Freimüthigkeit mit Besonnenheit, Freiheitsliebe mit Achtung für die bestehenden Gesetze zu vereinigen gewuſst hat.

Eine Stelle der Schrift (S. 131. ff.) will der Ref., da sie ihm in mehr als einer Hinsicht besonders inhaltsschwer zu seyn scheint, wörtlich anführen: „Welche geringe Sorgfalt dem Volksunterrichte die französische Regierung in den von Deutschland abgerissenen Provinzen zuwandte, ist bekannt. In gar vielen Dorfgemeinden wurden die vorhandenen angemessenen Schulhäuser veräuſsert und dienten den dringenden Bedürfnissen des Gemeindehaushalts. Der Organismus des Schulwesens war aufgehoben und die ständigen Schullehrer quiescirten gezwungen, nachher freiwillig. Nach Verlauf von wenigen Jahren zeigte es sich, daſs die Liebe und Sorge der Eltern nichts weniger als ausgestorben war. Für den Winter wenigstens wurden überall Schullehrer gedingt; die ärmlichsten Hinterhäuser, wahre Spelunken, ersetzten die Schulhäuser. Von Haus zu Haus wurde der Schullehrer, häufig dem Handwerke, dem Tagelohne entzogen, gefüttert, und selbst die Dürftigsten zollten gern den kleinen Geldbeitrag. Die alten ständigen Schullehrer, an besseren Lohn gewöhnt, blieben in Unthätigkeit; aber es fand sich auch, daſs ein dem Spiel, dem Trunk u. s. w. ergebener Lehrer, nach dem Willen der Wähler, gleich im nächsten Wintersemester vacirte. Eine Vergleichung der Schreib- und Lesefähigen, nach Maaſsgabe der Zeit der alten und neuen Schulen, schlägt noch viel mehr zu Gunsten dieser aus. Wie die Zeit in den Rheinprovinzen vorwärts trieb, braucht nicht erwähnt zu werden. Wie die

Ansprüche an die Schullehrer bei steigendem Wohlstande] erhöhet, welche Anstalten bei dauernder Ruhe ins Leben getreten seyn würden, läſst sich, da die neuen deutschen Regierungen wieder stark eingreifen, nicht mit Erfahrungsgründen unterstützen." Wie vielen Stoff zum Nachdenken — vielleicht auch zu Streitgesprächen — enhalten die in dieser Stelle angeführten Thatsachen, insbesondere in Beziehung auf die Frage, ob man das Volk, was die Vorsorge für seine Wohlfarth und für seinen Wohlstand betrifft, bevormunden solle oder besser sich selbst überlasse. Rec. erlaubt sich bei dieser Gelegenheit einen schon lange gehegten Wunsch öffentlich zu äuſsern — daſs wir doch bald von einem Sachkenner ein Werk über den Einfluſs erhalten mögten, welchen die französische Verfassung, Gesetzgebung und Verwaltung auf die überrheinisch deutschen Länder und auf deren Bewohner gehabt haben Wie vieles könnten wir, diesseits und jenseits des Rheines, aus einem solchen Werke lernen.

Gelehrten-Almanach, oder Galerie der vorzüglichsten Gelehrten älterer und neuerer Zeit. Nebst e. vollständ. Register. Von J. G. Börnemann, Pastor zu Prausniz, Jauerschen Kreises. Leipzig, bei Glück. 1826. 24 *Bogen in länglichtem Duodezformat.* 1 Thlr. 12 Gr.

Die Galerie besteht darin, daſs unter jedem Tage im Jahr 6—8 Gelehrte, die an demselben geboren sind, aufgezeichnet werden unter den 6 Rubriken: Geburtsjahr, Name, Geburtsort, Amt und Würde, Todestag und Jahr, Anmerkungen. Die letzte Nummer ist fast immer leer. Wenigstens sollten bei jetzt lebenden und sehr bekannten die übrigen, wenigen Notizen zuverlässig seyn. Aber zur Probe: Göthe unter dem 28. Aug. ist dem Vf. Herzogl. Sachsen Weimarischer Kammerpräsident. Grävell Regierungsrath zu Merseburg. Aug. Wilh. Schlegel unter dem 8. Sept. Professor Philosoph. zu Jena. Jung (Stilling) d. 12. Sept. Prof. zu Marburg, churpfälz. Hofrath. — — Wie konnte eine solche Compilation einen Verleger finden? während so manches brauchbare Buch ihn umsonst sucht.

Dec. 1825. *Dr. Paulus.*

Digitized by Google

N. 20. 1826.

Heidelberger Jahrbücher der Literatur.

Mémoire sur les bateaux à vapeur des Etats-unis d'Amerique, aveo un appendice sur diverses machines relatives à la marine ; par M. M a r e s t i e r*, ingenieur de la marine Royale, chevalier de la legion d'Honneur. Précédé du Rapport fait à l'Institut sur ce Mémoire, par MM.* S a n é*,* B i o t*,* P o i s s o n *et* D u p i n*. A Paris, 1824. 290 S. gr. 4. Dazu gehört unter dem nämlichen Titel, mit dem Zusatze: Planches, ein Band mit XVII lithographirten Tafeln in Landcharten-Format ; beides inprimé par ordre de Son Excellence le Ministre de la marine et des colonies.*

Das Publicum verdankt dem Bestreben der höchsten Behörden in Frankreich, die vielbesprochenen Gegenstände der Militäreinrichtung, der Industrie, des Handels, des Maschinenwesens und der Navigation Englands kennen zu lernen, seit Kurzem zwei klassische Werke, das bekannte groſse von Dupin und das vorliegende; ersteres bei weitem umfassender, letzteres einen speciellen Gegenstand mit groſser Vollständigkeit darstellend. Beide Verfasser, vom Gouvernement zur Untersuchung der fraglichen Gegenstände ausgesandt, mit den erforderlichen Kenntnissen ausgerüstet und durch wissenschaftlichen Eifer beseelt, fanden schon deswegen überall eine günstige Aufnahme, und konnten daher alles dasjenige an Ort und Stelle genau beobachten, worüber die Regierung Aufschluſs verlangte. Allerdings erfordern solche Reisen einen bedeutenden Aufwand, allein dieser wird reichlich ersetzt durch den Vortheil, welchen die Industrie, das Maschinen- und Fabrikenwesen daraus zieht, und man kann nicht leugnen, daſs selbst die militärische Stärke der Reiche dadurch directe und indirecte gewinnt. Rücksichtlich der Dampfschifffahrt erregten die groſsen Fortschritte, welche diese Kunst in den vereinten Staaten von Nordamerica gemacht hat, die Aufmerksamkeit der französischen Behörden am meisten, und M a r e s t i e r wurde also dorthin gesandt, um die Sache genauer kennen zu lernen, obgleich die Engländer gegenwärtig auch hierin wohl ohne Zweifel den Vorrang errungen haben. Die

Digitized by Google

Resultate seiner Untersuchungen faſste Marestier nach seiner Rückkehr in zwei Mémoires zusammen, wovon das eine das vorliegende ist; das zweite, einige Bemerkungen über die Kriegsmarine der vereinigten Staaten und eine genauere Beschreibung der kolossalen Dampffregatte enthaltend, welche 1814 zur Beschützung des Hafens von Newyork erbauet wurde, ist als minder interessant nicht gedruckt worden. Alle wissenschaftlich gebildete Männer werden es übrigens als eine Frucht der allgemein verbreiteten Cultur dankbar anerkennen, daſs man endlich aufgehört hat, aus den Gegenständen der Industrie und des Kriegswesens in den verschiedenen Staaten überall ein Geheimniſs zu machen, und vielmehr bemüht ist, durch Wetteifer und erhöhete Anstrengung den Nachbarn den Rang abzugewinnen, da ohnehin die Erfahrung dargethan hat, daſs eine solche Geheimniſskrämerei nichts fruchtete, vielmehr durch eine erzeugte eingebildete Sicherheit nur schadete.

Der Bericht der Commissarien über das Mémoir enthält hauptsächlich eine Geschichte der Dampfschifffahrt, deren wesentlicher Inhalt aus dem Werke selbst entlehnt ist. Als erster Anfang werden die Versuche genannt, welche Duquet schon seit 1687 zu Havre anstellte, um andere mechanische Mittel als Segel und Ruder zur Bewegung der Schiffe zu benutzen. Will man indeſs diese mitzählen, so kommt man noch weit höher hinauf, namentlich zu den Liburnischen Kriegsschiffen mit Rädern, wovon schon Stewechius 1585 redet (s. Kleemann in Dingler polyt. J. XVII. 233.) und noch früher Valturius in seinem 1472 zu Verona erschienenen Werke de Re Militari. Bleibt man indeſs bei der Dampfschifffahrt im eigentlichen Sinne stehen, so ist zwar sogleich nach der Erfindung der Dampfmaschinen oft von einer Anwendung derselben zur Bewegung der Schiffe die Rede gewesen, genau genommen aber darf nur angenommen werden, daſs Jonathan Hull um 1736 einen Plan hierzu in gehöriger Vollständigkeit und Deutlichkeit angab. Wenn man nun den hohen Grad der Vollkommenheit berücksichtigt, welchen diese Kunst im letzten Decennium erhalten hat, so muſs man sich wundern, daſs von jener ersten Angabe an bis auf Fulton's gelungene Bemühungen um 1807 keiner der vielen Versuche zu einem gedeihlichen Resultate führte. Dieses ist um so viel auffallender, da nach einer in der vorliegenden historischen Uebersicht nicht enthaltenen Angabe Franklin's schon 1788 ein Dampfschiff auf den nordamericanischen Flüssen fuhr, und der von Dupin nur im Allgemeinen genannte Miller zu

Digitized by Google

Dalswinton nach einer neuerdings (Edinburgh Philos. Journ. 1825. N. XXV. p. 76.) bekannt gewordenen Nachricht zwei Probeböte erbauete, welche sehr genügende Resultate gaben. Wie weit jetzt diese Kunst gediehen sey, ist allgemein bekannt. Die Berichterstatter meynen zwar, ein solches Mittel des leichteren Transportes sey für das alte Continent weniger nöthig, als für das neue, weil jenes schon eine groſse Menge anderweitiger Transportmittel und eine sehr allgemein verbreitete Cultur besitze; allein die Erfahrung hat schon gezeigt, von welchem Erfolge die Dampfschifffahrt auf einigen Seen des alten Continentes ist, und bei den raschen Fortschritten der Nachbarn darf kein Mittel der Industrie vernachlässigt werden, wenn nicht die Nationen im Gefühle ihrer gelähmten Thätigkeit den Ausländern ohne Austausch tributär, dadurch aber miſsmüthig und unzufrieden mit ihren Verhältnissen werden sollen. So lange indeſs namentlich in Beziehung auf Deutschland sein Hauptstrom in Fesseln liegt, werden Handel und Industrie mit unüberwindlichen Hindernissen zu kämpfen haben, ohne daſs eigentlicher Wohlstand der Provinzen zu erwarten ist.

Der nicht geschichtliche Theil des Berichtes giebt eine für den Raum unserer Blätter zu ausführliche Uebersicht des Inhalts des gedruckten und ungedruckten Memoirs; Rec. verläſst ihn daher, um den Hauptinhalt des Werkes mit wenigen Worten anzugeben.

Zuerst findet man die oben schon erwähnte geschichtliche Uebersicht des Ursprunges und der allmähligen Verbesserung der Dampfschifffahrt. Auch hier werden die Bemühungen Miller's in Dalswinton erwähnt, ohne die Quelle anzugeben, woraus die Nachricht geschöpft ist, und man ersieht hierbei deutlich, wie nachtheilig es noch dazu bei geschichtlichen Thatsachen ist, die Autoritäten zu verschweigen, denen man folgt. Nach Marestier, dessen Angaben künftig als entscheidend gelten werden, soll Miller's Boot ein doppeltes gewesen seyn, mit dem Treibrade zwischen beiden, und 1789 eine Reise nach Schweden gemacht haben; Miller's Sohn dagegen erzählt in Edinb. Phil. Journ. N. XXV, er habe zuerst ein kleines Doppelboot mit einer sehr kleinen Maschine erbauet, womit er auf dem See neben Dalswinton gefahren sey, dasselbe aber im Herbst 1788 aus einander genommen, und die Maschine in seiner Bibliothek aufbewahrt. Dasjenige Schiff aber, welches er im folgenden Jahre erbauen lieſs, gab genügende Resultate bei einer Probefahrt auf dem Forth- und Clyde-Canale, allein es wird ausdrücklich hinzu-

Digitized by Google

geſetzt, die Maſchine ſey für das Boot zu ſchwer geweſen, um ſich damit in die See zu wagen, ſie ſey an die Carron Compagnie zurückgegeben, und Miller habe keine weiteren Verſuche angeſtellt. Hieraus ergiebt ſich dann ferner, daſs die zu Leith ſtattgehabten Proben durch Clarcke und nicht durch Miller angeſtellt wurden, worüber Mareſtier ungewiſs iſt. Uebrigens iſt es wahrhaft Erſtaunen erregend, wenn man lieſet, was für eine groſse Menge Dampfſchiffe und von welcher Gröſse ſogleich nach den ernſtlich gelungenen Verſuchen von Fulton und Livingston, alſo ſeit 1807, die Küſten und groſsen Flüſſe der vereinigten Staaten befuhren. Vergleicht man dieſe mit der geringen Anzahl, welche faſt ohne Vortheil für die Unternehmer auf den Canälen Englands gebraucht würden, ſo ſollte man faſt glauben, die Engländer wären zu furchtſam geweſen, ſich denſelben anzuvertrauen, um ſo mehr, wenn man aus Partington erſieht, daſs die in Nordamerica ſo häufig auf Schiffen angewandten Maſchinen mit hohem Drucke in England aus Beſorgniſs vor einer möglichen Gefahr lange Zeit keinen Eingang finden konnten. Zum Theil mag dieſer Grund mitgewirkt haben, hauptſächlich aber muſs man berückſichtigen, daſs es in England ſo viele anderweitige bequeme Mittel des Transportes gab, die in Nordamerica fehlten. Uebrigens ſagt Mareſier S. 48, daſs die Elaſticität des Dampfes mit wenigen Ausnahmen 1,75 Atmoſphären nicht überſteigt, giebt aber S. 54. an, daſs es dort einige Maſchinen mit dem acht- auch zehnfachen atmoſphäriſchen Drucke giebt.

Im zweiten Capitel giebt Mareſtier die Geſtalt und die Dimenſionen einer groſsen Menge nordamericaniſcher Dampfſchiffe, deren er acht und zwanzig namentlich nennt, mit Hinzufügung der erforderlichen Angaben über die Bauart und Einrichtung derſelben. Es wird indeſs ſtatt eines doch nur mangelhaften Auszuges für die Leſer intereſſanter ſeyn, im Allgemeinen die Bequemlichkeit kennen zu lernen, welche auf jenen Schiffen ſchon lange gefunden wurde. Auf den Paſſagierſchiffen findet man geſchmackvoll decorirte groſse Säle, welche rundum mit Betten, zwei Etagen über einander, umgeben ſind, und wenn dieſe nicht ausreichen, werden die Sopha's, ſelbſt die Tiſche oder der Fuſsboden dazu benutzt, alles aber wird ſehr rein gehalten. Der Saal für die Damen iſt im hinteren Raume des Schiffes, keiner der Herren darf ohne Erlaubniſs hineingehen, und wiederum kommen die Damen nicht in die Säle der Herren, als zur geſellſchaftlichen Unterhaltung. In der Mitte des Schiffes befindet ſich die Ma-

Digitized by Google

schine in einem kleinstmöglichen Raume, neben derselben und im Vordertheile sind Domestikenzimmer, Vorrathskammern, die Küche und ein Comtoir zum Verkaufe von Erfrischungen. Die Küche aus Eisenblech ist nur etwa drei par. Fuſs nach allen Dimensionen groſs, das Feuer derselben umgiebt einen Ofen, worin die Speisen in americanischen Dampfkesseln gekocht werden, einfach, ohne Assietten und viele Saucen; den Bratspieſs aber treibt die Maschine. Das Personale, welches zur Bedienung des Schiffes und der Fremden gehört, beträgt mit Einschluſs des Capitains meistens vierzehn Personen.

Im dritten Capitel folgt eine detaillirte Beschreibung einiger der bedeutendsten, namentlich genannten Dampfschiffe, welches allerdings zu einer genauen Kenntniſs derselben insbesondere für diejenigen wichtig ist, welche sie selbst bauen oder sich für den Bau derselben interessiren. Die Beschreibung ist durch Figuren erläutert. Die Savannah unter andern war für die Tour nach Ruſsland bestimmt, und ist auch wirklich von Liverpool nach Petersburg gegangen und von dort nach Savannah in funfzig Tagen zurückgekommen, bedient sich indeſs nicht stets der Maschine, sondern zuweilen auch der Segel. Hier werden auch S. 77. diejenigen Transportschiffe beschrieben, deren Maschinerie durch Pferde getrieben wird. Diese bedürfen aus begreiflichen Gründen in der Mitte einen gröſseren Raum für die bewegenden Pferde.

Das vierte Capitel enthält eine Beschreibung der Dampfmaschinen, deren man sich auf den Dampfschiffen in Nordamerica vorzugsweise bedient. Hierunter zeichnen sich die durch Evans gebaueten Expansionsmaschinen am meisten aus, denen Marestier einen Vorzug vor den Woolfe'schen einräumt. Ref. hat an einem andern Orte zu zeigen sich bemüht, daſs die Expansionsmaschinen noch bis jetzt ohne Zweifel den Vorzug vor allen anderen verdienen, so lange der präsumirte hohe Werth der Perkins'schen noch nicht ausgemacht ist, obgleich die doppelten Cylinder Woolfe's eine unnöthige Erweiterung sind. Marestier hat (worauf wir weiter unten zurückkommen werden) das sogenannte Expansionsprincip auch vorzüglich gut erläutert, und es geht daraus der Nutzen seiner Anwendung sehr einleuchtend hervor, wie namentlich auch Combe in einem kurzen, aber gehaltreichen Aufsatze im Journ. des Mines 1824. T. IX. S. 144. sehr gut gezeigt hat. Hier hat Ref. durch Marestier auch zuerst die Maschine kennen gelernt, welche Stiles auf einem Schiffe, La Surprise in Baltimore angebracht hat, durch deren unmittelbar rotirende Bewegung die Räder in Bewegung gesetzt werden,

Digitized by Google

und deren Anwendung für Dampfschiffe vorzüglich geeignet seyn muſs, wenn die Maschinen dieser Art anders überhaupt vortheilhaft sind. Uebrigens ist es eine eigene Erscheinung, daſs auch nach Watt's Zeiten und die durch diesen groſsen Mechaniker bekannt gemachten leichten Mittel, die geradlinige Bewegung in eine rotirende zu verwandeln, so ausnehmend viele Vorschläge zu rotirenden Maschinen gemacht sind, deren keiner indeſs Ref. nach seiner individuellen Ansicht Beifall schenken kann, auſser dem Mastermann'schen Rade und der hier beschriebenen, bei denen es übrigens ohne praktische Versuche zweifelhaft bleiben muſs, welcher von beiden Maschinen der Vorzug einzuräumen ist. Stiles's Maschine ist übrigens sehr einfach construirt. So weit man sich ohne Figuren eine Vorstellung davon machen kann, besteht dieselbe aus zwei in einander liegenden Cylindern von der äuſseren Gestalt eines Mühlrades, deren innerer etwas kleiner im Durchmesser im gröſseren dampfdicht schlieſsenden beweglich ist. Die auf der äuſseren Fläche des mit horizontaler Axe stehenden Cylinders angebrachten Röhren zum Zuleiten und Abführen des Dampfes stehen ohngefähr um einen Quadranten aus einander, und so weit ist auch der Zwischenraum zwischen der äuſseren Fläche des inneren und der inneren des äuſseren Cylinders dampfdicht verstopft, der Dampf strömt also durch den zwischen den übrigen drei Quadranten offenen Raum, und treibt durch seine Gewalt den inneren Cylinder um, indem an der äuſseren Fläche desselben sich eine Klappe öffnet, welche den Zwischenraum zwischen beiden verschlieſst und der Bewegung des Dampfes entgegensteht. Die Axe des inneren Cylinders treibt dann die zu bewegenden Theile der Maschinen. Die Maschine gehört im Allgemeinen unter die mit hohem Drucke, doch ist nicht ausgemacht, ob sie einen zehnfachen oder geringeren atmosphärischen Druck ausübe.

Mit einer Beschreibung der speciellen Einrichtung und Vertheilung der Maschinen auf den Schiffen schlieſst die eigentliche Abhandlung. Es folgt dann aber eine sehr schätzbare Zugabe, nämlich mehrere Noten, deren erste die Eigenthümlichkeiten derjenigen Dampfschiffe beschreibt, welche sich durch solche auszeichnen, oder auf denen der Verf. selbst gefahren ist, nebst Bemerkungen über die Dampfschifffahrt im Inneren. Die Gröſse der meisten dieser Schiffe ist zwischen 100 bis 200 Tonnen, das kleinste ist aber nur von 15, das gröſste von 400 Tonnen. Sehr interessant ist der Inhalt der dritten Note, nämlich eine Uebersicht der englischen Dampfschiffe, welche von 1807 bis 1823 gebauet sind, nebst ihrer

Gröſse und zugefügten Bemerkungen. Ohngeachtet die Zahl für 1823 nicht vollständig ist, so beträgt ihre Gesammtmenge doch 152, und das Jahr 1822 lieferte allein 24, statt daſs 1812 nur zwei erbauet wurden. Die ersten waren in der Regel kleiner, im Mittel von 30 bis 70 Tonnen, später wurden sie gröſser gebauet, im Mittel zwischen 60 bis 150 Tonnen; indeſs hält das kleinste nur drei, das gröſste dagegen 448 Tonnen.

Die fünfte Note kann als Einleitung zur sechsten dienen, indem erstere die Resultate der Versuche enthält, welche 1796 durch eine Gesellschaft für die Vervollkommnung der Schiffsbaukunst angestellt und durch Fulton berechnet wurden, um den Widerstand des Wassers gegen bewegte Schiffe zu finden, letztere aber eine Untersuchung des Verf. über die Geschwindigkeit der Dampfschiffe als Resultat der bewegenden Kraft bedingt durch die Hindernisse der Bewegung. Daſs das Problem über die Geschwindigkeit der in einem widerstandleistenden Mittel bewegten Körper an sich schon äuſserst schwierig sey, ist allgemein bekannt, noch schwieriger aber wird dasselbe durch die schwer zu bestimmende bewegende Kraft der Dampfmaschinen. Der Verf. ist indeſs ein gewandter Geometer, und hat das vorliegende Problem sehr gut gelöset, wenn man ihm, wie billig, zugesteht, daſs die bewegende Kraft der Dampfmaschine stets gleich bleibend sey. Tredgold hat kürzlich die Aufgabe viel einfacher aufgefaſst, indem er blos das Verhältniſs zwischen der Geschwindigkeit der Schaufelräder und des Schiffes mit Rücksicht auf die Bewegung des Wassers vergleicht; allein man muſs gestehen, daſs die Darstellung Marestier's ungleich tiefer in das eigentliche Wesen der Sache eingreift. Der Widerstand des Wassers wird dem Quadrate der Geschwindigkeit proportional gesetzt, welches auch für die durch solche Schiffe erreichbaren Geschwindigkeiten gewiſs zulässig ist, übrigens aber verstattet das Ganze keinen kurzen Auszug, ist aber für alle diejenigen sehr wichtig, welche sich mit dem Baue der Dampfschiffe beschäftigen, und manches, namentlich über das Verhältniſs zwischen dem Durchmesser der Schaufelräder, ihrer Geschwindigkeit und des Verbrauches von Dampf, verdient sehr mit genauen Beobachtungen verglichen zu werden.

Es ist oben schon von der Anwendung des Princips der Expansion die Rede gewesen, wie dieses durch den ausgezeichneten Mechaniker Evans benutzt wird. Dieser wendet dabei nicht den doppelten Cylinder an, wie Woolfe, eine in vielfacher Hinsicht unbequeme Einrichtung, sondern der

Digitized by Google

Dampfbahn schlieſst den Zutritt des Dampfes ab, ehe der Cylinder ganz erfüllt ist, und läſst den Embolus durch den sich weiter expandirenden Dampf dann vollends bis ans Ende gehoben werden, auf die nämliche Art, wie auch Freund in Berlin diese Einrichtung angebracht hat, ohne daſs ihm wahrscheinlich jene Resultate bekannt waren. Christian, Partington, Stuart, Robison, Gregory u. A. haben auf verschiedene Weise gezeigt, wie dieses Princip mit Vortheil angewandt werden kann, und Ref. ist vollkommen überzeugt, daſs der Nutzeffect der Maschinen bei gleichem Verbrauche von Brennmaterial dadurch bedeutend erhöhet wird. Einer gründlichen Erläuterung dieses Gegenstandes, ohne Widerrede der gelehrtesten, welche Ref. bis jetzt zur Kenntniſs kam, ist die siebente Note gewidmet. Der Verf. geht hierbei von dem durch verschiedene Gelehrte, namentlich zuletzt durch Christian aufgestellten Grundsatze aus, daſs die Elasticität des Dampfes sich verdoppelt, wenn die Temperatur desselben um eine gleiche Quantität Grade der Wärme erhöhet wird, woraus für die Elasticität desselben die allgemeine Formel in französ. Metern entsteht:

$$r = 0{,}76 \times 2^{\frac{z - 100}{s}}$$

Wird dann angenommen, daſs 20° C. Wärme die Elasticität des Dampfes verdoppeln, wie Christian (in Mécan. industrielle) aus seinen Versuchen folgert, so ergiebt der Calcul des Verf., daſs für eine Expansionsmaschine von zehnfachem atmosphärischem Drucke der Nutzeffect durch Expansion im Verhältniſs von 1:2,973 erhöhet wird. Wären nur 10° C. zur Verdoppelung der Elasticität erforderlich, so würde dieses Verhältniſs = 1:3,125 steigen, bei 40° C. aber nur = 1:2,731 seyn. Es ist indeſs bekannt, daſs das genannte Gesetz überhaupt unzulässig, und kaum für die Temperaturen nahe bei'm Siedepuncte gültig ist, obgleich noch verschiedene Gelehrte demselben anhängen; weil aber die Elasticität des Dampfes bei zunehmenden Temperaturen anfangs wenigstens in einem höheren Verhältnisse, als dem angegebenen steigt, so folgt aus der Berechnung des Verf., daſs insbesondere bei den Maschinen mit sehr hohem Drucke der durch Benutzung der Expansion des Dampfes zu erhaltende Vortheil noch höher steigt, als im Verhältniſs von 1:2,973, wie bei der Voraussetzung einer Vermehrung der Elasticität des Dampfes um das Doppelte durch eine Vermehrung der Temperatur um 20° C. folgen würde. Bei einer umfassenden Würdigung dieses Gegen-

standes kommt indeſs hauptsächlich die Berücksichtigung derjenigen Temperaturverminderung in Betrachtung, welche der Dampf nach den über das Verhalten der expansibelen Stoffe bekannten Gesetzen durch seine Expansion nothwendig erleiden muſs, und dieses führt dann weiter zu der wichtigen Frage, ob die Summe der latenten und sensibelen Wärme des Dampfes von jeder Elasticität eine constante Gröſse sey, wie der Verf. S. 222. annimmt, ohne die Gründe hierfür weiter anzugeben, welche er vermuthlich als bekannt voraussetzt. Ref. hat diesen Gegenstand an einem andern Orte ausführlich erörtert, und findet es nicht zweckmäſsig, hier über dieses Gesetz und seine vielfachen Anwendungen auf eine Menge Naturerscheinungen weitläuftiger zu handeln.

Die achte Note ist einer näheren Untersuchung des Effectes der durch Stiles construirten Rotationsmaschine gewidmet, und die neunte einer Prüfung der verschiedenen Mittel, wodurch man in Nordamerica die Ruder zu ersetzen versucht hat, obgleich dieselben den Beifall des Verf. nicht erhalten haben, und er hauptsächlich nur beabsichtigt, sie bekannter zu machen, um neue Ideen anzuregen und von Versuchen desjenigen abzuhalten, was unlängst als unbrauchbar erprobt ist Es folgt dann noch ein schätzbarer Anhang, dessen Beurtheilung aber weniger im Bereiche der Kenntnisse des Ref. liegt, und dessen Inhalt daher nur kurz angezeigt werden kann. Derselbe handelt nämlich von den Göletten der Nordamericaner, ihren Maschinen zum Aufräumen der Hafenplätze, denjenigen, welche zur Verfertigung der Flaschenzüge und Pumpen dienen, und solchen, welche für die Schmieden in den Arsenälen und die Fabrication der Taue und Nägel und anderer zum Seewesen gehörigen Gegenstände bestimmt sind, mit steter Rücksicht auf die Methoden, deren man sich in England bedient.

Die Steindrücke, welche zur Erläuterung der abgehandelten Gegenstände des reichhaltigen Werkes dienen, sind in einem groſsen Maaſsstabe verfertigt, zwar nicht prachtvoll, aber sehr deutlich und instructiv.

Muncke.

Romane von Walter Scott.

Fortsetzung. (Vergl. Jahrg. 1825. Hft. IX.)

13. *Quentin Durward. Aus dem Englischen des Sir Walter Scott. Vollständig übertragen und mit Anmerkungen begleitet von B. J. F. Halem. Leipzig, bei Joh. Friedrich Gleditsch.* 1824. 3 *Thle.* 256, 256 *und* 284 S. 2 Thlr. 12 Gr.

14. *Das Kloster. Ein Roman nach dem Englischen des Walter Scott von K. L. Methus. Müller. Berlin, bei Dunker und Humblot.* 1821. 3 *Thle VIII.* 287, 280 *u.* 311 *S.* 3 Thlr. 8 Gr.

15. *Der Abt. Ein romantisches Gemälde von Walter Scott. Uebersetzt von W. A. Lindau. Leipzig, Rein'sche Buchhandlung.* 1821. 3 *Thle. II.* 306, 314 *und* 384 *S.* 3 Thlr. 16 Gr.

16. *Der Astrolog. Ein romantisches Gemälde von Walter Scott. Uebersetzt von W. A. Lindau. Leipzig, Rein'sche Buchhandlung.* 1822. *Zweite verbesserte Auflage.* 3 *Thle. VIII.* 278, 258 *und* 284 *S.* 2 Thlr.

17. *Erzählungen von den Kreuzfahrern. Erste Erzählung. Die Verlobten. Aus dem Englischen des Walter Scott übersetzt von Sophie May. Leipzig, bei F. L. Herbig.* 1825. 2 *Thle.* 322, *und XXIV und* 350 *S.* 2 Thlr. 8 Gr.

18. *Erzählungen von den Kreuzfahrern. Zweite Erzählung. Richard Löwenherz in Palästina. Aus dem Englischen des Walter Scott von C. F. Michaelis. Leipzig, bei F. L. Herbig.* 1825. 2 *Thle.* 2 Thlr. 16 Gr.

XIII.

Hier stehen wir nun vor einem groſsen Gemälde, unter dem wir den Spruch geschrieben lesen:

Mein Vaterland ist Krieg;
Der Harnisch ist mein Haus:
Mein Wahlspruch ist: Heraus
Zum Kampf! — Tod oder Sieg!

Und Kampfeslust und Waffengeräusch hören wir durch das Ganze ertönen, so wie es ein jugendlicher Krieger ist, welchen wir in dem Mittelpunkte der Verschlingung erblicken, wie er von dieser wechselweise ergriffen und fortgezogen wird, und dann mit mächtiger Hand in dieselbe eingreift und sie hemmt oder flügelt. Der junge Kriegesheld ist

mit den drei Hauptparthien, in welchen sich das groſse Bild entfaltet, in Verbindung gebracht, indem er zuerst an dem Hofe des Königes erscheint, dann die schweifenden Damen nach dem Sitze des fürstlichen Bischofes leitet, von da selbst zu dem Herzoge gebracht wird und in Lüttich zuletzt seines Schicksals glückliche Entscheidung findet.

Sogleich in dem Eingange verkündet der wandernde Knappe mit dem Sammetsäckchen seine männliche Kraft in der Gewalt, womit er sich durch die Wellen des reissenden Baches eine Bahn bricht, und erregt damit die Aufmerksamkeit des Einen der beiden Unbekannten, die, ohne ihm Hülfe zu leisten, sein Wagniſs ansehen. Dieser Maitre Pierre, der reiche Seidenhändler, dem er selbst sich als Quentin Durward darstellt, als den nachgeborenen Sohn eines alt-Schottischen Hauses von Glen-Houlakin, aus dem Mückenthale, führt darauf die Reisenden nach dem Gasthofe zur Lilie, wo der Geheimniſsvolle sich von der schönen Jacqueline bedienen läſst, die sogleich mit ihrer ersten Erscheinung und dann als Sängerin und Lautenspielerin aus dem Thurme den jungen Knappen gefangen nimmt. Aus dem nahen königlichen Schlosse Plessis les Tours kommt sein Oheim, Ludwig Leslie, der Benarbte, zu ihm nach dem Dorfe heraus, und der Bogenschütze der Schottischen Leibgarde erzählt ihm das Geschick seiner Familie. Als er darauf sich verleiten läſst, den noch Zeichen des Lebens verrathenden Zigeuner von dem Baume, an welchen dieser angeknüpft ist, loszuschneiden, geräth er in die Hände des königlichen General-Profoſses, Tristan d'Hermite, dessen beide Gehülfen Trois Echelles und Petit-André, oder Jean-qui-pleure und Jean-qui-rit, ihm schon den Strick um den Hals legen. Nur die Erscheinung der Bogenschützen und seine eigene Aufnahme unter dieselben rettet ihn. Er wird von ihnen nach dem Schlosse gebracht und da durch den greisen Herzog von Crawford, den Führer der Schotten, seinem Oheime als Page beigegeben. Es verlautet die Nachricht von der Ankunft eines Burgundischen Gesandten und von der flüchtig gewordenen schönen und reichen Erbin Isabella von Croye, die, den Verfolgungen eines verhaſsten Liebhabers, des Günstlinges des seine landesherrliche Gewalt miſsbrauchenden Herzogs, zu entgehen, sich in den Schutz des Königes begeben, und in welcher der junge Bogenschütze alsbald die Schöne des Thürmchens vermuthet.

An dem andern Morgen erhält er mit seinem Oheime die Wache in dem Audienzsaale des Königes, und hier sehen wir

Digitized by Google

nun die Personen des Hofes vor ihm erscheinen: die königlichen Töchter, den ritterlichen Grafen von Dunois, Ludwig, den Herzog von Orleans, den Cardinal Johann von Balue, den damals begünstigten Minister, und Olivier Dain, der Teufel oder der Böse genannt, der als Bartkünstler und Kammerdiener des Königs Gunst theilte. Zuletzt nahet der Monarch selbst, in dem Durward zu seinem Erstaunen den Seidenhändler erkennt. Es folgt die groſse Scene des Vortrittes des Burgundischen Gesandten, des Grafen Philipp Crevecoeur von Corelés, wie dieser seines Herrn Klagen besonders auch in Hinsicht der flüchtigen Damen von Croye vorbringt und den Handschuh hinwirft; darauf der lustige Vorgang auf der Jagd, wodurch der Cardinal von dem Könige tief verletzt und zu feindlicher Untreue verleitet wird; zuletzt der Vorfall mit dem Eber, durch dessen Erlegung Durward dem Könige das Leben rettet. Durch alles dieses steigt er schnell in der Gunst des Fürsten. Er erhält die geheime Wache in der Rolands-Halle, und den verborgenen Stand während des Mahles Ludwigs mit dem Cardinale und dem Burgundischen Grafen, mit dem geheimen Losungsworte: Ecose en avant; eben so den Auftrag, die beiden Damen Isabella und deren Tante Hameline von Croye zu dem Bischofe von Lüttich zu leiten, wobei des Königs eigentliche Absicht ist, die reiche Erbin von Croye in die Hände Wilhelms von der Mark, eines durch Ruchlosigkeit und wilde Tapferkeit ausgezeichneten Häuptlinges und Räubers in den Ardennen, zu liefern, und hierdurch in diesem einen Bundesgenossen zu gewinnen. Zuvor hat der König sich das Horoskop des Jünglinges stellen lassen, den er mit sich gleicher Constellation unterworfen und sich von seinem Schutzpatrone, dem heiligen Julian, zugesandt erachtet. Nun läſst er auch seinen Astrologen Galeotti Martivalle die Chiromantie auf ihn anwenden, und der Seher verkündet und bestätigt: der Abgesandte seye tapfer, glücklich und denen mit wahrer Treue ergeben, von welchen er Wohlthaten empfangen. Die Mitternachtstunde des Aufbruches bezeichnet er als den Anfang einer gefährlichen Reise, von Gewaltsamkeit und Gefangenschaft für den Abgesandten, aber eines erwünschten und glücklichen Erfolges für den Absender.

Hiermit ist denn auch die Reihe der nun folgenden Ereignisse angedeutet. Der Schottische Bogenschütze entledigt sich mit Klugheit und Tapferkeit seines Auftrages. Indem er

Digitized by Google

seinen gewandten Führer, den Zigeuner Hayraddin Mugrabin, d. h. den Africanischen Mauren, überlistet und gegen den Befehl des Königs den Weg zu der Rechten der Maas einschlägt, entgeht er dem Hinterhalte des wilden Ebers in den Ardennen, und bringt seine Schützlinge glücklich zu dem Bischofe von Lüttich. Hier ist er eben so Zeuge von den geheimen Machinationen des Königs, als der Bestürmung des bischöflichen Schlosses durch den wilden Eber. Aus Irrthum rettet er erst die sich ihm in Liebe hingebende Gräfin Hameline, deren Kammerfrau Marthon sich als Zigeunerin enthüllt, dann durch seine Kühnheit und Geistesgegenwart die von ihm geliebte Isabella, so wie den für den König gewonnenen Syndicus Pavillon und besonders dessen Tochter Margaretha, die beiden jungen Wanderern auf ihrer Flucht behülflich ist. Denoch wären sie den schwarzen Reitern Wilhelm's nicht entgangen, wäre nicht zu rechter Zeit der Graf von Crevecoeur erschienen und hätte die flüchtigen Damen in seine Huth genommen.

So gelangen sie nach der festen Stadt Peronne, wo jetzt Carl von Burgund weilt. Eben befindet sich der König von Frankreich bei ihm, vielleicht zum Theil durch seinen Glauben an die Verkündigungen seines Astrologen, zum Theil durch das Bewuſstseyn seiner geistigen Ueberlegenheit über den Herzog bewogen, seine Person dem guten Glauben eines stolzen und erbitterten Feindes Preis zu geben. Seine ganze Lage wird höchst gefährlich durch die Nachricht, welche der Graf von Crevecoeur von den Vorgängen in Lüttich bringt. In höchster Wuth läſst der Burgundische Fürst seinen königlichen Gast in dem Hubertsthurme einschlieſsen. Aber auch unter diesen Umständen behauptet Ludwig seine Besonnenheit und königliche Würde. Den Astrologen rettet nur seine Geistesgegenwart und Scharfsichtigkeit in Bestimmung des in vier und zwanzig Stunden auf seinen eigenen erfolgenden Todes des Königs vor der Rache des hohen Gefangenen, der die Räthe des Herzogs für sich zu gewinnen weiſs, und in seinen Planen durch die Treue Quentin Durwards und dessen Einverständniſs mit der Gräfin Isabella unterstützt wird; und vollends versöhnen sich die beiden Fürsten in der rohen Lust der Bestrafung des trügerischen Wappenheroldes Wilhelms von der Mark, den sie wie ein Thier durch Hunde hetzen lassen. Es ist dies Hayraddin, der Zigeuner, der, zu dem Tode verurtheilt, bevor der Strick seinem Leben ein Ende macht, dem jungen Schotten die Plane Wilhelms verräth, und von dessen persön-

Digitized by Google

licher Waffenrüstung erhält der Begünstigte durch den Brief Hamelinens an ihre Nichte Nachricht. So kann er, als nun der vereinte Zug Ludwigs und Carls gegen die aufrühreri-schen Lütticher unternommen wird, sich das neue Verdienst erwerben, daſs er voraus von dem nächtlichen Ueberfalle Nachricht gibt; und nur er erkennt in dem Treffen den wil-den Eber, dessen Kopf als der Preis bestimmt ist, gegen den sein Sieger mit der reichen Erbin von Croye vermählt werden soll. Schon ist er diesem Triumphe nahe, als er sich durch die Rettung Gretchens seine Hoffnung entrissen sieht. Leslie, sein Oheim, vollendet den Kampf und bringt den Kopf des Ebers. Glück durch Heirath ist seiner Familie ge-weissagt; er bestimmt groſsmüthig seinem Neffen das gewon-nene Gut, und so sehen wir zuletzt den Verstand, die Festig-keit und Tapferkeit mit dem Besitze des Reichthums, des Ranges und der Schönheit gelohnt. —

Schon aus dieser Uebersicht ergibt sich, wie arm dieser Roman an eigentlichen Thathandlungen und geschichtlichen Vorgängen ist, und wie die einzelnen Theile desselben min-der durch Eine Idee zu einem organischen Ganzen vereint, als alle diese Darstellungen und Scenereien durch eine Kette zufälliger Ereignisse unter einander verbunden sind. Ja die flüchtigen Wandelsterne der Damen von Croye, so wie der sie leitende schweifende Ritter scheinen nur von dem Dichter erfunden, um mit ihrer Wanderung uns drei groſse geschicht-liche Bilder vor den Blick zu stellen. Denn historische Schil-derung ist hier die Hauptsache, und zwar nicht, wie in an-dern Stücken, das Ausschmücken einer der handelnden Per-sonen mit antiquarischen Raritäten und alten Sagen — und ein Geist oder ein Gespenst erscheint hier nicht, obgleich wenigstens das Gemach in dem Hubertsthurme, in dem Carl der Einfältige seinen Tod gefunden, schauerlich verschlossen bleibt, — sondern, wie in Ivanhoe, das Heraufführen einer merkwürdigen vergangenen Zeit und einiger groſsartigen Charaktere aus derselben, in deren Darstellung die Kunst des Dichters sich in ihrem vollsten Glanze zu zeigen Gelegenheit findet. Und so verkündet er uns denn in einer geistreich an-muthigen Vorrede, wie er zu der Bekanntschaft des Marquis von Hautlieu, und in dem achteckigen Thurme auf dem Schlosse Hautlieu zu der Kenntniſs der von ihm geschilderten Zeit und den Quellen seiner geschichtlichen Erzählung gelangt. Nach dem Spruche aus Hamlet:

Seht dort auf jenes Conterfei und dies;
Es sind die treuen Bilder zweier Brüder;

werden uns zunächst die beiden Fürsten: König Ludwig XI. von Frankreich, und Carl der Kühne, Herzog von Burgund, in einer lebendigen und ausführlichen Charakterschilderung vor Augen gestellt, und die Zeit, in welcher wir sie auftreten sehen, als das Jahr 1468 bestimmt, da ihre Fehden am heftigsten entbrannt waren, obgleich damals gerade ein trügerischer Waffenstillstand zwischen beiden statt fand.

Johann von Müller sagt von jenem erstern Fürsten in seinen vier und zwanzig Büchern allgemeiner Geschichten: „Die Macht der Groſsen schien ihm die gröſste Hinderniſs „der Einheit in der Verwaltung, welche einem Staat Kraft „und Behendigkeit in Unternehmungen gibt. Er war mit „ihrer Erniedrigung so ganz beschäftigt, daſs keine Leidenschaft ihn an Befolgung dieses Gedankens störte. — Er „schien dem Lauf der Begebenheiten zu folgen, indeſs er ihn „leitete. Seine Feinde waren eben so mächtig, und reicher, „als er; also setzte er ihnen nicht Gewalt, sondern List entgegen, worin er ihnen überlegen seyn konnte. — Nicht „nur verleitete er sie zu ihrem Ruin, er gab seiner Verwaltung ein Ansehen von Ordnung und Gerechtigkeit (in Privatsachen), welche die ihrige nicht hatte. In der Einfalt „seines Lebens und in der Verstellungskunst war er dem Augustus ähnlich, und, wie er, aller Verbrechen fähig, die „seinen Absichten dienlich seyn konnten; wie er, im Cabinet „gröſser, als im Heer: denn Augustus und Ludwig, mitten „in den Planen ihrer Herrschsucht, hatten eine Furchtsamkeit, welche eine Ursache der groſsen Vorsicht ihrer Maaſsregeln, aber auch oft für sie eine Pein war, wodurch ihre „Feinde an ihnen gerochen wurden.“ — Von Carl dem Kühnen wird dagegen gesagt: „Dieser Fürst, so herrschbegierig als der König, hatte wildere Leidenschaften, aber „zu einer hohen und edlen Denkungsart gröſsere Anlagen; „sein Stolz verschmähete den Gebrauch der List; sein lebhaftes Gefühl lieſs ihm keine Macht über sich selbst.“

Ganz in diesem historischen Charakter sehen wir sie denn auch auftreten. Zuerst werden wir nach dem festen königlichen Schlosse Plessis les Tours versetzt, das mit seinen dem Nahenden verborgene Gefahr drohenden Umgebungen geschildert wird. Auch schon unter der bescheidenen Hülle des Maitre Pierre verkündet sich der König in seiner ganzen Persönlichkeit, wie er, seine Plane festhaltend, den äuſserlichen Prunk verschmähet; gewaltsam und schlau kein Gesetz, kein Recht eines andern achtet, das ihm in dem

Digitized by Google

Wege steht, alle nur hebt und hält oder sinken läſst und zernichtet, je nachdem er sie zu gebrauchen gedenkt, oder schon von ihnen Gebrauch gemacht hat. Er erscheint eben so in seiner rohen Lustigkeit und Jagdliebhaberei, als in seiner gräſslichen Freude an Mord und Blut; als der, welcher karg ist und verschwenderisch, wenn es seyn muſs, der, um die Groſsen zu demüthigen, aus den niedern Ständen seine Werkzeuge und Günstlinge erhebt, und zugleich in seinem finsteren Aberglauben und seiner Furchtsamkeit, damit in seiner Abhängigkeit von seinem Astrologen, in seinem Heiligendienste, und aller der Beschränkung, Furcht und Qual, die ein solcher in sich selbst zerrissener Charakter sich bereitet. Und so sehen wir ihn als eine grauenvoll tückische Macht, die, wo sie vor den Menschen erscheint, alle Würde und überlegene Persönlichkeit des Herrscherthums zeigt, in der Mitte seiner schauerlichen Umgebungen walten.

Dem dunkeln Bilde des Herrschers entsprechen seine abscheulichen Diener: sein Vertrauter, Barbier und Kammerdiener, der still schleichende Olivier Dain, dessen Katzennatur mit groſser Kunst gezeichnet wird; und der andere Rathgeber, der aus der Tiefe emporgehobene, übermüthige Cardinal Johann von Balue, der später in dem schrecklichen Loches in einem der Käfiche eingeschlossen wird, die er selbst soll erfunden haben. Dieser schlieſst sich als die dritte wichtigste Person des königlichen Haushaltes der Generalprofoſs und Oberhenker Tristan d'Hermite an, mit seinen beiden Henkersknechten, welche nach ihrem Naturell und der Weise, wie sie ihre Opfer zu dem Tode zu fördern pflegen, der eine als Heraclit, der andere als Democrit bezeichnet werden.

In schöner Männlichkeit steht, obwohl in gleicher Abhängigkeit dieser fast thierischen Wesen Galeotti Martivalle, der Astrolog des Königs, gegenüber, der sich seiner geheimen Kunst nur bedient, damit anmuthig reiche Lebensgenüsse zu gewinnen. Den edleren Theil der königlichen Umgebung bilden dann die Töchter von Frankreich, der ritterliche Graf von Dunois, der berühmteste Kämpfer seiner Zeit, und der weichere Ludwig, Herzog von Orleans, denen sich der greise Führer der Bogenschützen der königlichen Leibgarde, der Herzog von Crawford, beigesellt, welcher die würdige Haltung eines alten Kriegers behauptet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

N. 21. 1826.

Heidelberger

Jahrbücher der Literatur.

Romane von Walter Scott.

(*Fortsetzung.*)

Eine ganz untergeordnete Rolle spielen die Garden selbst, unter denen nur, als ein freies, mit reichem Humor ausgestattetes Gebilde der Erfindung des Dichters, Ludwig Leslie, le Balafré, der Krieger mit der Schmarre, hervorragt, so wie selbst die Zigeuner einige Male die Dienste von Boten, Führern, Spionen und geheimen Unterhändlern übernehmen müssen, deren Leben und Philosophie in Hayraddin Mugrabin repräsentirt wird.

Alle diese verschiedenartigen Personen und Charaktere sind in gar herrlicher Wahrheit und Lebendigkeit geschildert, wie sie alle den König fürchten, alle von ihm abhängen, und doch zugleich auf ihn einwirken, und der Schreckliche nur als ein Knecht seiner eigenen Leidenschaft, seiner Furcht und seines Aberglaubens über ihnen waltet. Dabei muſs der von dem Astrologen ausgesprochene und von ihm selbst nicht geglaubte Spruch zur leitenden Stimme des Schicksals dienen, die, obgleich in anderm Sinne, als sie gesprochen worden, in Erfüllung geht. Unter den besonders ansprechenden Scenen weisen wir aber auf die folgenden hin: wie Quentin Durward zuerst in dem Audienzsaale Wache hält und ihm die auftretenden Personen bezeichnet werden, wie dann der Burgundische Graf seine Sendung vorbringt, wie der Schotte die geheime Huth bei dem Mahle hält, und besonders die köstliche Scene, wie Galeotti in dem Hubertsthurme durch die Besonnenheit, mit der er seinen eigenen Tod mit dem Ludwigs in Verbindung bringt, dem Könige das dreimal wiederholte: „Gehe in Frieden!“ abnöthigt, der nun um seine eigene Erhaltung eben so besorgt ist, als er rachsüchtig den Tod des trügerischen Sehers verlangt hatte; und besonders noch die schlaue Kunst des königlichen Gefangenen, mit der er seinem stolzen und heftig gegen ihn gereizten Feinde alle

Digitized by Google

Räthe abwendig zu machen, ihm erst die Hände zu feſseln und dann sich selbst denselben zu entwinden weiſs.

Die mittlere oder Uebergangsparthie bilden die Scenen in Lüttich, wo wieder die Kunst unseres Dichters in der Schilderung jener schrecklichen Nacht der Erstürmung des Schlosses und der Ermordung des Bischofs Ludwig von Bourbon durch den gräſslichen Wilhelm von der Mark hell leuchtet.

Von hier werden wir nach der festen Stadt Peronne und an den glänzenden Hofhalt des Herzogs von Burgund versetzt, der in seiner nach auſsen stürmischen Leidenschaftlichkeit und fürstlichen Prachtliebe, so wie in seiner männlichen Kraft und gerade hinstrebenden Offenheit und Verachtung der List das wahre Gegenbild zu Ludwig darstellt; so wie er sich in diesem Gegensatze sogleich in seinem Gesandten und Feldherrn, dem Grafen Philipp Crevecoeur von Cordés, verkündet, und wie ganz anders erscheinen seine beiden Räthe Argenton und Hymbercourt, als Ludwigs niedrige Vertraute.

Alle drei Partheien: Ludwig, Carl und Lüttich mit Wilhelm von der Mark, werden zuletzt mit dem Schweife ihres Gefolges nach Einem Punkte zusamengeführt, und in ihrem Zusammentreffen, in dem nächtlichen Ausfalle und der Eroberung der genannten Stadt, findet das Ganze seine Lösung in dem glücklichen Erfolge des jungen Schotten Quentin Durward.

Und nun zuletzt noch einen Blick auf diesen Helden des Stückes, den aus Glen-Houlakin oder dem Mückenthale Entsprossenen, zu werfen, so findet nun wieder des Dichters Vorliebe für alt-Schottisches Leben und Sagen vollen Spielraum in der Schilderung dieses seines Lieblings, und anmuthig und oft etwas wunderlich schweift dieser, als ein wahres Kind der Phantasie, die Damen von Croye leitend, zwischen den mehr starren Bildern der Geschichte hin. Dabei zeigt er mehr Thätigkeit und eigene Kraftäuſserung, als die begünstigten Helden vieler andern Stücke des Dichters, obgleich auch er der überall Begünstigte ist; und besonders gewinnt er uns in der Mitte wahrhaft infernaler Gestalten durch seine reine Natur, seinen ritterlichen Sinn und eine über seine Jugend hinausreichende Klugheit. Gern sehen wir daher seine Treue und Tüchtigkeit durch den Besitz der reichen Erbin von Croye gelohnt, obgleich freilich Isabella auſser ihrer Schönheit kaum mit etwas anderem Aufmerksamkeit oder Theilnahme erregt, und mehr nur durch den Gegensatz

Digitized by Google

ihrer niedrig gehaltenen Tante Hameline emporgehoben wird.

Bei allem diesem zeigt der Englische Dichter auch hier nichts weniger, als — wie wir dieses bei einigen unserer deutschen Schriftsteller finden — ein Bestreben, jene ritterliche Zeit zu verschönern oder auszuschmücken, die er uns vielmehr in aller ihrer Wirklichkeit, in ihrer schauerlichen Rohheit, so wie in den groſsartigen Zügen schildert, welche sie darbietet; und wir glaubten zuerst, dieser Roman werde an Ivanhoe hinanreichen; aber es fehlt das ideale Leben und die Hoheit der Charaktere, welche dort hervortreten. Der recht eigentlichen Romansituationen, Effecte, Liebeleien und Verkettungen mischen sich so viele zwischen die historischen Bilder, daſs man dadurch nicht selten unangenehm berührt wird. Auf geschichtliche Schilderung ist alles abgesehen; und wir haben doch keine Geschichte, und wenn irgendwo bei unserm Schriftsteller, so finden wir uns hier oft in Verlegenheit, nicht zu wissen, ob wir auf dem festen Boden der Historie wandeln, oder von den Begegnissen und Gestalten einer zauberhaft heraufgerufenen Welt umgaukelt werden. Auch sieht man dem endlichen Resultate schon fast aus dem Eingange des Stückes mit gewisser Erwartung entgegen, und wir zweifeln sogleich nicht, wo wir den Schottischen Knappen aus seinem Thürmchen die Sängerin in dem andern Thürmchen belauschen sehen, daſs diese beiden einander bestimmt seyen. Wo dann das Interesse für das Schicksal unseres Helden und der andern handelnden Personen lebendiger in uns geweckt worden, fühlen wir uns durch die langen Schilderungen und weiten Umwege, auf welchen wir uns durchwinden müssen, mehr gehemmt und gestört, als unterhalten. Es mangelt auch dieser Dichtung, so sehr sie durch die gelungensten Einzelnheiten anspricht, das höhere, ideale Leben; sie ist nicht rein, als ein innerlich ganz Geschautes und Gefühltes, aus dem Geiste der Poesie gezeugt; vielmehr erscheint sie ihrem groſsen Theile nach als ein durch Studium künstlich gebildetes, mit Phantasie durchwebtes Werk; und wir wenigstens fühlten uns viel minder befriedigt, nachdem wir den dritten Band beendigt hatten, als da wir begierig nach dem zweiten griffen.

XIV und XV.

Wir müssen nun zwei groſse, von einem bunten Gemische zahlreicher Figuren angefüllte Gemälde neben einander

vor dem Blicke des Beschauers aufstellen, weil beide zwei Gegenstücke bilden, die zusammen Eine Reihe von Ereignissen umfassen: das eine den Anfang und die erste Hälfte, das andere die zweite Hälfte und den Schluſs der dargestellten Geschichte. Es ist dieses der Untergang des Hauses Avenel in seinem ältern, und dessen neues Aufblühen und Fortleben in einem jüngern Stamme, und nicht hiervon, als ihrem wesentlichen Inhalte, sondern von äuſsern Nebenbestimmungen sind beide das Kloster und der Abt benannt.

Wir treten vorerst vor jenes und fassen zunächst zwei Punkte in das Auge, nach denen sich, wechselweise auf den einen und andern, unser Blick wendet. Es sind diese das stattliche Kloster der h. Jungfrau zu Kennaquhair, das sich in den Stürmen der Glaubenserneuerung glücklich erhalten hat, und für das nach dem Friedensschlusse von 1550 eine Zeit der Ruhe eingetreten ist; und diesem gegenüber der einsame Thurm von Glendearg oder dem durch seine schauerliche Natur und daran geknüpfte Geister- und Gespenstersagen schreckenden rothen Thale. Der Vertheidiger desselben und Dienstmann des Klosters, Simon Glendinning, ist in der Schlacht von Pinkie gefallen, und seine Witwe Elspeth Brydone sehen wir geängstigt durch die Ankunft einer Englischen Reiterschaar. Aber der edle Hauptmann Stawarth Bolton, der sich freundlich mit den beiden Knaben des Hauses, dem trotzigen Halbert und milden und weichen Eduard Glendinning, unterhält, gewähret Schutz dem einsamen Aufenthalte.

Dahin flüchtet sich denn auch mit ihrer einzigen Tochter die Lady Alice Avenel, die Witwe des umgekommenen Walter Avenel, und wir erblicken nun beide Verlassene und ihre Kinder in dem Verkehre mit einander, wobei oft die trauernde, kränkelnde Lady den andern aus einem diesen unbekannten Buche Trost und Unterhaltung gewährt. Es ist dieses eine Uebersetzung der Bibel, deren sich der einfältige Sacristan des Klosters, Pater Philipp, bei einem Besuche, den er in dem fünften Jahre in dem Thurme macht, zu bemächtigen weiſs. Aber auf dem Rückwege wird ihm sein Raub durch die spuckhafte Erscheinung des singenden „Mädels" wieder entrissen, und, einem Wahnsinnigen gleich, setzt der Geängstigte mit den Nachklängen des Liedes: „Wir schwimmen lustig! der Mond scheint hell!" alle in dem Kloster in Erstaunen.

Doch mehr, als das abentheuerliche Ereigniſs, erregt sein Bericht, wie die h. Schrift in der Sprache des Volkes sogar

Digitized by Google

bis in dieses verborgene Thal und in die Nähe des Klosters gedrungen, die Aufmerksamkeit des Subpriors Eustathius, der dem gutmüthigen, aber an Geist armen Abte Bonifacius von dem Primas von St. Andreas als leitender Rath beigeordnet worden. Er begibt sich nach Glendearg, aber statt die beabsichtigte Bekehrung der ketzerischen Besitzerin des Buches zu erreichen, ist er nur der Zeuge ihres Todes. Des Buches selbst indessen bemächtigt er sich glücklich, das ihm aber von der gespenstischen Erscheinung, da er sich durch den warnenden Spruch:

„Wie, Unterprior, du scheust nicht die Gefahr,
Zu nehmen ein Buch von der Todtenbahr'?
Sey klug und rette dich, hier ist's nicht geheuer,
Reit' zurück mit dem Buch, oder du büſsest es theuer!"

nicht schrecken läſst, gewaltsam entrissen wird.

Bei seiner Rückkunft findet er das ganze Kloster in Bewegung. Christie von Clinthill, der Jackmann des Ritters und Bandenführers Julian von Avenel, des Schwagers der Verstorbenen, welcher ihr und ihrem Kinde die Besitzungen seines Bruders entrissen hat, ist hier drohend wegen der Beisetzung der Entseelten erschienen. Der Abt hat ihn in Fesseln werfen lassen. Vermittelnd bewirkt der klügere Subprior die Entlassung des Gefährlichen; aber auch die eigene Reue und Beschämung des Stolzen ist durch das ihm widerfahrene Begegniſs vollkommen. Durch sein demüthiges Bekenntniſs in der Beichte tritt er in ein besseres Verhältniſs mit dem Abte, indessen er seine Nachforschungen nach dem gefährlichen Buche von neuem beginnt und den gelehrigen Eduard, seinen Schüler, für das Kloster zu gewinnen sucht.

Aber diesen ziehet ein anderer Magnet von ihm ab, Marie von Avenel, seine schöne, ahnungsvolle, einer geheimen Welt der Geister befreundete Hausgenossin, durch die ein eifersüchtiges Streben in beiden Brüdern erregt wird, denn Eduard entgeht Mariens Hinneigung zu dem männlichen Halbert nicht, indessen dieser sich zurückgesetzt achtet, weil die Sinnige sich mehr mit dem mit ihr gleichen Studien hingegebenen jüngern Bruder beschäftigt. Doch auch er will lernen, den Inhalt des geheimniſsvollen Buches erforschen, will erfahren, warum es die Lady von Avenel so liebte und die Mönche fürchten und stehlen wollen. Er nahet kühn zu der zauberhaften Quelle in Corriënan-Schian, dem Aufenthalte des Geistes, der weiſsen Frau von Avenel,

Digitized by Google

und indem er, in die tiefe Krystallgrotte hinab gesunken, das Buch aus den Flammen nimmt, erhält er die Verheiſsung:

„Hab' Geduld!
Einstens wird des Himmels Huld
Zeit und Führer dir bestimmen!"

Seine Mutter hat indessen dem wilden Sohne, ihn von dem Leben „durch Sporn, Spieſs und Zaum" abzubringen, die Hand der schönen Müllerstochter Mysia bestimmt. Mit dieser ist ein anderer viel vornehmerer Gast erschienen, der Euphuiste Sir Piercie Shafton, der hier einige Tage im Verborgenen zubringen will. Ja den Abt selbst, den bequemen Mann, sehen wir mit seinem Gefolge an dem einsamen Aufenthalte erscheinen, und der Ritter stellt sich ihm als einen nahen Verwandten des Piercie, Earl von Nortumberland, dar, und als einen wichtigen Mann in den Planen der Katholiken; der deswegen flüchtig werden muſste. Nach seiner Sinnesweise zeigt er sich nur gegen das Fräulein galant, indessen er die andern Hausgenossen, als bäurische Leute, verächtlich behandelt. Hierdurch fühlt sich Halbert, der seit seinem Besuche in Carriënan-Schian wie umgewandelt erscheint, als Haupt der Familie, gekränkt; und auf den Rath der weiſsen Frau;

„Treffen Piercie Shafton's Pralereien dein Ohr,
So halt' ihm dieses Geschenk nur vor!"

hält er wirklich dem Uebermüthigen die silberne Nadel vor, welche ihm die Erscheinung aus ihren Haaren gereicht hat. Des Ritters Wuth ist groſs, und er fordert seinen Gegner zu dem Zweikampfe, der ihn in der Frühe des Morgens, ohne sich durch Mariens Bitten zurückhalten zu lassen, nach dem zauberhaften Orte leitet. Da gähnt ihnen ein geöffnetes Grab entgegen. Sie kämpfen bei demselben, und der gewandte Fechter sinkt durch die Hand des ungeübten Jünglings. Entsetzt über den begangenen Mord, eilt Halbert, einen Fremden, den er von ferne nahen sieht, zur Hülfe herbei zu rufen. Doch bis er mit diesem, der sich als den reformirten Prediger Heinrich Warden zu erkennen gibt, zurückkehrt, findet er den Leichnam verschwunden und das Grab geschlossen; und da er es nun nicht wagt, sich zu den Seinen zurück zu begeben, so folgt er dem Prediger nach der von den Fluthen des Sees umschlossenen Burg des Ritters von Avenel. Mit Empfehlungsschreiben von dem Lorde James Stuart, dem nachmals so berühmten Earl von Murray, versehen, findet

Digitized by Google

dieser, der von Edinburgh entflohen war, erst eine freundliche Aufnahme. Als er aber in seinem Eifer über die Verbindung des Schloſsherrn mit der diesem gehandfesteten Catharina sich nicht zu mäſsigen weiſs, wird er in das Gefängniſs geworfen. Halbert rettet sich durch nächtliche Flucht aus den Händen des Gewaltsamen, dessen Dienste er gleichfalls, wie die des Klosters, nach höhern Dingen strebend, verschmäht.

Sein Ausbleiben verursacht indeſs in Glendearg groſse Bestürzung. Der Prior hat sich hier wieder eingefunden, und alle werden durch das ängstliche Geschrei Mariens erschreckt, die sie in einem sehr besorglichen Zustande auf ihrem Zimmer finden. Doch jetzt erscheint wenigstens Einer der Vermiſsten, der Euphuist, obwohl mit bleichem Antlitze und blutbeflecktem Kleide, und sogleich will er seiner schönen „Discretion" zu Hülfe eilen. Aber sie stöſst ihn zurück und schilt ihn einen Mörder. Ihr treuer Diener Martin, den sie in liebender Besorgniſs den Kämpfern nachgesandt, hat die Kunde von dem geschlossenen Grabe gebracht, und alle zweifeln nicht, daſs der Ritter an dem Jünglinge zum Mörder geworden. Blos bei dem Prior, der selbst die Zauber des Ortes erfahren, kann dessen Erzählung, wie er selbst der Verwundete seye, aber nur durch Zauberei habe unterliegen können, und wie er, als er wieder zu sich selbst gekommen, sich ohne Wammes in seinen Mantel gehüllt und mit vernarbter Wunde gefunden, einigen Glauben gewinnen. Eduard, der seine bewaffneten Nachbarn herbei gerufen, hält den vermeinten Verbrecher die Nacht in dem Thurme gefangen. Aber die schöne Mysia oder Mysinda wird dem Eingeschlossenen zur Retterin, und so sehen wir denn, während sein Gegner sich auf eiliger Flucht gegen Edinburgh wendet, den Ritter gleichfalls in anderer Richtung entfliehen, die schöne Müllerin erst hinter sich auf dem Rosse, dann als verkleideten Knappen zu seiner Seite.

Noch in der Nacht aber ist Maria durch die Erscheinung der weiſsen Frau beruhigt worden, welche sie nach der Stelle auf dem Boden hinweist, wo Halbert unter den aufgebrochenen Dielen die Bibel verborgen hat. An dem Morgen bringt darauf auch Christie von Clinthill die Kunde, daſs der Flüchtige in der Nacht auf dem Schlosse seines Herrn gewesen. Dieser selbst hat unterdessen andere Plane entworfen, und in dem Verlangen der Rache sendet er mit seinem Diener den verhaſsten Prediger dem Kloster, um für diese Gefälligkeit andere Dienste zu empfangen. So treffen die zwei gewaltigen

Männer in Glendearg zusammen, und sie erkennen einander, der Mönch den Prediger als seinen frühern Stubengenossen Heinrich Wellwood, und dieser jenen als seinen Freund William Allan, und wie ihre Geister indessen auf ganz entgegengesetzten Bahnen sich geschieden. Der Prior, der den Verkündiger der gehaſsten neuen Lehre in seiner Gewalt sieht, bestehet den Kampf zwischen seinem blinden Glaubenseifer und den besseren Regungen seines nicht unedeln Herzens. Ohne an dem alten Freunde irgend eine Gewalt zu verüben, läſst er ihn in dem Thurme zurück, wo wir den unglücklichen Eduard von Entsetzen über sich selbst erfaſst sehen. Die Nachricht von dem Leben seines Bruders hat nicht Freude, nur eiferſüchtigen Schmerz in ihm geweckt. Nun ist Maria auf immer für ihn verloren; er beschlieſst, entsagend ein Mönch zu werden.

Doch auch in dem Kloster ist alles in groſser Bewegung. Neue Kriegsstürme wälzen sich, Verderben drohend, gegen den friedlichen Aufenthalt. Von der einen Seite schreckt Sir Jon Foster, der Englische Gränzwächter, von der andern James Stuart, jetzt Lord Murray. Unter so schwierigen Verhältnissen fühlt sich der friedliebende Abt Bonifacius seiner Stelle nicht gewachsen, und legt sie in die Hände des Priors Eustathius. Dieser waffnet die Lehnsleute des Klosters; an die Spitze der Vertheidiger tritt Julian von Avenel, dem später sich Piercie Shafton beigesellt. Halbert ist inzwischen in die Dienste des Lords Murray getreten und hat den evangelischen Glauben angenommen. Da sich die Nachricht verbreitet, Sir Jon Foster schicke sich an, das Kloster für seine Kühnheit zu züchtigen, daſs es den Zögling des Cardinals Beatoun zum Abte gewählt, so rückt auch Lord Murray herbei, und Halbert erhält den Auftrag, voran zu eilen, um alle Feindseligkeiten zu verhindern. Er kommt zu spät; eben hat sich die Schlacht zum Nachtheile der Klosterleute entschieden. Julian von Avenel liegt entseelt auf dem Wahlplatze; neben ihm die treue Catharina, die den Tod des Geliebten nicht überlebte. Aber wenigstens das Kind der Unglücklichen rettet er. Engländer und Schotten gleichen sich friedlich aus, und der alte Stawart Bolton bleibt als Bürge bei dem Schottischen Heere. Diesem zieht die feierliche Procession des Klosters entgegen, für das sich nun erkenntlich der Prediger Heinrich Warden verwendet. Der Euphuist ergibt sich auf Gnade und Ungnade. Die höchste Strafe ist die volle Beschämung des Eiteln, dessen Geheimniſs Bolton enthüllt, wie der Vater

Digitized by Google

der Mutter des Ritters, statt ein gekröntes Haupt, vielmehr — und hierdurch erklärt sich seine Wuth über die vorgehaltene Nadel — der alte Schneider Croſsstich von Holderneſs gewesen. Dame Glendinning erkennt dann in dem Englischen Officier ihren alten Wohlthäter, und dieser selbst ist nicht minder erstaunt, alles, wie er es bei seinem ersten Besuche in dem rothen Thale vorausgesagt, erfüllt, und den einen jener beiden Knaben nun zu dem Mönche, den andern zu einem tüchtigen Krieger herangereift zu sehen. Der Euphuist wird mit seiner liebenswürdigen Mysinda nach Flandern entlassen, die schöne Maria von Avenel aber, die durch den Prediger Warden zu dem Evangelium geführt worden, an Halbert vermählt, mit deren Hand dieser zu dem Besitze des alten Schlosses ihrer Familie gelangt.

Eduard stürzt sich in Verzweiflung nach Corrienan-Schian hinaus. Die weiſse Frau erscheint ihm. Ihr goldener Gürtel ist zu einem dünnen Seidenfaden geworden; sie läſst sich in dem Spruche vernehmen:

Der Knoten des Verhängnisses ist geschlungen!
Zur Braut hat die Maid, zum Lord der Bauer
Sich aufgeschwungen!
Vergebens meine List und Zaubermacht
Auf der Liebenden Trennung war bedacht.
Das Haus Avenel von stolzer Höh'
Ich fallen seh'! —

Aber das Haus Avenel soll sich wieder in verjüngtem Glanze zu seiner Höhe erheben. Wie wir in der ersten Dichtung den Sohn des Dienstmannes aus dem schauerhaften Thale sich zu dem Lorde empor schwingen sehen, so enthüllet uns die zweite, der Abt überschrieben, wie ein armer, verlassener Knabe, aber der ächte Spröſsling des alten Stammes, zu gleich herrlicher Ehre aufblühet, und endlich wieder die Stelle einnimmt, die ein Fremdling nur kurze Zeit behauptet hatte.

Dieser, Halbert Glendinning, erscheint zunächst als Ritter von Avenel und ausgezeichneter Krieger vor uns, so wie Maria als die gebietende Frau auf dem von dem See umflutheten Schlosse dieses Namens. Aber obgleich sie sich zu dem Besitze ihrer Väter zurück gelangt und dem geliebten Manne verbunden weiſs, mangelt doch noch vieles zu dem Glücke ihres Hauses. Die Kinderlose entbehret der

Digitized by Google

Mutterfreuden; ihr Gemahl ist viel abwesend in dem Dienste seines Herrn, des mächtigen Grafen Murray; nur wenig entschädigt sie in ihrer Einsamkeit die Gesellschaft des strengen Predigers Heinrich Warden. Um so mehr wendet sie alle Innigkeit ihres der Liebe bedürftigen Herzens einem Knaben zu, der durch sie aus dem See, in welchen er gestürzt war, gerettet wurde, und dem sie die Stelle eines Edelknaben einräumt. Dieser Knabe, Roland Gräme, eine Waise von unbekannter Abkunft, wird ihr von seiner Groſsmutter und einzigen Verwandtin, Magdalena Gräme, der versteckten Papistin, überlassen, die nur so viel von sich vernehmen läſst, daſs sie, obgleich jetzt von dem Glücke verlassen und ein armes Weib, ihren Stamm von dem edeln Gräme von Heathergill ableitet. Nachdem sie mit geheimniſsvollen Worten den Enkel der Edelfrau empfohlen, verschwindet sie gänzlich.

In der katholischen Kirche wird nun auch Roland insgeheim von Halbert's Bruder, Eduard, erhalten, der aus dem nahen Kloster Kennaquhair, wo er als Mönch Ambrosius lebt, öfter herüber kommt. Der Ritter selbst überläſst ihren Zögling ganz seiner Gemahlin, und es entwickeln sich auch bald die Folgen einer solchen weiblichen Erziehung in dem Begünstigten der Edelfrau. Kühn, absprechend und herrisch, edelmüthig, wenn er keinen Widerstand findet, und leidenschaftlich bei jedem Tadel oder Widerspruch, achtet er sich durch niemand gebunden, keinem verantwortlich, als seiner Herrin, vor der er in aller jugendlichen Demuth und Liebe sich neigt. Obgleich ohne allen Unterricht, eignet er sich, wie durch einen natürlichen Trieb, alle ritterliche Kunst und Uebung an. Um die Gunst seiner Gebieterin beneidet und durch eigene Heftigkeit und Stolz beleidigend, wendet er die übrige Dienerschaft des Hauses gegen sich, und läſst sich endlich bis zu thätiger Beleidigung an dem Falkner Adam Woodock und zu Trütz gegen seine eigene Gebieterin verleiten; er wird als ein Jüngling von siebenzehn Jahren aus dem Hause verwiesen.

Da erscheint plötzlich vor dem keineswegs Verlassenen in Cuthberts Klause seine Groſsmutter, und sich des Zügels des nach eigener Freiheit Begierigen bemächtigend, leitet sie ihn nach der zerstörten Klosterwohnung, wo Catharina Seyton, die Pflegeempfohlene der verborgen lebenden Aebtissin Brigitta, sogleich mit ihrem ersten Erscheinen einen tiefen Eindruck auf den Jüngling hervorbringt. Auch das Fräulein scheint nicht gleichgültig, und die kühne, begeisterte

Magdalena heiſst sie, eines des andern Züge scharf in das Auge faſsen, damit sie, sich wieder begegnend, welche täuschende Verkleidung auch die Zeitumstände nöthig machen könnten, in einander die Rüstzeuge des groſsen Werkes erkennen möchten, wozu sie verbündet seyn würden. Nach diesen und ähnlichen Andeutungen führet die Groſsmutter den Enkel weiter nach dem Marienkloster in Kennaquhair, wo sie zu der nächtlich geheimen Weihe des Paters Ambrosius treffen, der die Kühnheit besitzt, nach erfolgtem Tode des Abtes Eustathius die gefährliche Würde, als letzter Abt von Kennaquhair durch Wahl des Klosters zu übernehmen. Aber auch Zeugen sind sie des wilden Lärmes und Unfuges, den der seltsam aufgeputzte Haufe, den Abt der Unvernunft an seiner Spitze, in dem Kloster erregt, und der endlich nur durch die Erscheinung des Ritters von Avenel gestillt wird.

Dieser verspricht sich mit allem seinem Einflusse für seinen Bruder wegen des kühnen Schrittes zu verwenden, den der Pater gegen die Staatsgesetze gewagt hatte. Roland glaubt er, um der Ehre seines Hauses willen, so lange in sein Gefolge aufnehmen zu müssen, bis er ihn auf eine anständige Weise werde unterbringen können. So ziehet der Jüngling lustig eine Weile in dem Gefolge des Ritters hin, bis dieser ihn mit seinem Falkner, eine Botschaft an den Regenten zu überbringen, nach Edinburgh absendet.

Hiermit tritt der in aller Losgeschiedenheit Aufgeblühete zuerst in die Welt ein. Staunend reitet er in die groſse Stadt Edinburgh, wo ihm sein Begleiter zum Cicerone dient, sich ihm aber sogleich auch der bedrohliche Zustand des Landes in einem Kampfe kund gibt, in den die beiden mächtigen Partheihäupter, Leslie und Seyton, auf offener Straſse sich verwickeln. Da Roland den letztern im Nachtheile sieht, springt er ohne weiteres von seinem Pferde ab, schlieſst sich ihm an und rettet ihn durch einen mächtigen nach dessen Gegner gerichteten Streich. Gleich rasch folgt er einer Vorübergehenden, in welcher er Catharina Seyton zu erkennen glaubt, und bringt, statt der von seinem Begleiter für ihn gefürchteten Schläge, eine goldene Kette zurück. Sie gelangen nach der alten Königsburg. Herrliche Schilderung des Lebens in derselben. Während er an den Regenten, Lord Murray, seine Botschaft besorgt, ist er unbeachteter Zeuge eines Gespräches desselben mit dem Grafen Morton, woraus sich ihm die gefährliche Lage der Königin ergibt, die von ihrem Bruder gefangen gehalten wird. In der Herberge tritt der Edelknabe in dem Purpurmantel zu ihm, unter dessen

Digitized by Google

rother Sammetmütze er wieder die Züge seiner Catharina erkennt, und der ihm geheimniſsvoll das schöne Schwert unter der Bedingung überreicht, die Waffe nicht eher zu entblöſsen, bis seine rechtmäſsige Königin es ihm gebieten werde.

Roland selbst wird von dem Regenten, als ihm von dem treuen Ritter Halbert Glendinning zugesandt, seiner gefangenen Schwester zum Edelknaben bestimmt. In dem Gefolge des starren Lordes Lindesay begibt er sich zu derselben, und wir werden nun hiermit aus den freieren Räumen der Dichtung in das enger umschränkte Gebiet der Geschichte versetzt. Das schauerliche Schloſs Lochleven in der Mitte des Sees aufragend, tritt vor unsere Blicke, in dessen engen Räumen sich jetzt Maria Stuart bewegt, die durch Schönheit, Geistesbildung und Miſsgeschick gleich ausgezeichnete Frau, „sie, in deren Antlitze sich alles vereint, was wir Anmuth, Hoheit und Glanz nennen, und das uns in Ungewiſsheit läſst, ob diese Züge glücklicher die Königin, die Schönheit oder das vollendete Weib bezeichnen." Und diese Fürstin erblicken wir zunächst in dem feindlich höfischen Verkehre mit ihrer Hüterin, der Herrin von Lochleven, deren Reize früher Jacob V. gefesselt, welchem sie den berühmten Regenten Murray geboren, und der später Sir William Douglas seine Hand geweiht hatte. — Dann sehen wir die beiden Partheien um die Gefangene ringen, wie ihr von Seiten des Regenten die zwei starren Männer Lindesay und Ruthven, in Begleitung des vermittelnden Robert Melville, drohend die Entsagungsacte abnöthigen, und sie diese auf den Rath ihrer eigenen Freunde unterzeichnet — und Rolands Schwert verbirgt ein Blatt des treuen Seyton — weil sie, in Freiheit gesetzt, nicht durch eine ihr in der Gefangenschaft abgedrungene Unterschrift gebunden seyn werde; — und wie von der andern Seite ihre eigenen Anhänger alles aufbieten, sie der Macht ihrer Feinde zu entreissen, und diese über dem See in dem Dorfe ihre geheimen Zusammenkünfte in dem Hause des alten Gärtners halten. Der erste Versuch ihrer Rettung, zu welchem der junge Georg Douglas selbst, von Liebe zu der Königin gewonnen, mitwirkt, miſslingt. Zu desto erwünschterem Erfolge führt der zweite, da Maria Stuart den Versuch des fatalistischen Haushofmeisters Dryfesdale, sie zu vergiften, schlau zu benutzen weiſs, Magdalena Gräme zu sich herüberzurufen, und der Abt Ambrosius selbst, unter der Hülle des der Schloſsfrau von ihrem Sohne zugesandten Bewaffneten, sich einen Weg in den Kerker der königlichen Gefangenen eröffnet.

Digitized by Google

Roland zeigt in dem Ringen beider Partheien, in einer vielfach verstrickten, und nicht immer der behaglichsten Lage mehr Klugheit, als man diese von dem Unerfahrenen hätte erwarten sollen. Um so weniger gewinnt er, der von dem Regenten Bestellte, anfänglich das Zutrauen der Verbündeten der Königin, da man auch seine Annäherung zu dem verständigen Prediger des Schlosses, Elias Henderson, bemerkt, der allerdings seinen kirchlichen Glauben, aber keineswegs seine Treue gegen die Königin wankend macht. Er erkennt vielmehr, wie er bei dieser durch den Regenten eben nur die Stelle erhalten, die ihm seine Groſsmutter zugedacht hatte; und seine Verbündete ist hier seine geliebte Catharina Seyton, welche er als die jüngere der beiden Hoffräulein der Königin trifft, die aber erst durch ihr augenscheinliches Einverständniſs mit dem jungen Douglas eifersüchtige Regungen, so wie durch ihre Verkleidung seltsame Ideen in ihm weckt, bis es sich aufklärt, wie der junge Ritter nicht die Dienerin, sondern die Fürstin selbst liebt, und die in wechselnder Hülle erscheinende Gestalt nicht Catharina, sondern deren Zwillingsbruder, Heinrich Seyton, ist.

Aber eben dieser feurige Bruder tritt nun dem Geliebten seiner Schwester feindlich entgegen, indem er sich beharrlich jeder Verbindung der Tochter eines so alten Hauses mit einem Manne ohne Herkunft widersetzt; und da hierauf die Königin, von dem Abte und dem treuen Ritter Douglas geleitet, sich glücklich in das Schloſs des Lords Seyton rettet, so gelingt es selbst ihr und dem Lorde kaum, die beiden gegen einander aufbrausenden jungen Gemüther zu beschwichtigen. Doch der Ernst der Geschichte zieht uns wieder von dem heitern Spiele der Dichtung ab. Es folgt die Niederlage, welche die königliche Parthei sich durch Uebermuth und Unvorsichtigkeit selbst zuzog, und welche die Königin endlich, nachdem ihre Parthei sich zerstreut hat, zu dem unglücklichen Entschlusse bestimmt, sich in den Schutz ihrer Nebenbuhlerin Elisabeth zu begeben. Ihr männliches Gefolge, und von diesem zuletzt noch Roland und der umsonst warnende Abt Ambrosius, muſs an der Gränze zurückbleiben.

Der schwarze Ritter (Georg Douglas) und der mächtige Heinrich Seyton sind in der Schlacht gefallen. Daſs aber Roland der Sohn des kühnen Julian von Avenel sey, daran hat der Leser da schon nicht gezweifelt, als er von dem aus dem See Geretteten hörte; und daſs seine Mutter, Catharina Gräme, wirklich durch das Sacrament der Ehe insgeheim mit Julian verbunden gewesen, hiervon überzeugt

sich selbst Halbert Glendinning durch ein Document, das er in der Wohnung des alten Gärtners gefunden, in dem wir den alten, den Frieden in solcher Losgeschiedenheit suchenden Abt Bonifacius wieder erkennen. Der Ritter bescheidet nun seinen einzigen Erben zu sich, diesem und dem Abte die Verzeihung des Regenten zu verkündigen. Ambrosius findet eine Zuflucht in einem Schottenkloster in Frankreich, wo er als Heiliger stirbt. Mit inniger Freude wird Roland von seiner Pflegerin Maria aufgenommen, die staunend erkennt, wie sie in dem vermeinten Waisenknaben den einzigen Zweig ihres Stammes auferzogen. Der Verbindung des Erben des alten Hauses von Avenel mit Fräulein Seyton steht länger kein Hinderniſs entgegen; obgleich verschiedenen Glaubens — den der junge Ritter nach dem Tode seiner Groſsmutter geändert — leben Roland und Catharina innig und glücklich mit einander.

Wir versuchen es aber, nachdem wir so die verschiedenen Figuren und Gruppen, welche diese beiden Gemälde in reicher Mannigfaltigkeit, ja fast buntem Gemische dem Blicke des Betrachters darbieten, in dem Einzelnen überschaut haben, ein Urtheil über das Ganze zu fällen.

Das Kloster ist das erstere überschrieben, und das Marienkloster zu Kenaquhair macht allerdings eine Hauptepoche in demselben aus, eine Zeichnung, die durch gelungene Ausführung fesselt und zugleich durch ihre Beziehung auf die kirchlich-politischen Verhältnisse Schottlands in der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts dem Stücke zu seinem historischen Grunde und Anlehnungspunkte dient. Aber doch ist dieses Kloster nur ein Beigegebenes. Das, wovon die ganze Reihe der Ereignisse ausgeht und wohin sie zusammenflieſst, ist das Schicksal des alten vornehmen Hauses Avenel, das mit dem der dienstbaren Familie Glendinning in Verbindung gebracht wird, und dagegen kämpft die weiſse Frau, der Geist dieses Hauses, mit ihrem gespenstischen Einwirken, daſs nicht das alte Erbe der edeln Avenel in die Hände der bäurischen Glendinning kommen möge. Aber sie kann die Macht des Schicksals nicht hemmen, und indem es ihr gelingt, Halbert von dem heimathlichen Thale und aus Mariens Nähe zu verscheuchen, sendet sie ihn nur dem Lorde Murray zu, dessen Gunst ihn mit Mariens Hand und dem Besitze ihres alten Stammschlosses belohnt.

Digitized by Google

Aber als ein gar seltsames Wesen erscheint diese weiſse Frau, allzu körperlich für einen Geist, da sie wirklich Halbert die Nadel aus ihren Haaren darreicht, und zu geheimniſsreich, gespenstisch mächtig für ein in dem Verborgenen wirkendes leibliches Wesen. Wer sie seye, bleibt unerklärt, und doch tritt sie allzu materiell auf, als daſs sie für ein bloſses Erzeugniſs der Phantasie der durch sie Geängsteten gelten könnte, oder, wie dies in vielen Stücken unseres geistreichen Hoffmann mit so köstlicher Kunst durchgeführt ist, es findet hier nicht jene geheimniſsvolle Mitte zwischen Wirklichkeit und Täuschung statt, so daſs es unentschieden bliebe, ob die Erscheinung nur Phantom, oder wirklich existirendes Wesen sey. Auch ist sehr auffallend das Interesse, das dieser Geist der Unterwelt, der auf keine Weise den heiligen und reinen Bewohnern des Himmels beigezählt werden kann, da er, Grauen verbreitend und ohne die Ruhe des Grabes zu genieſsen, umher wandelt, gerade an dem heiligen Buche nimmt, so anmuthig sonst auch der doppelte Vorgang erzählt wird, wie die Spuckgestalt den beiden Mönchen das Buch entreiſst, und in so schöne Verse auch sonst der Geist seine Sprüche einkleidet.

Eine fast überflüssige Beigabe, die man, wenn sie nicht da wäre, kaum vermissen würde, ist der Euphuist Sir Piercie Shafton, mit seinen Koffern und dem vierfachen Anzuge, der durch den Wechsel der Bänder und Garnierungen scheinbar zu einem zwölffachen umgestaltet werden kann, dieser Abkömmling der Donquixote, dieses Gemisch von ritterlichem Wesen und Galanterie, und von gemeiner Eitelkeit und Rohheit, — der, von dem Dichter frei erfunden, sich doch in den Fesseln seines Euphuisten nur etwas schwerfällig bewegt, sonst aber gut durchgeführt ist, als — nach dem Urtheile des Subpriors — einer jener gekräuselten Elegants, welche auf eitle Beweise der Tapferkeit ihr Vermögen verschwenden und ihr Leben in Gefahr setzen, um unter der Blüthe der Ritterschaft zu glänzen, dann aber ihre Umstände dadurch zu verbessern suchen, daſs sie sich zu der Ausführung von Unternehmungen hingeben, welche Gescheidtere als sie entworfen haben.

Eine Person, die durch besondere Stärke oder Hoheit des Charakters anspricht, oder überhaupt eine recht glänzende, groſsartige Erscheinung, wie in andern Stücken, zeigt sich hier nicht, in so edler Haltung sonst auch die unglückliche, von ihrem Schwager verdrängte Lady von Avenel dasteht. Auch ihre Tochter, die innige, ahnungsvolle Maria, befrie-

digt nicht ganz, und der gegen beide feindliche Julian von Avenel stellt nur das Bild der rohen, nicht von einem edlen Geiste geleiteten Tapferkeit dar. Selbst die ihm — ihrem Glauben nach — nur gehandfestete Catharina zeigt sich, obgleich in inniger, doch nicht edler Liebe.

Den eigentlichen Mittelpunkt des zweiten Stückes sehen wir dann den Sohn dieser beiden, Roland Gräme, bilden, wie er zuerst unter dem Namen seiner Groſsmutter erscheint, bis er dann als Roland Avenel auftritt, und zuletzt sich als den wirklich gesetzlichen Abkömmling der zweiten Linie der Avenel und als den rechtmäſsigen Erben der Besitzungen derselben darstellt. Und der junge trotzige Knappe, wie er in seiner edeln Natur sich entfaltet, erweckt immer mehr unsere Liebe und Theilnahme für sich. Nur freilich wird er bald einem glänzenden Bilde nahe gebracht, in dessen prächtigerm Leuchten sein schwächerer Schein erlöschen muſs.

Denn hier erscheint uns nun in herrlicher Zeichnung Maria von Schottland in ihrem Gewahrsame in dem von den Wellen des Sees umspülten Schlosse Lochleven, und die ganze Theilnahme, die der Dichter dem von ihm erfundenen Hause Avenel gewonnen, zerstiebet gleichsam vor der gewaltigern Macht der Wirklichkeit und dem höhern Interesse der Geschichte. Ja die ganze dichterisch erfundene und ausgeschmückte Fabel will uns hier nur erscheinen, wie ein aus phantastisch gemalten Tapeten und Papierwänden aufgeführtes Lusthaus, das an die Seite eines alten, ehrwürdigen, auch in seinen Trümmern noch festen Baues angefügt worden. Die Geschichte stehet in ihrem Ernste und ihrer Ehrfurcht gebietenden Macht in sich abgeschlossen da. Es darf in das Leben, das in groſser und erfolgreicher Wirklichkeit vollendet worden, wo dieses geschildert wird, nicht ein Anderes, das nie existirte, und mit Einflüssen auf dasselbe, die es nie übte, eingefügt werden. Und man wende nicht ein, daſs so das ganze geschichtliche Drama nicht bestehen dürfe. Denn in dem Drama, der höhern Tragödie zumal, dient die Geschichte nur groſsen, das Gemüth anregenden, uns in der heiligsten Tiefe erfassenden Ideen; sie gibt nur die Fabel, die mit einer gewissen Freiheit ausgebildet wird. In dem Romane dagegen ist das Erste die Wirklichkeit; ganz vorzüglich in diesen Romanen ist dieses der Fall.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

N. 22. 1826.

Heidelberger

Jahrbücher der Literatur.

Romane von Walter Scott.

(*Fortsetzung.*)

Um so mehr muſs uns gerade hier der seltsame Widerspruch fühlbar werden, in welchen sich der Dichter dadurch mit sich selbst versetzt, daſs er sich in allen seinen Dichtungen bemüht, die Wirklichkeit auf das vollkommenste nachzubilden, und uns doch die geschichtlichen Ereignisse nirgends rein gibt, wie sie sind, ohne sie mit seinen Erfindungen auszuschmücken, zu vermischen und zu verfälschen. Wie er damit seinen eigenen Erfindungen das Interesse entzieht und oft dem Ganzen seine wohlgeordnete Haltung nimmt, darauf haben wir eben hingedeutet. Und doch sind das nur zufällige Einfügungen, die nicht mit innerer Nothwendigkeit aus der Verknüpfung des Ganzen oder dem Leben und den Verhältnissen der handelnden Personen hervorgehen. So hier diese Gefangenschaft der Maria Stuart. Wie herrlich ist die Zeichnung dieser Königin! In wie scharfen Umrissen steht sie ihrer feindlichen Hüterin, der Herrin von Lochleven, der frühern Geliebten ihres Vaters, gegenüber! Wie unvergleichlich ist die ganze lange Scene, da die beiden starren Männer, Lindesay und Ruthven, ihr die Entsagungsacte abzunöthigen glauben, und sie doch nur nachgibt, sich fügend dem schlauen Rathe Melville's und des alten Seyton, der ihr das Blatt in dem Schwerte ihres Pagen zusendet, wie dabei Lindesay den zarten Arm der Fürstin faſst und demselben die Spur seines Panzerhandschuhes eindrückt, und dann vor der Unbesieglichen, zwar nicht als der Königin, aber als Maria Stuart, auf das Knie niedersinkt. Aber dennoch ist das Ganze, als bloſse Episode, in der Geschichte des Hauses von Avenel allzu lang, oder als eine Darstellung der Gefangenschaft Maria's, die einen ganzen Band anfüllt, hier nicht an seinem Orte; und in denselben unsichern, fast ängstlichen Zustand, wie in an-

dern Stücken, werden wir auch hier oft durch diese Mischung von Dichtung und Wahrheit versetzt.

Uebrigens ist gleich gewaltig, wie die Zeichnung der königlichen Gefangenen, auch die ihres Halbbruders, des Regenten, besonders da, wo Roland vor ihm stehet, dessen Vorschriften in Hinsicht seiner Schwester zu empfangen. Mit dem kühnen, von hier an durchaus edel gehaltenen Jünglinge erweckt aber gleiches Interesse die von ihm innig geliebte Catharina Seyton, dieses Wesen voll gemüthlicher Tiefe und froher Lebenslust zugleich, und der Reiz in dem Verkehre der beiden ihrer frühern Einschlieſsung Entlassenen, aber nun von neuem von dem heitern Leben Losgeschiedenen wird noch erhöhet durch die geheimniſsvolle Verwirrung, die in dem Geiste des Liebenden durch den in der Gestalt der Geliebten umherwandelnden Zwillingsbruder des Fräuleins erregt wird.

Besonders bemerkt zu werden verdient noch der unglücklich liebende schwarze Ritter, Georg Douglas, der wenigstens für die geliebte Königin stirbt, die er nicht besitzen kann. Als untergeordnete Person übt hier, wie dort Heinrich Warden, immer einigen Einfluſs Elias Henderson. In edler männlicher Gesinnung zeigt sich Halbert Glendinning, als Ritter von Avenel. Nur in dem Eingange der Geschichte, und auch hier ohne besonders bedeutende Persönlichkeit, erscheint Maria, und dann an dem Schlusse wieder, wo sie den als den einzigen Erben ihres Stammes zurückempfängt, den sie als verwöhnten Edelknaben aus dem Hause verwiesen. In desto schrofferer Haltung hebt sich die kühne Magdalena Gräme empor, mit ihrem Sehergeiste und ihrem Irrsinne, mit der versengenden Gluth ihres Glaubens und der mütterlichen Liebe zu dem einzigen Enkel. Zu ihrer Seite stehet, als die eigentliche Stütze und besonnene Mitte der katholischen, für die Königin thätigen Parthei, noch gewaltiger Eduard Glendinning da, nun Ambrosius, erwählter und auch vertriebener Abt des einst so blühenden Klosters Kennaquhair, und wenigstens noch einmal taucht in dem Getümmel erschütternder Ereignisse, als blödsinniger, nur noch um seinen Garten besorgter Greis, der friedliche Abt Bonifacius herauf, wie eine wehmüthige Ironie über das rasche, gewaltthätige Leben, das doch auch endlich verstummen muſs in leise verhallenden Tönen.

So müssen wir denn dem zweiten Gemälde in jeder Hinsicht den Vorzug vor dem erstern einräumen, so wie als die Blüthe desselben nicht die Gefangenschaft der Stuart, sondern

das Verhältniſs des Edelknaben und des Hoffräuleins der Königin und alle die Verstrickungen betrachten, in welchen diese beiden durch ihre Liebe zu einander mit andern Personen verflochten werden. Aber eine so anziehende Macht dieses Stück auch übe, so können wir es doch nur in die Reihe der Dichtungen des zweiten Ranges von dem berühmten Meister stellen.

XVI.

Dagegen führen wir nun den Beschauer vor ein Gemälde, das, der Astrolog überschrieben, und durchaus wohlgehalten und gleichmäſsig durchgeführt, mit St. Ronans-Brunnen den Vorzug theilt, daſs es, ohne einen besondern historischen Anlehnungspunkt und frei von allzu groſser Anhäufung alterthümlicher Seltsamkeiten, rein aus dem innern Leben und der Idee des Dichters hervorgeht, und so selbst sich eines freiern Lebensregens in sich erfreut. Doch aber kann des Dichters Vorliebe für das Alterthümliche nicht ganz zurückbleiben. Denn auch hier handelt es sich, wie in dem andern genannten Stücke, um die Existenz eines alten Geschlechtes, das, wie es dort untergeht, hier erhalten wird. Auch sehen wir uns sogleich in dem Eingange des Romans in die Nähe der verfallenen Stammburg desselben versetzt, und treffen in dem neuen Schlosse, das der alten Burg Ellangowan gegenüber in seiner Aermlichkeit das Bild der gegenwärtigen, von ihrer frühern Macht und ihrem Glanze herabgesunkenen Besitzer darstellt, alle Haupthelden des Stückes zusammen.

Mannering, ein junger Engländer, welcher die hohe Schule von Oxford verlassen, benutzt die gewonnene Freiheit, einige Gegenden von Nord-England zu bereisen, und dehnt seine Wanderung bis in den angränzenden Theil des Nachbarlandes aus. Er hat einige Klostertrümmer in der Grafschaft Dumfries besucht; in der Nacht will er noch das Dorf Klippetringam erreichen, verirrt sich aber und findet ein Nachtquartier auf dem Schlosse Ellangowan. Hier wird in eben dieser Nacht die Gattin des Hausherrn, Gottfried Bertram's von Ellangowan, den wir nebst seinem Gesellschafter, dem Magister Abel Sampson, kennen lernen, von einem gesunden Sohne entbunden, und schon hat sich Meg Merrilies, das lange, in seiner ganzen Gestalt ausgezeichnete Zigeunerweib, eingefunden, um das künftige Schicksal des Neugeborenen zu weissagen. Aber der Reisende versucht es in jugendlichem Uebermuthe, selbst, als

Digitized by Google

besserer Astrolog, dem jungen Spröſslinge von Ellangowan die Nativität zu stellen. Es ergibt sich ihm durch die Beobachtung der Gestirne, daſs dem Kinde vorzüglich drei Lebensjahre gefährlich seyn werden, das fünfte, zehente und ein und zwanzigste, und seine Beobachtungen stimmen so mit der Verkündigung der Prophetin überein: daſs dem Kinde viele Gefahr drohe, aber seye nur das ein und zwanzigste Jahr glücklich vorüber gegangen, so werde alles herrlich enden. Dabei überrascht ihn noch der besondere Umstand, daſs, als er früher in einer ähnlichen Anwandlung thörichter Laune seiner Geliebten, Sophie Wellwood, die Nativität gestellt, sich für diese das neun und dreiſsigste Jahr bedrohlich gezeigt hatte; und nach seiner Berechnung wird ihr neun und dreiſsigstes genau mit dem ein und zwanzigsten des Knaben zusammen stimmen, was auf eine Verschlingung des Schicksals beider zu deuten scheint. Um aber mit diesem Spiele — wofür er selbst es achtet — nicht eine nachtheilige Einwirkung auf das Leben des Neugeborenen zu üben, übergibt er seine Beobachtung versiegelt dem Vater, mit der Bitte, das Geheimniſs vor dem Verlaufe des fünften Jahres nicht zu enthüllen, und in der sichern Erwartung, daſs dann der unglückliche Zeitpunkt ohne irgend ein auffallendes Ereigniſs werde vorüber gegangen und seine Wahrsagung in ihrer Nichtigkeit erkannt worden seyn.

Nach seiner Abreise wird das Horoscop dem Kinde, als ein Amulet, in einem Sammetbeutelchen an den Hals gehängt. Sampson wird zur Unterhaltung des Hausherrn und zu der Erziehung des sich muthig und kräftig entfaltenden Knaben auf das Schloſs genommen. Der gutmüthige Herr Gottfried Bertram erreicht das Ziel seiner Wünsche, indem er Friedensrichter wird. Aber in dem Eifer seines Amtes reizt er nun auch die Landstreicher und Bettler, die bisher einen ruhigen Aufenthalt in seinem Gebiete gefunden hatten, besonders die Gesellschaft der Zigeuner, der Meg Merrilies angehörte, gegen sich, und gar herrlich ist die Schilderung des Abzuges der kleinen Gemeine von Derncleugh, und wie er selbst den gewaltsam Verdrängten begegnet, und die Fürchterliche, Unheil verkündend, an ihm vorüberzieht. Auch den Schleichhändlern und deren Führer, dem Hauptmanne Dirk Hatteraik, tritt er, in Verbindung mit dem rüstigen Zollaufseher, Franz Kennedy, feindlich entgegen. So nahet der Tag, an welchem der Sohn des Hauses das fünfte Jahr beschlieſst. Auf einem Spaziergange, den er mit seinem Lehrer macht, begegnet ihnen Kennedy, und nimmt, eben

Digitized by Google

in Verfolgung der Schleichhändler begriffen, den muntern Knaben zu sich auf das Pferd. Man findet hierauf den Leichnam des ermordeten Zollaufsehers; alle Versuche, den entschwundenen Knaben wieder aufzufinden, sind vergeblich. Der Unfall fördert die allzu schnelle Entbindung von Bertram's Gattin, die ihrer zweiten Niederkunft nahe ist. Der Friedensrichter wird zugleich Vater einer Tochter und Wittwer.

Diese Vorgänge füllen die zehen ersten Kapitel des ersten Theiles, und sind gleichsam das Vorspiel des Ganzen, aus dem sich der scharfsinnige Leser nun selbst die Verkettung des Folgenden bildet, wie der Knabe mit Mannering's Gattin in Berührung treten, und das ganze Stück mit dessen Wiedererscheinen sich beschäftigen werde.

So sehen wir denn nach einem Zeitraume von siebenzehn Jahren den reisenden Studenten abermals in dem Dorfe Kippletringam, aber nun als den indessen in Indien berühmt gewordenen reichen Obristen Guy Mannering, erscheinen; und zwar zu eben der Zeit, da die Herrschaft von Ellangowan den Händen ihres herabgekommenen Besitzers durch öffentliche Versteigerung entnommen werden soll. Noch ist in dem Obristen die Erinnerung an jenes nächtliche Ereigniſs und die Theilnahme für die unglückliche Familie lebendig, und er beschlieſst, mit Hülfe des Untersheriffs der Grafschaft, des redlichen Mac Morlan, das Gut zu retten. Er wird Zeuge des Todes des beklagenswerthen Lairds und des würdigen Verhaltens seiner Tochter Lucie. Hierdurch zwar wird die Auction aufgeschoben, aber die Herrschaft Ellangowan kommt zuletzt doch in die Hände des schändlichen Glossin, des Schreibers des Edelmannes, der am meisten zu dem Ruine des Verstorbenen, seines Wohlthäters, beigetragen, und zwar durch die Schuld des Boten, der die Briefe und Vollmachten des Obristen nicht zeitig genug an den Sheriff überbrachte.

Mannering nämlich sieht sich durch seine eigenen Familienangelegenheiten zu einer schnellen Reise nach Mervyn-Hall in Westmoreland veranlaſst, wo er in dem Hause seines Freundes Arthur Mervyn seine Tochter Julie, welche ihm aus Indien gefolgt war, zurückgelassen. Schon sein eigener Brief an diesen Freund gibt uns von seinen Schicksalen in dem fernen Erdtheile Kunde, wie hier ein junger Officier, Brown, seine Eifersucht erregt, und dieser, in dem Zweikampfe von ihm verwundet, darauf durch den Ueberfall einer räuberischen Horde seinen Blicken entzogen worden. Seine Gattin, die ihm besorgt folgte, war in derselben Zeit in Ge-

fahr, in die Gewalt einer andern Bande zu gerathen, und durch diese Vorgänge erschüttert, acht Monate darauf gestorben. Die Briefe Juliens enthüllen uns dann, wie die Obristin selbst keine Verbindung mit Brown gehabt, sondern diese nur zwischen dem jungen Manne und ihrer Tochter gefördert, und lieber, als daſs sie ihrem Gemahle das Geheimniſs entdeckt, dessen eifersüchtigen Argwohn auf sich habe ruhen lassen. Brown hat sich nun aber auch in Mervyn-Hall gezeigt, und wir vernehmen vorerst so viel von ihm, wie er selbst in Hinsicht seiner Abkunft bloſs weiſs, daſs er aus Schottland stamme, und, in Holland in dem Hause eines Kaufmannes erzogen, von da nach Indien gegangen, wo er, obgleich für den Kaufmannsstand gebildet, Militärdienste genommen. Diese Erscheinung des nächtlichen Flötenspielers aber, die dem Obristen durch seinen Freund gemeldet worden, ist die Ursache von seiner schnellen Reise nach Mervyn-Hall. Er bezieht hierauf mit seiner Tochter seinen Landsitz Woodbourne, den Mac Morlan in der Nähe von Ellangowan für ihn miethete. Die verlassene Lucie Bertram findet eine Freistätte in seinem Hause, eine Gesellschafterin in seiner Tochter. Sampson, der sich von Lucien nicht trennen kann, wird Aufseher der Bibliothek.

Doch auch Brown bleibt nicht unthätig. Sich keiner Verbindung mit der Gattin des Obristen bewuſst, weiſs er um dessen Eifersucht gar nicht, und erblickt blos in seinem Verhalten die Miſsgunst eines aristokratischen Unterdrückers, gegen den er sich durch keine Rücksicht gebunden glaubt. Um so höher achtet er seine Geliebte, und, selbst edel und muthig, will er sie, ohne Gewalt oder Ueberredung, allein nur durch ihren eigenen freien Entschluſs besitzen.

Er tritt zu Fuſs seine Wanderung nach Schottland an. In Cumberland trifft er mit Meg Merrilies zusammen, die durch den Pächter Dinmont von dem Falle des Hauses Ellangowan hört und mit dem Tode des Laird alle Schuld getilgt achtet. Brown wird sogleich von ihr erkannt, so wie ihre Erscheinung frühere Erinnerungen in ihm weckt. Den Pächter rettet er aus den Händen der Räuber und gewinnt sich die Liebe des treuen Mannes, auf dessen Gute er mehrere Tage verweilt. Bei Fortsetzung seiner Reise geräth er zur Nachtzeit in die Mörderhöhle, den Thurm von Derncleugh, wo er Zeuge ist von dem Tode des sterbenden Räuberhauptes, und durch die Meg vor den nächtlich zechenden Männern geschirmt wird. Bei dem Abschiede reicht sie ihm den Beutel mit den Goldstücken und Kleinodien, den Schatz der Horde,

Digitized by Google

und gewinnt ihm das Versprechen ab, ihr auf ihren Ruf, wo er sich auch befinden möge, zu folgen.

Die Familie in Woodbourne war indessen durch einen Anfall der Schleichhändler erschreckt worden. Diese waren in Verfolgung einiger Zollbeamten bis zu dem Wohnsitze des Obristen selbst gelangt, und da die Flüchtlinge hier Schutz fanden, so hatten sie auf die Wohnung selbst einen Angriff gemacht, wobei durch den Obristen und den jungen reichen Hazlewood, der um Luciens Liebe wirbt, der Führer der Bande und ein anderer tödtlich verwundet worden waren. Hierdurch sieht sich der junge Hausfreund, da er an dem folgenden schönen Wintertage die beiden Fräulein nach einem nahen gefrorenen See begleitet, zu der Vorsicht veranlaſst, sich sein Gewehr nachtragen zu lassen. Auf dieser kleinen Wanderung erscheint plötzlich der colossale Brown in seiner Reisetracht vor ihnen. Julie schreit in der Ueberraschung laut auf. Ihr Begleiter vermuthet ein Glied aus der gefährlichen Genossenschaft vor sich und gebietet dem Ungekannten schnelle Entfernung. Da dieser nicht gehorcht, so legt er sein Gewehr auf ihn an. Sie ringen mit einander, und bei der gegenseitigen Anstrengung geht die Waffe los; Hazlewood wird in die Schulter verwundet.

Man ist nun auf das eifrigste bemüht, die Spur seines flüchtig gewordenen Gegners aufzufinden. Besonders bietet der unedle Glossin alles auf, sich der Person des Flüchtlinges zu bemächtigen, um so das ihm noch fehlende Ansehen und vorzüglich die Gunst des reichen Vaters des Verwundeten zu gewinnen. Es gelingt ihm, der Wirthin zu Kippletringam, bis wohin Brown gelangt war, das Geheimniſs ihres Gastes zu entlocken; und da ihm jetzt ein Gefangener eingebracht wird, so wähnt er, den Gegenstand seiner Nachstellung in seinen Händen zu sehen; aber er erkennt zu seinem Schrecken Dirk Hatteraik in demselben. Er muſs diesen zwar gefangen nehmen, aber er läſst den alten Schleichhändler in der Nacht aus seinem Gewahrsame entfliehen, und da er darauf mit ihm in der geheimen Höhle zusammen trifft, so enthüllt sich aus ihrer Unterredung, wie der Schändliche früher mit den Schleichhändlern in Verbindung gestanden und selbst zu der Entfernung des Knaben mitgewirkt hatte, der von dem Lieutenant Brown (eben jenem bei Woodbourne erschossenen Führer der Bande) seinem Vater in dem Hause Vanbeest und Vanbruggen war übergeben und von diesem erzogen und liebgewonnen worden. Zugleich erhält er durch Dirk die Gewiſs-

heit, daſs Brown noch an dem Leben und in dem Lande seye, und er verabredet mit ihm den Plan, wie er sich des einzigen männlichen Erben von Ellangowan, der ihm seinen Besitz streitig machen könnte, zu entledigen gedenkt.

Unterdessen langt ein Brief an, welcher den Tod des Fräuleins Margaretha Bertram von Singleside meldet und die Erben des verstorbenen Lairds auffordert, einen Bevollmächtigten zu Eröffnung des Testaments der Verstorbenen nach Edinburgh zu senden. Der Obrist beschlieſst, selbst sich in dieser Angelegenheit dahin zu begeben. Mit ihm trifft der redliche Dinmont, als Beschützer einer armen Verwandtin des Fräuleins, ein, und wir lernen nun eine neue Person kennen, den lebensbehaglichen, jovialen, gelehrten, biedern Rechtsmann Paul Pleydell, an den Mannering gewiesen ist und den er in dem lustigen Kreise bei dem Spiele High Jinks trifft. In Beiseyn aller wird das Testament eröffnet, aber auch zu Täuschung der Erwartung aller zeigt sich, daſs die Verstorbene über das Gut Singleside zu Gunsten des Testamentseröffners selbst, Peter Protocol, verfügt hat, jedoch unter der Bedingung, daſs derselbe das Gut an Heinrich Bertram, Sohn und Erben des Gottfried Bertram, von welchem die Erblasserin versichert sey, daſs er sich noch am Leben befinde, nach dessen Rückkehr in seine Heimath zu übergeben habe. Und durch die Dienerin der Verstorbenen weiſs Pleydell zu erfahren, daſs sich diese ihre Gewiſsheit von dem noch Vorhandenseyn ihres Verwandten auf die Aussagen einer Zigeunerin gründe, die der Beschreibung nach keine andre, als Meg Merrilies seyn konnte. Hierdurch wird von neuem des Obristen Aufmerksamkeit auf den Verschwundenen gewendet.

Dieser — Brown — war den gegen ihn gerichteten Nachforschungen dadurch entgangen, daſs er zu guter Stunde ein Fahrzeug an dem Ufer vorfand, das ihn nach dem kleinen Hafenorte Allonby in Cumberland hinüber gebracht hatte. Von hier gelang es ihm, Julien einen Brief zu übersenden, und ihre Antwort bestimmte ihn, selbst während des Obristen Entfernung sich wieder herüberschiffen zu lassen. Er landet bei dem alten Schlosse von Ellangowan, und unkundig und fremd, in einer bedrängten Lage, ohne Freund und eines schweren Verbrechens angeschuldigt, tritt er in die Räume ein, in denen seine Väter mächtig geherrscht hatten. Während frühe Jugenderinnerungen immer mehr in ihm Gewalt gewinnen, gesellt sich der schlechte Glossin zu ihm, der ihn sogleich erkennt und zu Sir Robert Hazlewood von

Hazlewood, dem Vater des durch ihn Verwundeten, bringen läſst, der, als Friedensrichter, auf Glossins Antrieb, den Verhaftsbefehl ausfertigt, worauf er einstweilen, da er sich auf den Obristen Mannering beruft, der noch nicht zurückgekehrt ist, nach dem Zuchthause von Portanferry gebracht wird. Nun scheint er ohne Rettung verloren. Doch helfend waltet in dem Verborgenen Meg Merrilies. Auf ihren Antrieb eilt der getreue Dinmont in den Kerker zu ihm; durch den in den Thurm von Derncleugh verirrten Sampson übersendet sie dem Obristen den Brief, welcher diesen bestimmt, den Wagen abzuschicken; auch dem jungen Hazlewood erscheint sie, und veranlaſst ihn, die Dragoner, die sein Vater, auf des schlauen Glossin Einflüsterung, aus Besorgniſs eines ihm von den Schleichhändlern drohenden Angriffes von dem Zollhause zu Portanferry zu seiner eigenen Vertheidigung herbei gerufen hatte, dahin zurückzusenden. In der Nacht klärt sich dann Glossins Plan auf, der kein anderer war, als sich mit Hülfe der Schleichhändler des Erben von Ellangowan zu bemächtigen. Denn nach Entfernung der Wachen brechen diese nun gewaltsam in das Zollhaus ein, legen Feuer an und führen den Gefangenen aus dem Kerker. Doch von der wilden Rotte selbst ist durch die Meg einer für ihn gewonnen, mit dessen Hülfe er sich losmacht und von dem durch den Obristen abgesandten Wagen aufgenommen wird.

In Woodbourne ist unterdessen der treffliche Pleydell eingetroffen, mit dem sich der Obrist beredet, und dem er den Brief der Meg zeigt, welcher mit den Worten schlieſst:

Was dunkel ist, soll Licht,
Und Unrecht werden Recht,
Und Bertrams Recht und Bertrams Macht
Auf Ellangowan's Burg erwacht.

Die ungeduldig Harrenden sehen endlich den Wagen anlangen, und groſs ist aller Erstaunen, da die beiden, Bertram-Brown und Dinmont, eintreten. Bertram erkennt den Obristen, und Mannering erblickt den Mann vor sich, den er wähnt in Indien getödtet zu haben; Julie sieht den Geliebten in einer sehr gefährlichen Lage, und Lucie erkennt den Fremden, der auf Hazlewood geschossen hatte; Pleydell entdeckt in ihm das leibhafte Ebenbild von Ellangowan, aber vor allen ist Sampson's Freude groſs, der in dem sechs Fuſs hohen Kriegsmanne seinen kleinen Heinrich wieder erkennt. Alles enthüllt sich. Bertram erzählt seine Jugenderinnerungen; der Erbe von Ellangowan ist wieder genahet,

Digitized by Google

Lucie hat den Bruder gefunden, des Astrologen Verkündigungen sind alle wahr geworden.

Doch Bertram, auf den die Gerichte noch, als auf einen entsprungenen Gefangenen, Anspruch haben, muſs vorerst *sui juris* werden. In dieser Absicht begibt man sich nach dem Schlosse Hazlewood, wo die Freunde für ihn Bürgschaft stellen, und der Entlassungsbefehl ausgefertigt wird. Nur noch an den klaren Beweisen in Hinsicht seiner Person fehlt es. Auch hier erscheint die Meg helfend. Seinem gegebenen Worte gemäſs folgt Bertram ihrem Rufe in Begleitung des treuen Dinmont. Sie leitet sie nach dem Thurme von Derncleugh, nach dem Warroch-Walde, in die geheime Höhle an dem Strande, wo sie sich mit Hülfe des jungen Hazlewood, der ihnen gefolgt war, Hatteraik's bemächtigen, der rächend sein Pistol auf die Meg abdrückt. Daſs es so kommen werde, hat sie vorher gewuſst, und läſst sich nach dem Thurme von Derncleugh bringen, wo nur die Seele frei werden kann von dem Leibe. Hier thut sie ihre Aussagen und stirbt. Hatteraik bekennt vor Gericht nicht; aber gegen Glossin finden sich alle Beweise vor, und er wird von jenem in dem Gefängnisse erwürgt. Bertram tritt nun ungestört in den Besitz seiner Väter ein; seiner Schwester bestimmt er das Gut Singleside; der Verbindung beider Geschwister steht keine Hinderung mehr im Wege. Der Obrist entwirft den Plan zu einem groſsen und glänzenden Hause, das unweit des neuen Schlosses in einem der Pracht der benachbarten alten Trümmer angemessenen Style erbaut werden soll, und wo auch dem treuen Sampson sein Gemach neben der Bibliothek bezeichnet ist, der, hierüber entzückt, dreimal sein „Wundersam!“ wiederholt. —

So übt der Dichter an dem Schlusse volle Gerechtigkeit, und gleicht alles zu der angenehmsten Befriedigung der Leser aus. Und einen groſsen Eindruck kann dieses Stück auf den Geist und die Phantasie des Lesers nicht verfehlen, da es sich in seinen einzelnen Theilen und seiner ganzen Entfaltung durchaus klar und von einer auſserordentlichen Frischheit zeigt, und zugleich in seiner Verschlingung dunkel und geheimniſsvoll von dem Anfange an fast bis zu dem Ende bleibt. Denn nach dem Leben sind alle handelnde Personen gemalt; mehr, als in vielen andern Stücken, waltet ein gemüthliches Regen durch das Ganze, und wie überaus herrlich sind viele einzelne Scenen durch groſsartige Zeichnung oder launige Schilderung; als der Abzug der Zigeuner, Glossins Besuch in Woodbourne, wie alle dem Verachteten den Rücken kehren,

Digitized by Google

das Spiel High Jinks mit seinem Könige in Edinburgh, das Auftauchen seiner Jugenderinnerungen in Bertram, da er die Burg seiner Väter betritt u. s. w. Dagegen die, welche in dieser so wahr gehaltenen und so klar und bestimmt hervortretenden Wirklichkeit in wunderlichem Contraste mitten inne steht, ist ein seltsam phantastisches Gebilde das Zigeunerweib Meg Merrilies. Sie spricht voraus das Schicksal des Erben von Ellangowan aus, und veranlaſst Mannering zu Ausübung seiner astrologischen Kunst. Mit treuer Liebe hängt sie an dem alten Geschlechte, bei dem ihre Gemeinde so lange eine Zuflucht gefunden; sie spricht den Fluch über den Verdränger derselben; aber dem Knaben bleibt ihr Herz gewogen. Da war sie ein irrender Geist, als Dirk Hatteraik ihn in dem Walde von Warroch wegnahm und den Zöllner mordete. Sie rettet des Kindes Leben, doch schwört sie, bis zu seinem ein und zwanzigsten Jahre das Geheimniſs nicht zu verrathen, und sie weiſs, daſs er bis zu dem ihm bestimmten Tage sein Schicksal tragen muſs. Sie hält ihren Eid, aber auch noch einen andern hat sie geschworen, daſs sie ihn wieder in seines Vaters Gut einsetzen will, wenn sie den Tag seiner Rückkehr erleben wird, und sollte jeder Schritt über einen Todten gehen. Auch diesem Schwure bleibt sie treu; sie selbst ist der erste Schritt, Hatteraik der zweite, Glossin der dritte. In ihrem Spruche aus dem alten Liede:

„Was dunkel ist, soll Licht“ u. s. w.

ist der Inhalt des ganzen Stückes angedeutet. So steht sie als geheime, dunkle Macht in dem Mittelpunkte des klaren Lebens, das sie leitet, und alle die verständigen Personen gehorchen dem Worte und Antriebe der Phantastin. Wie sie dem jungen Hazlewood entgegentritt und den Zügel seines Rosses faſst: eine hohe weibliche Gestalt, die ein groſses Tuch um den Kopf gebunden hat, aus welchem wild graue Haare herabflieſsen, gehüllt in einen langen rothen Mantel und in der Hand einen Stab mit einer Art von Lanzenspitze tragend; so erscheint sie durchaus seltsam und Grauen erweckend, voll Drohen, aber nicht ohne Liebe in dem hinter einem so baroken Aeuſsern verborgenen Innern, und es ist von dem Dichter mit preiswürdiger Kunst in dem Dunkel gelassen, ob mehr Betrug oder Selbsttäuschung, mehr Wahnsinn oder Divinationsgabe und ein Sehergeist in ihr walte.

Als eine desto edler gehaltene, klarere Gestalt steht der Obrist Guy Mannering dem Zigeuner- und Zauberweibe gegenüber, der selbst einmal in jugendlichem Uebermuthe sich

verleiten läſst, in dem gastlichen Hause der Ellangowan die Rolle des Astrologen zu spielen, und nun in inniger Theilnahme sich an das Schicksal des Hauses gefesselt sieht. An ihn schlieſst sich zunächst der ansehnliche Krieger und edle junge Kämpfer Brown — Heinrich Bertram an, mit seiner gleich edeln Schwester Lucie, die beiden kräftigen, geistigen Kinder eines geistesarmen Vaters, Gottfried Bertrams, aus dessen Wesen nur Ein Zug, der seiner groſsen Gutmüthigkeit, anspricht. Als ein seltsam launenhaftes Wesen, wie eine Blume aus einem glühendern, üppigern Himmelsstriche herüber verpflanzt, erscheint Julie Mannering in ihrem Verhältnisse zu Brown. Anziehende vermittelnde Personen sind Mac Morlan und Pleydell, die redlichen und geschickten Rechtsmänner, zu welchen den Gegensatz bildet der tückische Verräther Gilbert Glossin, der undankbar den Untergang des alten Geschlechtes herbeizuführen strebt; so wie dem gleich schlechten, aber gewaltigen Dirk Hatteraik der redliche Dinmont gegenüber steht. Als ein besonderes Gebilde des genialen Erfindungsgeistes des Dichters aber glänzet in dem vollen Flimmern seines glücklichen Humors der arme Magister Abel Sampson, die lange, magere, ungeschlachte Gestalt, der Knochenmann mit seiner Ungeschicklichkeit und seinen Grimassen, aber dem treuen Herzen und Gemüthe und seiner groſsen Gelehrsamkeit und Brauchbarkeit für den, welcher, wie der Obrist, ihn zu achten und sich seiner zu bedienen weiſs.

So fehlt es nicht an einer Fülle des Anziehenden und Ergötzlichen in diesem Stücke, an dem nur das getadelt werden muſs, daſs es eigentlich aus zweien Stücken besteht, aus dem Vorspiele und dem Romane selbst, der nach einem leeren Zwischenraume von siebenzehn Jahren beginnt. Auch zweifelt der Leser sogleich nicht, daſs dieser Sproſsling von Ellangowan in ein besonderes Verhältniſs mit Mannering treten, und zwar, so wie wir von einer Tochter des Obristen hören, daſs er durch diese ihm werde verbunden werden; so wie der entschwundene Heinrich Bertram in Brown sogleich erkannt wird. Dessen unerachtet weiſs der Dichter das Interesse bis an das Ende des Stückes rege zu erhalten. Aber es ist auch hier minder eine groſse Idee — die nur wie zufällig in dem Spruche der Zigeunerin herauftönt — was anzieht und festhält und dann einen bleibenden Nachklang in dem Gemüthe zurücklieſse; es ist der Reiz einer anmuthigen Verschlingung, ein dunkles Geheimniſs, ein geistreiches Räthsel, was bis zu seiner Lösung fesselt und beschäftigt, dann aber, so wie diese

gefunden ist, seine Bedeutung verloren hat. Und hieraus erklärt sich denn eben so wohl die geringe Wirkung, welche diese Stücke auf das Gemüth hervorbringen, als das groſse Interesse, das sie dennoch erwecken, und warum selbst die, in denen das ideale Regen untergegangen, und die schon aus der Feenwelt der Poesie in alle Nüchternheit eines prosaischen Geschäftlebens eingegangen sind, die fast jeden Dichter fliehen, die selbst Shakespeare nicht mehr anspricht, doch begierig nach Walter Scott's Romanen greifen: es ist das Solide, die Macht einer groſsen Wirklichkeit, mit Phantasie und räthselhafter Verschlingung durchwebt, was sie anzieht, und ohne sie unbequem anzuregen, angenehm beschäftigt.

XVII.

Wir treten von dem Astrologen vor zwei groſse geschichtliche Gemälde, die neuesten Schöpfungen unseres Meisters. Ein jedes derselben umfaſst auf zwei mit zahlreichen Figuren belebten Bildern, die als Gegenstücke neben einander aufgestellt sind, einen besondern Kreis von Ereignissen. *Erzählungen von den Kreuzfahrern* sind beide überschrieben, obgleich das eine — näher als *die Verlobten* bezeichnet — nur eine fernere Beziehung auf den groſsen geschichtlichen Vorgang hat, während das andere uns geradehin mitten in das Lager des berühmtesten unter allen Fürsten versetzt, welche das Schwert zu Eroberung des heiligen Grabes geführt haben, der aber in dem erstern Stücke nur einmal als kühner, kampflustiger Jüngling erscheint und im Sturme die Burg nimmt, welche den Mittelpunkt der Ereignisse desselben ausmacht.

Es ist dieses das Schloſs *Garde Doloureuse*, von wo der Normannische Ritter *Sir Raymond Berenger* die Gränze von Wales schirmt, und eben das Leben dieser Normannischen Gränzlorde in ihrem Kampfe und Gegensatze mit den Waliser Häuptlingen ist es, was der Dichter sich hauptsächlich zu dem Gegenstande seiner Darstellung erwählt hat. Es ist um das Jahr 1187. Der Erzbischof *Balduin von Canterbury* hat den Kreuzzug verkündet, und der gemeinsame Eifer für das heilige Unternehmen zwischen die Kämpfe der Waliser und Gränzlorde eine kurze Ruhe gebracht. Ja freundlich sehen wir die beiden alten Feinde, Sir *Raymond Berenger* und den kühnen Waliser Häuptling *Gwenwyn* oder *Gwenwynwen von Powys*, die Brandfackel von *Pengwern*, auch der Wolf von *Plinlimmon* genannt,

sich auf ihren Burgen bewirthen. Noch mehr hofft der letztere den Frieden durch eine Verbindung mit der Tochter des Ritters, der schönen siebzehnjährigen Eveline Berenger, zu befestigen. An dem Osterfeste, da er seine Barden, darunter den hochgesinnten Cadwallon, und seine Helden um sich versammelt, sendet er werbend den Boten ab. Der Ritter antwortet ablehnend, aber versöhnend, weil die Hand des Fräuleins schon Hugo von Lacy, dem edeln Constabler von Chester, zugesagt sey. Aber in wildem Feuer lodert der abgewiesene Häuptling mit seinen Britten auf. Krieg und Rache wird bei dem Feste beschlossen.

Bei den früheren Festen war vor dem Ritter darauf hingedeutet worden, wie er sich nur in dem Schutze seiner unüberwindlichen Burg zu behaupten vermocht. Da hat er das kühne Wort fallen lassen: Gwenwyn solle ihn, wenn er wieder bei der nahen Brücke sein Banner aufpflanzen werde, aussen treffen. Durch dieses rasche Wort hält er sich nun gebunden, und tritt mit seiner kleinen Schaar dem übermüthigen Feinde auf offenem Felde entgegen. Er fällt in gewaltigem Kampfe mit seinem treuen Knappen Dennis Morolt. Seiner Tochter und seiner Veste hat er in dem ruhig festen Flamänder Wilkin Flammok einen sichern Beschützer zurückgelassen, dessen List es nicht nur gelingt, seine fetten Kühe in die zu einer Belagerung wenig vorbereitete Burg zu bringen, sondern dessen Tapferkeit auch die heftigen Stürme der Feinde abwehrt, bis Hugo von Lacy zu rechter Zeit erscheint, und an den Walisern, deren Fürsten Gwenwyn er mit eigener Hand erlegt, blutige Rache nimmt. Seinen Neffen, den edeln jungen Damian Lacy, sendet er mit der Nachricht von ihrer Errettung an Eveline, und da er selbst sich zu dem Kreuzzuge verpflichtet und gelobt hat, unter kein Dach mehr zu treten, so ladet er sie, nach der feierlichen Bestattung ihres Vaters, zu einer Zusammenkunft in seinem prächtigen Zelte ein.

Eveline hat indessen in aller Noth und Bedrängniſs sich als die groſsartige Tochter eines ritterlichen Vaters bewährt. Vor der heiligen Jungfrau, der besondern Beschützerin ihrer Burg, ist sie in banger Stunde niedergesunken, und hat der Dame von Garde Doloureuse gelobt, wenn sie Befreiung schenken werde, ihrem Retter alles, was er verlangen und was nur ihre Ehre gestatten würde, und sey es der Besitz ihrer eigenen Person, zu gewähren. Und Hugo von Lacy bringt nun die frühern Unterhandlungen mit ihrem Vater in Anregung; er, der ältliche Oheim, der berühmte Rit-

Digitized by Google

ter, aber nichts weniger als schöne Mann, tritt hervor, der junge, liebenswürdige Damian de Lacy weicht in den Hintergrund zurück. Eveline hat beschlossen, ohne vorerst dem Ritter eine bestimmte Erklärung zu geben, sich in die Huth ihrer Tante, der Aebtissin in dem Kloster der Benedictinerinnen zu Glocester, zurückzuziehen. Auf der Reise dahin wird sie von einer andern Verwandten, Ermengard von Baldringham, eingeladen, die Nacht bei ihr zuzubringen, und durch die alte Dame genöthigt, übernachtet sie, nach der Sitte der Frauen von Baldringham, in dem Zimmer des rothen Fingers. Ihr nächtlicher Schrecken ist groſs, und sie wird nur durch ihre treue Rosa Flammok gerettet, die den normannischen Krieger von ihrer Schutzwache herbeiruft, welcher das bebende Mädchen in seinen Armen aus dem verschlossenen Gemache trägt. Auf der Reise vernimmt darauf Rosa die Erzählung von der unglücklichen Vanda von Baldringham, und wie der Bahrgeist über den Abkömmlingen ihres Mörders drohend die blutige Hand emporzuheben pflege. Auch theilt sie den geheimniſsvollen Spruch mit, der ihr in der Erinnerung geblieben:

Jungfräulich Weib, als Witwe Gattin!
Verlobt, verrathen und Verrätherin!

Aber der Einfluſs ihrer Getreuen vermag nicht so viel, als der der Aebtissin, bei welcher sie anlangt und dem edeln Hugo ihre Hand in dem Kloster zusagt. Der Tag ihrer Verlobung wird bestimmt. Damian zeigt sich indessen krank und in einem seltsam verworrenen Zustande. Ein anderer, älterer Verwandter, der unwürdige Randal de Lacy, erlangt durch Evelinens Fürsprache Verzeihung und das Versprechen, bei der Verlobung als Zeuge zugegen seyn zu dürfen.

Mit der zweiten Abtheilung sehen wir nun wirklich in dem Kloster der Aebtissin zu Glocester die Verlobung der schönen Eveline und des edeln Hugo von Lacy, aber unter schlimmen Vorbedeutungen, vorgehen. Damian erscheint, Evelinen nochmals zu sehen, auſsen, krank und fast in dem Zustande der Geistesverwirrung. Beide Verlobte eilen bestürzt zu ihm hinaus. Der Arzt hat ihm an dem Morgen eine Ader geöffnet; die Binde hat sich verschoben, und da beide sich zu dem Ohnmächtigen helfend hinabneigen, so tragen sie die Zeichen seines Blutes in das Verlobungsgemach zurück. Da erscheint auch der mönchische Bote des stolzen Bischofs Balduin, der in der Stadt angelangt ist. Hugo hatte gehofft, seine Vermählung vorerst vollziehen und die

Erfüllung seines Gelübdes um einige Jahre verzögern zu können. Diesem setzt sich der Bischof beharrlich entgegen, und durch sein Wort gebunden, tritt der Ritter den Zug nach dem gelobten Lande an, zu welchem er sich auf drei Jahre verpflichtet.

Damian, der für seinen Oheim die bewaffneten Schaaren hatte nach Palästina führen sollen, wird nun die Huth der Verlobten vertraut, die sich nach ihrem Stammschlosse begibt, daselbst die Rückkehr Hugo's zu erwarten. In ihrer Nähe weilt der junge Ritter, wie ein unsichtbarer Hüter jeden Augenblick zu ihrer Hülfe bereit. Denn mit zarter Gewissenhaftigkeit meidet er es, vor der auch nur zu erscheinen, der er mit abgöttischer Verehrung sich zum Dienste geweihet hat, und die er doch nicht besitzen kann. So lebt die Verlobte in ihrer Losgeschiedenheit, „ein jungfräulich Weib, als Witwe Gattin"; und daſs auch der andere Theil des Spruches, den der Bahrgeist in ihre Seele geflüstert hat, in Erfüllung gehe, waltet der tückische Randal de Lacy, als unheilbringende Macht, in dem Verborgenen zu dem Verderben der beiden Ungewahrten. Es gelingt ihm, die, nach welcher seine Lüsternheit erwacht, unter der Hülle des Kaufmannes, der die Falken feil bietet, von ihrer sichern Burg zu locken, und sie Dawsyd, dem Einäugigen, und der ihm verschworenen Bande in die Hände zu führen. In Edri's Grabgewölbe wie in ihre eigene Gruft lebend eingeschlossen, ist darauf Eveline unsichtbare Zeugin des Kampfes ihres edlen Ritters, den sie, endlich aus ihrer Todeshöhle gerettet, mit Blut und Wunden auf dem Wahlplatze wiederfindet.

Damian hatte sich in der Frühe des Morgens mit seinen Reitern zu Befreiung eines durch die Schaaren aufrührerischer Bauern schwer bedrängten Gränzlordes aufgemacht, als er noch zeitig von Evelinens Gefahr Nachricht erhielt, und, das andere Unternehmen aufgebend, zu ihrer Rettung herbei eilte. Ohne gehörig bewaffnet zu seyn, hat er sich unvorsichtig unter die Feinde gestürzt, unter deren Streichen er niedergesunken.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

N. 23. 1826.

Heidelberger

Jahrbücher der Literatur.

Romane von Walter Scott.

(*Beschluſs.*)

Eveline aber setzt nun, wo es die Erhaltung des Lebens ihres Retters gilt, in dem Bewuſstseyn ihrer Unschuld alle beengende Rücksichten auf die Seite. Gegen den Rath ihrer treuen Rosa läſst sie den todtwunden Ritter nach ihrem Schlosse bringen, und da nun der Normannische Lord, dem er hatte zu Hülfe eilen wollen, von den Bauern getödtet und dessen Schloſs genommen wird, so weiſs Randal de Lacy durch diesen Umstand seinen dunkeln Anschuldigungen um so mehr Glauben zu verschaffen: als ob Damian nicht nur mit der seiner Huth Vertrauten in einem heimlichen Liebesverständnisse lebe, sondern auch insgeheim den Empörern sich verbunden habe. Der königliche Herold erscheint vor Evelinens Burg, und fordert sie auf, die Thore zu öffnen und den Verräther den Händen der Gerechtigkeit zu übergeben. Da sie beides verweigert, wird sie selbst zur „Verrätherin" erklärt. König Heinrich erscheint in eigener Person mit seinen beiden Söhnen Richard und Johann, und beginnt die Belagerung der widerspenstigen Veste, deren Noth noch durch Uneinigkeit und Meuterei der Besatzung erhöhet wird; und daſs Eveline auch „Verrathene" seye, begibt sich der treue Flamänder Wilkin Flammok heimlich in das Lager des Königs, diesem gegen günstige Bedingungen die Burg in die Hände zu liefern. Aber eben diesen Augenblick ersieht der kühne Königssohn Richard, dasselbe schneller durch unerwarteten Sturm zu erreichen. Damian wird, als schwerer Verbrecher, in den Kerker geworfen; auch Eveline harret, aller väterlichen Güter beraubt, ihres Gerichtes, während der verrätherische Randal, der das Gerücht von Hugo's Tode verbreitet, mit dessen Besitzungen belehnt, glänzend aus seinem ehrlosen Dunkel hervortritt.

Digitized by Google

Die drei Jahre sind indessen verlaufen, ſind in dieser Zeit der Noth und Verwirrung erscheint nun, nachdem er seine Krieger und Schätze eingebüſst, der für todt geachtete Ritter als rückkehrender Pilger. Nur zwei einzige Begleiter folgen ihm, sein treuer Knappe Guarine und sein Ministrel Renault Vidal. Auf Kundschaft ausgesandt, berichtet der letztere, der wie ein böser Geist begierig des Todesschmerzes und der Verzweifelung seines unglücklichen Herrn harret, alles das Unheilvolle: Evelinens Untreue und Damian's Ehrlosigkeit.

Damit nahet alles einer neuen Katastrophe, und daſs diese sich endlich zur Rettung und Verherrlichung der Unschuldigen gestalten werde, daran zweifelt niemand, wer mit der Weise unseres Dichters vertraut ist und weiſs, wie demselben, wo sonst die Mittel der Lösung fehlen, selbst noch Schwert oder Dolch zu Gebote stehen, den fest geknüpften Knoten zu entwirren. Und so sehen wir denn auch jetzt de Lacy, der zu dem Könige in die Burg getreten, vor Garde Doloureuse in feierlichem Aufzuge erscheinen, um den Flamändern ihren Freiheitsbrief zu übergeben. Denn daſs der festlich geschmückte Reiter, den er nur von hinten sieht, dieser sey, vernimmt der Ministrel von einigen Landleuten; und wie ein blutgieriges Wild schleicht er herbei; schnell hat er hinter dem Ritter sich auf das Roſs geschwungen, und der von seinem Dolche rücklings Getroffene sinkt auf die Erde nieder. Der Mörder wird ergriffen und vor den König in das Schloſs gebracht. Da tritt ihm der lebend entgegen, welchen er wähnt gemordet zu haben. Es ist ein Lacy gewesen, aber Randal de Lacy, den die Rache mitten in seinem Siegesjubel ereilte. Der Mörder verflucht seinen Irrthum, denn der Ministrel enthüllt sich nun als Cadwallon, den Barden Gwenwyn's, des Fürsten von Powys, und dessen Rächer. Schon aber ist von Hugo de Lacy die Unschuld der schwer Angeklagten aufgedeckt. Damian besteht die Probe, welcher er ihn unter der Hülle des Pilgers in dem Kerker unterwirft, und wird groſsmüthig eingeladen, nun des Oheims Stelle bei dem Vermählungsfeste zu vertreten. Ein neuer Traum verkündet Evelinen in dem Kloster der Benedictinerinnen, wo sie eingeschlossen worden, ihr nahes Glück, und der versöhnte Geist läſst sich jetzt also vernehmen:

Jungfräulich Weib, als Witwe Gattin!
Verlobt, verrathen und Verrätherin!

Digitized by Google

Nun iſt erfüllt der ganze Sinn,
Wanda's Leiden ſind gerochen
Und Verſöhnung dir geſprochen!

Auch Roſa wird belohnt durch die Hand Amelot's, des Pagen Damian's, die beide, gleich treu, ihrem Gebieter und ihrer Gebieterin in aller Noth und Prüfung zur Seite geſtanden.

So ſchlieſst denn auch dieſer Roman mit einer Doppelheirath. Wie ein groſsgehaltenes Vorſpiel eröffnet das Ganze der Kampf des Ritters von der Schmerzenswache (Garde Doloureuſe) und des Wolfes von Plinlimmon und der Tod beider Kämpfer, wovon der des Letztern ſich erſt an dem Schluſſe recht folgereich zeigt in dem rächenden, obgleich das unbeabſichtigte Opfer treffenden Stahle des Barden Cadwallon. In einer ſteten Folge in einander greifender Ereigniſſe bewegt ſich die Geſchichte in dieſer erſten Hälfte fort, und es fehlt nicht an ergreifenden Parthien, wie dieſe z. B. die Scenen bei der Belagerung und dann beſonders Evelinens Uebernachten in dem Zimmer des rothen Fingers darbieten. Und die ganze Erſcheinung tritt ſo hervor, daſs es in dem Dunkel bleibt, ob wirklich der alten Familienüberlieferung gemäſs der Bahrgeiſt ſich gezeigt, oder nur Evelinens geängſtigte Phantaſie das ſchauerliche Traumbild geſchaffen habe, obgleich der Dichter auf das Letztere hindeutet, indem er ſie in die Erſcheinung auch als das Bild ihres rettenden Schutzengels das des ſchönen jungen Helden Damian verweben läſst, der in ſeinen Armen die Geliebte aus dem Gemache des Entſetzens fortgetragen.

Bei dem zweiten Theile tritt die groſse Schwierigkeit ein, die überall ſich in der Dichtung darbietet, wenn weite Zeiträume, in denen die eigentliche Geſchichte ſtille ſteht, doch durch eine Reihe und einen Wechſel von Ereigniſſen ausgefüllt und belebt werden ſollen. Man fühlt auf eine unangenehme Weiſe dieſes Stilleſtehen und die Leere in den drei Jahren der Entfernung Hugo's. Nur wenig hängen die Vorgänge unter ſich zuſammen, und das Intereſſe wird dadurch geſchwächt, daſs der verſtändige Leſer, der ſchon ſeinen Schriftſteller kennt, auch nicht einen Augenblick an dem endlichen Erfolge zweifelt und voraus überzeugt iſt, daſs der Neffe die Braut des Oheims zum Altare führen werde. Auch das wird immer fühlbarer, wie der Dichter nun ſchon gewiſſe Typen, wie feſtſtehende Formen, gefunden hat, in welche er ſeine Gebilde preſst, und wie viel in dieſer Darſtellung

des Normannischen Adels vor der Zeit der Kreuzzüge Wahrheit, wie viel Dichtung sey, vermag der freilich nicht zu entscheiden, der nicht genau die Geschichte jener Jahrhunderte und besonders die specielle jener Landschaften studirt hat. Uebrigens stehet jenes Ritterthum in sehr scharf gezeichneten Umrissen und frisch colorirten Bildern da, mit seinem Adel, seiner Tapferkeit, seinem Festhalten an der Ehre, dem ceremoniösen, fast abgöttischen Dienste der Frauen, mit seiner starren Pracht und daneben der Beimischung von Barbarei, Ueppigkeit und dumpfer, religiöser Bornirtheit. Als Meister zeigt sich der Dichter in der Haltung und genauen Zeichnung der drei so verschiedenen Lacy, des ritterlich edeln Hugo, des zart jugendlichen, ehrliebenden Damian und des herabgewürdigten Wollüstlings Randal, wie jeder seinen eigenthümlichen, und zugleich alle den gemeinsamen Charakter des Ritterthums behaupten. Ein anmuthiges Bild stellt die junge, edle, schöne, von dem Geiste eines ritterlichen Vaters frühe beseelte Eveline mit ihrer reinen Liebe und der Treue dar, die sie ihrer Dame von Garde Doloureuse wahrt. Den Gegensatz zu den Rittern bildet dann der nicht minder tapfere, aber ganz von dem ruhigen Sinne kaufmännischer Berechnung geleitete Flamänder Wilkin Flammok, gleichsam der nüchterne, klare Geschäftsverstand dem phantastischen Treiben gegenüber, und wir möchten seine ganze Darstellung, so wie die seiner Tochter, als die anziehendste und gelungenste in dem reichen Gemälde betrachten. Wie kräftig ist sogleich seine erste Erscheinung, wie köstlich die Art, wie er den schlauen Waliser berückt und seine fetten Kühe für die bedrängte Veste zu gewinnen weiſs; wie er dann den Pater Aldrovand, den Mönch, in welchem noch sein früherer Kriegergeist sich regt, rächend zum Besten hat, und überall den Rittern mit seiner sichern Besonnenheit entgegentritt. Und als eine wie innige, zarte, jungfräulich weiche, gemüthliche, und doch in all ihrer Weiblichkeit feste und starke, eben so wenig in das Phantastische verwirrte, als durch die Habsucht ihres Vaters berückte Seele erscheint Rosa.

So ist dieses Stück reich an den herrlichsten Einzelnheiten, aber doch mangelt demselben etwas, daſs es eine volle Befriedigung nicht gewährt, das höhere Ideale, die Eine groſse Idee, der alle Einzelnheiten nur dienen, in denen allen sie nur wiederscheint, als die helle Morgensonne in den tausend Perlen des Thaues sich spiegelt. Von groſser Breite und wenig zusammengehalten, sind die einzelnen Scenen und Schilderungen nur lose unter einander verbunden. Auch das

Digitized by Google

Grauenvolle, das in den Sprüchen des Bahrgeistes, wie die leitende Stimme des Schicksals selbst, das wir nicht verstehen, durch das Ganze tönt, kann den Mangel dieses höhern Poetischen nicht ersetzen, und der allzu grellen Zeichnungen und fast verzeichneten Parthien, wie diese z. B. in einigen Nebenfiguren, der scharlachstrümpfigen Dame Gillian, in dem bäurischen Scharfrichter, der den Kopf des erschlagenen Ritters Wild Wenlock aus seinem Beutel hervolholt, oder auch in der rohen Scene im Gefängnisse hervortreten, wo Oheim und Neffe ihre Athletenkünste gegen einander versuchen, wollen wir gar nicht gedenken.

XVIII.

So wenden wir uns denn zu dem zweiten Gemälde, das uns nach einem ganz andern Himmelsstriche, nach jener Ferne versetzt, nach der Ritter Hugo von Lacy gezogen, die aber in dem ersten Bilde noch verhüllt bleibt, um in dem zweiten in allem Farbenschimmer hervorzutreten.

In dem Thale des todten Meeres sehen wir in seiner vollen Rüstung den schwer bewaffneten Ritter von dem liegenden Leoparden erscheinen. Erschöpft will er zu der Quelle bei den Palmen, dem Diamanten der Wüste, nahen, als ihm von hier ein Sarazenischer Reiter entgegen kommt. Beide kämpfen erst eine Weile, bis darauf der Franke an den geschlossenen Waffenstillstand erinnert wird und selbst seinen Paſs von Saladin vorzeigt. Schnell ist Friede und Versöhnung unter den Kämpfern hergestellt. Beide erquicken sich und ihre müden Thiere an der Quelle. Der Christ gibt sich als den Schottischen Ritter Kenneth vom Leoparden, der Sarazene als den Emir Sheerkoff, den Löwen des Gebirges aus Kurdistan, zu erkennen, und da er von des Schotten Reiseplane vernimmt, so bietet er sich ihm zum Führer nach dem Aufenthalte des Eremiten Theodorich von Engaddi dar, der, von den Christen geehrt, als Hamako oder Blödsinniger von den Mahomedanern gleich unverletzlich geachtet wird. In dem scheinbaren Anfalle seines Wahnsinnes zeigt sich dieser den beiden Reisenden zuerst zwischen den Felsen der Wüste, „und Löwe und Leopard kehren bei dem Bocke ein". In der Nacht weckt er seinen christlichen Gast und leitet ihn in die geheime Kapelle, wo Kenneth Zeuge der ausserordentlichen Verehrung ist, welche der heiligen Reliquie, Vera crux, durch den Umgang der Nonnen und der mit Rosen bekränzten Frauen zu Theile wird. Er erkennt unter den

Digitized by Google

letzteren die Dame seines Herzens, die er nur angeschaut, mit der er aber noch kein Wort gewechselt hat, und die, als Verwandte Richards, hoch über ihm steht. Die drei abgepflückten Rosen fallen vor ihm nieder, und er siehet, gleich zweien Spukgestalten, die beiden Zwerge aus dem Boden heraufsteigen; bis zuletzt der Eremite ihn zu seinem schlafenden Gefährten zurückruft.

Hier läſst ihn der Dichter und versetzt uns in das Zelt des an gefährlichem Fieber erkrankten **Richard**, und wir hören den unmuthigen König sich mit seinem Wärter, Sir **Thomas de Multon, Lord von Gilsland in Cumberland**, bei den Normännern nur **Lord de Vaux** genannt, unterhalten. Da verkündet eine fremde Musik die Ankunft eines Sarazenischen Trupps. Es ist der Ritter Kenneth und mit ihm der Arzt des Sultans Saladin, **El Hakim**, den dieser dem christlichen Könige sendet. Richard läſst zuerst den Ritter vor sich bescheiden, von welchem er den Zweck seiner Sendung vernimmt, wie er von der Rathsversammlung der christlichen Fürsten abgesandt worden, um durch den Einsiedler mit dem Sultane wegen des Friedens zu unterhandeln. Nachdem hierauf De Vaux sich in das Quartier des armen Schottischen Ritters begeben, und sich hier von der Hülfe, die der Mohrische Arzt dessen allein noch von seiner Begleitung übrigem treuen Knappen geleistet, überzeugt hat, so bringt er auch El Hakim in das Zelt des Monarchen. Vergeblich warnen **Giles Amaury**, der Priester-Soldat, Groſsmeister der Templer, und **Marquis Conrad von Montserrat** (statt des Markgrafen von Monferrat!) vor feindlicher List. Vertrauend trinkt der königliche Kranke den Trank, in welchen der fremde Arzt seinen wunderthätigen Talisman getaucht, und fühlt schnelle Befreiung von dem Fieber. Jene beiden enthüllen indessen in geheimer Unterredung ihre arge Tücke, wie sie, nur um ihre eigene Macht besorgt, mit Verdruſs dem Siege des christlichen Heeres entgegensehen, und der Templer deutet auf Plane gegen das Leben des Königs selbst. Der listige Montserrat weiſs den Herzog von Oesterreich anzureizen, daſs dieser in stolzer Eifersucht erst die hoch in dem Lager aufgepflanzte Fahne des kranken Führers herabzureissen droht, dann die seinige daneben aufsteckt. Dem Kranken aber flüstert der Tückische zu, als ob jenes wirklich geschehen, und in heftiger Entrüstung stürzt sich Richard mit entblöſstem Schwerte nach dem Orte hin, wo er in dem Angesichte Leopold's dessen Banner niederwirft und mit Füſsen tritt. Nur **Kenneth** und **De Vaux** sind in der Eile ge-

Digitized by Google

folgt, und nachdem Philipp von Frankreich vermittelnd zwischen die zürnenden Fürsten getreten, übergibt Richard dem Leopardenritter die Bewachung seiner Fahne bis zu dem kommenden Morgen.

Die Nacht waltet mit ihrem Schweigen über dem Lager. Allein mit seinem treuen, trefflichen Hunde hält Kenneth die Wache. Da erscheint der Zwerg und überreicht zum Zeichen seiner Sendung den Karfunkelring, durch welchen die Dame seines Herzens ihn zu sich bescheidet. Er kämpft eine Weile in sich; endlich folgt er, in der Absicht, schnell wieder zurückzukehren, dem Zwerge, der ihn geradehin nach dem Zelte der Königin leitet. Er tritt ein, und hinter einer Decke verborgen, vernimmt er den Trug, den die Fürstin sich mit dem Ringe der edeln Editha erlaubt, und wie sie ihn, blos ihre Behauptung zu bewähren, daſs der Ritter die Probe nicht bestehen werde, wirklich vermittelst des Kleinodes von seiner Wache hierher gelockt. Editha selbst wird herbeigerufen und bezeigt ihren Unmuth über das dem Ritter Widerfahrene und die Verletzung ihrer eigenen Ehre; und da sie durch den Zwerg vernimmt, wie der Ritter selbst verborgener Zeuge des ganzen Vorganges seye, so zieht sie die Decke zurück, und mahnt ihn, selbst sich entschuldigend, zu schneller Flucht. Er will ihr Kleinod zurück geben; sie heiſst es ihn behalten. In Verwirrung eilt er nach der Fahne zurück. Von fern hört er den Schrei des Todeskampfes seines treuen Thieres, das er bei derselben gelassen. Er ersteigt den künstlichen Wall; der hervortretende Mond zeigt ihm, daſs die Standarte Englands verschwunden ist. Zerbrochen liegt der Speer, an dem sie gewehet, auf dem Boden; daneben windet sich sein treuer Roswal in den Zuckungen des Todes.

Das Entsetzlichste ist somit geschehen; der unglückliche Leopardenritter sieht seine Ehre zernichtet, sein Leben verwirkt, sein treues Thier zum Tode verwundet. In dieser tiefen Noth nahet ihm Adonbek el Hakim, der Mohrische Arzt, und ermuntert ihn zur Flucht. Er verheiſst Sicherheit bei Saladin und deutet darauf hin, wie kein Abschwören des Glaubens verlangt werde, sondern dem Sultane ein Mann, der mit den Europäischen Gebräuchen vertraut wäre, eben jetzt sehr willkommen seyn würde, da man darüber unterhandle, daſs ihm, zu Vermittelung des Friedens zwischen dem Morgen- und Abendlande, eine nahe Verwandte Richards, die junge Lady Editha Plantagenet, vermählt werde. Das aber eben ist die von dem Ritter angebetete Dame, und er fühlt sich tief durch den Gedanken entrüstet, daſs die schöne

Jungfrau von Anjou gar einem Ungläubigen solle zu Theile werden. Auch die Liebe zum Leben vermag jetzt nichts über ihn. Kaum achtet er es für möglich, daſs der ritterliche Richard in solche Plane eingehen solle. Vor allem glaubt er ihn unterrichten zu müssen, und tritt in der Frühe des Morgens zu dem Fürsten, der nun durch den Talisman des Arztes ganz hergestellt ist.

Des Königs Entrüstung über die seinem Panier widerfahrene Schmach ist ohne Gränzen. Erfolglos verwendet sich De Vaux für den unglücklichen Ritter; vergeblich bitten für ihn die schöne Königin Berengaria und die hochherzige Editha; umsonst erscheint der Einsiedler von Engaddi und läſst warnend den König in das schauerliche Geheimniſs seines Daseyns blicken, indem er sich als den berühmten Ritter Alberich Mortemar enthüllt. Nur erst dem Mohrischen Arzte schenkt Richard, um gegen seinen Retter nicht undankbar zu erscheinen, den zu dem Tode Verurtheilten zu seinem Sclaven, wodurch er zugleich von dem hierdurch ehrlos gewordenen Ritter Editha's Liebe auf immer abzuleiten gedenket.

Richard vernimmt hierauf durch den Erzbischof von Tyrus, der als Abgeordneter der Fürsten zu ihm naht, wie diese wirklich, zu der Rückkehr entschlossen, den Frieden mit Saladin durch ein Ehebündniſs zu vermitteln gedächten; wie selbst der heilige Mann von Engaddi mit einverstanden seye, und man an des Pabstes Genehmigung nicht zweifle, ja die Hoffnung hege, Saladin selbst hierdurch für das Christenthum gewinnen zu können. Auch der König zeigt sich in dieser Hoffnung nicht abgeneigt, nur von der Rückkehr will er nichts wissen, und durch seine Erscheinung in dem Rathe der christlichen Häupter gelingt es ihm, augenblicklich die kriegerische Begeisterung wieder anzuregen. Um so mehr sinnen im Geheimen der Groſsmeister der Templer und der Marquis Conrad auf neue Tücke, und in ihrer Unterredung enthüllt es sich, wie der letztere es gewesen, der, neuen Streit zu entzünden, in der Nacht die Fahne zerrissen und entwendet hat. Es war nun der vierte Tag, seit Sir Kenneth das Lager in dem Gefolge des Mohrischen Arztes verlassen, durch welchen letztern der König zugleich seine beiden Zwerge, Fürst Nectabanus und Frau Genevra, Saladin zum Geschenke sandte. Dafür schickt ihm sein edler Feind einen Nubischen Sclaven, der, selbst von ansehnlicher Gestalt, mit einem schönen, groſsen Jagdhunde erscheint, und obgleich stumm, doch als geschickt gepriesen wird, dem Könige gute Dienste zu leisten.

Digitized by Google

Auch verräth der Stumme sogleich groſse geistige Fähigkeit und Fertigkeit in Behandlung der Waffen; und während nun der König in seinem Zelte beschäftigt ist, eben aus England angelangte Depeschen zu lesen, der Nubier weiter innen, einen groſsen blanken Schild zu putzen, erscheint auſsen ein Marabout, mit dem die Wachen eine Zeit lang ihr muthwilliges Spiel treiben, bis zuletzt ihre Aufmerksamkeit von dem scheinbar Trunkenen sich abwendet, und dieser den Augenblick ersieht, mit seinem Dolche über den König herzufallen. Aber alles, was auſsen vorgefallen, zeigte sich dem Nubier in seinem leuchtenden Schilde, wie in einem Spiegel; schnell genug eilt er herbei, und unter seiner Hand sinkt der Mörder, der Assasine, den der Templer gesandt hat. Da er eine leichte Wunde empfangen, so saugt der dankbare König selbst ihm diese aus, und erkennt hierbei den Ritter Kenneth in dem Verhüllten.

Dieser war indessen mit dem Arzte nach Saladins Lager gelangt, wo sein freundlicher Herr sich ihm als seinen Gegner bei dem Diamanten der Wüste, Ilderim, den Löwen des Gebirges, zu erkennen gegeben, und ihm zugleich die Aussicht eröffnet hatte, vermittelst des Instinctes seines Hundes, der durch den Talisman des Arztes eine schnelle Heilung gewonnen, unter den Fürsten denjenigen zu entdecken, welcher dem Banner die Schmach angethan und das edle Thier verwundet hatte, und hierdurch seine eigene Ehre wieder zu gewinnen. Und wirklich, als hierauf die Fürsten, dem Führer ihre Ehrfurcht zu erweisen, der Reihe nach zu der neu aufgerichteten Fahne nahen, verräth der sichere Trieb des Thieres den schuldigen Marquis von Montserrat. Zu Entscheidung des Streites, der sich entspinnt, wird auf den fünften Tag ein Zweikampf bestimmt, so daſs König Richard, als der Ankläger, für sich einen Kämpfer stellen, Conrad, Marquis von Montserrat aber, als der Angeklagte, in eigener Person erscheinen soll. Den Sultan Saladin beschlieſst man um einen Ort auſserhalb des Lagers zu dem Kampfplatze zu bitten. Kenneth, als Nubischer Sclave, übergibt an Editha des Sultans Briefe, und behauptet, obgleich von der Geliebten erkannt, diesmal treu das gelobte Schweigen. Noch ist er Zeuge, wie Blondel von Nesle das Lied von dem Blutgewande singt, und kehrt dann mit des Königs Botschaft zu Saladin zurück.

Dieser bestimmt den christlichen Kämpfern den Diamanten der Wüste zu dem Kampffelde. Dahin begibt sich Richard mit den Damen, so wie der Marquis Conrad, beide mit

Digitized by Google

dem verabredeten Gefolge, und des Königs Arzt tritt nun in dritter Enthüllung als Sultan Saladin selbst hervor. Beide ritterliche Fürsten geben Proben ihrer Stärke und Gewandtheit im Gebrauche der Waffen. Darauf gehet der Kampf vor, worin Sir Kenneth, von dem Sarazenischen Fürsten gewappnet, als Richards Kämpfer erscheint und seinen Gegner sogleich bei dem ersten Zusammentreffen niederwirft. Der Besiegte bekennet seine Schuld und wird in den Gewahrsam seiner beiden Bürgen, des Herzogs von Oesterreich und des Templers, gegeben. Der Sieger wird in das Zelt der Damen geführt, die ihm die Waffenstücke abnehmen, und vor denen der Ritter des Leoparden sich nun in neuer Enthüllung von seinen Knien als David Graf von Huntingdon, königlicher Prinz von Schottland, erhebt, als den ihn Richard schon zuvor erkannt hatte. Länger stehet nun keine Scheidewand zwischen ihm und Editha, und auch der Einsiedler thut kund, wie die himmlischen Schaaren, die ihm den Traum gegeben, nichts als Wahrheit in ihren leuchtenden Urkunden schreiben. Denn Editha's Vermälung soll Richard aussöhnen mit einem seiner mächtigsten Feinde und ihr Gemahl ein Christ seyn.

Nachdem aber der Dichter die Liebenden glücklich vereint hat, und jede neue Enthüllung einer der verschleierten Personen auch zu der neuen Lösung eines der verschlungenen Knoten geworden, so bleibt ihm nur noch übrig, das Werk der Rache zu vollbringen, das er diesmal einer gar hohen Hand anvertraut. Denn indessen der Sultan seine christlichen Gäste in seinem Zelte bewirthet, klingt aus seinem Munde das gräſsliche: *Accipe hoc!* dem Templer entgegen, und von seiner Hand und seinem Schwerte rollt des Verräthers Haupt vor den zechenden Fürsten auf den Boden nieder. Mit jenen Worten nämlich hatte — wie als unbemerkter Zeuge der Zwerg dieses belauschte — der Groſsmeister der Templer den unglücklichen Marquis von Montserrat erdolcht, damit dieser seine geheimen Verbrechen nicht verrathen möge. Der ganze Vorgang bringt indessen kaum eine Störung des Festes hervor. Das Blut wird weggewischt und die Gesellschaft setzt das Mahl fort.

An dem folgenden Tage kehren die christlichen Fürsten nach ihrem Lager zurück. Bald darauf wird der junge Graf von Huntingdon mit Editha Plantagenet vermählt. Der Sultan schickt als Hochzeitsgeschenk den berühmten Talisman. —

Digitized by Google

Recht anschaulich wird uns aber in diesen Bildern, die nun ganz historisch sind, die Methode, wonach der Dichter seine Schöpfungen zu Stande bringt. Es ist nicht Eine Idee, von der ergriffen er seinen Plan entwirft; die sichtbar in das Leben zu führen, er Ort, Zeit und Personen wählt, und seinen Knoten schürzend und lösend, neue Verschlingungen hervorbringt, so daſs wir zuletzt, nachdem das bunte Spiel an uns vorüber gegangen, in dem Besitze seiner besten, bleibenden Gabe, von seiner Idee gehoben und beruhigt, von ihm scheiden. Sein Streben vielmehr beschränkt sich darauf, irgend ein geschichtliches Ereigniſs, eine Zeit, Personen aus derselben darzustellen. Hiernach ordnet er seinen Entwurf. Die Scene wird geschildert, mit unermüdlicher Beharrlichkeit weilt der Zeichner dann bei seinen Personen, faſst sie in dieser und dann wieder in einer andern Situation auf, und läſst sie nicht eher los, bis er sie in voller Verständlichkeit vor den Beschauer hingestellt hat. Damit gewinnen seine Gemälde allerdings eine groſse Anschaulichkeit, aber auch eine gleich groſse Breite; er schaffet mehr einen Kranz anmuthig wechselnder Schilderungen, Zeichnungen, Malereien, als Ein grosses, in allen seinen Theilen fest verbundenes und gleichmäſsig ausgeführtes Ganze; der augenblickliche Effect ist gewaltig, und doch das Resultat und der letzte Nachklang gering Und was dann den aus der Geschichte entlehnten Gegenstand angeht, so unterhält uns unser Dichter hier nicht, wie in vielen andern Stücken, mit dem Leben und den Ereignissen einer fernen, ungekannten Welt, mit einer Reihe von Sagen, wie diese in dem engen Kreise eines abgetrennt lebenden Völkchens eingeschlossen sind, das wir durch ihn erst kennen lernen; er führet uns auf ein allgemein gekanntes Gebiet, auf den hell leuchtenden Schauplatz der groſsen Weltereignisse selbst. Wir müssen ihm dabei das Zeugniſs geben: in ihrem geschichtlichen Charakter stehen im Allgemeinen Zeit, Ort und Personen da, aber zugleich entgeht es uns nicht, welchen Zwang er daneben der Geschichte anthut, wie sie in die Schranken seines Dichterwerkes sich fügen muſs, wie er nur so viel von ihr aufnimmt, als mit seinem Plane sich verträgt, und dieses wieder zu seinem Zwecke gestaltet, dehnt oder verkürzt, ändert und ausschmückt, und seltsam mit den groſsen Personen historischer Wirklichkeit die Gebilde seiner eigenen Schöpferkraft verkehren läſst, als ob sie zugleich mit jenen geboren worden, gelebt und gewirkt hätten und gestorben seyen, da es uns vielmehr oft vorkam, als ob wir in denselben nur flüchtig hinschimmernde Irrlichter und Spukgestalten

Digitized by Google

zwischen den festen, in unvergänglichem Erze aufgestellten Bildern der Historie hingaukeln sähen. Auch sind die letztern, um sie recht stark in ihren Charakterzügen auftreten zu lassen, mehrmals bis zu dem Carricaturartigen grell gezeichnet, und wir gestehen offen, wie wir durch diese Behandlung der Geschichte uns wenig befriedigt gefühlt haben, und dem letzten Werke unseres Dichters nicht eben die erste Stelle unter seinen Schöpfungen einräumen möchten.

Um aber dieses allgemeine Urtheil durch Einzelnheiten aus dem Stücke selbst zu bewähren und zu erörtern, so beruhet die Verschlingung und Lösung in diesem romantischen Gemälde wörtlich auf einer Verkleidung und Entkleidung einer der Hauptpersonen aus demselben. Saladin erscheint erst als der Löwe Ilderim von Kurdistan, legt darauf die Verhüllung des Arztes El Hakim um, steht dann wieder als Ilderim vor Kenneth, und zeigt sich zuletzt erst in seiner wahren Gestalt, als den gewaltigen Sultan selbst, vor dem Ritter und dem christlichen Könige. In dem Ganzen erscheint er mehr als ein abendländischer Abentheurer, denn als orientalischer Monarch, und wir zweifeln sehr, ob diese seine Beweglichkeit je mit dem starren Ernste des Morgenlandes sich einen werde. Besonders ist die letzte Scene, wo er mit eigener Hand das Scharfrichteramt übt und vor den bei dem Mahle versammelten Fürsten dem Templer den Kopf abmäht, grell genug gezeichnet, und es ist eine groſse Anforderung an den Leser, einen solchen Vorgang als in dem Charakter der Geschichte gegründet zu achten. Ganz in dem Sinne, wie neuere Geschichtforscher die Templer wieder auffassen, ist Giles Amaury, der Priester-Soldat und Groſsmeister des Templerordens, gezeichnet, als das Haupt eines durch geheime Gräuel entweiheten Bundes, der keinen andern Zweck hat, als den Tempel seiner eigenen Gröſse, und sey es eben so auf den Trümmern der christlichen, als der sarazenischen Macht, aufzuführen. Sein Verbündeter erscheint als ein Marquis von Montserrat, und damit sein Name nicht zweifelhaft seye, auch mit dem sägeförmig gezackten Berge auf seinem Schilde, statt des geschichtlichen Markgrafen Conrad von Montferrat, der, gegen die Ansprüche des gefangenen und von Saladin frei gegebenen Königs Guido von Jerusalem, das von ihm eroberte Tyrus zu behaupten sucht, und hier durch den Dolch eines Assassinen endet, statt daſs unser Dichter ihn erst durch die Lanze Kenneths sinken und dann unter dem Dolche des Templers verbluten läſst. — Herrlich ist der Ritter Kenneth, als freies Ge-

Digitized by Google

bilde der schöpferischen Kraft des Dichters, dargestellt, in seinem Adel, in seiner Armuth und seinem Stolze, in seiner Liebe zu seinem Diener nnd Hunde, und in dem Dienste seiner Dame, wie er in diesem seine ritterliche Ehre verletzt, aber auch wieder herstellt, und hierdurch die Liebe Editha's zu ihm sich enthüllt. Es ist dieses das gelungenste Bild von allen, so wie die Lösung da gegeben wird, wo er als Schottischer Königsprinz, David Graf von Huntingdon hervortritt. Als ein hochgehaltenes Gebilde steht dann die schöne Jungfrau von Anjou, Editha Plantagenet, zu seiner Seite, und wir betrachten jene Scene als die anziehendste, wo Kenneth und Editha zusammen auftreten, so wie die ersten Erzählungen als die Blüthe des Ganzen. Wie herrlich sind jene nächtlichen Vorgänge in dem Carmeliterkloster; dann die nächtliche Wache bei der Standarte Englands und die Verlockung des Wächters in das Zelt der Königin durch den Zwerg, der doch den fremden Ritter zu weit führt, so daſs die königliche Herrin durch ihre übermüthige Laune sich in Verlegenheit und zuletzt in groſse Trauer und Beängstigung gesetzt fühlt. Hier ist hohe Poesie. Auch die Unterhaltung des ungeduldigen Königs mit seinem treuen De Vaux, dem ächt Englischen Charakter, ist vortrefflich. Darauf aber zerfällt das Ganze und dehnt sich ungebührlich in die Breite, und die geschichtlichen Züge werden vielfach entstellt, indem nun gar Saladin, der Sultan, in dem christlichen Lager als Arzt erscheint, und, phantastisch genug, seinen ritterlichen Feind mit seinem Talismane heilt. Und werfen wir zuletzt einen Blick auf den Helden selbst, der dem Stücke den Namen gibt, so ist König Richard ganz so gehalten, wie ihn einer unserer gründlichen Historiker schildert: als der, „in dessen Charakter sich dieselbe Mischung entgegengesetzter Eigenschaften zeigte, welche der ganzen ritterlichen Sängerzunft jener Zeiten und Gegenden eigenthümlich war, der er angehörte: Heldenmuth, Durst nach Thaten, lebendiges religiöses Gefühl, welches abwechselnd mit Rohheit, Grausamkeit, Habsucht, Jähzorn und Wollust in ihm wirkte, und ihn bald zu dem Höchsten, bald zu dem Niedrigsten fähig machte.“ Und in wie ganz anderer Persönlichkeit erscheint er hier, als in einigen deutschen Romanen, wo er allein nur von Seiten seiner Ritterlichkeit, seines Frauendienstes und seines Edelmuthes aufgefaſst wird. Ueberhaupt bemühet sich unser Dichter eben so wenig das Harte, Rohe und die ganze grelle Barbarei jener Zeit zu verdecken und zu beschönigen, als er von der andern Seite mit inniger Liebe die Züge wahrer Gröſse

Digitized by Google

und eines gewaltigern Lebens- und Glaubensgefühles, als die unsrige es besitzt, hervorhebt. Nur in Zeit, Ort und, wie schon angedeutet worden, in den Personen ist mit groſser Willkühr alles umgestaltet, und das, was Effect hervorbringt, so gehäuft, daſs jene glänzenden Züge aus einem weitern, geschichtlichen Gebiete in den engen Raum dieser Vorgänge zusammengedrängt sind.

So war wirklich der Plan einer Versöhnung durch Heirath zwischen den christlichen und sarazenischen Fürsten vorhanden, aber nicht zwischen Saladin selbst und dieser Editha Plantagenet, sondern zwischen El Adel, dem Bruder des Sultans, und Richards Schwester, der Witwe Wilhelms II. von Sicilien. Auch ist der ganze Vorgang mit der Fahne ein anderer. Nicht hier in dem Lager trug sich das Ereigniſs zu, und nicht der Herzog Leopold von Oesterreich war der zuerst Beleidigende, sondern Richard war es, der in Acre, als er das Panier des Herzogs auf einem der von den Seinigen behaupteten Thürme aufgepflanzt sah, es herabriſs und beschimpfte, wodurch sich der später für Richard so schädliche Zwist zwischen beiden Fürsten entspann. Eben so war es nicht jener poetisch erfundene Büſser von Engaddi, der Richard seine Töchter vorrückte, sondern es ist auch hier nur ein früheres Ereigniſs benutzt. Denn der Pfarrer Fulco von Neuilly war es, der Richard gewarnt hatte, nicht eher auf den Kreuzzug zu gehen, bis er seine drei Töchter: Stolz, Wollust und Habsucht, würde verheirathet haben; worauf ihm denn freilich Richard zu dienen wuſste, indem er nach andern einleitenden Worten entgegnete: „Do igitur superbiam meam superbis templariis, et cupiditatem meam monachis de ordine Cisterciensi et luxuriam meam praelatis ecclesiarum" Schlossers Weltgesch. Th. III, II, 1. S. 10.

Wenn man nun diese Willkührlichkeit ansieht, mit welcher der Dichter die Geschichte benutzt, und was in anderer Zeit und von andern Personen geschehen, den seinigen in den Mund legt, so wird man um so mehr bedenklich in den andern Romanen desselben, wo wir ihm nicht Schritt für Schritt folgen können, weil nur er mit den Quellen seiner Erzählung vertraut ist, und wir überhaupt nicht wissen, wie weit wir auf dem festen Boden der Geschichte uns bewegen. Und so ist es nicht dieses, was wir ihm vorrücken wollen: er verwirre die Begriffe durch seine Mischung von Dichtung und Wahrheit, sondern der innere Widerstreit in seiner ganzen Methode, die von der einen Seite auf groſsartige, lebendige Nachbildung der Wirklichkeit hinstrebt, und von der andern

Digitized by Google

diese Wirklichkeit mit aller Willkühr in seine Dichtung hineinzieht, sie mit dieser mischt und nach dem Bedürfnisse derselben schmückt und umgestaltet.

Ueber die Zeichen der venerischen Krankheit und deren Bedeutung; über die Nothwendigkeit einer energischen Behandlung der allgemeinen Lustseuche und über das wahre Wesen der vermeinten und sogenannten Merkurialkrankheit, zu ernster Belehrung und dringender Warnung für alle gebildete Laien von Dr. Friedrich Alexander Simon, jun., praktischem Arzte in Hamburg. Mit dem Motto: nil humani a me alienum esse puto. Leipzig, 1825. bei Steinacker und Hartknoch. Hamburg, beim Verfasser. XVIII und 236 *S.* 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Eine gründliche Anleitung für den Nichtarzt zur Aufklärung über die wahre Natur der venerischen Krankheit, eine von einem redlichen und zugleich kenntniſsvollen und erfahrungsreichen Arzte verfaſste Darstellung desjenigen, was zu thun oder zu lassen sey, um, einmal befallen von dieser bösartigen Seuche, vor ihren weitern zerstörenden Folgen gesichert zu seyn, ist in Wahrheit kein unverdienstliches Unternehmen! Was wir zur öffentlichen Belehrung über dieses so vielfach verbreitete, in so mannigfachen Gestalten einherziehende, so tief in das körperliche und moralische Wohl der Menschen eingreifende Uebel für den Laien bis jetzt besitzen, ist, mit nur wenigen Ausnahmen, entweder das schale Erzeugniſs literarischer Speculation und Gewinnsucht, dem alles Andere theuer ist, nur nicht das wahre Wohl der leidenden Menschheit, obwohl solche Schriften letzteres als den Zweck ihrer Erscheinung gewöhnlich in den Schild hängen, oder sie geben Anleitung zu jenen unseligen Selbstkuren, die den im Gebiete ärztlicher Beurtheilung fremden Kranken nicht selten im Innersten zerstört und an aller Hülfe verzweifelnd, zuletzt doch noch dem Arzte zuführen; oder sie enthalten geradezu von vorn herein theoretische Sätze und Kurregeln, die eben sowohl der wahren Natur des Uebels, als einer gesunden Therapie zuwider laufen, und den Kranken, werden sie realisirt, früher oder später in ein unvermeidliches Siechthum stürzen. — Nicht minder aber ist es wahr, daſs sich Vieles von dieser bösartigen, im Finstern schleichenden Seuche unter den Menschen durch die Unwissenheit der letztern von der Bedeutung derselben verbreitet; Vielen, die früher Hülfe gesucht und

Digitized by Google

gefunden hätten, ist es unbekannt geblieben, daſs sie, wie es dem Ref. schon oft auf die auffallendste Weise vorgekommen, das Gift der Krankheit bereits schon Jahre lang mit sich herum schleppen, und dasjenige, woran sie lange schon die qualvollsten Stunden verseufzt, venerischer Abkunft sey; nicht weniger halten auch wieder Andere, die den Ursprung ihres Leidens zwar kennen, dasselbe aber wegen seiner Schmerzlosigkeit, seines langsamen Umsichgreifens, weil sie dasselbe oft lange nicht an ihren Gewohnheiten, ihren Genüssen und Berufsverhältnissen hindert, und ein solches zuweilen auch längere Zeit verborgen halten können, doch nur für eine Kleinigkeit, spötteln wohl gar darüber, machen sich lustig über ihre Galanterieen, wie sie die Folgen ihrer Vergehen allzu gelinde benennen, und thun sich wohl noch etwas darauf zu Gute, in diesem unreinen Gebiete sich wacker herumgetummelt zu haben; noch Andere aber endlich werden nicht blos durch eigene Unwissenheit, durch Vorurtheil oder selbst verschuldete Nachlässigkeit, sondern leider nicht selten durch die irrigen Ansichten ihrer Aerzte, durch die Lauigkeit und Gleichgültigkeit, mit welcher letztere ihr Uebel ansehen und behandeln, durch das kraftlose Verfahren derselben gegen die Krankheit, die Beute einer schnellern oder langsamern Vergiftung. — Vorliegende Schrift nun entspricht nach des Ref. Ermessen vollkommen denjenigen Forderungen, welche man an einen populären Unterricht über den in Frage stehenden wichtigen Gegenstand zu machen berechtigt ist, und von ganzem Herzen wünscht er, daſs ihr so viele Leser zu Theil werden möchten, als sie es verdiente. Der Verf. hat sich strenge an die Befugniſs des ächten, populär schreibenden Arztes gehalten, nämlich dem Laien keine eigentlichen Arzneivorschriften zu ertheilen, sondern denselben lediglich auf eine klare und bündige Weise mit dem Wesen und der Form des abzuhandelnden Gegenstandes bekannt zu machen; herrschende Vorurtheile über denselben gründlich zu beseitigen, verständige Vorschriften und dringende Warnungen in der Diät und Lebensordnung des Kranken überhaupt zu ertheilen, und auſserdem auf die menschenfreundliche und kenntniſsvolle Berathung und Hülfe durch den Arzt hinzuweisen.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

N. 24. 1826.

Heidelberger

Jahrbücher der Literatur.

Simon, über die Zeichen der venerischen Krankheit und deren Bedeutung.

(*Beschluſs.*)

Hauptsächlich aber ist es dem Verf. darum zu thun, zum Troste und zur Belehrung des Nichtarztes zu zeigen, daſs das venerische Uebel bei weitem in den meisten Fällen gründlich und ohne weitern und spätern Schaden für die Gesundheit wieder geheilt werden könne, wenn nur die Bedingungen zu einer solchen Heilung von Seiten des Arztes sowohl als des Kranken pünktlich erfüllt werden; daſs aber nur allein das Quecksilber und seine zweckmäſsige und kräftige Anwendung, nicht aber der unverständige und unvollkommene Gebrauch dieses Medikaments, oder die blos äuſserliche oder örtliche Behandlung des venerischen Lokalübels, und eben so wenig der Gebrauch des Guajaks, der Sassaparille, der Säuren oder der Schwefelbäder diejenigen Heilmittel seyen, durch welche das venerische Gift gründlich getilgt werden könne; daſs die sogenannte Merkurialkrankheit im gewöhnlichen Sinne des Worts ein Unding und nichts weiter sey, als eine Complication der noch nicht gänzlich getilgten syphilitischen Krankheit mit dem, durch den oft wiederholten oder unzweckmäſsigen Quecksilbergebrauch im Körper hervorgebrachten Schwäche- und Auflösungszustande, und daſs es von Vorurtheilen oder einem Mangel an oft wiederholter unpartheiischer und gründlicher Beobachtung zeuge, wenn von der Schädlichkeit des gegen die Syphilis verständig angewandten Merkurs für die übrige Gesundheit, oder gar von der Ueberflüssigkeit und Nutzlosigkeit dieses Metalls gegen jene Krankheit die Sprache sey. — Ref. findet die hier aufgestellten Ansichten und Grundsätze des Verf., der Hauptsache nach, mit seinen eigenen über diesen Gegenstand vollkommen übereinstimmend; schon längst verdankt er der Befolgung derselben die glückliche Wiederherstellung mancher an dieser Seuche Leidenden, die längst

Digitized by Google

ſchon alle Hoffnung zu ihrer Geneſung aufgegeben hatten, und er hegt die volle Ueberzeugung, daſs die allgemeinere Berückſichtigung jener Grundſätze für Kranke und Aerzte von gleich ſegensvollen Folgen ſeyn würde.

Nach dieſer allgemeinen Darſtellung des weſentlichen Inhaltes der Schrift wendet ſich Ref. nun mit Kurzem zu der beſondern Anzeige ihrer einzelnen Theile. Sie beſteht aus ſieben Kapiteln, von denen das erſte (S. 1 — 24.) eine „hiſtoriſche Skizze der Luſtſeuche und ihrer Behandlung ſeit Erſcheinung derſelben bis auf unſere Zeiten" enthält, die nicht nur der Laie, ſondern auch der Arzt mit Intereſſe und Nutzen leſen wird. Zu S. 22. gedenkt Ref. in Bezug auf die Trüglichkeit der ſogenannten gelinden Montpellier'ſchen Kuren durch Sublimat ohne Salivation und des warmen Klima's jener Gegend eines Mannes mit einer ſyphilitiſchen Auftreibung des Bruſtbeins, den er vor wenigen Jahren an ſeinem gegenwärtigen Wohnorte behandelte, welcher zuvor in Toulouſe und Montpellier gegen ſeine conſecutive Lues auf jene Weiſe fruchtlos behandelt worden war, und eben ſo daſelbſt auch eine Menge Schwefelbäder, zuletzt aber die Pyrenäenbäder von Barèges ohne eine gründliche Heilung ſeines Uebels gebraucht hatte. — Das zweite Kapitel (S. 25 — 42.) iſt der Belehrung „über die veneriſche Anſteckung", d. i. der Art und Weiſe, wie das veneriſche Gift mitgetheilt wird, und auf welchen verſchiedenen Wegen die Anſteckung durch daſſelbe geſchehen kann, gewidmet. Ref. vermiſst hier eine kurze Belehrung für den Nichtarzt, was von der durch den gemeinſchaftlichen Gebrauch eines Abtrittes angeblich geſchehenen veneriſchen Anſteckung zu halten ſey; da gerade die Meinung, daſs ſich auf dieſem Wege das ſyphilitiſche Gift leicht mittheile, unter den Laien häufiger verbreitet iſt, als ſich mit der Wahrheit verträgt, dieſelbe aber unter gewiſſen Bedingungen und in ſeltnen Fällen allerdings auch Statt finden kann. Desgleichen hätte auch die häufig von Laien gehörte Meinung: daſs durch den Beiſchlaf mit einer Frauensperſon, welche die monatliche Reinigung habe, auch wenn ſie ſonſt rein ſey, eine Anſteckung geſchehen könne, Erwähnung und Berichtigung verdient. — In Betracht der wichtigen Streitfrage über die Fortpflanzung des veneriſchen Giftes durch die Zeugung bemerkt Ref. zu Gunſten der erſtern, daſs auch ihm mehrere unbeſtreitbare Fälle einer ſolchen Fortpflanzung vorgekommen ſeyen, die ſich aber zum Theil nicht gleich nach der Geburt oder in den erſten Lebensjahren, ſondern erſt nach Verfluſs mehrerer Jahre bei den Kindern offenbarten. —

Digitized by Google

Ohne im Sinne älterer Schriftsteller eine actio in distans des venerischen Giftes anzunehmen, so hält Ref. doch eine Mittheilung desselben durch die Atmosphäre, den Athem, den Schweiſs unter gewissen Umständen und bei günstiger Disposition des Körpers nicht für unmöglich, eben so wie sich auch die Lungensucht unter gewissen Bedingungen ansteckend zeigt; und er macht hiebei insbesondere auch auf das aufmerksam, was neuerlich J. H. Kopp (in seinen ärztl. Bemerk. auf einer Reise in Deutschland und Frankreich, Frankf. a. M. 1825. S. 127 ff.) über Mittheilungen der Syphilis auf diesen Wegen beobachtet hat. — Im dritten Kapitel (S. 42 — 58.) handelt der Verf. „von den verschiedenen Vorbauungsmitteln der Ansteckung", bei deren Aufzählung und Würdigung die vor mehreren Jahren von Eichrodt als Schutzmittel gegen die venerische Ansteckung äuſserlich zu gebrauchende oxydirte Salzsäure auch eine Stelle verdient hätte, um so eher, als die Wirksamkeit jenes Mittels gegen Ansteckungsstoffe überhaupt vielen gebildeten Laien ohnedies längst schon bekannt ist. — Das vierte Kapitel (S. 59 — 130.) ist der Beschreibung der „ursprünglichen oder sogenannten örtlichen venerischen Uebel, dem Tripper, Schanker und den Leistenbeulen" gewidmet. Dieses vortreffliche Kapitel enthält für Laien, so wie auch selbst für Aerzte, beherzigungswerthe, inhaltschwere Worte, die dem Ref. aus der Seele geschrieben sind. Ref. erlaubt sich dabei blos die Bemerkung, daſs es dem Verf. hätte gefallen mögen, bei den diätetischen Vorschriften gegen jene Uebel, und namentlich gegen den Tripper, specieller zu seyn, indem der Nichtarzt eine nähere Belehrung hierüber durch eine bessere medicinisch-populäre Schrift um so mehr fordern kann, je weniger in einer solchen die Rede vom Selbstgebrauch von Arzneimitteln seyn soll. Ref. weiſs aus täglicher Erfahrung auch in andern Krankheiten, daſs es nicht genug ist, blos im Allgemeinen zu bestimmen: der Laie soll eine strenge, milde Diät halten, den Genuſs schwerer, unverdaulicher, blähender Speisen vermeiden, sondern es müssen ihm auf positive Weise diejenigen Speisen und Getränke namentlich benannt werden, welche er während seiner Krankheit zu genieſsen oder zu vermeiden hat, damit ihm weniger Zweifel in seiner eigenen Wahl unter denselben übrig bleiben, und ihm die Befolgung diätetischer Vorschriften, worauf ja im Heilungsprocesse so vieles ankommt, um so bequemer, und dann auch um so sicherer gemacht wird. — Beim Gebrauch eines Suspensoriums im Tripper vermiſst Ref. den Rath, dasselbe nicht

Digitized by Google

nur gleich im Anfange dieser Krankheit in Anwendung zu bringen, sondern es auch noch zu tragen, wenn der Tripper bereits schon gänzlich im Abnehmen ist, indem nach des Ref. Beobachtung die gonorrhöischen Hodenanschwellungen im zweiten Zeitraume des Trippers, wo der Kranke sich schon wieder mehr Uebertretungen in den ärztlichen Vorschriften erlauben zu dürfen glaubt, häufiger vorkommen, als im ersten entzündlichen Stadium desselben, ein passend verfertigter, nicht zu weiter oder zu enger Tragbeutel aber zu deren Verhütung vieles beiträgt. Auſserdem räth Ref. seinen Tripperkranken auch noch, um die Reibung an der empfindlichen Harnröhrenmündnng bei den Bewegungen des Körpers, im Gehen u. s. w., so wie um das Ankleben des männlichen Gliedes am Hemde oder den Beinkleidern, und das ekelhafte und übel riechende Beschmutzen jener Kleidungsstücke zu verhüten, das gleichzeitige Tragen eines nicht zu engen, mit Leinwandläppchen oder Charpie zum Theil angefüllten Suspensoriums oder Futterals für das männliche Glied selbst, dessen theilweise beschmutzter Inhalt von Zeit zu Zeit leicht entfernt werden kann, während das gereizte und etwas geschwollene Glied in der nach seiner Form gefertigten Hülle eine wohlthätige Unterstützung findet. Für wesentlich hätte Ref. ferner den Rath für Tripperkranke gehalten, das nur allzuhäufig bei ihnen vorkommende schädliche Betasten und Drükken des Gliedes, wozu sie theils an sich schon durch den gereizten Zustand desselben, theils durch die beständige Neugierde, den lästigen Ausfluſs bald vermindert und entfernt zu sehen, aufgelegt sind, zu vermeiden, und insbesondere im ersten Zeitraume der Krankheit das männliche Glied als in einem entzündeten Zustande befindlich zu betrachten, wobei das häufige Betasten und Drücken fast so nachtheilig ist, als bei einem entzündeten Auge. Aus diesem Grunde hält Ref. auch das vom Verf. um der Reinlichkeit willen angerathene öftere Entfernen des ausflieſsenden Tripperschleimes nicht für ganz zweckmäſsig, insbesondere da der Laie Maaſs und Ziel zu halten, in den meisten Fällen so wenig geeignet ist. — Nicht ganz sachgemäſs findet es Ref., wenn der gelehrte Vf. das gewöhnlich sogenannte zweite oder reizlosere Stadium der Gonorrhoe Nachtripper nennt, da nicht dieser Zeitraum des Schleimflusses, sondern erst die ungewöhnliche oder widernatürliche Verlängerung desselben, oder eine abermalige Schleimabsonderung, nachdem die erstere bereits schon auf gewöhnliche Weise aufgehört hatte, gleichsam eine dritte Periode des Trippers, mit Recht Nachtripper genannt werden

kann. — Unter die auf sogenannte gestopfte Tripper zuweilen erst später noch folgende Uebel, welche der Nichtarzt kennen soll, gehören auch noch die Mastdarm-, Mittelfleisch- und Harnröhrenfisteln, die sich dann in gewissen Jahren um so leichter bilden, je mehr sich zugleich Hämorrhoidalumstände damit verbinden. Eben so wäre es auch nicht überflüssig gewesen für den Laien zu bemerken, daſs der Augenschleimfluſs neugeborener Kinder, durch welchen zuweilen in ganz kurzer Zeit die Augen zerstört werden und das Kind für immer erblindet, nicht selten in einer von den angesteckten Aeltern aus mittelbar oder unmittelbar durch die Zeugung geschehener Uebertragung des Trippergiftes auf das Kind hervorgebracht werde. — Zur Verhütung und Milderung der schmerzhaften nächtlichen Erectionen bei'm Tripper würde Ref. dem Laien vorzüglich auch die Vermeidung der Rückenlage im Bette und frühes Aufstehen empfohlen haben. — Die S. 80. gegen diesen lästigen Zufall vom Verf. empfohlenen lauen Bähungen des männlichen Gliedes (woraus diese bestehen sollen, ist für den Laien nicht gesagt) findet Ref. deswegen nicht gut anwendbar, weil ihre Bereitung für den Tripperkranken gewöhnlich zu umständlich ist, er in deren Anwendung zum Schaden leicht zu viel oder zu wenig thut, und sein Uebel bei ihrem Gebrauche auch eher verrathen wird. Leichter für den Laien ausführbar sind gegen den genannten Zufall das öftere sanfte Baden des männlichen Gliedes in lauer Milch, sorgfältige, nicht drückende Einhüllung desselben nachher in Leinwand, vorzüglich aber strenge Vermeidung aller geistigen und körperlichen Reize für die Geschlechtstheile, als Nachtessen blos eine leichte Suppe und Seitenlage im Bette. — Im Punkt der Einspritzung gestattet der Verf. ganz milde Injectionen von lauer Milch und Habergrütze nicht nur als unschädlich in der ersten Periode des Trippers, sondern auch als nützlich gegen den heftigen Schmerz. Ref. widerräth Einspritzungen im Tripper ganz und gar, sey es im ersten Zeitraume desselben mit lauer Milch, oder bei'm eigentlichen Nachtripper mit adstringirenden und narkotischen Substanzen; denn erstere schaden durch den mechanischen Reiz an der entzündeten Mündung der Harnröhre, ohne daſs die besänftigende Flüssigkeit tief in letztere eindränge und Nutzen schaffte, bei letzterem aber hat Ref. durch Unterdrückung des Tripperausflusses nicht nur die bekannten nachtheiligen Folgen, sondern statt derselben sehr oft auch den Tripperausfluſs neuerdings wieder stärker, als er zuvor war, werden sehen. — Ueber die wahre Bedeutung der von Laien (und vielen Aerzten) gar häufig zu

leicht genommenen, nicht selten blos oberflächlich und unbedeutend scheinenden Excoriationen an der Vorhaut oder der Eichel, deren der Verf. S. 116 und 118 erwähnt, hat sich auch Ref. kürzlich in diesen Jahrbüchern bei Gelegenheit der Anzeige von J. H. Kopp's ärztlichen Bemerkungen auf einer Reise u. s. w. ausgesprochen, und es wäre ihm leicht, das dort Gesagte mit einer nicht geringen Anzahl eigener Beobachtungen noch weiterhin zu belegen. — Im fünften Kapitel (S. 130 — 201.) unterrichtet der Verf. über die „venerischen Folgeübel oder die sogenannte allgemeine Lustseuche". Unter diesen sind nach des Ref. Erfahrung geschwürige Nägel an Händen und Füſsen gar nicht so selten, und er hatte ohnlängst Gelegenheit, ein Auswachsen der Nägel an den Fingern bei einem halbjährigen Säuglinge zu beobachten, der von einer verdächtigen Mutter geboren war. Desgleichen sah er auch schon mehrere Male Condylomata an der inneren Fläche der Oberschenkel und selbst zwischen den Fuſszehen. Andrerseits sind aber Feigwarzen in der Mundhöhle nicht immer die Zeugen einer tief eingewurzelten und verjährten Lustseuche, denn Ref. sah sie schon in einer erst wenige Monate eher bestehenden Lustseuche neben andern gleichzeitigen Zufällen consecutiver Lues auftreten. — Zu den S. 189. vom Verf. erwähnten, zuweilen auch nach kräftig behandelten venerischen Halsgeschwüren noch auftretenden Knochenanschwellungen, die „mehr ängstigend als wichtig seyen", zählt Ref. auch die nach jenen gründlich geheilten Geschwüren zuweilen nachher noch übrig bleibende Disposition zu katarrhalischen Halsentzündungen bei Personen, die zuvor nie oder nur selten an letztern gelitten hatten, einem diaphoretischen Verfahren weichen, kein Quecksilber mehr erfordern, jedoch mit den eigentlichen syphilitischen Halsentzündungen oder mit den durch unvollkommenen Quecksilbergebrauch nur gedämpften, aber nicht getilgten Halsentzündungen dieser Art ja nicht verwechselt werden dürfen. Die Heiserkeit und der würgende Husten aus venerischer Ursache ist oft nicht leicht zu erkennen, Nebenumstände müssen, nach des Ref. Erfahrung, hier oft in der Diagnose leiten; ist aber die Ursache erkannt, so vermag den Kranken nur der verständige Gebrauch des Quecksilbers in dem frühern Zeitraume der Krankheit vor dem martervollen Tode der Kehlkopf- oder Luftröhrenschwindsucht zu retten. — Sechstes Kapitel. Von der sogenannten und verlarvten venerischen Krankheit (S. 202 — 212.). Der Verf. gibt nicht zu, daſs es eine verborgene oder verlarvte venerische Krankheit gebe, allein in dem gewöhnlichen Sinne

Digitized by Google

des Worts und nach der Analogie anderer Krankheitszustände, wie z. B. der Wechselfieber, gibt es allerdings eine solche, so ferne man darunter entweder eine Complication des venerischen Gifts mit einem andern Uebel versteht, wobei das erstere schwer zu erkennen ist, oder aber die meistens erst spät eintretenden consecutiven Zufälle der Lues unter einer ungewöhnlichen und mit andern Uebeln leicht zu verwechselnden Form auftreten; es gibt aber keine, so ferne von der Kenntniſs und dem Scharfſinne des Arztes zu erwarten steht, daſs er die Complication der Lustseuche mit andern Zuständen, oder die feinern und ungewöhnlichern Nüancen derselben in den meisten Fällen ihrer wahren Natur nach erkennen werde. Daſs das venerische Gift zwanzig bis dreiſsig und noch mehrere Jahre, ohne auszubrechen, im Körper schlummern könne, bezweifelt auch Ref. eben so, wie er in die Fälle von nach so langer Zeit erst ausgebrochener Wasserscheu nach dem tollen Hundsbisse auch ein groſses Miſstrauen setzt. Doch ist ihm ein Fall vorgekommen, wo bei einer, allen äuſsern Zeichen nach venerischen, durch Merkur und Speichelfluſs getilgten Flechte im Gesichte, keine andere Ursache, als ein siebzehn Jahre zuvor gehabtes venerisches Geschwür an den Geschlechtstheilen, gegen welches dazumal das Quecksilber nicht kräftig genug angewandt worden zu seyn schien, ausgemittelt werden konnte. — Siebentes Kapitel. Von dem wahren Wesen der sogenannten und vermeinten Merkurialkrankheit (S. 213—236.). Ref. findet in seinem Wirkungskreise unter Laien nicht so viele Vorurtheile gegen das Quecksilber, als es in dem des gelehrten Verf. der Fall zu seyn scheint; er wundert sich aber, daſs der Verf. nicht an die metallische Reduction desselben im lebenden Körper glaubt, und daſs er es läugnet, daſs man im Blute der mit Quecksilber eingeriebenen Thiere solches je wieder gefunden habe. Sind denn dem Vf. in letzterer Beziehung Zeller's Versuche unbekannt, zu Folge welcher aus dem Blute der Thiere, denen dieses Metall eingerieben worden war, laufendes Quecksilber entschieden dargestellt wurde, und sollten die mehrfachen Beobachtungen von metallischer Ausscheidung des Merkurs in die Knochen, so wie durch den Eiter, den Schweiſs und den Urin, worüber uns unter Andern neuerlich Otto, Engelhard, Biett und Cantu merkwürdige Beobachtungen und Erfahrungen geliefert haben, und wir uns auch durch den Augenschein in mehreren anatomisch-pathologischen Sammlungen überzeugen können, in den Augen des Verf. keinen Glauben verdienen? — Gar nicht für überflüssig hätte Ref. in diesem Kapitel, wo von den ge-

Digitized by Google

wöhnlichen Wirkungen des Queckſilbers auf den Körper und insbeſondere auf die Mundhöhle die Rede iſt, die Bemerkung für den Laien gehalten, daſs Geduld eines der vorzüglichſten Hülfsmittel bei dem gewöhnlichen Speichelfluſſe ſey, daſs die örtliche Anwendung von Arznei- und andern vermeinten Erleichterungsmitteln für den durch das Queckſilber verletzten Mund in der Regel mehr läſtig und ſchädlich als nützlich werde, und daſs er meiſtens am beſten ſich ſelbſt überlaſſen werde, indem das Queckſilber, je nach den Umſtänden, entweder ganz ausgeſetzt, oder die Anwendung desſelben wenigſtens vermindert und ſeltner gemacht wird. Ferner hätte Ref. für Salivirende den Rath für unerläſslich gehalten, ſich während des Queckſilbergebrauchs vor jeder Erkältung und Durchnäſſung aufs ſorgfältigſte zu hüten, da von der Vernachläſſigung dieſer Punkte oft die ſchlimmſten Folgen entſtehen, ja nicht ſelten der gute Erfolg der Behandlung dadurch vereitelt wird, und eben ſo auch in Hinſicht auf das Verhalten eines ſolchen Kranken im Eſſen und Trinken die pünktlichſten Angaben nicht auſser Acht gelaſſen werden dürfen. In Fällen hartnäckiger Syphilis hält Ref. das Tragen eines Leibchens von ſogenanntem Geſundheitsflanell auf dem bloſsen Leibe und wollenen Strümpfen oder Halbſtrümpfen während und nach der Kur für weſentlich, und er bedauert, daſs unſer geehrter Verf. in dieſen Punkten den Layen nicht gröſsere Vorſicht anempfohlen hat.

Zum Schluſſe bemerkt Ref., daſs, da, ſeiner Ueberzeugung nach, durch die Aerzte ſelbſt am meiſten zur Verhütung und Verminderung des Schadens, den das ſyphilitiſche Uebel unter den Menſchen anrichtet, durch Wort und That geſchehen kann, es ſehr zu wünſchen wäre, daſs angehende Aerzte auf Akademieen über einen ſo wichtigen, ihnen ſpäterhin ſo oft zur Berathung kommenden Gegenſtand einen ernſthaftern und ſpeciellern theoretiſchen und praktiſchen Unterricht erhalten möchten, als es gewöhnlich geſchieht. Zweitens aber ſieht es Ref. noch als einen groſsen Nachtheil an, daſs die Behandlung dieſer Krankheit ſich ſo häufig in den Händen gewöhnlicher Wundärzte befindet, von welchen kaum eine richtige Einſicht in die Natur und Bedeutung, und alſo auch kein zweckmäſsiges Heilverfahren gegen dieſelbe erwartet werden kann.

Indem Ref. den würdigen Verf. auffordert, uns auch künftighin mit den Reſultaten ſeiner Forſchungen am Krankenbette zu beſchenken, erſucht er ihn zugleich, ſich durch die Begegniſſe mit anders Denkenden nicht abhalten zu laſſen,

unerſchrocken und, wo es gilt, der Wahrheit und der Wiſſenſchaft und ſomit der Menſchheit zu dienen, und dieſe Bahn um ſo eifriger zu verfolgen, je öfter es in unſern Tagen geſchieht, daſs Autorität und einſeitiges Nachbeten höher geſtellt werden, als die Freiheit einer redlichen und kenntniſsvollen Selbſtanſchauung der Natur im geſunden und kranken Zuſtande.

D. Junii Juvenalis Aquinatis Satirae XVI. Recenſuit et annotationibus inſtruxit Erneſtus Guilielmus Weber, Philoſoph. Dr. et Profeſſor Gymnaſii Wimarienſis. Wimariae, in novo Bibliopolio, vulgo Landesinduſtriecomptoir. MDCCCXXV. X und 580 S. in gr. 8. 1 Thlr.

Daſs ungeachtet der Ausgaben von Achaintre und Ruperti eine neue Ausgabe des Juvenalis, ſowohl in Abſicht auf Wiederherſtellung des Textes, als Erklärung unzähliger ſchwieriger Stellen, ein keineswegs überflüſſiges Unternehmen ſey, wird Jeder gern zugeben, der nur einigermaſsen mit dieſem Dichter ſich bekannt gemacht hat. Aus dieſem Grunde nahm Rec. auch vorliegende Bearbeitung des Hrn. Weber, der bereits vor ſechs Jahren in ſeinen *Animadverſiones in Juvenalis Satiras* ſich rühmlichſt der gelehrten Welt empfohlen, mit Vergnügen in die Hand. Zwar hätte er lieber gewünſcht, eine vollſtändige neue Bearbeitung zu erhalten, wie der Herausgeber S. VIII der Vorrede ſolche charakteriſirt; er bedauert die vielfachen Hinderniſſe, welche der Ausführung dieſes Unternehmens von Seiten des Hrn. Weber im Wege geſtanden und es ihm unmöglich gemacht haben, eine ſorgfältige Prüfung und Sichtung der kritiſchen Hülfsmittel und des ganzen Vorrathes der varia lectio vorzunehmen, wie ſie doch bei einer vollſtändigen Ausgabe erforderlich iſt, wo eine neue Recenſion des Textes geliefert und begründet werden ſoll. Da nun dies aus den bemerkten Gründen nicht in dem Plane des Hrn. Weber lag, da ihm ferner neue, unbenutzte kritiſche Hülfsmittel nicht zu Gebote ſtanden, ſo beſchränkte er ſich nach den bisher gekannten Handſchriften und nach Ruperti's Ausgabe den Text zu liefern, jedoch mit manchen Veränderungen, welche theils durch frühere vermeintliche Verbeſſerungen, theils durch genauere Kenntniſs des Sprachgebrauchs des Juvenalis veranlaſst worden ſind. Conjecturen fanden mit Recht nur ſelten eine Stelle; deſto öfterer aber hoffte der Herausgeber

durch gebesserte Interpunction dunkele und schwierige Stellen erläutert, angefochtene und verdächtige Stellen aber vertheidigt zu haben.

Was die Erklärung des Juvenals betrifft, die für den Bearbeiter dieses Dichters gewiſs nicht minder groſse Schwierigkeiten darbietet, als die Kritik des Textes, und ein weites noch nicht hinreichend bebautes Feld ihm eröffnet, so hat der Herausgeber die Wichtigkeit dieses Umstandes keineswegs verkannt oder übersehen, im Gegentheil hat er darauf mit Recht ein Hauptaugenmerk gerichtet; da er jedoch bei seiner Ausgabe nicht jene Vollständigkeit berücksichtigte, so wird man hier nicht über alle dunkeln und schwierigen Stellen Aufklärung ſinden, obgleich die Bemerkungen, die der Verf. giebt, meistens nur schwierige, vielfach angefochtene und bestrittene oder sehr verschieden erklärte Stellen betreffen, und darum ein höchst schätzbarer Beitrag zu der Erklärung des schwierigen und dunklen Dichters zu nennen sind. Auf die Bemerkungen eines Jenaer Recensenten der Donner'schen Uebersetzung des Juvenal (1822. No. 80. seqq.) ward Rücksicht genommen, und einige handschriftliche Bemerkungen von Reinesius und Heindorf benutzt. Nach der Vorrede folgt unmittelbar der rein correcte Abdruck des Textes. Wir hätten gewünscht, daſs zur Erleichterung des kritischen Gebrauchs der Herausgeber unter dem Texte die Abweichungen, die er sich von der Ruperti'schen Ausgabe erlaubt hat, bemerkt hätte. Mit S. 131. beginnen die *Annotationes in D. Junii Juvenalis Satiras*, welche den Rest des Buches füllen und demnächst Gegenstand unserer Beurtheilung seyn müssen.

Sat. I, 27 — 29. Zuerst behandelt der Verf. die schwierige Stelle: — *Tyrias humero revocante lacernas*, welche derselbe also erklärt: „Incedebat ut equites illius temporibus, purpura lacerna indutus, sed ut veri equitis speciem haberet, eorum quoque negligentiam inter eundum diligentem, quum lacernam delapsam mox attraheret, mox attractam humeri motu dejiceret, affectabat." Er nimmt also *revocare*, wie der Jenaer Recensent, in dem gewiſs richtigen Sinne von *attrahere*, miſsbilligt aber dessen Erklärung im Ganzen. Allein nach des Rec. Ermessen wäre der Hauptgedanke, auf den das zunächst Vorhergehende, wie das zunächst Folgende führe, der eines stolzen, aufgeblasenen und übermüthigen Parvenü's, der aber sich in seine Lage noch nicht recht zu schicken weiſs und solches in seinem Aeuſsern unwillkührlich verräth. Damit aber scheint Hrn. Webers Erklärung nicht ganz übereinzustimmen, so daſs Rec. entweder die ältere Erklärung des

Gronovius (Observv. II, 19.), wornach man an die an der Schulter befestigte, aber, weil Crispin sie noch nicht zu tragen versteht, stets nach hinten zurückfallende, und von ihm stets wieder angezogene Lacerna zu denken habe — wodurch der Stolz des reichen Emporkömmlings eben so sehr wie seine Gemeinheit kenntlich gemacht wird — vorziehen würde, oder die des Jenaer Recensenten, nach welcher man sich den Crispin zu denken hat, wie er die nur lose befestigte Lacerna, die bei jeder Bewegung herabzufallen droht, durch eine Bewegung der Schulter herauf zu ziehen und fest zu halten sucht; welche Nachlässigkeit und Verletzung des Anstandes bei einem Manne wie Crispinus von dem gröſsten Stolze zeige. Ueber das *Tyrias* hat der Verf. einige Stellen aus Martialis beigefügt. Am ausführlichsten hat unsers Wissens darüber gehandelt mit Zusammenstellung der hierher gehörigen Stellen Obbarius zu Horat. Epist. I, 10. vs. 26. pag. 50. (Helmstädt 1824.). Im nächstfolgenden Verse: *ventilet aestivum digitis sudantibus aurum*, erklärt sich der Verf. mit Recht gegen die unpassende Verbindung des aestivum (als Adverbium) mit sudantibus, wie jener Jenaer Recens. vorgeschlagen, mit der Uebersetzung: während die Finger vor Sommerhitze schwitzen. Der Verf. verbindet richtiger aestivum mit aurum, und versteht darunter einen goldenen, mit einer groſsen Gemme, deren Farben auf den Sommer passen, geschmückten Ring, mit Verweisung auf Böttiger Sabina p. 412. (soll wohl heiſsen II. Th. p. 133. nach der neuen Ausgabe). Der Widerspruch, den man darin finden könnte, daſs Crispinus im Sommer doch einen Ring mit so schwerer Gemme trage, wird sich wohl beseitigen lassen, wenn man bedenkt, daſs hier ein Mensch dargestellt wird, der, von gemeiner Herkunft, jetzt, da er zu Reichthum und Ansehen gelangt ist, dies durch äuſsere Pracht zu zeigen sich bemüht.

Sat. I, 32. *causidici nova quum veniat lectica Mathonis plena ipsa?* giebt der Verf. eine scharfsinnige Erklärung, die wir der von Ruperti gegebenen vorziehen müssen. Da nämlich in Sat. VII, 129 ff. Matho als ein armer Advocat bezeichnet wird, der durch Lärmen und den Schein eines gröſseren Vermögens sich durchbringt, da ferner das Fahren in einer lectica nur reichen und angesehenen Personen zukomme, so werde hier Matho dargestellt, wie er, um reich zu scheinen, eine Sänfte miethet, und zwar, um desto mehr zu glänzen, eine neue, d. h. eine vorher noch nicht gebrauchte. Dazu passen auch die Worte *plena ipsa*, welche der Verf. nicht mit Ruperti auf die Dicke dieses Advocaten bezieht, da er nach Sat. VII.

Digitized by Google

ein magerer Mann war, also eher dessen Dickthuerei (man erlaube Rec. diesen Ausdruck) hier bezeichnet wird. „Ad ejus *vanitatem* refero, sagt der Verf., qui nimirum in lectica sedens tanto fastu se extendit et jactat, ut totam quasi expleat, nec satis spatii in ea habere videatur.“ Wie sehr diese Erklärung dem satirischen Geiste des Dichters und der ganzen Art seiner Darstellung angemessen ist, wird Niemand läugnen wollen.

Sat. I. vs. 58 — 62. streiten sich die Ausleger, auf wen diese Stelle zu beziehen ist, ob auf den Cornelius Fuscus oder Sophonius Tigellinus. Der Verf. zeigt, daſs die erstere Annahme unstatthaft sey, indem das, was Tacitus und Sueton von diesem Fuscus berichten, mit dem, was Juvenal hier erzähle, durchaus nicht vereinbar sey. Für den letzteren dagegen spreche Alles. Auf seine gemeine dürftige Herkunft bezieht der Verf. die Worte: *caret omni majorum censu* vs. 59 und 60: durch eine Erbschaft — er soll ja auch ein heredipeta gewesen seyn — in den Besitz eines Vermögens gelangt, erkaufte er sich damit Triften in Appulien und Calabrien, auf denen er seine Pferde weiden lieſs (daher auch praesepia nicht für lupanaria genommen werden darf), und so führte er, als er mit Nero bekannt geworden, und höhere Würden beabsichtigte, wie die eines praefectus praetorio, den in den Umarmungen des Sporus schwelgenden Nero in den Straſsen von Rom herum. Daher interpungirt der Verf. anders als Ruperti, indem er das Semicolon, was gewöhnlich nach Flaminiam steht, hinter puer Automedon setzt, und also diese beiden Worte noch zu dem Satze dum pervolat etc. hinzunimmt, weil man nun gleich ersehen könne, ob Tigellinus aus eigenem Vergnügen, wie andere Vornehme Roms, nach dem Beispiel des Cäsar, oder blos als Fuhrmann des Nero die Flaminische Straſse durcheile. Deshalb unmittelbar darauf der Zusatz: *nam lora tenebat* etc. Die *lacernata amica* bezieht der Verf. mit früheren Erklärern auf den entmannten Sporus, mit welchem Nero unnatürliche Laster trieb, und das verschieden erklärte jactare vs. 62. nimmt er in dem Sinne von: *gloriari se apud aliquem, groſs thun.* Die Beziehung des puer Automedon auf Tigellinus, mit Vergleichung von Il. XVI, 145, wird man nicht bestreiten können, sie ist auch von Andern nachgewiesen.

Sat. I, 66 ff. vertheidigt der Verf. mit Recht die gewöhnliche Verbindung *signator falso*, welche Ruperti verändert, indem er falso zu dem nächstfolgenden Satze *qui se lautum atque beatum exiguis tabulis et gemma faceret uda* hinzieht, wobei aber das falso wegen des folgenden exiguis tabulis schon alle Kraft

Digitized by Google

verliert. An der Härte des Ausdrucks signator falso dürfte man wohl kaum Anstoſs nehmen, denn ein Substantiv *falsum* läſst sich hinreichend aus dem Sprachgebrauch jenes Zeitalters erweisen, kommt auch besonders in den Rechtsurkunden unzähligemal vor, z. B. crimen *falsi*, poena *falsi* u. dergl. Vergl. nur in der Kürze: Ph. Villat Vocab. Jur. utriusq. Tom. II. p. 8 sqq. und über *signator* ibid. Tom. III. p. 386 sq. Uebrigens glaubt der Verf. hier eine Anspielung auf den Advocaten M. Regulus zu entdecken, denselben, von dem auch Plinius Epist. II, 20. spreche.

Sat. I. vs. 81 — 88. Die Umstellung, die der Jenaer Recensent in Anordnung und Folge der einzelnen Stellen vornahm, wird als durchaus unnöthig erwiesen. Auch hier muſs Rec. dem Verf. vollkommen beistimmen. Zu der Erklärung der Worte vs. 90. *posita sed luditur arca* führt der Verf. Wunderlich's Bemerkung zum Tibullus I, 3, 85. an, wornach Ruperti's Erklärung von *ponere auſs Spiel setzen* völlig verfehlt sey, sondern ponere so viel hier sey als *apponere;* welche Bedeutung unser Verf. weiter aus andern Stellen zu begründen sucht. Juvenal wolle blos sagen, die Römer hätten ihre ganze arca mit zum Spiel gebracht, um das erforderliche Geld stets zur Hand zu haben. Allein dies erscheint als Gegensatz oder Steigerung des comitantibus loculis vs. 89. matt und schwach, während dagegen die andere Erklärung stark und der hyperbolischen Ausdrucksweise des Dichters angemessener erscheint. Gleich darauf vs. 91 ff. freuen wir uns Uebereinstimmung mit dem Verf. gefunden zu haben, wenn auch er in dieser Stelle nicht sowohl an einen Kampf der Spieler unter einander oder des spielenden Herrn mit seinem Dispensator denkt, sondern eine Vergleichung des Würfelspiels mit einem Gefecht oder eine Bataille, wo die Spielenden die Kämpfenden sind, annimmt. Das non *reddere* tunicam servo vs. 93, wo reddere von Einigen in dem Sinne von restituere, von Andern einfach für *dare* genommen worden, erklärt der Verf. mit Beibehaltung der Grundbedeutung des Wortes auf folgende Weise: nonne inaudita insania est, centum sestertiis amissis, servum *redeunte* hieme, quum frigore horret, *non denuo* vestire? — Bei den schwierigen Versen 155. 156. 157. ist der Verf. im Texte völlig Ruperti gefolgt, dessen Erklärung der beiden ersteren Verse er auch billigt und nur die des dritten Verses bezweifelt. Man bezieht nämlich dies auf den Haken (uncus), welcher Missethätern eingeschlagen, und womit sie über den Sand geschleppt worden, tiefe Furchen im Sande auf diese Weise hinterlassend. Da aber sulcus, nach des Rec. Ermes-

Digitized by Google

ſen, hier richtiger von der Grube verſtanden wird, in welcher jene Unglücklichen gleich Pfählen eingerammelt werden, ſo wird man des Verf. Erklärung nicht unpaſsend finden, wenn er dieſen Vers nicht auf eine beſondere Strafe deutet, ſondern auf die Furcht und Angſt des Verdammten, welche er, während er, an den Pfahl angeſchlagen und mit dem Pechkleid angethan, angezündet wird, durch Bewegung der Füſse und Zertheilen des Sandes (pedes volvendo arenamque dividendo) äuſsert. Man könnte höchſtens dem Verf. entgegnen, daſs man doch wohl jene Unglücklichen nicht blos am Halſe an den Pfahl befeſtigt, ſondern auch mit den Füſsen angebunden, was jedoch keineswegs damit ſtreitet, *ſulcus* als Graben zu nehmen, worin der Pfahl eingerammelt und der Unglückliche eingeſtellt wurde. Gegen die gewöhnliche Erklärung bemerkt der Verf. nicht ohne Grund, daſs dann dieſer Vers 157 vor den Vers 155 geſtellt werden müſſe, indem ein ſo entſtehendes Hyſteron proteron doch kaum zuläſsig ſey. Heindorfs Verbeſſerung: *aut latus media ſulcus te ducet arena*, mit Bezug auf die hiatus pegmatis (man s. die weitere Auslegung des Verf.), möchte ſchwerlich Beifall finden, da ſie einen ganz andern Gedanken enthält, als der unmittelbar vorhergehende.

Sat. III, 12—17. folgt der Verf. ganz der Interpunction, welche Ruperti in der zweiten Ausgabe angenommen hat, ohne weiter in den Annotationes in dieſe Stelle einzugehen, deren Schwierigkeiten neulich Prof. Wagner in einem eigenen Programm (De Egeriae fonte et ſpecu ejusque ſitu Commentatio, Marburgi 1824.) näher beleuchtet hat, auch mit Ruperti im Ganzen übereinſtimmt, nur daſs er ſtatt des *hic* vs. 12. ein *hinc* ſetzen will, ſo daſs man verbinde: „*ſubſtitit* primum *ad portam Capenam* et *hinc*, fortaſse poſtquam Juvenalis ad eum acceſserat, *deſcendit* ab eo comitatus in *vallem Egeriam*“ etc. (S. 17. not.). *Hic* zu belaſsen, gehe nicht an, weil man ſonſt annehmen müſſe, die Nymphe Egeria ſey aus dem von ihr bewohnten Thale an das Capeniſche Thor gekommen, um hier den Numa zu treffen; und dann widerſpreche Livius I, 21, welcher an eine und dieſelbe Stelle den Quell der Egeria und den Hain der Muſen, in welchem Numa ſeine Zuſammenkünfte mit der Egeria gehalten, verlegt. Indeſſen kann vielleicht *hic* ſtehen bleiben, wenn man eine Verwechslung dieſes Adverbiums loci für *hinc* annimmt, dergleichen Verwechslungen im Griechiſchen wie im Lateiniſchen angetroffen werden, oder das hic nach der Analogie ähnlicher Fälle, wo auf hic ein *ubi* oder ein *cum* oder eine ähnliche Partikel folgt, erklären

Digitized by Google

(man vergl. nur Tursellin. de Particc. s. v. cap. 92. III.). — Vers 18. vertheidigt der Verf. mit schlagenden Gründen die Lesart *praestantius*, und erörtert dabei auch den Ausdruck *numen aquae* für gleichbedeutend mit *divinus fons*.

Sat. III, 30 ff. Hier spreche Juvenal nicht im Allgemeinen von Bauten oder Zöllen (Gegenständen, die an und für sich nicht schimpflich seyen), sondern von gemeinen Menschen, die sich nicht schämen, durch die schmutzigsten Geschäfte Reichthümer zu sammeln, die deshalb die Reinigung von Gebäuden, Flüssen, Häfen und Cloaken ersteigern, obwohl sie selber das Geschäft nicht verrichten, sondern durch Andere verrichten lassen und daraus ihren Vortheil ziehen. Daſs *conducere* hier so viel ist als entrepreniren, die Ausführung um einen bestimmten Preis übernehmen, ist richtig, auch mit einigen Stellen vom Verf. bewiesen; allein welcher Grund berechtigt uns, *aedem conducere*, was einfach heiſst: den Aufbau eines Tempels übernehmen in der bestimmten Weise, zu erklären durch: die Reinigung eines Tempels übernehmen; aus dem *siccandam* eluviem vs. 32. zu aedes, flumina und portus ein *purgandos* herauszunehmen, möchte doch etwas zu gewagt und willkührlich erscheinen. Darum möchte Rec. vorerst hier bei der gewöhnlichen Erklärung bleiben. — Vers 33. *et praebere caput domina venale sub hasta* konnte sich Rec. nie mit der Erklärung von Ruperti befreunden, deren Unrichtigkeit auch Cramer nachgewiesen, als hätte man hier an den Zoll zu denken, welchen August und die folgenden Kaiser auf jeden Kauf und Verkauf von Sclaven gelegt, welcher Zoll dann, wie jeder andere Zoll, verpachtet gewesen. Allein wie diese Erklärung ohne gewaltsame Deutungen den Worten des Dichters angepaſst werden könne, weiſs Rec. nicht abzusehen. Er ergreift daher die Erklärung von Cramer, welcher es von einem Präco versteht, der Sclaven, etwa Staatssclaven, zum Verkauf öffentlich feilbietet — ein gewiſs gemeines und entehrendes Geschäft. Hr. Weber ist wohl auch dieser Ansicht, wenn er die Stelle erklärt: „praecones, contemtum hominum genus, venales servos, auctione constituta, plurimum licitantibus addicentes intelliguntur.“ Den Ausdruck *hasta domina* erklärt der Verf. mit Verweisung auf Grävius und Hotomann zu Cicero pro Quinct. 6. 15: „quia hoc signo posito is, qui bona emeret, auctoritatem, seu jus dominii in ea sibi comparavit.“ Die hasta nämlich, diese älteste Auszeichnung und Insignie der Herrscherwürde, ist Symbol der auctoritas publica, daher ist unter der hasta erstandenes oder zugesprochenes Gut auctoritate publica erworben und im

Digitized by Google

Quiriteneigenthume des Erwerbers, deshalb auch nennt Juvenal die hasta *domina*, weil sie zum *dominus* macht, weil sie *justum dominium* verleiht. Vergl. die schöne Auseinandersetzung (auch mit Berücksichtigung dieser Stelle des Juvenal) in Ballhorn-Rosen Juristisch-Philologischen Studien I. über Dominium p. 293 — 295. [Ueber *foricae* vs. 38. haben wir bekanntlich von Cramer (Schol. Juven. p. 76.) eine ausführlichere Erörterung erhalten; unser Verf. versteht es nicht sowohl von dem Pacht der Reinigung der öffentlichen Abtritte, welche bereits oben vs. 32. angedeutet, sondern von der Pachtung der öffentlichen Abtritte selber, welche dafür gegen Entrichtung einer kleinen Summe an den Pächter von den Vorübergehenden benutzt werden können. Wie man sonst dem Volke Spiele gab, um dadurch zu höheren Ehren und Würden zu gelangen, so wiederholen dies diese gemeinen Menschen, um die schmuzzigsten Geschäfte betreiben zu können. — Vs. 56. *ponenda* praemia schien dem Rec. die Erklärung: praemia (*deponenda* i. e.) recusanda, detestanda, non sumenda die annehmbarste, zumal da sie auch durch Horaz Od. III, 2, 19: nec *sumit* aut *ponit* secures gewissermaſsen bestätigt wird. Hr. Weber erklärt mit Achaintre und hält diese Erklärung für stärker und kräftiger: „noli praemia sumere, quae serius ociusve reddere et relinquere cogeris, quaeque insuper tibi animi sollicitudinem et metum afferent; adeoque insidias et ipsam mortem parabant." Dies liegt aber wohl schon in *deponenda*, oder könnte als weitere Exposition des in *deponenda* liegenden Sinnes betrachtet werden. — Vs. 65. *ad Circum jussas prostare puellas* bezieht der Verf. bestimmt auf die berüchtigten Syrischen Ambubajen (wir vergleichen über diese Syrischen Bajaderen Heindorf ad Hor. Sat. I, 2. vs. 1. p. 29, der schon dort auf Juvenalis hinweist und wohl eine ähnliche Beziehung ahnete). Allerdings führt darauf der ganze Zusammenhang der Stelle; der Syrus Orontes vs. 62, die Pauken und das Saitenspiel vs. 63 und 64, endlich vs. 66 die lupa *barbara* (welches letztere Wort auch auf Syrische zu beziehen) mit der *mitra picta* (worüber jetzt zu vergleichen Baier zu Cicer. Orat. in P. Clodium et Curionem Fragmm. pag. 34. Lips. 1825.). Auch geht aus den von Heindorf a. a. O. und auch vom Verf. angeführten Stellen hervor, daſs diese Bajaderen besonders im Circus sich herumtrieben.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

N. 25. 1826.

Heidelberger Jahrbücher der Literatur.

D. Junii Juvenalis Satirae ed. Weber.

(Beschluſs.)

Sat. III, 72. *viscera magnarum domuum dominique futuri.* Hier hat bekanntlich das Wort viscera verschiedene Erklärungen sich gefallen lassen müssen. Auch der Verf. versuchte sich an dieser Stelle. Zuletzt erklärte er sich für die Erklärung von Heinecke, da *viscera*, wie im Griechischen σπλάγχνα, bei Dichtern wie bei Prosaikern von Kindern Freunden, kurz von Allem, was uns theuer und werth ist, gesagt werde. Diesen Sprachgebrauch hat der Verf. mit einigen treffenden Beispielen belegt; es war auch dies, nach des Rec. Ermessen, die einzig richtige, mit dem Wortsinn, wie mit dem Zusammenhang verträgliche Erklärung, die von dieser Stelle gegeben werden konnte.

Sat. III, 74. sermo promtus et *Isaeo* torrentior erklärt der Verf. richtig für *Isaei sermone*, was Ruperti nicht hätte verkennen sollen, deutet es aber nicht auf den Attischen Redner dieses Namens, den Schüler des Isokrates und Lehrer des Demosthenes (vergl. Fabric. Biblioth. Graec. II. p. 808.), sondern auf einen zu Hadrians Zeiten lebenden Redner gleichen Namens, welcher Juvenal der Zeit nach näher stehe, und auch von Plinius Epist. III, 2. mit gleichem Lobe erwähnt werde. Ueber die für die Erklärung schwierige Stelle vs. 90. 91: miratur vocem angustam, qua deterius nec Ille sonat, quo mordetur gallina marito, hätten wir allerdings gern gewünscht, den Verf. zu hören; er hat sich über diese Stelle nicht näher verbreitet, ist aber im Texte der gewöhnlichen Ruperti'schen Lesart gefolgt. Dagegen vs. 98. nec *tamen* Antiochus etc. sucht er mit Recht das tamen zu vertheidigen, durch Annahme eines dem Sinne nach vorausgegangenen, in der Rede selbst aber weggelassenen, mit quamquam oder etsi beginnenden Satzes. Wenn er aber illic erklärt *in arte fallendi*, so möchte Rec. ihm nicht beistimmen, der dieses Adverbium

lieber in rein localem Sinne auffaſst, dort, d. i. in Griechenland (wo jene Meister in der Verstellungskunst kein Aufsehen machen würden, weil Jedermann darin geschickt ist und sich darauf versteht), im Gegensatz gegen Rom, wo diese Männer solches Aufsehen erregen. — Vs. 100. erklärt sich der Verf. mit vollem Recht gegen die unnöthige Aufnahme der Lesart *meliore* cachinno für majore (was alle Handschriften mit Ausnahme einer einzigen bringen) durch Ruperti. — Vs. 108. si trulla inverso crepitum dedit aurea fundo; eine schwierige, vieldeutige Stelle, worüber man bisher durchaus nicht aufs Reine gekommen war. Die ältere Erklärung, welche trulla für ein tieferes Trinkgeschirr oder für einen Becher nimmt, den der vornehme Herr bis auf den Grund ausgeleert und so den Grund umgekehrt, oder den er auf die Erde habe fallen lassen, nachdem er ihn ausgeleert, diese und ähnliche Erklärungen wollten Rec. nie genügen, zumal da sie nicht gut zu dem Inhalt des zunächst vorhergehenden Verses zu passen scheinen., welcher etwas dem ructare und mingere Aehnliches erwarten lieſs, ferner die Erklärung des Scholiums: *si pepederit*, (man vergl. die von Ruperti passend angeführte Stelle des Diodor von Sinope bei Athenäus VI, 9. s. 36.) damit nicht übereinstimmte. Diese Gründe machten ihn schon früher geneigt, hier trulla für einen Nachtstuhl zu nehmen, und er freut sich, auch hier Uebereinstimmung mit dem Verf. gefunden zu haben, der, nachdem er auch die Nichtigkeit der andern Erklärungen berührt, in folgender Weise die immerhin etwas dunkle Stelle erklärt: „ad laudandum paratus est, si tanto ventris onere lasanum implet, ut fundus ejus invertatur et sonitus et murmur ex imo reddatur.“ Auch Donner scheint dieser Ansicht zu seyn, wenn er (obgleich auch etwas dunkel und unverständlich) übersetzt:

„Oder aus goldnem Gestühl ein anderes Omen heraufscholl.“

Hier scheint freilich das schwierige *inverso fundo* umgangen. — Vs. 187. plena domus libis *genialibus.* Diese Lesart nennt der Verf. *languidissima*, und erklärt sie für eine Ausgeburt der Abschreiber; *venalibus* allein sey das richtige; die Clienten nämlich müssen an Festtagen ihren Patronen Kuchen als Tribut senden, die aber dann nur von den Sclaven, die bei den Herren in Gunst stehen, verkauft werden, von denen also blos die Sclaven den Profit haben. Allein Rec. möchte eher folgende Erklärung dem Ganzen für angemessener halten. Umbricius klagt, wie man selbst die Sclaven mit Geld bestechen müsse, um durch sie Zutritt zum vornehmen Herrn zu erhal-

Digitized by Google

ten, oder nur den Anblick desselben zu gewinnen. So müsse man nicht blos (wie es Sitte und Ordnung sey) an dem Feste der Herren mit Kuchen aufwarten, sondern selbst den Sclaven, wenn sie ähnliche Feste feiern, auf gleiche Weise mit ähnlichen Präsenten dienen, um durch sie den Zutritt und die Gunst des vornehmen Herrn sich zu erhalten. Also nicht blos, wenn der Herr das Fest seines genius feiert, sondern auch wenn seine Bedienten ihren Geburts- oder Namenstag oder andere Feste der Art (wie sie vs. 86. angedeutet sind) begehen, müssen die Clienten mit libis aufwarten. Sonach beziehen wir ille, wie hic vs. 186, nicht auf Herren, welche Sclaven, die sie liebgewonnen haben, zu Gefallen diese Feste feiern, sondern auf Sclaven, die unter einander dies thun. Aus diesem Grunde möchten wir auch das *genialibus* vs. 187. nicht verwerfen, wofür uns im Gegentheil venalibus matter und minder bezeichnend erscheint. Denn wir denken dabei an liba, welche an dem Feste des genius (welches, die Sitte des Herrn nachahmend, auch der Bediente feiert) zum Geschenke dargebracht werden. Man vergl. übrigens über die *liba* Obbarius zu Horaz Epist. I, 10, vs. 10. p. 21. und in so fern sie dem genius bei der Feier des Geburtstages dargebracht werden: Ovid. Trist. III, 13, 18. Tibull. I, 8. 54. II, 2, 5 und 8. 9. — Vs. 192. bei den Worten *simplicibus* Gabiis wollen wir bei dieser Gelegenheit erinnern an Horat. Epist. I, 11, 7: Lebedus *Gabiis desertior* atque Fidenis vicus, vergl. mit Propert. Eleg. IV, 1, 34, um Donners, nach unserm Ermessen richtige, Uebersetzung: öde (d. i. wenig besuchte) zu rechtfertigen. Das alte Scholium erklärt simplicibus durch *non ornatis.* — Vs. 194 ff. vertheidigt der Verf. die Vulgate gegen Ruperti, der in der Verbindung der Verba *obstat* — *contexit* — *jubet* anstieſs; man denke sich nur ein *si* bei dem mittleren Satze ausgelassen, so fällt die Schwierigkeit weg. *Villicus* versteht auch Hr. Weber mit Anführung einiger Parallelstellen vom *praefectus urbi.* — Vs. 219. hic libros dabit et forulos *mediamque Minervam* sucht der Verf. zu beweisen, daſs unter der *media Minerva* nur eine Hermathene, und nichts anderes zu verstehen sey. Sonst dachten wir auch wohl mit Andern an ein in der Mitte der Bücherschränke oder der Bibliothek aufzustellendes Bild der Minerva.

Sat. III. vs. 231. (sollte wohl im Druck der Bemerkung über die folgenden Verse 236 ff. vorgestellt seyn): unius sese dominum fecisse *lacertae.* Da man hier an dem Worte *lacerta* Anstoſs nahm, so versuchte man sich an demselben mit allen möglichen Conjecturen, denen Ruperti's *taberna* die Krone auf-

setzte. Aber schon eine oberflächliche Einsicht in diese Stelle konnte überzeugen, wie wenig alle diese Conjecturen dem vermeintlichen Uebel in dieser Stelle abhelfen, und Rec. folgte daher noch immer der älteren Erklärung der Scholien, so wie des Farnabius, die lacerta für agellus oder hortulus nehmen, ein Garten, so klein, so winzig, der kaum so viel Raum enthält, daſs eine Eidechse darauf herumlaufen kann. Das Hyperbolische in dieser, wie es scheint, sprichwörtlichen Redensart durfte bei einem Juvenalis am wenigsten auffallen. Aber es darf noch weniger, wenn man die ähnlichen Stellen und Redensarten vergleicht, welche unser Verf. für diese Erklärung, die als die einzig zulässige und richtige betrachtet werden muſs, aus Martialis, aus der Lateinischen Anthologie u. s. w. anführt. Ganz richtig macht er auf die dem Juvenal eigene Breviloquenz, so wie auf das Hyperbolische des Ausdrucks aufmerksam, und erklärt ganz richtig: „magni pretii est, quocunque te receperis, hortum possidere quamvis exiguum, ut una tantum perrepat ipsum lacerta.“

Sat. III, 236 — 238. Rhedarum transitus arcto Vicorum inflexu et stantis convicia mandrae Eripient somnum Druso vitulisque marinis. Hier vertheidigt der Verf. die Lesart *vicorum inflexu* mit Recht, und giebt bei dieser Gelegenheit eine ausführlichere Erörterung über die Ellipse der Präposition *in* vor dem Ablativ da, wo das Verhältniſs der Ruhe, des Verweilens an einem Orte bezeichnet werden soll; die convicia stantis mandrae erklärt derselbe: „ea, quae agitatores instantem, cunctantem, non progredientem mandram h. e. longam mulorum seriem jaciunt“, hauptsächlich nach Martial. Epigr. V, 23. (vixque datur *longas* mulorum vincere *mandras*) und Seneca de Ira III, 6. Allein bei Martialis steht eben um die lange Reihe zu bezeichnen das *longas* dabei, was in der Stelle des Juvenalis fehlt. Wir würden daher immer noch mandra für Gespann, Wagen sammt Thieren nehmen, es sey im wirklichen Singular oder als ein collectivischer Singular. — Vs. 238. erklärt sich der Verf. mit Recht gegen die unnöthigen Verbesserungen, welche man hier hat machen wollen. Ohne Zweifel ist dieselbe auch zu belassen, und eben so wenig *Druso* als *vitulisque marinis* zu ändern, da gerade durch die Zusammenstellung der lange schlafenden Seekälber mit dem schlafsüchtigen Drusus der Vers recht witzig wird. Man vergl. die richtige Auseinandersetzung eines Ungenannten in der von Zimmermann und Dilthey herausgegebenen Schulzeitung, Darmstadt, Jahrg. 1824. No. 97. Decemb. p. 839.

Sat. III, 296. ede ubi consistas: in qua te quaero proseucha.

Digitized by Google

Dieser Vers, so wie auch Einiges zunächst vorhergehende und darauf Bezügliche wird erklärt, wie z. B. *acetum*, *conche*, und insbesondere *proseucha* nicht von einem Bethause oder einer Kapelle, kurz einem heiligen Orte verstanden, sondern als Judenherberge, Judenkneipe bezeichnet.

Sat. IV, 2 — 4. monstrum nulla virtute redemtum a vitiis, aeger, solaque libidine fortis: delicias viduae tantum aspernatur adulter. So schreibt Hr. Weber nach Ruperti, wo wir indeſs das spernatur, das die Handschriften geben, beibehalten möchten, als eine ältere Grundform (*spernari*), woraus nachher aspernari. Gröſsere Schwierigkeiten aber macht die Erklärung der letzteren Worte, bei denen Hr. Weber mit Recht verweilt. Die gewöhnliche Erklärung, wornach Crispinus blos verheiratheten Weibern nachgehe, nicht aber reichen Wittwen, weil man sonst glauben könnte, er thue dies aus Gewinnsucht, und nicht aus bloſser Wollust, findet der Vf. darum nicht zulässig, weil man dann nicht einsehe, worin das *sola libidine fortis* des Crispinus bestehe. Allein diese Schwierigkeit hebt sich wohl, wenn man dem *sola libidine fortis*, scil. in vitiis, ein *non lucri causa fortis*, in vitiis scilicet, ut plerumque fit, entgegensetzt. Daſs aber auch noch mehr in dem *fortis* liege, hat der Verf. richtig mit Bezug auf das folgende adulter erkannt. Es verschmäht Crispinus die Wittwen deshalb, weil man zu ihnen leicht, ohne Hindernisse gelangen kann, dies in so fern weder angenehm noch rühmlich ist; Crispinus dagegen Schwierigkeiten und Gefahren sucht, um hier seine Geschicklichkeit und Ausdauer zu zeigen, womit er die Gatten täusche und ihre Weiber verführe. Rec. verband stets das tantum mit adulter in dem Sinne, als nähere Ausführung des vorausgegangenen sola libidine fortis, Crispinus zeigt seine libidinosa fortitudo eben darin, daſs er nicht, wie Andere, um des Gewinns willen, mit alten Wittwen sündigt, sondern, indem er diese verschmäht, blos als Ehebrecher in der Verführung von verheiratheten Frauen und Täuschung ihrer Gatten, also im höchsten Grade des Lasters, sich bemerklich macht. Die Verbindung von *tantum adulter* möchte durch ähnliche Verbindungsarten, wie z. B. *plane* orator bei Cic. Brut. 10, *admodum* puella Liv. XXXIX, 12. und dergl. (vergl. Ruddimann. Institut. Gramm. II, p. 304.) sich rechtfertigen lassen.

Sat. IV, 32. jam princeps equitum, magna qui voce solebat Vendere municipes fracta de merce siluros. So schreibt Hr. Weber. Was zuvörderst das princeps equitum betrifft, so erklärt Ruperti: qui inter equites insignem obtinuit locum,

Digitized by Google

oder einer, der zu den equites illustres kam, nach Tacit. Ann. II, 59. XI, 4. mit den Auslegern. Aber Rec. möchte es eher von dem sogenannten *Princeps Juventutis* verstehen (vgl. Schwarz Observatt. ad Nieupoort p. 110. Spanheim de usu et praestanti numismm. Diss. VII. p. 664 sqq.), weil dann der Gegensatz nachdrücklicher erscheint. Hr. Weber verweilt bei dem vielbesprochenen *fracta de merce*, wofür Ruperti nach Manso in den Text nahm: *fricta de merce*, der andern zahlreichen Conjecturen und Emendationen nicht zu gedenken. Hr. Weber erklärt sich durchaus für die ältere, von den meisten Handschriften bestätigte Lesart *fracta de merce*, weil sie am besten dazu diene, das gemeine Betragen des Crispinus zu schildern, „quod viles siluros, eosque per viam mutilatos atque a cetariis ipsi venumdatos rursus aliis venderet. Sic Crispinus ut humillimus inter viles piscium mercatores designatur.“ Auch Rec. hat sich nie von der Richtigkeit des gesuchten und gekünstelten *fricta* de merce überzeugen können, und ihm selbst das *pacta mercede* von Grävius und Henninius als bezeichnender und charakteristischer vorgezogen; doch verweilt auch er lieber bei der Lesart der Handschriften fracta de merce, wie denn öfters da, wo unzählige mehr oder minder unpassende und unnöthige Conjecturen ausgesponnen worden, die Lesart der Handschriften doch immer die wahre bleibt, an deren richtigen Erklärung der Interpret seinen Scharfsinn zu üben hat, was freilich schwerer und mühevoller ist, als durch eine Conjectur einen beliebigen Sinn in die Stelle hineinzutragen. In den nächstfolgenden Versen: incipe Calliope, licet et considere; non est Cantandum, res vera agitur, schliefst sich auch der Verf. in Absicht auf die Erklärung des *considere* (gewöhnlich für *hac in re immorari*, *consistere* genommen) dem alten Scholiasten an, und erklärt diese Worte: „non opus est surgere, non opus instinctu inflatuque divino, licet ut in aliorum poetarum carminibus, etiam hic humi serpere, et summisse dicere. Nam nihil fingendum est, sed res vera narranda.“ Aber mit dieser Erklärung des licet considere weifs Rec. eben nicht das folgende *non est cantandum*, *res vera agitur* in Einklang zu bringen, womit das Wichtige des Gegenstandes bezeichnet werden soll; was wiederum für die Ansicht derjenigen spricht, welche bei dem considere an Richter und ähnliche denken, die sich niederlassen, um über Dinge, welche sorgfältige, langwierige Berathung erfordern, sich zu besprechen. Damit ist freilich der Scholiast in directem Widerspruch, wenn er considere erklärt durch: aut summisse dicere aut *proprie res tenues*. Diese res tenues könnten doch hier auf nichts anders

Digitized by Google

geben, als auf die res vera, die der Dichter erzählen will, und als wichtig darstellt, eben deshalb höher stellt als *cantare* (dem eigentlichen Geschäfte der Musen). — Vs. 36. prosit mihi vos dixisse puellas, erinnern die Ausleger wohl nicht mit Unrecht an den Seitenblick, den hier der Dichter auf die in seinen Tagen so selten gewordene Keuschheit unter den Jungfrauen werfe; es durfte aber auch zugleich die Bemerkung nicht übergangen werden, daſs man im Alterthum die Götter mit dem Namen anruft, der ihnen am liebsten ist, den sie am liebsten vernehmen, besonders wenn man sie um etwas bittet und sie zur Gewährung dieser Bitte dadurch geneigter machen will. Vergl. Blomfield Glossar. zu Aeschyl. Agamemn. 156. (al. 168.) und Heindorf zu Horat. II, 6, 20. p. 385. Daher dieser Zusatz hier: *prosit mihi vos dixisse puellas.*

Sat. IV, 48. dispersi protinus algae inquisitores agerent cum remige nudo vertheidigt der Verf. gegen Ruperti das *agere cum remige* in dem Sinne von *in jus vocare, illum in judicio convenire, accusare;* eben so vs. 64. *exclusi* (i. e. a foribus conclavis imperatoris) spectant admissa obsonia Patres; richtig bemerkt er: „quibus aditus ad aliquem prohibetur, ii *excludi* vulgo, quibus contra patet, *admitti* dicuntur“; was dann durch einige Beispiele weiter bewiesen wird.

Sat. IV, 69 ff. Ipse capi voluit. Quid apertius? Et tamen illi Surgebant cristae; nihil est, quod credere de se etc. etc. kann Rec. dem Verf. nicht beipflichten. Rec. nämlich erklärt die Stelle so, daſs er die Worte *ipse capi voluit* als Worte des Fischers nimmt, welche den höchsten Grad von Schmeichelei enthalten; die nächstfolgenden Worte quid apertius, wenn man sie nicht als Fortsetzung der Rede des Fischers betrachten will, wären dann ein ironischer Ausruf des Dichters selber in dem Sinne: ja, was kann offenbarer, klarer seyn, was kann mehr am Tage liegen, als dies? (daſs nämlich der Fisch selber habe wollen gefangen werden.) Mit den Worten: et tamen illi (*pisci*) surgebant cristae wäre dann der Unwille des Fisches über die lügenhafte Schmeichelei des Fischers gegen den Kaiser ausgedrückt: und doch (gleichsam als wolle er damit Lügen strafen die Rede des schmeichlerischen Fischers) standen ihm (vor Unwillen) die Floſsfedern in die Höhe. Aber, fährt der Dichter fort, der Kaiser glaubt doch dem Fischer mehr, er glaubt Alles, wenn seine göttliche Macht dabei gepriesen wird: nihil est, quod credere de se non possit, quum laudatur diis aequa potestas. Hr. Weber aber bezieht das illi vs. 69. auf den über das eitle Lob und die Schmeichelei unwilligen Kaiser, also wohl in dem Sinne: und doch

Digitized by Google

(ungeachtet dieser Lobreden und Schmeicheleien) schwoll ihm der Kamm an (vor Unwillen darüber). Oder nach dem Scholiasten erklärt der Verf.: „et tamen ille magnifice se ideo jactat, tanquam gallus gallinaceus, cristis erectis ingrediens, quum sibi nomine dei arrogato etiam divinam potestatem inditam putet? Allein bezieht man illi auf den Imperator Domitianus, dann weiſs Rec. durchaus nicht, was die folgenden Worte nihil est — aequa potestas bedeuten sollen, die mit dem Unwillen des Kaisers über jene Schmeichelei, wodurch er einem Gotte ja gleichgesetzt wird, dem sich der Fisch selber als Huldigung habe darbringen wollen, in geradem Widerspruch zu stehen scheinen, da sie selber doch nichts anders bezeichnen, als daſs der Kaiser jene Schmeichelei angenommen habe (ungeachtet der Aeuſserungen des Unwillens, die der Fisch von sich gab), wie er denn Alles der Art glaube, wo seine göttergleiche Allmacht gepriesen werde.

Sat. IV, 98. unde fit, ut malim fraterculus esse gigantis. Der Verf. vertheidigt mit Recht die Vulgata gegen Aenderungen wie *nolim* oder wie *gigantum*. Da Domitian besonders gegen die Reichen und Vornehmen wüthete, so ist es ganz natürlich, wenn der Dichter hier den Wunsch äuſsert, lieber, statt reich und angesehen, ein ganz armer, gemeiner Erdensohn zu seyn. Dieser Sinn des fraterculus gigas kann nach dem, was die Ausleger beigebracht, gar keinem Zweifel unterliegen; und mit Recht führte schon Erasmus in seinen Adagien unter dem Worte *Terrae filius* (I, 8, 86.) auch unsere Stelle an.

Sat. IV, 104 — 106. Rubrius, offensae veteris reus atque tacendae Et tamen improbior satiram scribente cinaedo, bezieht Hr. Weber, da andere Nachrichten uns abgehen, nach dem Scholiasten, die offensa vetus atque tacenda auf die Verführung irgend einer Jungfrau aus vornehmem Geschlechte, oder auf den mit des Domitianus Weibe begangenen Ehebruch. Für letzteres spricht der Scholiast und alle Wahrscheinlichkeit. Die Worte: satiram scribente cinaedo bezieht Hr. Weber auf den Nero, der, selber Cinäde, auf andere, die ähnlichen Lastern huldigten, Satiren geschrieben; was der Hr. Verf. durch einige Stellen weiter zu erhärten sucht.

Sat. IV, 115 ff. Caecus adulator dirusque a ponte satelles dignus Aricinos qui mendicaret ad axes etc. Nach dem Verf. sind es hauptsächlich zwei Laster des Catulus, welche hier bemerklich gemacht werden, seine Schmeichelei und seine Grausamkeit. In Bezug auf die erstere heiſse er, obgleich in der That kein Bettler, doch vergleichungsweise *a ponte*

Digitized by Google

satelles, weil er den Imperator mit niedrigen Schmeicheleien verfolgte, eben so wie Bettler die Vorüberfahrenden; mit Bezug auf die letztere heiſse er *dirus* satelles, der nie von des Kaisers Seite weichend, ihn stets zu grausamen Thaten auffordere und darin unterstütze. Durch den Ausdruck *a ponte* werde der gemeine, niedrige Charakter dieses Menschen bezeichnet; die Redensart selber aber sey analog der bekannten Redensart a rationibus, ab epistolis, wofür nur selten *ad* stehe (jedoch scheinen die vom Verf angeführten Stellen des *ad* nicht ganz für diesen Fall zu passen und eine Gleichheit beider Redensarten nicht zu begründen); eher *de*. Der nächste Vers dignus Aricinos etc. enthalte die nähere Ausführung des *a ponte*, denn wie an Brücken, so auch bei Aricia, wo viel Volks immer zusammenströmte wegen des Hains der Diana, pflegten Bettler sich an bestimmten Plätzen oder Stationen aufzuhalten, die Hände um die Wette ausstreckend nach den vorbeifahrenden Wagen, oder auch mit niedriger Schmeichelei Handküsse den Vorbeieilenden zuwerfend (über letzteres vgl. man Böttigers Sabina II. p. 51.). So kommt nach Hrn. Weber folgender Sinn heraus: „Catullus, grande monstrum, caecus adulter, crudelis Domitiani satelles ingenio servili et tantopere adulandi artem callens, ut quovis tempore mendicorum in via ad Ariciam versantium turbae adscribi queat.“ Man wird gegen diese Erklärung wohl schwerlich etwas Gegründetes einwenden können, nur möchte Rec. das a ponte nicht nach der oben bemerkten Analogie erklären, weil er dieselbe auf diesen Fall für nicht anwendbar hält; er würde lieber a ponte wörtlich nehmen: ein Trabant des Kaisers, von der Brücke her, d. h. einer, der gleichsam von der Brücke (wo er als gemeiner Bettler stand) nun bis zum Trabanten des Kaisers es gebracht hat, einer, der eben so niedrig und gemein sich beträgt, wie die Bettler auf der Landstraſse bei Aricia.

Sat. V, 10. Tam jejuna fames, quum *possit* honestius illic Et tremere etc. So schreibt Hr. Weber, zumal da auch die meisten Codd. *possit* liefern, zu dem man ein ausgelassenes *aliquis* als Subject hinzudenken dürfe, wie solches bei inquit, ait so oft hinzuzudenken sey. Allein die vom Verf. deshalb angeführten Stellen (s. auch Heindorf zu Horaz Satir. I, 4, 79. und Creuzer zu Cicero de Nat. Deor. pag. 164.) beziehen sich blos auf eine solche Ellipse bei inquit und ait, was doch keineswegs als analog mit vorliegendem Fall wird aufgestellt werden können, im Gegentheil diese Wendungen ganz anderer Art sind, und der Sprachgebrauch sich bestimmt hier

fixirt hat. Ref. wünscht, daſs durch Auffindung anderer passenderer Stellen diese Ellipse bestätigt und somit auch *possit* in vorliegender Stelle vertheidigt werden könne, was sonst grammatisch unsicher bleibt, wenn auch gleich kritische Gründe dafür sprechen, und die zahlreichen Conjecturen, die man hier versucht hat, insbesondere Ruperti's jüngstes quum *polsit* für quum *possit* (das auch Hr. Weber mit vollem Recht verworfen) sämmtlich abzuweisen sind.

Sat. V, 39. liest der Verf. Heliadum crustas et *inaequales beryllos* (gewöhnlich beryllo), welche Lesart zuerst Achaintre aufgenommen, aber nach des Verf. Urtheil nicht genügend erklärt hat. Man soll nämlich hier nach dem Vf. an sogenannte *pocula gemmata* denken (λιθοκόλλητα ποτήρια), mit goldenem Boden, aber ringsherum mit Gemmen besetzt, deren Menge und Glanz selbst das Gold verdunkelte und den Schein erregte, als ob das Ganze aus lauter Beryll zusammengesetzt sey. Allein Rec. gesteht, daſs er doch die Vulgate *beryllo* für einfacher hält, als beryllos.

Sat. IV, 72. schreibt der Verf. mit Ruperti: salva sit *artocopi* reverentia, und vertheidigt dies gegen die Lesart *artoptae* oder *artocoptae*, was beides unrichtig sey; *artocopos* übrigens sey hier nicht einer, der das Brod zerschneide, sondern: „qui panem subigendo elaborat eumque ita molliorem et delicatiorem perficit", wobei er sich auf Pollux VII, 21. stützt. Allein Rec. meint, daſs das Wort in der ersteren Bedeutung zu nehmen, hier viel passender in den ganzen Zusammenhang der Stelle sey, sowohl des unmittelbar vorhergehenden, wie des zunächst folgenden willen, worin doch die Andeutung liegt, daſs der arme Client einen Versuch mache, sich selber von dem besseren Brod ein Stück abzuschneiden, was doch das Geschäft des dafür angestellten Sclaven, des *artocopus* ist, welchem deshalb der Client den gehörigen Respect bezeugen soll.

Sat. V, 83. Sed tibi dimidio constrictus commarus ovo nimmt der Verf. *constrictus* in dem Sinne von *conclusus*, und *dimidio* für *dimidiato*.

Sat. V, 92. schreibt der Verf. mullus erit domini, nicht, wie Ruperti und Achaintre: domino. Bei vs. 99. quod captator emat *Lenas*, *Aurelia* vendat, bemerkt der Verf., daſs beides erdichtete Namen seyen, jener, ein Erbschaftsschleicher, a *leniendo*, Aurelia aber, eine reiche, aber geizige Wittwe, bei deren Namen *ad auri ejus molem* angespielt werde. Letztere Beziehung aber möchte doch zu gesucht seyn, da die Beziehung auf den bekannten Römischen Gentilnamen so nahe liegt.

Digitized by Google

Sonst giebt der Verf. noch mehrere Beispiele aus Juvenal, wo ähnliche fingirte Namen vorkommen; ob aber z. B. vs. 141. bei der Mycale gerade an eine mit Sternseherei und Sterndeuterei sich abgebende Frau zu denken sey, und warum diese Beziehung hier anzunehmen sey, will Ref. noch dahin gestellt seyn lassen.

Sat. V, 115 und 116. vertheidigt der Verf. mit vollem Recht das *flavi* dignus ferro Meleagri gegen Heinsius unnöthiges *gnavi* oder *validi*, so wie im nächstfolgenden Verse: post hunc *raduntur* tubera, wo Ruperti so wie auch Achaintre *tradentur* mit Andern lesen. In der That muſs die Lesart *raduntur* Aufmerksamkeit erregen, da man leichter einsieht, wie aus *raduntur* von den Abschreibern ein *tradentur* gemacht worden, als umgekehrt. Indessen macht die Erklärung dieses Wortes Schwierigkeiten, da hier, wie auch Andere richtig bemerkt, nicht von Zubereitung der Speisen, sondern vom Auftragen der zubereiteten die Rede ist, da ferner sich wieder aus kritischen Gründen das Wegfallen des Anfangsbuchstabens leicht erklären läſst. Wenn aber der Dichter hier eine Handlung, die man als schon geschehen erwarte, so darstelle, als ob sie jetzt geschähe, so sey der Grund davon blos in der Lebhaftigkeit der Darstellung, so wie in dem Umstande zu suchen, daſs der Dichter angeben wolle, in welcher Art und Weise die tubera seyen aufgetragen worden. Aber damit ist nach des Rec. Ermessen die Schwierigkeit und Härte, die in dieser Art von Hysteron Proteron liegt, nicht gehoben; weshalb er noch immer bei dem tradentur verbleiben will.

Sat. V, 133. verbindet unser Verf. mit den älteren Ausgaben: aut similis dis et melior fatis donaret *homuncio*, welches letztere Wort die neueren Herausgeber mit den folgenden Worten verbanden. Der Verf. sucht seine Verbindung durch die Sitte des Juvenals, der das Entgegengesetzte gern mit einander verbinde, so wie durch einige andere Stellen zu rechtfertigen, wo eine ähnliche Verbindung oder Entgegensetzung von deus mit homuncio statt finde. Allein, selbst abgesehen davon, daſs homuncio zu dem melior fatis nicht recht zu passen scheint, daſs ferner selbst die vom Verf. angezogenen Stellen wohl einen Gegensatz und eine Entgegenstellung von deus und homuncio, nicht aber eine Verbindung, wie die in vorliegendem Falle wäre, begründen, daſs gerade diese Stellen den Gegensatz begründen, der in unserer Stelle liegt, wenn wir homuncio von fatis donaret trennen, und so auffassen: du, vorher ein gemeiner, verächtlicher Mensch (homuncio), was würdest du nun werden, wie weit würdest du

Digitized by Google

nun emporsteigen, du würdest selber, obgleich vorher homuncio, nun auch ein similis dîs werden. — Die dunkle, sehr verschieden erklärte Stelle vs. 141 — 145. hat der Verf. glücklicher erklärt, so wie die gänzliche Unhaltbarkeit der Manso'schen Erklärung dargethan. Allerdings kommt es hier viel auf die richtige Erklärung des *nunc* vs. 141. an: „Jetzt, wenn du reich geworden und dadurch aus einem homuncio ein dominus und Freund des Virro geworden, wird selbst eine zahlreiche Nachkommenschaft von Kindern dir nicht die Freundschaft desselben entziehen, deine Frau mag von drei Kindern auf einmal entbunden werden, Virro wird selber an den Kleinen seine Freude haben, er wird ihnen, wenn er bei dir speist, Kleidungsstücke, Nüsse und dergl. zum Geschenk bringen." Nach dieser Erklärung muſs also Ipse vs. 142. auf den Virro bezogen werden. Rec. wüſste nicht, was er gegen diese Erklärung einzuwenden hätte; mit der Erklärung der Stelle, wie Manso sie gegeben, konnte er sich nie befreunden. — Auch die Stelle vs. 146 — 148. vertheidigt der Verf. gut gegen Heinecke und Schurzfleisch. Zu den S. 209. gesammelten Stellen bemerkt Rec. noch Aeschylus Agamemn. 696. nach Blomfield und dessen Glossar (al. 720.), nebst Plutarch Alex. cap. 2. — In der vieldeutigen Stelle vs. 154. discit ab hirsuta jaculum torquere capella versteht auch der Verf. unter der hirsuta capella einen Centurionen, der die Rekruten exercirt und mit Bezug auf sein Gesicht spöttisch *capella* genannt wird. Auch Rec. fand diese Erklärung unter den verschiedenen an dieser Stelle versuchten noch immer für die dem Zusammenhange entsprechendste, er findet es jetzt um so mehr, als der Verf. zwei merkwürdige Stellen aus Ammianus Marcellinus (XVII, 12. und XXIV, 8.) anführt, wo das Wort capella in ähnlichen Beziehungen als Spottname vorkommt. *Agger* versteht der Verf. richtig von dem agger praetorianorum castrorum, in dessen Nähe nach einer Inschrift bei Gruter (p. 651. nr. 11.) ein pomarium lag; *flagella* ist dann der Stab des Centurionen. Es sollte uns freuen, wenn durch diese Angaben des Verf. nun die Zweifel über die Erklärung dieser dunkeln Stelle verschwinden könnten. Ueber das für die Erklärung schwierige *stricto pane* vs. 169. hätten wir gern die Ansicht des scharfsinnigen Verf. zu erfahren gewünscht. Rec. erklärt die Stelle so: „Am Ende haltet ihr doch Alle das Maul, wenn ihr das euch zugeschnittene, für euch in Bereitschaft hingestellte (harte, gemeine) Brod habt unversehrt da stehen lassen, und so hungrig von der Tafel aufsteht, ohne von den guten Bissen, wie ihr gehofft, etwas erhalten zu haben."

Digitized by Google

Sat. VII, 8 ff. giebt der Verf. den Sinn des Ganzen richtig an, und knüpft daran noch einige Bemerkungen über einzelne Wörter, so über den Gebrauch von *umbra* vs. 8, wie solches besonders den Dichtern zugeschrieben werde; ferner beweist er, daſs *Machaera* hier fingirter Name eines Parasiten sey, was trefflich in den ganzen Zusammenhang der Stelle paſst.

Sat. VII, 13. verbindet der Verf. mit Heindorf: faciant equites Asiani Quamquam, et Cappadoces faciant equitesque Bithyni. — Vs. 40. *Maculonus* commodat aedes. Diese ältere Lesart der Codd., woraus ein *Maculonis* entstanden, und Heinrich ein *maculosas* herausconjectirte (was selbst Ruperti aufnahm), ist mit Recht hier wieder hervorgezogen worden; sie ist sicher bezeichnender und stärker, und schlieſst überdies noch den Begriff des *maculosus* in sich, war also in keinem Fall zu verändern.

Sat. VII, 79. Contentus fama jaceat Lucanus in hortis marmoreis wird gegen Gronov's Aenderungen gewiſs mit Recht vertheidigt, und erklärt. Horti marmorei sind zweifelsohne Gärten, mit zahlreichen marmornen Statuen ausgeschmückt; jacere aber passend gebraucht von einem ruhig lebenden, blos dem Studium oder der Poesie hingegebenen.

Sat. VII, 104. quantum daret *acta* legenti, freuen wir uns, daſs nun endlich einmal die Stelle richtig erklärt worden ist. An die *acta senatus* zu denken, ist durchaus unpassend und unstatthaft; man kann nur an die *acta diurna* oder *acta populi*, auch oft schlechtweg *acta* genannt, hier denken; s. Lipsius Excurs. ad Tacit. Annal. V, 4. — Vs. 109 ff. sed tunc, cum creditor audit, praecipue vel si tetigit latus acrior illo, qui venit etc. erklärt der Verf. im Ganzen nach Brittannicus und Cramer. Auch Rec. konnte sich nie überzeugen, daſs ille qui etc. von einem andern, als dem Schuldner zu verstehen sey, indem es durchaus nicht paſst, *ille* auf einen andern, zweiten Gläubiger zu beziehen. Darin aber kann Rec. Hrn. Weber nicht beistimmen, wenn er unter codex nicht ein Buch der Einnahmen und Ausgaben, ein Rechnungsbuch versteht, sondern ein mit allerlei Schriften angefülltes Buch, welches wichtige Gründe bei der Entscheidung der Sache zum Nachtheile des Gegners oder des Anklägers enthalten. Allein warum soll man die Erklärung, die zunächst liegt, die durch das *debitum nomen* noch mehr bestätigt wird, durchaus abweisen, und unter *codex* hier, wo doch von einem Schuldproceſs die Rede ist, kein R e c h n u n g s b u c h verstehen?

Sat. VII, 124. schreibt der Verf. Aemilio dabitur, quan-

Digitized by Google

tum *petet;* wie denn auch Rec. diese Lesart dem *petit*, wie insbesondere dem *licet* oder dem von Ruperti aufgenommenen *libet* unbedingt vorziehen würde, weil sie viel stärker und nachdrücklicher, so wie dem Zusammenhang des Ganzen, wo von den vornehmen Advocaten die Rede ist, die, wenn sie auch nicht so gut, als die armen, geringeren plädiren, doch mehr Geld dafür bekommen, ja so viel, als sie nur fordern, angemessener erscheint. In den folgenden Worten *et melius nos egimus* erklärt Hr. Weber das *et* ganz richtig durch *et tamen, sed tamen.* Verwandt ist damit der bei Cicero so oft vorkommende Sprachgebrauch, wo nach negativen Sätzen öfters et statt des erwarteten *sed* folgt. Vergl. Görenz zu Cicer. de Legg. II. 21. §. 53. vergl. zu de Legg. pag. 71. 124. 161. 253. 390. *At* oder *ut* wäre hier durchaus unpassend, und so jede andere Partikel, die man hineincorrigiren oder hinzudenken wollte. Das enim im nächstfolgenden Satze läſst sich dann gut durch unser freilich wiedergeben. Die Worte *et statua meditatur proelia lusca* vs. 128. bezieht der Verf. scharfſinnig auf das ernste Nachdenken des zu Kämpfen auf dem Forum sich rüstenden Advocaten, und erklärt luscus nach dem Scholiasten (cujus oculus introrsus cadit) durch hohläugig, blödsüchtig, wie denn überhaupt durch diesen Zusatz die ernste, in tiefes Nachdenken über seinen Proceſs versunkene Miene des Advocaten bezeichnet werden solle. In dem folgenden vs. 129. nahm man Pedo und Matho für arme Advocaten, die, indem sie den äuſseren Glanz des reicheren Advocaten nachmachen wollen, dadurch sich in Schuldenlast stürzen. Hr. Weber versteht dagegen unter Pedo einen der reicheren Advocaten, welcher durch den äuſseren Prunk, den er mache, die andern ärmeren Advocaten zu gleichem veranlasse und dadurch ihr Vermögen in zerrüttete Umstände bringe. Wenn man also bisher ergänzte conturbat *suas* rationes oder rem familiarem, so muſs man nach dieser Erklärung suppliren: conturbat rationes *aliorum.* Indeſs, auch abgesehen davon, daſs die Ergänzung conturbat *suas* rationes natürlicher ist, als rationes *aliorum*, scheint selbst das *sic*, welches die ganze Reihe der nun aufgezählten, in gleicher Kategorie stehenden Advocaten beginnt, als Resultat und Folge des vorhergesagten, ferner ein gewisser Numerus dagegen zu sprechen. Denn da Tigellinus auch ein armer Advocat ist, so hätte man ihm gegenüber dann eben so einen reicheren gestellt erwartet, wie vorher dem Matho diesen Pedo. Aus diesen Gründen möchte Rec. lieber alle drei, Pedo, Matho und Tigellinus, als drei arme Advocaten nehmen, deren Gleichheit auch das vorangestellte *sic* beurkundet.

Digitized by Google

Sat. VII, 134. Spondet enim Tyrio *Stlataria* purpura filo. Hier verwirſt der Verf. wegen des dabei stehenden Tyrio filo die Erklärung, welche in stlataria ein über das Meer zu Schiffe herbeigeführtes Purpurkleid, nach Festus, wo *stlata* als eine Art von breitem Schiff angegeben wird, erkennt. Die Erklärung des Scholiasten: *illecebrosa* führe eher darauf, *stlataria* hier von einem breiten, weiten Purpurgewand zu verstehen, welches demjenigen, der mit diesem kostbaren und glänzenden Kleide vor dem Publicum erscheine, das Ansehen eines Reichen gebe, der im Stande sey, das Theuerste zu kaufen, und so die Verkäufer täusche; dazu passe auch sehr gut das Verbum *spondet.* Daſs diese Erklärung in den Zusammenhang der Stelle am besten passe, daſs ferner mit dem Worte *stlataria* auch gewiſs eine ausländische, fremde Art von Kleidungsstück bezeichnet werde, davon war Rec. immer schon überzeugt. Allein wie dies in dem Worte selber liege, was die eigentliche Bedeutung des Wortes sey, konnte ihm bisher eben so wenig gelingen, auszumitteln, als Hrn. Weber, indem dann erst nur jene Bedeutung als gerechtfertigt und begründet wird angesehen werden können. — Zu vs. 152 und 153: Nam quaecunque sedens modo legerat, haec eadem stans proferet etc. bemerkt der Verf. richtig, daſs man diese Worte nicht von dem Lehrer, sondern von dem Schüler verstehen müsse, und macht zugleich auf den Gegensatz zwischen legerat und *proferet* (nicht *perferet*) aufmerksam.

Sat. V, 156. schreibt Ruperti mit andern Aelteren: quae veniant *diversae forte* sagittae; weil aber diese Stellung des forte unpassend und unrichtig sey, so schreibt der Verf. mit Heindorf: *diversa a parte*, zumal da auch Handschriften bemerken: *diversa parte*, das *a* aber leicht ausfallen konnte. — Vs. 177. freut sich Rec. nun eine richtige Erklärung der Worte: artem *scindens* Theodori gefunden zu haben. Da die Citharöden zu jener Zeit in so hoher Achtung standen, daſs alle übrigen Künste, selbst die Redekunst in Verachtung und Geringschäzzung kam, so ist der Sinn von *scindens*: „zu nichte machend, zu Schanden machend selbst die Kunst eines (so berühmten und ausgezeichneten) Theodorus" gewiſs sehr passend. — Vs. 218. schreibt der Verf. mit Ruperti *Acoenonoetus*, und zieht dies selbst der andern hauptsächlich hier in Betracht kommenden Lesart *Acoenonetus* vor.

Sat. VIII, 7. schreibt der Verf. mit den meisten Codd.: et posthac multa *deducere* virga etc. (denn die in einigen Handschriften vorkommende Lesart *contingere* möchte wohl als Erklärung des deducere erscheinen), und spricht zugleich für die Beibehaltung dieses in einigen Codd. fehlenden Verses.

Digitized by Google

Doch Rec. fürchtet fast, allzu ausführlich gewesen zu seyn und die ihm gesteckten Gränzen überschritten zu haben. Er will daher seine Bemerkungen nicht weiter fortsetzen, da das von ihm Mitgetheilte wohl hinreichend ist, um dem Herausgeber die Aufmerksamkeit zu beweisen, der wir allerdings seine Ausgabe für würdig erachtet haben, so wie dem gelehrten Publicum zu zeigen, was in dieser Ausgabe des Juvenalis für die Erklärung des so dunklen und schwierigen Dichters geleistet worden ist. Möge der Herausgeber fortfahren, uns mit erfreulichen Beiträgen dieser Art zu beschenken!

Kleine Schriften politischen und geschichtlichen Inhalts, *von* G. F. Kolb. *Speier*, 1826. *bei J. C. Kolb.* 400 *S. in* 8. 1 fl. 48 kr.

Lesenswerthe gröſsere und kleinere Sammlungen statistischer und historischer Data für freisinnige Resultate. Die bedeutendsten Aufsätze sind: Ueber die Schulden und Einkünfte der europäischen Staaten (wo besonders die Nachweisung der Gewährsmänner für die einzelne, bestimmte Angaben erwünscht wäre). Ruſslands steigende Macht. Ueber Veranlassung einiger Revolutionen der neuesten Zeit, zu vergleichen mit der S. 364. gelieferten Aufzählung, durch wen die 135 Regenten, welche seit der christlichen Zeitrechnung den Thron verloren, diese Gewalt erlitten haben. Nur zweimal fällt die That auf Volksrevolutionen, 47 mal auf Heere, 40 mal auf Rivalen der Macht, 17 mal auf Magnaten, 14 mal auf Pähste und Geistlichkeit. Der Aufsatz verdiente, durch das nöthige Detail bestätigt zu werden. Zur (unpartheiischen) Charakteristik der drei groſsgepriesenen, Carls, Peters und Napoleons. Die Entvölkerung Spaniens durch die Inquisition. Zur Probe zeichnen wir von S. 248. Eine Bemerkung aus: Man behauptet, Frankreich entrichte jetzt bei weitem mehr Steuern, als im J. 1789. Freilich kamen damals in die Staatscasse nur 585 Mill., jetzt fast 900. Dagegen aber sind Zehnten und Lehnsgefälle aufgehoben, die Steuerfreiheiten abgeschafft, die jetzigen Steuern auf alles Einkommen vertheilt, die Willkühr der Intendanten u. s. w., die vielleicht allein für sich 1000 Mill. erpreſsten, ist nicht mehr. Die arbeitenden Classen sind auſserordentlich vermehrt und haben weit weniger abzugeben. Necker schätzte die Einkünfte der Geistlichkeit auf 130 Mill. und das Verhältniſs ihrer Güter zu denen der weltlichen Grundbesitzer wie 1 zu 5 3/4. Sie entrichtete nur drei und 1/2 Mill. Livres. S. 247.

27. Dec. 1825. *Dr. Paulus.*

Digitized by Google

N. 26. 1826.

Heidelberger

Jahrbücher der Literatur.

Anecdota Hemsterhusiana. Ex schedis MSS., in Bibliothecâ Lugduno-Batavâ servatis, collegit et edidit Jacobus Geel. Pars I. Lugduni Batavorum, apud S. et J. Luchtmans, Academiae typographos. MDCCCXXV. Pagg. XXVIII und pp. 322. 8. 2 Thlr. 6 Gr.

So gerne wir auch zugeben, daſs die Klagen über die allzu groſse Anzahl neuer, zum Theil gehaltloser Bücher und Ausgaben, womit wir im Fache der alten Literatur mit jedem Jahre überströmt werden, im Ganzen nicht ungegründet sind, so sind wir doch der Ueberzeugung, daſs das gegenwärtig allgemein rege Streben, alle zur Erklärung und Verbesserung der klassischen Schriftsteller dienenden Hülfsmittel durch den Druck bekannt und auf diese Weise Jedermann zugänglich zu machen, nicht nur keinen Tadel verdiene, sondern mit zu den Vorzügen unserer Zeit gehöre. Unter diesen Hülfsmitteln verdienen nicht blos Collationen von Handschriften, Scholiasten und ältere Grammatiker, sondern auch, und oft selbst in einem noch höhern Grade, die ungedruckten Arbeiten neuerer Kritiker die Aufmerksamkeit eines jeden Philologen, welchem es um die höchst mögliche Vervollkommnung seiner Wissenschaft aufrichtig zu thun ist. Die Mittheilung von Emendationen, Erklärungen und Bemerkungen ausgezeichneter Gelehrten, gehörten dieselben auch nicht gerade zu den Literatoren vom ersten Range, ist oft schon insofern mit Dank anzuerkennen, als sie uns mit dem Studiengange und der literarischen Thätigkeit unserer Fachgenoſsen vertrauter macht, und muſs uns dann vorzüglich willkommen seyn, wenn die Literatur selbst dadurch eine wesentliche Bereicherung erhält. Dies ist nun ganz besonders der Fall mit den vorliegenden *Anecdotis Hemsterhusianis*, durch deren Bekanntmachung sich der in jeder Hinsicht achtungswerthe und verdienstvolle Hr. Bibliothekar Geel alle wahren Freunde und Verehrer der klassischen Literatur zu vorzüglichem Danke verpflichtet. Wem sollte nicht schon der Name des groſsen Holländers, mit dem

man, gleich mit dem eines Aristarchus, jeden feinen und scharfsinnigen Kritiker zu bezeichnen pflegt, Achtung und Ehrfurcht einflöſsen, und wem drängt sich bei'm Gebrauche von dessen Schriften nicht der sehnliche Wunsch auf, Alles zu besitzen, was dieser gelehrte, geistvolle und tiefdenkende Mann je niedergeschrieben? Indessen waren die Berichte über dessen literarischen Nachlaſs, welche Ruhnkenius (Elog. Hemsterh. p. 281. Opusc. T. I.) mitgetheilt, sehr unbestimmt und unzulänglich; und Wyttenbach's Aeuſserung (Vit. Ruhnken. p. 204. vergl. p. 132.): „Inventa sunt quidem (Hemsterhusii adversaria), sed spe pauciora: libri, ejus manu notati, complures subjecti sunt cum reliquis auctioni, sed emtione vindicati bibliothecae Lugdunobatavae“ hatte dem gelehrten Publikum beinahe alle Hoffnung benommen, je etwas bedeutendes aus jenem von Hemsterhuis hinterlassenen Schatze zu Gesicht zu bekommen. So war man denn auch während der letzten vier und zwanzig Jahre über diese Sache im Ungewissen, bis endlich Hr. Geel, bei'm Sichten und Ordnen der auf der Leydner Bibliothek bewahrten handschriftlichen Schätze, dem Hemsterhuis'schen Apparate seine besondere Aufmerksamkeit widmete, und Alles, was sich von demselben vorfand, mit Mühe und Fleiſs zusammenbrachte. Wann und auf welche Weise derselbe der Leydner Bibliothek einverleibt worden, darüber weiſs Hr. Geel selbst keine sichere Auskunft zu geben; gewiſs ist indeſs, daſs ein Theil des Hemsterhuis'schen Büchernachlasses schon im Jahre 1791 theils der Bibliothek geschenkt, theils für dieselbe angekauft wurde; und wahrscheinlich, daſs Ruhnkenius als Bibliothekar noch während seiner letzten Lebensjahre die Bibliothek auch mit den in zwei Fascikeln enthaltenen Papieren bereicherte (Praefat. pag. 17.). Daſs Wyttenbach in seiner Vita Ruhnkenii keine genaueren Nachrichten über diesen Gegenstand gegeben, kann ihm um so weniger verargt werden, da er zu jener Zeit, als neuer Ankömmling in Leyden, mit dem so reichen und überdies damals noch nicht geordneten handschriftlichen Vorrathe der Bibliothek unmöglich ganz vertraut seyn konnte. Das Hauptsächlichste von dem, was uns Hr. Geel in seiner bündig und schön geschriebenen Vorrede, in welcher unter andern auch über die von Hemsterhuis geschaffene Analogie einige lesenswerthe Bemerkungen gemacht werden, hierüber berichtet, ist ungefähr Folgendes. Da Hemsterhuis, streng genommen, sich nie ausschlieſslich mit Einem Schriftsteller beschäftigte, sondern alle Auctoren des klassischen Alterthums beinahe mit gleicher Sorgfalt behandelte; so behielt er während seines

Digitized by Google

ganzen Lebens die schon in früheren Jahren angenommene Gewohnheit bei, die wesentlichsten seiner Verbesserungen und Erklärungen auf den Rändern der Ausgaben zu bemerken. Auf diese Weise gewann er allmählig für die meisten Auctoren einen so bedeutenden Apparat, daſs er ohne lange Vorbereitung von jedem einzelnen ohne Unterschied eine neue kritische Bearbeitung zu liefern im Stande gewesen wäre. Aber nur selten und ungerne unterzog er sich dem Geschäfte des Sichtens, Ordnens und Redigirens seiner frühern Bemerkungen; wovon wohl dessen, man möchte sagen, allzugroſses Streben nach Vollkommenheit die Hauptursache gewesen seyn mag. Indessen fanden sich auſser den durch den Druck bekannt gemachten Arbeiten des Mannes und den noch unedirten Noten zu Lucian unter dessen Papieren noch folgende bereits redigirte Anmerkungen vor: 1) *Notae in Juliani Caesares*, 2) *in Apollonium Rhodium*, 3) ein groſser Theil der *Commentarii ampliores in Aristophanis Plutum* (worüber Hemsterhuis, nachdem er hin und wieder in seinen gedruckten Anmerkungen auf dieselben verwiesen hatte, sich in der Vorrede p. XXIII. sq. ed. Bat. auf folgende Weise erklärt: „Principio statueram uberiores adnotationes Pluto ad finem deducto subjungere, quarum ea foret ratio, ut tum locutiones Atticas virtutemque Comicae venustatis, tum res et historias ab Aristophane tantum digito demonstratas tironibus explanarent: postea, quum Plutus, spectabili satis Notarum satellitio stipatus, justi voluminis modum videretur impleturus, consilium illud prius deserui, vel certe tantisper seposui, dum occasio quaedam ejus exsequendi opportunior oriatur.“), und endlich 4) das *Schediasma de Verborum formis Doricis, Laconicis etc.*, aus welchem schon Ruhnkenius Epist. Crit. II. p. 301. und Alberti ad Hesych. T. II. p. 1294. Auszüge mitgetheilt haben. Die übrigen noch vorhandenen Aufsätze, z. B. *De Elegantiis Graeci Sermonis*, *Commentatio in Isocratis Or. ad Demonicum*, *Observationes in Homerum*, *in Heliodori Aethiopica*, *in Polyaenum*, *in Athenagoram* u. a., sind Jugendarbeiten und mehr zur eignen Uebung (wahrscheinlich noch vor der Bearbeitung des Pollux) niedergeschrieben, als zur Herausgabe bestimmt; weswegen denn auch Hr. Geel aus denselben nur das Wenige zu excerpiren gedenkt, was für die Erklärung der behandelten Auctoren von einiger Wichtigkeit zu seyn scheint (pag. XXI — XXIII.). Zu den vollendeten Arbeiten gehört auch der ausführliche Commentar zum Pollux, worüber Ruhnkenius im Jahre 1756 in einem Briefe an Ernesti schrieb: „Hemsterhusius parum contentus juvenilibus in Pollucem curis, ingentem in hunc Grammaticum

scripsit Commentarium, separatim edendum, in quem omnes eruditionis suae thesauros profudit. Cui etsi nihil ad perfectionem absolutionemque deest, tamen is manum de tabulà tollere nescit« (Opusc. T. II. pag. 844. sq.). Hr. Geel läſst diesen Commentar in seiner Vorrede gänzlich unerwähnt; woraus wir nothwendig folgern müssen, daſs sich derselbe bis jetzt noch nicht hat auffinden lassen. Denn die in gegenwärtiger Sammlung p. 164 — 220. mitgetheilten Noten zu diesem Grammatiker scheinen gröſstentheils Randbemerkungen zu seyn, welche Ruhnkenius bei jener Aeuſserung unmöglich konnte gemeint haben. Ein sehr bedeutender Theil der noch ungedruckten Emendationen und Bemerkungen von Hemsterhusius findet sich aber auf den Rändern der von ihm gebrauchten Ausgaben zerstreut, welche nach Hrn. Geel's Urtheil mit zu den köstbarsten Schätzen der Leydner Bibliothek gehören. Auf derselben befinden sich gegenwärtig auſser den schon von Ruhnkenius (Elog. Hemsterh. pag. 281. Opusc. T. I.) aufgezählten Auctoren, nämlich Aristophanes, Theocritus, Apollonius Rhodius, Harpocration, den Attischen Rednern, Propertius, Manilius, Valerius Flaccus, noch viele andere mit einer Menge handschriftlicher Bemerkungen versehene Exemplare klassischer Auctoren aus der Hemsterhuis'schen Bibliothek; unter welchen Hr. Geel das der Arcerschen Ausgabe von *Jamblichi Protrepticus* auszeichnet, und uns dabei die angenehme Nachricht ertheilt, daſs er auch den in einem zweiten Exemplare enthaltenen Apparat von Jo. A. Fabricius zu diesem Buche aufgefunden, welcher bekanntlich in den Besitz von Hemsterhuis gekommen war (s. H. S. Reimarus De Vitâ et Scriptis J. A. Fabricii pag. 56.). Beide Exemplare befinden sich gegenwärtig in den Händen des Hrn. Koppeyne van de Coppello im Haag, eines der ausgezeichnetsten Philologen aus der Wyttenbach'schen Schule; von welchem wir entweder eine neue Bearbeitung des *Protrepticus* oder wenigstens ein Supplement zu der Kieſsling'schen Ausgabe zu erwarten haben (p. VII sqq.) *). Auſserdem aber hielt sich Hemsterhuis (anders als Wyttenbach Vit. Ruhnken. p. 132. berichtet) für ein-

*) Beide Gelehrte haben diese Anmerkungen dem Unterzeichneten gütigst mitgetheilt, der in seiner angekündigten Ausgabe der Werke dieses Philosophen gewissenhaft und dankbar davon Gebrauch machen wird.

Creuzer.

Digitized by Google

zelne Fächer, als für die Geschichte, Mythologie, Geographie, Literaturgeschichte, für die Antiquitäten u. s. w. besondere Adversarienbücher, deren sich drei ganz und andere theilweise noch vorfinden (p. XX. sq. vergl. p. 246. und p. 308. not.).

Ueber die Art und Weise, wie Hr. Geel diese verschiedenartigen Subsidien zum Behuf seiner Herausgabe der Anecdota benutzte; welche der mitgetheilten einzelnen Anmerkungen sich auf den Rändern fanden, welche in den Adversarien; ob und in wie fern die Randbemerkungen durch die Adversarien und umgekehrt diese durch jene ergänzt worden; darüber gibt die Vorrede keine befriedigende Aufklärung. Blos in Ansehung der Animadversionen zu Lucian, welche schon im vorigen Jahre (1824.) unter dem Titel *Tib. Hemsterhusii Animadversionum in Lucianum Appendix*, als Supplement der Reitz'schen Ausgabe abgesondert, und zwar in Quartformat erschienen, ersehen wir aus der denselben beigefügten kurzen Vorrede und aus den in Parenthese hinzugesetzten Erinnerungen, daſs sie theils aus Fragmenten unedirter Briefe, theils aus andern Papieren und theils von den Rändern des ersten Bandes der Benedict'schen Ausgabe entnommen sind. In der Vorrede zu diesen Anecdotis (p. XXI — XXIV.) bemerkt Hr. Geel über seine Verfahrungsweise nur so viel im Allgemeinen, daſs er Alles weggelassen, was Hemsterhuis noch in früher Jugend oder allein zum Privatgebrauche niedergeschrieben zu haben schien, und daſs er ferner, bei seinem Bestreben nur Neues zu geben, auch diejenigen Bemerkungen hier unterdrückt habe, welche Hemsterhuis selbst schon anderswo gelegentlich mitgetheilt hatte. Nur wo diese Mittheilung blos theilweise geschehen war, wie dies z. B. mit der kurzen Note zu den Worten Δύο γυναῖκες ad Luciani Somn. cap. 6., mit welcher die ausführliche von p. 2 — 10. hier abgedruckte Anmerkung beschlossen wird, der Fall ist, da hat Hr. Geel des Zusammenhanges wegen mit Recht die vollständigen Bemerkungen gegeben, ohne das bereits Excerpirte auszumerzen.

Die in diesem ersten Bande enthaltenen Anecdota sind 1) die, wie wir so eben bemerkt, schon früher besonders abgedruckten *Animadversiones in Lucianum*, von p. 1 — 163, unter welchen sich mehrere acht bis zehn Seiten lange vollständige Abhandlungen finden; 2) theils kürzere, theils längere *Animadversiones in Pollucem*, von p. 164 — 220. und 3) in Harpocrationem, deren mehrere sich auch blos auf die Noten von Valesius beziehen, von p. 221 — 268.; 4) *Ad Juliani Caesares*

Notae breves et Emendationes, welche sich jedoch nur auf einen sehr kleinen Theil dieser Schrift, von p. 1 — 8. Heus. (p. 306 — 313. Spanh.) erstrecken, aber der Ueberschrift ungeachtet mehrere vollständig ausgearbeitete Anmerkungen enthalten, von p. 269 — 286. und endlich 5) von p. 287 — 322. *Animadversiones in Apollonium Rhodium.* Die beiden letztern Stücke sind, wiewohl dies nirgends ausdrücklich bemerkt wird, vermuthlich dieselben, welche Hr. Greel in der Vorrede p. XXII. unter den bereits von Hemsterhuis selbst redigirten Arbeiten aufzählt.

Diese einzelnen Bestandtheile nun beurtheilend durchzugehen und verbessern oder vervollständigen zu wollen, wäre eben so unbescheiden, als vertraute Mittheilungen eines edlen Freundes zu dessen Tadel zu miſsbrauchen. Sollten sich hin und wieder auch Bemerkungen finden, welche entweder an und für sich für einen Fremden kein besonderes Interesse haben oder durch die Forschungen und Bemühungen anderer Gelehrten während der letzten sechzig Jahre überflüssig geworden sind; so bleibt es für uns immerhin sehr erfreulich, den gröſsten aller Kritiker, welcher nie etwas anders als höchst vollendet von sich an's Licht treten lieſs, auch gewissermaſsen in seinen Privatstudien zu verfolgen. Daſs aber Hemsterhuis alles hier Mitgetheilte zu seinem bloſsen Privatgebrauche, groſsentheils zu verschiedenen Zeiten, niedergeschrieben hatte, ergiebt sich hinlänglich aus der Zusammenstellung mancher Citate, so wie überhaupt aus der Vergleichung dieser Inedita mit den übrigen Arbeiten des Mannes, in welchen letztern man überall mit einer Fülle von Gelehrsamkeit die strengste Ordnung, Bündigkeit und Kürze vereinigt findet. Selbst die scheinbar zur Herausgabe vollendeten längeren Anmerkungen würde Hemsterhuis, hätte er sie selbst bekannt gemacht, noch mannigfaltig verändert haben, wie sich schon aus der schwierigen Erörterungen beigesetzten Erinnerung, *cogitandum ulterius* u. dergl. und aus den häufigen Anführungen von Stellen mit Vorsetzung eines *examina*, *perpende*, *considera* abnehmen läſst. Indessen glauben wir nach einem nicht oberflächlichen Studium eines groſsen Theiles dieser Anecdota unsere Leser versichern zu können, daſs die philologische Literatur durch sie eine äuſserst schätzbare Bereicherung erhalten. Hemsterhuis hatte, wie bekanntlich bei allen seinen Arbeiten, so auch bei dieser die Pflicht eines guten Kritikers und Interpreten stets in ihrem ganzen Umfange vor Augen. Textesverbesserungen, Erklärungen exquisiter und dunkler Worte, Redensarten und Constructionen, Erläuterungen schwieriger Punkte aus den Antiquitäten, der Geographie und Geschichte,

drängen sich wechselseitig und sind beinahe immer auf die ausgesuchtesten Belege aus den Alten selbst gegründet. Von ganz vorzüglicher Wichtigkeit scheinen uns aber die in reichem Maaſse mitgetheilten Emendationen sowohl der absichtlich hier behandelten, als vieler anderen im Vorbeigehen angeführten Schriftsteller. Als Probe derselben mögen hier einige wenigen aus den sieben ersten Seiten der Animadversionen zum Harpocration gewählten genügen.

P. 223. l. 23. werden in 'Αδικίου die Worte ἀποτίνυνται δὲ τοῦτο ἁπλοῦν aus dem Etymol. Magn. s. v. in ἀποτ. δὲ τὸ τίμημα ἁπλοῦν verändert. — Ibid. l. 28. in 'Αεὶ wird statt des sonderbaren ἐν τῷ προοιμίῳ ἤρξατο richtig ἐχρήσατο verbessert. — P. 225. l. 2. in 'Αλέξανδρος wird bei Plutarch. Ne Suav. Quid. V. P. Sec. Ep. Decr. p. 1093. C. das später durch Manuscripte bestätigte Θέβης für das gewöhnliche Θέσβης oder Θίσβης hergestellt und die Richtigkeit dieser Verbesserung mit den gehörigen Belegen bewiesen. — Ib. l. 14. in 'Αλκιβιάδης wird aus Andocides De Myster. p. 13. 7. Reisk. ἔστι δὲ Φηγούσιος 'Αλκιβιάδης ξένος corrigirt für 'Αλκιβιάδου. — Ib. l. 19. ἐσευηνοχότε; für ἐξειληχότε; in Ἄλογοι ἐραν. — Ib. l. 22. in 'Αμαζόνειον wird die verdorbene Stelle auf die einzig richtige Weise also verbessert: 'Ισαῖος ἐν τῷ πρὸς Διοκλέα· διείλεκται περὶ τῆς 'Αμαζονίου ἀφιερώσεως κ. τ. λ. — P. 227. 22. in 'Απομάττων wird für ἔθνος die Lesart der Aldiner Ausgabe ἔθος zurückgerufen, und gelegentlich in den Worten des Athenäus: τὸν ξένον τὸν διαποροῦντα τὸ τοῦ γένους παράδοξον, p. 298. D. ἔθους für γένους vorgeschlagen, welches letztere Schweighäuser gegen Coray's Conjectur (τέλους) nur durch Annahme einer sehr gezwungenen Ellipse zu retten suchte. — P. 228. 15. in 'Απρόςτων wird das sinnlose ὥςπερ 'Αλησίπων nach dem Etymol. Magn. verändert in ὡςπερεὶ λῃστῶν. — P. 229. 6. in 'Αργυριοθήκη, καρτύρια in καὶ δίθυρα. — P. 230. 12. in 'Ασπασια die gänzlich verdorbenen Worte διαλεγόμενος ἐπιγραφομένῳ 'Ασπασία in οὗ (sc. Aeschinis Socratici) διάλογος ἐπιγραφόμενος 'Ασπασία. — Doch wir wollen hier abbrechen und nur die allgemeine Erinnerung beifügen, daſs sich nicht leicht eine Seite in diesem ganzen Buche findet, auf welcher nicht eine oder mehrere ähnliche und zum Theil noch wichtigere Verbesserungen vorkämen.

Um endlich auf den Herausgeber zu kommen, so müssen wir sein Verfahren bei dieser eben so mühsamen als verdienstvollen Arbeit vorzüglich billigen. Nur hin und wieder hat derselbe, besonders da, wo es der Zusammenhang und die Deutlichkeit erheischte, kleine Zusätze, Erklärungen oder

Digitized by Google

Nachweisungen in Parenthesen beigefügt, im übrigen aber Alles als bloſsen Apparat zu künftigen Bearbeitungen getreu abdrucken lassen, so wie es sich im Mspt. vorfand. Wir würden es Hrn. Geel selbst nicht zu einem sehr hohen Verdienste angerechnet haben, wenn er sich die Mühe gegeben, alle neueren Commentare und kritischen Abhandlungen sorgfältig durchzugehen und auf dieselben zu verweisen, so oft deren Vergleichung mit diesen Ineditis für einen künftigen Herausgeber der in denselben behandelten Schriftsteller unerläſslich ist. Denn die Hauptarbeiten über die einzelnen Auctoren sind Jedermann hinlänglich bekannt, um das hierher gehörige von selbst ohne groſse Mühe auffinden zu können, und deren jedesmalige Erwähnung würde das Buch unnöthiger Weise vergröſsert haben; die Angabe der in verschiedenen Commentaren zerstreuten Bemerkungen aber wäre ohne Rücksicht auf jene Hauptarbeiten nur lückenhaft; auch muſs, wer sich mit Einem jener Schriftsteller ausschlieſslich beschäftigt, dieselben doch mit mehr Sorgfalt zusammensuchen, als dies von Hrn. Geel hätte geschehen können. Ganz verschieden würden wir über diesen, auch in der Vorrede (p. XXIV. sqq.) berührten, Punkt urtheilen, wenn zwischen Hemsterhuis Tode und der Herausgabe seiner Adversarien nur wenige Jahre verflossen wären, oder wenn Hr. Geel z. B. von Apollonius Rhodius und Harpocration eine neue Ausgabe mit den hier abgedruckten Hemsterhuis'schen Anmerkungen besorgt hätte. Nur Eine Last hätten wir dem Herausgeber, so dankbar wir seine verdienstlichen Bemühungen anerkennen, gerne noch aufgebürdet, nämlich die Veränderung mehrerer Citate nach neueren oder gebräuchlicheren Ausgaben und in den Anmerkungen zu Lucian auch die Beifügung der Seitenzahlen nach dem Zweibrücker Abdrucke. Denn die Reitz'sche Ausgabe, an welche diese Anmerkungen sich anschlieſsen, besitzen ausser Holland nur wenige Gelehrte, und das jedesmalige Nachsuchen der betreffenden Stellen in der Zweibrücker ist mühsam und zeitraubend. Noch mühsamer aber ist das Vergleichen von Stellen aus Xenophon, welche nach den Seitenzahlen der Stephanischen Ausgabe, und aus Plato, welche nach der Lyoner (ap. Laemarium) angeführt sind. Schon die erstere ist selten, und die letztere haben viele Gelehrte in Frankreich und Deutschland noch nie zu Gesicht bekommen, wiewohl auch Ruhnkenius u. A. nach ihr zu citiren pflegten.

Die gelehrten Zusätze von Hrn. Geel, welche, hier und da als Anmerkungen beigefügt, zusammengedruckt wohl einige Bogen anfüllen würden, hätten allerdings einer Erwähnung

Digitized by Google

auf dem Titel verdient; obschon sie ihr Verfaſser selbst dieser Ehre nicht würdig geachtet, und sich gewiſsermaſsen entschuldigt, Anmerkungen zu Anmerkungen geschrieben zu haben. So sehr wir übrigens den reinen Abdruck der hier gesammelten Materialien billigen, ohne uns nach einer beigefügten Anhäufung von Citaten und Nachweisungen zu sehnen, so sehr sind wir von der andern Seite überzeugt, daſs sich Hr. Geel bei keinem sachkundigen Beurtheiler den mindesten Tadel würde zugezogen haben, wenn er seine Anecdota Hemsterhusiana auch mit einer noch viel gröſseren Menge eben so gründlicher und gediegener Anmerkungen bereichert hätte.

Der zweite Band wird den noch übrigen Theil des schriftlichen Nachlasses von Hemsterhuis, mithin auch die oben erwähnten *Commentarii uberiores in Aristophanis Plutum*, enthalten und mit den gehörigen Registern versehen werden. Wir sehen demselben mit groſsem Verlangen entgegen, und wünschen dem würdigen Herausgeber, welcher sich auch in seinen Beziehungen als Bibliothekar durch eine seltene Humanität und Dienstfertigkeit gegen auswärtige Gelehrte auszeichnet, von Herzen die erforderliche Muſse und Ausdauer zur Vollendung dieser Unternehmung, so wie zu seiner neuen Bearbeitung des Dio Chrysostomus, mit welcher er sich bereits seit mehreren Jahren beschäftigt.

G. J. Bekker.

Q. Horatii Flacci Opera omnia recensuit et illustravit Fridericus Guil. Doering. Editio tertia auctior et emendatior. Tomus primus. Lipsiae, sumt. librariae Hahnianae. MDCCCXXIV. XXXX und 485 *S.*

Vor kurzem haben wir den ganz neuen zweiten Theil dieser verdienstlichen Ausgabe angezeigt, und tragen nun die Anzeige der dritten Ausgabe des ersten Theils nach. Den Zweck der Döring'schen Bearbeitung dürfen wir als bekannt voraussetzen, so wie, da jetzt eine dritte Auflage erscheint, diese wiederholten Ausgaben wohl einigermaſsen beweisen mögen, daſs das Bedürfniſs einer solchen Ausgabe gefühlt, und durch diese wo nicht vollkommen, doch gröſstentheils befriedigt worden sey. Studirende insbesondere hatte der Herausgeber vor Augen, nicht Philologen von Profession. Jenen soll die Ausgabe bei'm Selbststudium dienen, und sie, ohne die Kritik ganz bei Seite zu lassen, vorzüglich in den

Digitized by Google

Sinn des Dichters einführen, wobei er absichtlich eigentlich gelehrte Erörterungen vermied, „utilitatis magis, quam gloriae studiosus". Daſs die Arbeit des Herausgebers ihrem Zwecke wirklich entspricht, und daſs bei weitem die meisten Stellen hinlänglich und richtig erklärt sind, auch im Ganzen die Wahl der Lesarten zu billigen ist, können wir nach angestellter sorgfältiger Vergleichung einer groſsen Anzahl von Oden versichern, auch das, daſs Hr. D. das Neueste über den Horatius nicht unbeachtet gelassen hat. Weniger billigen können wir es indeſs, daſs er auf öffentliche Beurtheilungen nicht gehörige Rücksicht genommen, und z. B. die manche wahre und nicht zu verschmähende Bemerkung und Berichtigung enthaltende Recension in den Ergänzungsblättern der A. L. Z. 1817. No. 19. 20. übersehen hat. Es ist wahr, jene Anzeige ist eben nicht sehr freundlich; und vielleicht hat man dem Herausgeber, wiewohl mit Unrecht, sie zu lesen widerrathen. Es kann Fälle geben, wo der Herausgeber eines selbstständigen Werkes wohl daran thut, wenn er sich die Mühe und den Verdruſs ersparen will, Kritiken darüber in öffentlichen Blättern zu lesen, von denen er im voraus weiſs, daſs sie von ihm persönlich übel wollenden Menschen oder auch von Leuten herrühren, deren Stimmfähigkeit im Gebiete derjenigen Wissenschaft, die er bearbeitet hat, er gar nicht anerkennen kann. Aber ein Herausgeber eines Klassikers, ein Verfasser eines aus tausend einzelnen Bemerkungen bestehenden Commentars, darf öffentliche mit Bemerkungen begleitete Beurtheilungen nicht unbeachtet lassen, und sollte ihm auch ihr Ton miſsfallen, ja sollte auch der Beurtheiler ihm wenig Neues und Besseres bieten. Wollte z. B. Hr. D. von jener ganzen Recension gar nichts annehmen, so konnte sie ihn doch vor dem Fehler bewahren, nun schon in die dritte Auflage einen Druck- oder Schreibfehler übergehen zu lassen, der zwar nicht den Sinn, aber das Metrum gänzlich zerstört, nämlich in der Sapphischen Zeile I. 32. 15. dulce *levamen* mihi cunque salve, für lenimen, wie er offenbar lesen wollte, da er in der Note o lab. dulc. *len.* schreibt. Doch wir kehren zu unserm Werke zurück. Voraus geht auf achtzehn Seiten eine Abhandlung Metra Horatii lyrica betitelt, als deren Vf. Hr. D. in der Vorrede zur ersten Auflage einen Herrn Sparr nennt. Man kann mit dieser Abhandlung im Allgemeinen zufrieden seyn, da sie absichtlich höhere wissenschaftliche Forderungen ablehnt, und den tiefer eindringen wollenden auf Hermanns Handbuch der Metrik (Leipzig 1799.) verweist. [Wir denken, Studirende wären jetzt eher auf dessen Epitome

Digitized by Google

doctrinae metricae, Lips. 1818. zu verweisen.] Bei dieser Abhandlung ist uns vorzüglich eins aufgefallen, nämlich wie der Verf. einen so auffallenden Verstoſs bei dem ersten Metrum machen, und seit so vielen Jahren unverbessert lassen konnte. Da heiſst es nämlich: a. Versus Jambici. 1. Versus Ityphallicus [schreibe Ithyphallicus] qui est dimeter (Jambicus) brachycatalectus: ⏑ — ⏑ — ⏑ ⏓ cf. n. 19. Man wundert sich, diesen Vers einen jambischen genannt zu sehen, von dem doch Jedermann weiſs, was geschrieben steht (Hermann Elem. doctr. metr. p. 94.): Versus ithyphallicus — ex tribus *trochaeis* constat; vergl. Hermanns Handb. der Metrik §. 120. p. 59 sq. Man sucht n. 19. und findet bei dem Versus Archilochius major: Solvitur acris hiems grata vice || *veris et Favoni* richtig bezeichnet — ⏑ — ⏑ — ⏑, dagegen nur ein einziges trochäisches Metrum unter n. 5, nämlich den trochaicus dimeter catalectus — ⏑ — ⏑ — ⏑ ⏓ truditur dies die. Eine neue Auflage, die wir dem Werke wünschen, wird hoffentlich diese Verwirrung verbessern.

In der ersten Ode des ersten Buches billigen wir die Gründe, warum Hr. D. Wakefields von Wolf vertheidigtes und neuerdings viel besprochenes *Te* doctarum hederae praemia frontium (für Me) nicht aufnimmt, ganz. Eichstädts Verdächtigung des 35sten Verses derselben Ode: Quodsi me lyricis vatibus inseris ignorirt er: wir miſsbilligen sie. I. 3. 18. ist Bentleys *rectis* oculis für *siccis* oculis aufgenommen, und Cunninghams fixis ignorirt. Uns gefällt zwar siccis trotz der Vertheidigung des Hallischen Recensenten nicht sonderlich: aber wir können uns nicht überreden, daſs, wenn Horaz rectis schrieb, durch Zufall oder Absicht siccis so allgemein in den Text gekommen ist. Bei firmis lieſse sich eher ein Versehen bei'm Abschreiben, so wie bei fixis eher ein Verhören bei'm Dictiren denken. I. 4. 17. wird nach den neuesten Erörterungen domus exilis Plutonia doch wohl von dem G r a b e zu verstehen seyn müssen, wie es auch Grävius in seinen Scholien (s. die Fea-Bothe'sche Ausgabe) verstanden hat. I. 6. 2. nimmt Hr. D. mit Passerat, Lambin, Baxter, Mitscherlich, Fea aliti für alite. Wir nehmen Vario für den Ablativ, statt a Vario, und alite für dessen Apposition. Auch verdient über die Stelle nachgelesen zu werden Henr. Stephani Diatrib. de suae editionis Horatianae accuratione pag. 89 sq. Ed. Horat. II. 1588, ob wir gleich nicht mit ihm alite für volatu nehmen möchten. I. 7. 7. Nicht Erasmus hat zuerst undique in den Text aufgenommen, wie auch Bothe zur Fea'schen Ausgabe auf des Glareanus Zeugniſs hin angiebt; es

Digitized by Google

ſteht ſchon in der Ausgabe von Venedig 1483. mit dem Commentar des Landinus, die Ref. vor ſich hat; um dieſe Zeit konnte Erasmus noch nicht an Verbeſſerung des Horatius denken. I. 24. 13. hat Hr. D. mit Recht Quod si beibehalten, ungeachtet eine gewiſſe Autorität, die nie Unrecht hat, quid? si zu leſen gebietet. I. 32. 1. iſt zwar mit Recht gegen Bentleis Poscimus das alte poscimur beibehalten, aber in der Erklärung möchten wir uns doch eher an Mitſcherlich, als an den Herausgeber, halten. II. 17. 14. wird wohl in einer neuen Auflage Gyan aufzunehmen ſeyn für Gygen. S. Hermann de Mythologia Graecorum antiquissima p. IX. Endlich müſſen wir uns noch über die Versabtheilung der vielbeſprochenen, aus lauter Jonicis a minore beſtehenden Ode III. 12. Miserarum est erklären. Hr. D. läſst ſie abdrucken, wie die Zweibrücker, wie Mitſcherlich und Fea, ſo daſs ſie zehen ganz gleiche aus vier Jonikern beſtehende Verſe bildet, im Grunde nur e i n e n Vers, der nur, weil das Papier nicht breit genug iſt, in zehen gleiche Stücke zerbrochen iſt, aber unausſtehlich eintönig fortläuft. Wahrhaftig nicht viel beſſer, als Vanderbourg, der jeden Fuſs eine eigene Zeile ſeyn läſst, und abſetzt:

miserarum est
neque amori
dare ludum
neque dulci etc.

Daſs die Ode in vier Strophen oder Syſteme abzutheilen iſt, hat man ſchon längſt geſehen, auch ſind die Ruhepunkte bei linguae, Hebri (wo Hr. D. nicht einmal interpungirt) und bei victus nicht zu verkennen; nur hat man nicht richtig abgebrochen, wenn man, wie Cunningham, die Strophen abſetzte nach 4, 3, 3 Jonikern, oder, wie Lambin und Heinſius, nach 3, 3, 4 Jonikern. Das Rechte hat längſt Bentley geſehen und gegeben, und neuerlich Bothe in den Anmerkungen zum Fea'ſchen Hor. und in der Baxterſchen Ausg. vgl. Hermann Elem. Doctr. Metr. p. 472. — Wegen des von Hrn. D. aus Conjectur aufgenommenen stipendia für incendia bitten wir ihn wenigſtens Fea, und Bothe zur Baxterſchen Ausg. nachzuſehen; vielleicht entſchlieſst er ſich incendia zu begnadigen. — Doch wir ſchlieſsen mit dem Wunſche, daſs dieſe auch im Aeuſsern von der Verlagshandlung trefflich ausgeſtattete Ausgabe bei denen, für die ſie beſtimmt iſt, und ältern gebildeten Freunden des Alterthums die verdiente gute Aufnahme wieder finden möge.

Euripidis Alcestis, cum delectis adnotationibus, potissimum I. H. MONKII. Accedunt emendationes GODOFREDI HERMANNI. Lipsiae, sumtibus J. C. Hinrichsii. MDCCCXXIV. IV und 126 S. in gr. 8.

Ein neuer Abdruck der veralteten Ausgabe dieses Trauerspiels von Künöl, wobei der Verleger mit rühmlicher Vorsicht Hrn. Hermann zu Rathe zog. Is ei auctor fuit, sagt das Vorwort, ut plerasque Monkii, paucas Wüstemanni, aliorumque, animadversiones recipiendas curaret, quod genus quoniam fere verborum formulis explicandis, locorumque similium comparatione, contineretur, non infructuosum fore iis, qui sermonem Tragicorum vellent cognoscere; monendos tamen magistris esse tirones, ne imitarentur, quae in illis observationibus vel parum latine essent, vel non eleganter scripta. Ipse impertiit emendationes et explicationes, quas, quum in scholis Academicis Alcestin tractaret, in chartas conjecerat; quibus addidit dissertationem de illa Euripidis tragoedia. Ad hujus igitur judicium textus refictus est, numeris versuum editionis Monkianae, seu Wüstemannianae, simul adscriptis, ne numeros in horum adnotationibus mutari necesse esset. So entstand diese Ausgabe, zu deren Empfehlung Hermanns Name hinreichen würde, an der aber auch Monk und Wüstemann schätzbaren Antheil haben, indem aus „Euripidis Alcestis, cum integris Monkii suisque adnotationibus", von „Dr. Ern. Frid. Wüstemann, Prof. in Gymn. Gothano, Gothae, sumtibus Ettingeri, 1823. gr. 8. XVI und 235 S. (mit Buchanans Uebersetzung in lateinische Verse)", das Beste hier ausgezogen ist.

Hermanns Abhandlung, funfzehn Seiten stark, enthält manches Anziehende und Wissenswerthe über die Oekonomie des Stücks, über dessen Werth und Unwerth, über die Zeit der ersten Aufführung zu Athen, und über andere Bearbeitungen desselben Stoffs unter Griechen sowohl als Lateinern. Besonders nützlich aber sind seine Berichtigungen und Zusätze zu den Adnotationes der Vorgänger; und zwar vornehmlich da, wo die Rede blos von Erklärung der sogenannten Sachen und der Sprache ist (zwei Hauptpunkte für die Mehrzahl der Leser); weniger, wo es auf Wortbesserung oder Anordnung der Verse ankommt: denn hier kann man nicht immer der Meinung des geschätzten Herausgebers seyn. So heiſst es z. B. V. 448. in den gewöhnlichen Ausgaben:

στροφή.

ὦ Πελίου θύγατερ,
χαίρουσά μοι εἰν Ἀΐδα δόμοισι
τὸν ἀνάλιον οἶκον οἰκετεύοις. —

ἀντιστροφή.

πολλά σε (πολλά σὲ) μουσοπόλοι
μέλψουσι, καθ' ἑπτάτονόν τ' ὀρείαν
χέλυν, ἔν τ' ἀλύροις κλέοντες ὕμνοις. —

Hr. Hermann schreibt dafür so:

ὦ Πελίου θύγατερ, χαί-
ρουσά μοι εἰν Ἀΐδα * *
* τὸν ἀνάλιον οἶκον οἰκετεύοις.

πολλά σε μουσοπόλοι μέλ-
ψουσι καθ' ἑπτάτονόν τ' οὐρεί-
αν χέλυν, ἔν τ' ἀλύροις κλέοντες ὕμνοις.

Und hierzu Folgendes: Libri in tribus verbis variant, ἐν et εἰν, Ἀΐδα et Ἀΐδαο, δόμοισι et δόμοις praebentes. *Qui syllabas rimantur*, iis satisfaciat εἰν Ἀΐδα δόμοισιν, servato in antistropha vulgato ὀρείαν. *Sed si cui cognitum est hoc genus Dorici numeri, is perverti eum numerum sentiet isto δόμοισιν, quod vocabulum nec si totum, nec si duae tantum priores syllabae huic versui adjiciantur, convenit. Contra aliquot codicum scriptura in versu antistrophico οὐρείαν, quae justum usitatumque in hoc metri genere trochaeum semantum praebet, non potest dubitari quin vera sit.* Quare *certissimum* esse arbitror, vel omissam, vel obscuratam in lacero codice vocem male a metricis ex Homero (Iliad. ψ', 179. χαῖρέ μοι, ὦ Πάτροκλε, καὶ εἰν Ἀΐδαο δόμοισι) esse suppletam, Euripidem autem aliud vocabulum, fortasse κευθμῶσιν, posuisse. Sed id quum reponere non auderem, satis habui, *quod eum non scripsisse apertum esset*, ejicere. Armes δόμοισι, allem Anschein nach schrieb dich Euripides; aber unsre Metriker wollen dich nicht leiden, wie du dich auch anstellst und fügst, weil du nicht zu dem dorischen trochäus semantus passest, sollten sie auch deshalb in sechs Versen drei Wortbrechungen annehmen, und eine Stelle, deren Sinn völlig klar ist, als lückenhaft, bekreuzen müssen! Im 116. Verse las man Ἀμμωνιάδας ἕδρας, und in der Antistrophe Ἅιδα τε πύλας. Hr. Hermann hält dieses für verderbt, und setzt πυλῶνας. „*Metri indicio* scripsi πυλῶνας." In der Strophe schreibt er Ἀμμωνίδος. Wie willkührlich dieses sey, fällt in die Augen. Ebenda gefällt ihm Bothe's Ver-

muthung οὐκέτ' ἔχω. „Solet enim versum, qualis est is, qui sequitur, praecedere dochmicus. *Sed non favet ei conjecturae antistrophicus.* Die Conjectur, die Bothe in der ersten Ausgabe seiner Verdeutschung vortrug, ist unnöthig, und er selber setzt dafür in der neuen Ausgabe, die bereits um Ostern 1823. zu haben war, richtig οὐκ ἔχω ἐπὶ τίνα: aber οὐκέτ' ἔχω 'πὶ τίνα einmal angenommen, entsprechen sich ja

οὐκέτ' ἔχω 'πὶ τίνα
und νῦν δὲ τίν' ἔπι βίου.

(die Lesart der Kopenhagener Handschrift), oder, wie Hermann lieset, νῦν δὲ τίν' ἐπὶ βίου, als zwei regelrechte dochmii, und überdies war es offenbar besser, je zwei dieser Verse in eine, den Tragikern höchst geläufige, Zusammensetzung, den dochmiacus hypercatalecticus, zu vereinigen:

οὐκ ἔχω ἐπὶ τίνα μηλοθύταν πορευθῶ.
νῦν δὲ τίν' ἔτι βίου ἐλπίδα προσδέχωμαι;

Da wir alle Menschen sind, so würde auch wohl ein weniger absprechender Ton, als der ist, den man hier häufig ſindet, dieser Wissenschaft der humaniora gemäſser seyn, und Aeuſserungen, wie Quid ad Euripidem, quid velit aut nolit Monkius? wären, unserem Gefühle nach, gänzlich zu vermeiden.

Xenophons Feldzug nach Oberasien, *verbessert, und mit Inhaltsanzeigen und einem Wortregister versehen, von Dr. F. H.* **Bothe.** *Vierte umgearbeitete Auflage. Leipzig, 1826. J. C. Hinrichssche Buchhandl. IV und 252 S. gr. 8.* 21 Gr.

Aus C. A. Deutrichs geschmackvoller Officin.

Bei dieser Schulausgabe, deren Einrichtung dem jugendlichen Charakter zusagt, und die daher, besonders in Norddeutschland, weit verbreitet ist, liegt Schneiders Text (ohne Zweifel der im Ganzen vorzüglichste) zum Grunde. Ueber die Abweichungen davon liest man am Schlusse des Werkes Folgendes, was einen Begriff von Art und Richtung desselben giebt: „Der beschränkte Raum gestattete dem Herausgeber nicht, seine Abweichungen von Schneiders Texte auch da zu beweisen, wo der Beweis aus der bloſsen, unbefangenen Uebersicht der bekannten Lesarten und Verbesserungen hervorzugehen schien. Vornehmlich ist dies der Fall bei Stellen, wo die Handschriften nicht übereinstimmen, und

jeder Kundige das Recht hat, seine eigene Wahl zu treffen. Eben so kann man sich meistentheils begnügen, die Namen der Verbesserer zu nennen, da ihre Schriften Jedem zugänglich sind. Nur bei den meisten eigenen Aenderungen war eine gewisse Ausführlichkeit nöthig, um diese Aenderungen in ihr gehöriges Licht zu setzen, und die Leser von den dabei befolgten Gründen, entweder der Sprache, oder des Zusammenhangs, zu überzeugen. Wo ganze Wörter verändert sind (was selten geschah), da hat man sie durch die Schrift unterschieden. Die ziemlich häufigen Klammern bezeichnen anscheinende Zusätze von fremder Hand, woran es auch in diesem Schriftsteller nicht fehlt, dessen ungeschmückter Styl den Abschreibern Gelegenheit genug gab, Gewähltem Alltägliches unterzuschieben, und klare Gedanken durch verworrenes Miſsverständniſs, attische Einfalt, die ohne Eleganz undenkbar ist, durch geschmacklose Redseligkeit, zu verbrämen."

Wenn die häufigen Textabschnitte dieser Ausgabe die Aufmerksamkeit junger Leser rege erhalten, so scheinen auch deutsche Wortregister, wie das hier beigefügte ist, keineswegs so verwerflich, als es Manchem scheint; wenigstens so lange nicht, als weder allgemeine Wörterbücher eben so genaue Rücksicht auf einzelne Schriftsteller nehmen, noch Unbegüterte im Stande sind, nur einigermaſsen brauchbare Werke dieser Art anzuschaffen. Hoffentlich wird daher das ansprucblose Buch, in seiner durchaus verbesserten Gestalt, des Beifalls der Kundigen auch fernerhin nicht unwürdig befunden werden, und seinen Weg durch die Schulen Deutschlands fortsetzen.

N. 27. 1826.

Heidelberger

Jahrbücher der Literatur.

Die Nationalgeschichte der Deutschen von H. C. Freiherrn von Gagern. Zweiter Theil: Die groſsen Wanderungen. Von der Störung des Gothenreiches an der Donau bis zum Frankenreich. Frankfurt a. M. bei Fr. Wilmans. 1826. *X u.* 861 *S.* 8. 5 fl.

Die Art der Geschichtschreibung des Herrn Verfassers ist aus dem ersten Bande seines Werkes bekannt. Wenn er von der Manier des ersten Bandes in diesem zweiten abweicht, so ist es zum Vortheil des Werkes geschehen. Die lebendige Darstellung ist weniger als in der frühern Geschichte durch Empfindungen, Einfälle, Hin- und Herreden und Blicke auf jetzige Zeit und ihre Verhältnisse unterbrochen, und hat daher mehr innern Zusammenhang. Es kann nirgends mehr mit Meinungen und Hypothesen ein für die Geschichte schädliches Spiel getrieben werden, als bei dem Entstehen neuer Reiche, weil der Ursprung der Reiche und Völker in Zeiten hinausgeht, wo man ganz andere Dinge zu überliefern suchte, als Staatsgeschichte, und das Späterbestehende oft selbst den Zeitgenossen unbemerkt sich ausbildete. Es gibt daher keinen schwierigern Theil in der deutschen Geschichte, als grade die Zeit der Völkerwanderung. Die Werke der Alten, die von den deutschen Verhältnissen schlecht unterrichtet waren, hören nach und nach auf, magere und geistlose Chronikschreiber, schwulstige Kirchenväter, geschraubte Dichter werden Führer. Wir befinden uns auf keinem festen Boden: vom Osten Europa's bis zu den Fluthen des mittelländischen und atlantischen Meeres müssen wir die wandernden Völker begleiten, und erfahren mehr die Folgen dieser Züge, als ihre Veranlassung. Es ist deshalb nichts leichtes, diese dunklen und schwankenden Geschichten zu beleuchten und festzustellen. Nach den magern und sparsamen Quellen ist dieses oft nicht möglich; sehr gewagt und unsicher ist es, durch selbst geschaffene Meinungen, woran es einem geistreichen Manne nie gebricht, das Fehlende zu ergänzen, das ein Anderer wieder anders ergänzt. Da die Geschichte aber eine

objective Seite hat, worin das Individuum, das einzelne Factum verschwindet, die Entwicklung der Menschheit und des Begriffes des Staatslebens sich als eine nothwendige Folge des Geschehenen darthut, und es sich da nicht um Wahrscheinlichkeit, sondern um Wahrheit handelt, so wird dem Blicke, der das Ganze umfaſst, und daher die Theile durchschaut, auch da Aufſchluſs werden, wo die sonst so nothwendigen Quellen mangeln, oder Entstelltes und Falsches berichten. Um aber diese objective Seite der Historie, die freilich ohne Kenntniſs der Thatsachen ein Träumen wäre, recht zu ergreifen, ist es durchaus erforderlich, daſs des Historikers Individualität verschwinde. Er kann dessen ungeachtet mit Wärme und Theilnahme schreiben, das Groſse bewundern, das Schlechte verabscheuen u. s. w., ohne sich doch von dem leiten zu lassen, was Partheilichkeit und Meinungen erregt. Wir wollen sehen, wie sich der Verfasser seinen Weg bahnt, und dabei andeuten, wie er die erwähnte Forderung befriedigt hat.

Was die Anordnung des Buches betrifft, so ist dieser zweite Band wie der erste in zwölf Abschnitte getheilt, wovon die drei ersten theils noch zur frühern Geschichte gehören, theils als einleitend zur eigentlichen Völkerwanderung zu betrachten sind. Es stellt nämlich der dreizehnte Abschnitt (S. 1 — 41.) die Germanen während der Regierungen der Söhne Constantins dar; der vierzehnte (bis S. 77.) beschreibt Julians Kriege mit den Alemannen, Franken und Sachsen; der funfzehnte (bis S. 120.) handelt vom Verhältniſs der christlichen Religion zum Heidenthum, von den Römischen Grenzbefestigungswerken, und von Valentinians Anstrengungen gegen Alemannen und andere Germanische Völkerschaften. Mit dem sechszehnten Abschnitte (von S. 120 — 145.) wird eigentlich die Geschichte des ersten Bandes fortgeführt, wie Hermanrichs groſses Gothenreich den einwandernden Hunnen unterliegt, die Gothen, innerhalb der Grenzen des Römerreiches aufgenommen, die Waffen gegen den Kaiser Valens richten, und Thracien nebst den benachbarten Provinzen verheerend durchziehen; der siebzehnte (bis S. 176.) enthält, wie Theodosius durch Benutzung der Umstände das sinkende Reich rettet, und ihm durch Aufnahme Germanischer Völker im Heere neue Stärke zu geben sucht. Des Gainas Schicksale, des Alarich und Rhadagais Züge beschreibt der achtzehnte Abschnitt (bis S. 235.), und der neunzehnte (bis S. 270.) der Deutschen Niederlassungen im Römerreiche. Der zwanzigste (von S. 270 — 309.) ist den Vandalen in Afrika unter Gaiserich,

Digitized by Google

und der ein und zwanzigste (bis S. 352.) Attila und seiner Zeit gewidmet. Der zwei und zwanzigste (bis S. 394.) erzählt die Geschichte der Völker, die nach der Auflösung des Hunnenreiches wieder selbstständig geworden, bis auf den Untergang des Weströmischen Reiches; der drei und zwanzigste (bis S. 428.) führt zu den Niederlassungen der Sachsen in Britannien, und der letzte Abschnitt (bis S. 511.) beschlieſst den Band mit der Geschichte der Burgunder, Westgothen und Franken bis auf den Tod Clodwigs.

Daſs der Hr. Verfasser bei der Bearbeitung seines Werkes die Quellen selbst studirte, und sie mit kritischem Forschungssinn zu gebrauchen strebte, zeigen die Noten von S. 511 bis 861, wo nicht nur die Stellen aus den Quellschriftstellern zahlreich und oft in extenso angegeben sind, sondern auch die abweichenden oder bestätigenden Ansichten neuerer Geschichtschreiber angeführt werden. Zu wünschen wäre es freilich gewesen, da die Noten doch nur für den Gelehrten sind, daſs die Citate aus Griechischen Schriftstellern nicht in der lateinischen Uebersetzung, sondern in der Originalsprache mitgetheilt worden wären.

So sehr Ref. dieses Werk im Ganzen loben und empfehlen muſs, so stimmt er doch manchmal mit den Ansichten des Hrn. Vf. gar nicht überein. Nicht um an einem guten Buche auch etwas auszusetzen, sondern Punkte der deutschen Geschichte, die noch einer Erörterung oder Aufhellung bedürfen, zur Sprache zu bringen, werden folgende Stellen zur nähern Beurtheilung herausgehoben.

S. 93. im funfzehnten Abschnitte: „Die Alemannen hatten sich aus den Ebenen der Bergstraſse zurückgezogen und auf einem Berge am Neckar Halt gemacht. Als die Römer an einen Ort kamen, den sie Soliconium oder Solicinium nennen, höchst wahrscheinlich kein anderer als Schwetzingen, wurden sie der Feinde gewahr. Alsobald machte Valentinian die Anstalten zur Schlacht“ u. s. w. Was auch der Hr. Verf. in der Note 34. gesagt hat, um zu beweisen, daſs Ammian Marcellin (XXVII, 10.) hier mit Solicinium Schwetzingen (Suezzingium) bezeichnet habe, hält Ref. für unstatthaft, und die früher aufgestellte und noch jetzt gewöhnliche Annahme, Solicinium in Sulz am Neckar in der Nähe von Tübingen zu finden, möchte gewiſs mehr für sich haben. Nach des Dichters Ausonius Mosella vs. 421 sqq. wäre es wahrscheinlich zu machen, daſs, während der Kaiser von Westen her über den Rhein ging, und die Alemannen über den Neckar und Lupodunum (Ladenburg) hinaustrieb, der Sohn vom Süden herauf

Digitized by Google

über den Rhein ins Breisgau einrückte, und die Alemannen auf das linke Donauufer zurückdrängte. Vater und Sohn konnten dann in der Gegend der Quellen des Neckars und der Donau zusammentreffen, wovon nicht sehr entfernt Sulz, der vom Ammian erwähnte Schlachtort Solicinium, zu suchen ist. Diese Ansicht, daſs die Römer den Deutschen von entgegengesetzten Seiten zusetzten, begründen nicht nur Ausons Worte:

Spectavit junctos Natique Patrisque triumphos,
Hostibus exactis Nicrum super et Lupodunum
Et fontem Latiis ignotum annalibus Histri;

sondern auch Ammian's umständliche Beschreibung, die dem Hrn. Verf. Schwierigkeit macht, da er das Schlachtfeld in die unrechte Gegend verlegt. Die Worte: Qui (Alemanni) nullam ad tuendam salutem viam superesse cernentes —.— montem occupavere praecelsum etc. zeigen deutlich, daſs sie auf mehreren Seiten bedroht wurden.

In dem neulich erschienenen Werke: „Schwaben unter den Römern" behauptet dessen Verfasser, der verdienstvolle und gelehrte Archivrath Leichtlen S. 65: Ammian und Auson sprächen von verschiedenen Feldzügen, und das Solicinium des erstern wäre im Breisgau zu suchen, weil der Feldzug gegen die Breisgauer Alemannen gerichtet war, deren Fürsten der Kaiser vorher durch Meuchelmord aus dem Wege geräumt hatte. Diese Behauptung bedürfte freilich noch näherer Belege, und es wäre zu wünschen, daſs sie der gelehrte Forscher deutscher Geschichte und Alterthumskunde ausführlich gäbe.

S. 146. im siebzehnten Abschnitt: „Die Geschichtiger der nächsten Jahrhunderte — bestätigen auf das neue, als völlig angenommen zu ihrer Zeit, die alte Identität der Gothen und Geten." Schon im ersten Band im zweiten Abschnitte hat der Hr. Verf. diese Behauptung aufgestellt, und sie durchzuführen gesucht. Allein Ref. kann mit dieser Ansicht aus vielfachen Gründen nicht übereinstimmen. Denn nicht nur widerstreiten ihr die geschichtlichen Nachrichten, die wir von den Gothen und Geten haben, sondern eine selbst unvollkommene Vergleichung beider Völker mit einander in Hinsicht der Sprache und Sitten zeigt schon zur Genüge, daſs beide ganz verschieden sind; ja es möchte noch sehr zweifelhaft seyn, ob nur die Geten oder Dacier (Plin. Hist. Nat. IV. 12. Getae Daci Romanis dicti) für ein Germanisches Volk zu betrachten sind. Daſs nach der Vertilgung der Getischen Nation die in ihr Land eingewanderten Gothen von Römischen und Griechischen Schriftstellern, besonders von den spätern, mit dem Namen Geten benannt worden sind, beweist nichts, da der Fall in

Digitized by Google

der Geschichte nichts seltenes ist, daſs eingewanderte Völker den Namen der Nation annehmen, welche früher das Land besessen hat.

Wenn der Hr. Verf. aber Procop anführt, um aus ihm die alte Identität der Gothen und Geten zu beweisen, so ist dieses ein sehr schlechter Gewährsmann. Denn es ist bekannt, daſs Procop, auſser den Vorfällen, die er selbst erlebte, und zwar in seiner Nähe erlebte, sehr oft in dem Berichte über frühere Begebenheiten und entfernte Völker nicht nur mit groſser Behutsamkeit zu gebrauchen ist, sondern oft solche Irrthümer und ganz Unrichtiges mittheilt, daſs man gar keine Rücksicht auf ihn nehmen darf. Selbst in der vom Hrn. Verf. angeführten Stelle begeht der in der frühern deutschen Geschichte schlecht unterrichtete Grieche mehr als einen Irrthum, wenn er die Gepiden, die wahrscheinlich zum Gothischen Stamme gehörten, für Sarmaten erklärt, und die Vandalen zu den Gothen rechnet, da sie nach den ausdrücklichen Nachrichten früherer und besserer Schriftsteller einen ganz davon verschiedenen Volksstamm ausmachten, der eher dem *Suevischen* beizuzählen ist. Was hauptsächlich den Irrthum veranlaſste, die Vandalen, Alanen, Scirren und andere Völker als zum Gothischen Stamme gehörig zu betrachten, ist die Ausdehnung der Gothischen Macht unter dem alten Könige Hermanrich, der von den Ufern der Ostsee bis zum schwarzen Meere verschiedene Völker beherrschte; alle diese für Gothische zu halten, wäre eben so irrig, als alle Nationen, die Attila beherrschte, Hunnen zu nennen.

Was S. 312. im ein und zwanzigsten Abschnitt von der „Selbigkeit der Sprache der Daker und der Gothen" gesagt wird, muſs noch nachgewiesen werden, bis jetzt ist es noch keinem Gelehrten gelungen, auch nicht dem verdienstvollen Ihre in seinem Glossarium Sui-Gothicum.

Im achtzehnten Abschnitt S. 203 ff. scheint dem Ref. über den ersten Einfall Alarichs in Italien zu kurz gehandelt, und zu wenig die Schwierigkeiten in den gewöhnlichen Angaben dargethan. Des Griechen *Zosimus* Schweigen über diesen wichtigen Theil von Alarichs Geschichte ist auffallend und erregt die Vermuthung, daſs in seinem Werke eine Lücke ist, da er doch über die übrigen Begebenheiten dieses Westgothischen Königs sehr ausführlich berichtet. Da er früher den Eunapius benutzt, der mit dem Jahre 404 aufhört, und nach diesem den Olympiodor, der mit 407 anfängt, zum Führer wählt, so hätte er immer von 400 — 403 ausführlich handeln können. Die kurzen und zum Theil unrichtigen Notizen in

Digitized by Google

Prospers und Cassiodors Chroniken, und die mehr wortspielenden als genauen Andeutungen des Orosius zwingen uns, den Dichter Claudian (de bello Getico) und den oft unsichern Jornandes (de rebus Geticis c. 29.) als einzige Führer zu nehmen. Nach dem letztern drang Alarich unter Stilicho's und Aurelians Consulat, d. i. im Jahre 400, und zwar im Winter am Ende des Jahres, wie Claudian sagt, in Italien ein. Allein da wir erst 403 von bedeutenden kriegerischen Vorfällen sprechen hören, so war man in groſser Verlegenheit, womit man die Zwischenzeit ausfüllen sollte. Wahrscheinlich ist es, daſs Alarich bei seinem ersten Erscheinen in Italien nicht sehr schnelle Fortschritte machte, und er in der für die Römer unglücklichen Schlacht am Timavus *), nicht weit von Aquileja, auch bedeutend geschwächt wurde, so daſs er sich wieder mit neuen Truppen verstärkte, und erst im Jahre 402 nach Mailand, der damaligen kaiserlichen Residenz, vorrückte. Der Kaiser ergriff die Flucht, und wurde bis in die Nähe von Ravenna verfolgt; allein Stilicho, der von Norden ein Heer zur Rettung Italiens herbeiführte, nöthigte Alarich, dahin seinen Marsch zu richten, und den Kaiser im stark befestigten Ravenna zu lassen. Des Hrn. Verf. Worte S. 205. lassen sich daher gar nicht aus den Quellen rechtfertigen: „Alarich hatte indessen den Hof aus Mailand vertrieben, auf der Flucht nach Lyon oder Arles in Ligurien oder dem Piemontesischen erreicht und nach Asti am Tanavo geworfen“ — obwohl auch Gibbon **) nach seiner Art die Flucht des Honorius nach Arles

*) Die einzige Nachricht davon gibt Claudian de bello Get. v. 575 sqq., wo Stilicho, seine Truppen vor der Schlacht bei Pollentia ermunternd, sagt:

Nunc, nunc, o socii, temeratae sumite tandem
Italiae poenas. Obsessi principis armis
Excusate nefas. *Deploratumque Timavo*
Vulnus, et Albinum gladiis abolete pudorem.

**) History of the decline and fall of the Rom. Emp. Chapt. 30. T. V. pag. 163. ed. Lips. Honorius, accompanied by a feeble train of statesmen and eunuchs, hastly retreated towards the Alps, with a design of securing his person in the city of Arles, which had often been the royal residence of his predecessors. But Honorius had scarcely passed the Po, before he was overtaken by the speed of the Gothic cavalry; since the urgency of the danger compelled him to seek a temporary shelter within the fortification of Asta etc.

Digitized by Google

und dessen Einschlieſsung in Asti ausmalt. Daſs aber diese Anwesenheit des Kaisers in Ligurien statt fand, können wir aus dem Codex beweisen, woraus wir sehen, daſs der Kaiser 402 und 403 beständig in Ravenna, seiner nunmehrigen Residenz, zugegen war. Aus mehrfachen Gründen rückte Alarich nicht weiter gegen Ravenna und Rom vor, sondern richtete seinen Marsch nach Ligurien; jene stark befestigten Städte zu belagern, durfte er nicht wagen, so lange ihm Stilicho, der mit allen Legionen von Norden herannahte, im Rücken war: leicht konnte er von den Verstärkungen aus Illyrien und von der Donau her abgeschnitten, und in einem unglücklichen Falle ihm sogar der Rückzug versperrt werden. Die Hülfe der deutschen Völker, die sich um diese Zeit an Rhätiens Grenze gegen die Römer erhoben, war ihm desto gewisser, wenn er sich in Oberitalien hielt. Daher sein Zug nach Ligurien.

S. 230. „Den Alarich ernannte er (Attalus) zum Römischen Feldherrn, Athaulf zum General der Reiterei.“ In der Note 293. ist dazu Zosimus L. VI. c. 7. citirt. Hier findet sich zwar die Erhebung Alarichs zum Feldherrn, aber nicht die Ernennung Athaulfs zum Reitergeneral. Gewöhnlich nimmt man an, daſs Sigonius, der sagt, daſs Ataulf comes domesticorum geworden, ein vollständigeres Manuscript vom Zosimus besessen habe, als wir jetzt kennen. Da aber Sigonius sonst ganz mit dem jetzigen Text übereinstimmt, so ist sehr wahrscheinlich, daſs er diesen Zusatz aus sich dazu gemacht habe, und die Stelle des Sozomenus L. VII, 8. vor sich hatte, wo von Athaulfs Erhebung die Rede ist.

S. 233, wo vom Tode Alarichs gesprochen wird, welchen der Hr. Verf. Note 322. unpassend „vielleicht dem Grame“ zuschreibt, heiſst es: „Um seine Grabstätte zu sichern, bestattete das Gothische Heer den unsterblichen Helden und König im Beet (Bett) des Barentin, den sie deswegen ableiteten.“ In der Note (323) dazu wird Jornand. c. 30. angeführt: Quem nimia dilectione lugentes, Barentinum amnem juxta Consentinam civitatem de alveo suo derivant. Ref. weiſs nicht, warum die Lesart Barentinum amnem vorgezogen ist; die gewöhnliche ist Busentum amnem oder Basentum amnem, welche auch mit dem jetzigen Namen des Flusses Baseno (wie Muratori angibt) am meisten überein kommt. Auch der vortreffliche Codex Palatinus Heidelbergensis nennt den Fluſs nicht Barentinus, sondern Basentus, und kommt daher am meisten mit dem jetzigen Baseno überein. Ueberhaupt ist zu

bemerken, daſs Jornandes oft in den Namen in ſeiner jetzigen Geſtalt faſt nicht gebraucht werden kann, und daher zu den gröſsten Bedürfniſſen bei der Bearbeitung der alten deutſchen Geſchichte, beſonders der Gothiſchen, es gehört, eine nach den beſten Handſchriften verglichene Ausgabe des Jornandes zu beſitzen.

Im neunzehnten Abſchnitt S. 258, wo von dem Weſtgothenkönig Athaulf erzählt wird, daſs er mehrere Städte des ſüdlichen Frankreichs, Valence, Narbonne, Toulouſe, Bordeaux eroberte, fährt der Hr. Verf. ſo fort: „Er ſah ſie als ſein beſchiedenes Erbtheil an, das Muth und Schwert ihm gab, wählte ſich die Reſidenz, die Villen und den königlichen Park, der viele Jahrhunderte nach ihm in Urkunden noch la Selva Gotheſca hieſs" u. ſ. w. Der gelehrte Maskov in der Geſchichte der Teutſchen (B. VIII. §. 36.) behauptet nach Godofredus Viterbienſis (in Pantheo P. XVI. p. 402.) und Otto Friſingenſis (Chronicon L. IV. c. 21.), daſs Heraclea an der Rhone, das nachherige St. Gilles, der Wohnſitz Ataulfs geweſen, da, wie die angeführten Schriftſteller bewieſen, der Ort lange Palatium Gothorum und das nahe dabei gelegene Gehölz la Selva Gotheſca (nach Urkunden bei Catel Mémoires de l'hiſtoire de Languedoc p. 453.) geheiſsen habe. Dieſe Behauptung, welche durch eine bei St. Gilles aufgefundene Inſchrift beſtätigt zu werden ſchien, widerruft aber Maskov im zweiten Bande, Anmerk. XII, nachdem ihm die gründliche und gelehrte Widerlegung des Benedictiners Vaiſette in der hiſtoire de Languedoc T. I. Not. XLVI. p. 643. zu Geſicht gekommen war. Daſs jene Inſchrift, welche Ataulf zu Ehren bei Heraclea geſetzt ſeyn ſollte, falſch iſt, zeigt Vaiſette aus Gründen der Sprache und Geſchichte. Deſſen ungeachtet ſcheint Freiherr von Gagern, durch D'Anville's Unentſchiedenheit verleitet, geneigt zu ſeyn, ſie für ächt zu halten. Was aber die Angabe des Gottfried von Viterbo und Otto von Freiſingen von einem Palatium Gothorum und dem Namen eines Waldes bei St. Gilles, la Selva Gotheſca, betrifft, ſo ſagt auch ſchon die angeführte Note Vaiſette's pag. 645. das beſte, was darüber geſagt werden kann: Ces autorités prouvent tout au plus, que quelqu'un des rois Viſigots, qui regnèrent dans les Gaules, fit conſtruire un palais à St. Gilles, ou aux environs, ce que nous ne diſputons pas; mais ce dût être poſterieurement à la mort de l'empereur Majorien, puisque c'eſt ſeulement depuis ce tems-là, que ces peuples étendirent leur domination juſqu'au Rhône. Ferner wird ſehr gut bewieſen, daſs das alte Heraclea ſchon einige hundert Jahre vor

Ataulf zerstört und in der Zwischenzeit nicht wieder aufgebaut worden, und daſs dieser König wohl nicht im Territorium seines heftigsten Feindes Constantius, im Gebiete der Stadt Arles, seinen Wohnsitz aufgeschlagen habe.

S. 267. „Toulouse wurde die Hauptstadt dieses neuen anerkannten Westgothischen Reiches, welches sich jenseits der Pyrenäen in die Tarraconensis ausdehnte, das heiſst, in das heutige Catalonien" u. s. w. Maskov (Gesch. d. Teutsch. B. VIII. §. 42.) und Guthrie und Gray (Th. V. Bd. 2. p. 346 der deutschen Bearbeitung) stellen dieselbe Behauptung auf, daſs den Gothen auſser den Districten in Gallien noch Catalonien in Spanien zu Wohnsitzen angewiesen worden. Allein sie wird weder von des Idatius noch Prospers Chronik unterstützt, und diese beiden sind einzige Quellen über die Gründung des Tolosanischen Reiches. Was Isidorus Hispalensis im Chronicon Visigothorum darüber sagt, ist aus Idatius aufgenommen. Allein nicht nur schweigen die Quellen von dieser Abtretung des Spanischen Landes an die Gothen, sondern der Verlauf der Geschichte zeigt auch, daſs der Umfang des Tolosanischen Reiches, wie er von den Römern anerkannt wurde, nur Aquitania secunda und Toulouse mit seinem Gebiete begriff, und den Namen Septimania erhielt. Theodorich I. suchte die Grenzen seines Reiches zu erweitern; des Aetius tapferer Arm hinderte ihn, seinen Vorsatz auszuführen. Thorismund, sein Sohn, regierte zu kurz und hatte mit innern Streitigkeiten zu kämpfen, als daſs er an Vergröſserung des Reiches denken konnte. Erst sein Bruder Theoderich II. überschritt mit Glück als Eroberer die Grenzen Septimaniens, nachdem er zuvor als treuer Bundesgenosse des Kaisers, den er auf den Thron gehoben, in Spanien gegen die Sueven gestritten hatte. Er oder doch gewiſs sein Bruder Eurich, der sich zuerst ganz Spanien mit Ausnahme von Gallicien unterwarf, nahm Catalonien in Besitz. Daher sagt auch der Dichter Sidonius Apollinaris (ad Avitum L. III. epist. 1.): Vel Gothis credite, qui saepe numero etiam Septimaniam suam fastidiunt, woraus zu ersehen, daſs die Römer den Gothen nur Land in Gallien abgetreten hatten.

Im ein und zwanzigsten Abschnitt, wo S. 334. nach Sidonius Apollinaris Carm. VII. v. 319 sqq. die Völker, welche Attila folgten, aufgezählt werden, machen die Worte v. 324. Schwierigkeit:

— ulvosa vel quem Nicer abluit unda,
Prorumpit Francus.

Um dieselbe zu heben, sagt der Hr. Verf. S. 335: „— es ist wohl möglich, daſs damals schon die Franken in wenig besetzte und wenig vertheidigte Gegenden über Sieg und Lahn und Main vorgedrungen waren, und daſs des Neckars rohrige Wellen sie bespülten. Denn dieser Neckarfluſs floſs vermuthlich noch gegen Lampertheim und Trebur hin, Landschaften, denen Sumpf und Rohr eigenthümlicher ist, als denen um Heidelberg, Seckenheim und Mannheim.“ Wenn behauptet wird, daſs der Neckar früher einen andern Lauf als den jetzigen hatte, wofür nicht nur Wahrscheinlichkeit der Spuren des alten Fluſsbettes, sondern auch die geschichtliche Ueberlieferung des Ammian Marcellin (XVIII, 2.) sprechen, so muſs dieses vor Valentinian angenommen werden, wie auch der Hr. Verf. im fünfzehnten Abschnitt thut. Denn S. 110. sagt derselbe: „der Kriegsschauplatz damals, die römischen Lager und festen Standpunkte waren augenscheinlich gegen den Ausfluſs des Neckars, welchen schönen Strom Valentinian mit groſser Anstrengung und Beharrlichkeit der Legionen ganz anders leitete, als damals seine Rinne war“ u. s. w. Wenn man nun nicht annimmt, daſs nach Valentinian's Entfernung vom Neckar derselbe wieder in sein altes Bett floſs, so steht die eben angegebene Stelle mit der obigen im offenbaren Widerspruche. Die Stelle des Sidonius bleibt freilich schwierig, wenn man den Gordischen Knoten nicht durchschneiden und annehmen will, der Dichter, nicht ganz genau bekannt mit der Lage der Wohnsitze deutscher Völker, hat hier einen poetischen Schmuck angebracht, der nicht mit der Wahrheit der Geschichte übereinkommt.

S. 339. werden die Bundesvölker der Römer gegen Attila, wie sie Jornandes (cap. 36.) angibt, aufgezählt. Da wegen der Namen Schwierigkeiten herrschen, so hätte die Stelle in der historia miscella (bei Muratori T. I. p. 97.), wie sie aus dem Codex Ambros. vervollständigt ist, und das, was Pagi darüber sagt, verglichen werden sollen. Dort werden anstatt der Ibriones (Breones oder Olibriones) des Jornandes die Bariones, und anstatt der Litiani die Luteciani angegeben. Jedoch hat auch der alte Codex Palatinus Heidelbergensis von Jornandes Liticiani, was mit der historia miscella ziemlich übereinkommt. Es möchte sehr zu bezweifeln seyn, daſs die Liticiani, wie der Hr. Verf. sagt, unsere Leten sind. Ihre Wohnsitze verlegt Pagi in den Hennegau.

S. 348. geht Attila zum zweitenmal über den Rhein und wird abermals in einer groſsen Schlacht von den Westgothen überwunden. Diese Nachricht, die uns allein Jornandes auf-

Digitized by Google

bewahrt hat, hätte der Hr. Verf. nicht ohne Zweifel aufnehmen sollen. Note 163. p. 759. „Und doch ist daran, nach so umständlichem Bericht, obgleich alle andere Annalen von einer so merkwürdigen Thatsache schweigen, nicht zu zweifeln." Es läſst sich nicht denken, daſs eine so wichtige Begebenheit von den andern Schriftstellern wäre mit Stillschweigen übergangen worden; was etwa Wahres an diesem Zuge ist, und Jornandes zu dem Irrthum verleitet hat, ist der Krieg des Westgothischen Königs Thorismund mit den Alanen an der Loire, die vielleicht durch Hunnische Hülfsvölker unterstützt wurden. Gregor von Tours L. II. c. 7. erwähnt dieser Kriege, ohne jedoch dabei der Hunnen zu gedenken.

Da der Hr. Verf. schon früher den Arianismus zum Katholicismus im Verhältniſs des Protestantismus zu demselben (wie dem Ref. scheint, nicht passend) dargestellt hat, so hat auch folgende Stelle im zwei und zwanzigsten Abschnitt S. 372. darauf Bezug: Eine der angesehenen Kirchen Roms verdankt ihm (Ricimer) die Entstehung, wenigstens die Dotirung — — Diese Kirche bestimmte er zum Gottesdienste und Begräbniſsort der Arianer seiner Kriegsgefährten, zum groſsen Aergerniſs des Cardinal Baronius. Pabst Gregor der Groſse gab sie hernach den Rechtgläubigen zurück, lieſs die Gebeine der heiligen Agathe dahin bringen, und einer der Cardinäle führt noch als Diacon davon den Titel. Wenn irgend so entfernte Nationalstiftungen und Erinnerungen noch einige Gültigkeit haben könnten, sollte namentlich diese Pfründe stets einem unsrer Landsleute verliehen werden! Und es geht daraus ferner hervor, daſs der protestantische Gottesdienst in eigener Kirche zu Rom selbst nicht neu sey.

Im letzten Abschnitte S. 477. folgt der Hr. Verf. in der Darstellung des Krieges, den Clodwig gegen den Burgundischen König Gundobald (im J. 500.) führte, dem Procop, der ganz gegen Gregor von Tours und die andern Fränkischen Schriftsteller den Ostgothischen König Theodorich Theil an diesem Kriege nehmen läſst, was ganz und gar dessen Grundsätzen von der Erhaltung des Friedens unter den deutschen Fürsten widerspricht. Mit Recht verwirft daher nach der Einsicht des Ref. der gelehrte Maskov den in der Fränkischen Geschichte sehr schlecht unterrichteten Procop; und es möchte nicht zu loben seyn, daſs der Hr. Verf. den Ansichten von Gibbon und Dubos (in der histoire critique de l'établissement de la Monarchie française dans les Gaules) folgt, wovon jener gern Widersprechendes verbindet und daher Neues zu geben liebt, der andere aber, obwohl ein sehr geistreicher Mann,

Digitized by Google

doch allen Quellen entgegen Behauptungen aufstellt, die ein Geschichtkundiger, wie der Hr. Verf., nicht adoptiren sollte. Dahin rechnet Ref. besonders auch die Worte S. 480: „Es wird nicht so ausdrücklich gesagt, aber es geht aus den folgenden Verhältnissen hervor, daſs Theodorich gegen die Abtretung von Marseille mit ansehnlicher Umgebung seinen Frieden schloſs“ — welche, wie in der Note 152. S. 844. bemerkt ist, sich auf des Dubos Bemerkung IV. 6. stützen: Quels furent lés pays dont Theodoric se mit alors en possession? Ce fut la ville de Marseille et la province Marseilloise prises sur les Visigoths par les Bourguignons après la mort du Roi Euric. — Dieses kann nicht nur nirgends nachgewiesen werden, sondern es liegt das Unrichtige der Behauptung auch in der Sache selbst. Das Tolosanische Reich besaſs eine bedeutend gröſsere Macht als das Burgundische, und Eurich, der mächtigste König seiner Zeit, hat, wenn wir auch des Jornandes Worte (Burgundiones subegit) nicht buchstäblich nehmen wollen, die Burgunder gewiſs in den letzten Jahren seiner Regierung, als er ihr Grenznachbar geworden, in mehreren Treffen überwunden. Daſs zwischen Alarich, Eurichs Nachfolger, und Gundobald irgend ein Krieg ausgebrochen, davon geschieht bei keinem Schriftsteller Erwähnung: im Gegentheil haben wir Nachrichten, daſs zwischen beiden Königen bis zum Jahre 500 ein gutes Einverständniſs herrschte, und es können sogar Beweise geführt werden, daſs der Westgothische König den Burgundischen heimlich gegen Clodwig unterstützte. Von diesem allen abgesehen, zeigt aber auch schon die folgende Zeit, daſs Theodorich der Groſse nicht früher in den Besitz von Marseille kam, als nach Alarichs unglücklichem Tode in der Schlacht bei Vongle. Denn dann schickte er zuerst ein Heer unter dem General Ibbas nach der Provence, und als Arles von der Belagerung der Franken befreit war (508), wurden die Ostgothen Herren von Marseille.

S. 491. „Dreiſsig Jahre lang herrschte über diese Sueven (in Spanien), in so tumultuarischer Zeit, Hermanrich, der sie hinüber geführt hatte.“ Maskov (Gesch. der Teutsch. B. IX. §. 20.) mag diese irrige Angabe veranlaſst haben, wenn er sagt: „Ihr (der Sueven) König Hermanaricus, der die Nation nach Spanien geführet, und über dreiſsig Jahre sein Reich gegen die Römer und Gothen mit so vieler Tapferkeit behauptet hatte, sah sich durch langwierige Leibesschwachheit genöthigt, die Regierung seinem Sohne Rechilae zu überlassen.“ Hier findet aber offenbar eine Namensverwechslung statt, und um dieses einzusehen, braucht man nur

Digitized by Google

eine Stelle aus des Idatius Chronicon ad a. V. Valentinian., wo von Gaiserich's Abzug aus Spanien nach Afrika die Rede ist, anzuführen. Darnach wird ganz richtig erzählt S. 283: „Gaiserich war bereits dem Spanischen Ufer mit dem Heereszuge nahe, als er vernahm, daſs die eifersüchtigen und zu gierigen Sueven den Ziehenden schon auf dem Fuſs folgten. Er wendete sich daher schnell, griff den Feind bei Merida lebhaft an, und zersprengte ihn dermaſsen, daſs Hermigar, ihr König, der vermuthlich die wohlausgestatteten Kirchen geplündert oder sonst entweiht hatte, in der Guadiana ertrank. Da der Vandalenkönig im Mai 429 in Afrika ankam, so mag Hermigars Tod noch in das Jahr 428 fallen. Sein Nachfolger Hermerich oder Hermanrich, der im Jahre 438 seinem Sohne Rechila aus Leibesschwachheit die Regierung abtrat, lebte nach dem ausdrücklichen Zeugnisse des Idatius noch drei Jahre, also bis 441 oder Anfangs 442, in welcher Zeit er immer noch sein königliches Ansehen behauptete. Damit stimmt denn fast ganz genau überein Isidor von Sevilla, wenn er in der historia Suevorum (Hispania illustrat. T. III. pag. 852.) sagt: Wandalis autem transeuntibus Africam Galliciam soli Suevi sortiti sunt: quibus praefuit Emericus *annis quatuordecim*.

S. 493. „Eurich fand Anlaſs, durch Beschickungen und Verträge zwischen den Sueven oder Remismund und dem Kaiser aufmerksam geworden, in Lusitanien einzufallen (468), sofort auf der Rückkehr die provincia Tarraconensis — die Reste der Romanie im nördlichen Spanien, Pampelona, Sarragossa Gothisch werden zu lassen. Wieder nach Gallien zurückgekehrt, nahm er Arles und Marseille, begünstigt durch Einverständnisse, und belagerte Augustonemetum oder Clermont, die Hauptstadt von Auvergne.“ S. 494. „Arles und Marseille wurden zurückgegeben, aber die Landschaft Auvergne blieb in Eurichs Händen“, und S. 495. „Eurich nahm abermals Arles und Marseille.“ Hier ist in der Reihenfolge der Begebenheiten nicht nur gegen die Chronologie gefehlt, sondern die Abtretung der zwei genannten Städte, nach der ersten Eroberung, die nicht statt fand, entbehrt der historischen Beweise. Wie der Hr. Verf. die Sache dargestellt hat, so ist sie fast allgemein bei den Historikern angenommen, zu welchem Irrthum nicht blos Jornandes, der bekanntlich oft Verstöſse gegen die Chronologie begeht und frühere Thatsachen später geschehenen nachsetzt, Veranlassung gegeben hat, sondern auch der Appendix zu Victors Chronik und die bei Vielen so bedeutende Auctorität des höchst verdienstvollen Chrono-

logen Pagi. Da im Buche über diesen Theil von Eurichs Geschichte, der zu den schwierigsten gehört, mit Leichtigkeit hinausgegangen wurde, so hält Ref. für nothwendig, etwas ausführlicher darüber zu sprechen, um zugleich auch die Beweise der obigen Behauptung beizubringen. — Aller Wahrscheinlichkeit nach machte Eurich die Feldzüge in Spanien gegen Römer und Sueven in den Jahren 468 — 469, welche Idatius am Ende seiner Chronik berichtet, nicht in Person mit, da er in Gallien zu thun hatte, wo er 470 die Britten unter ihrem Fürsten Riothimus schlug. Die Anstrengungen, das fast mitten im Tolosanischen Reiche gelegene Land Auvergne zu erhalten, wurden durch die Tapferkeit des Römers Ekdicius vereitelt. Erst durch einen Vertrag im Jahre 474 oder Anfangs 475 wurde dieses Land, da es doch nicht länger behauptet werden konnte, vom Kaiser Nepos den Westgothen überlassen. Daſs dagegen Eurich Arles und Marseille, wie Pagi (Annal. ad a. 474. N. XI.) angibt, herausgegeben habe, wird eben so wenig von einem alten Schriftsteller gesagt, als daſs er diese Städte vor seinem Zuge nach Spanien, wodurch er sich die Provincia Tarraconensis unterwarf, eroberte. Auch zeugt die Gesandtschaft der Bischöfe aus eben diesen Städten, welche Nepos 474 an den Westgothenkönig schickte, schon dagegen. Die Eroberung Spaniens fällt aber weder in das Jahr 467 (wie Guthrie und Gray wollen), noch in das Jahr 469 (wie die meisten annehmen), sondern sie geschah 477. Durch die Abtretung von Auvergne hatte Eurich mit dem Römischen Kaiserreich einen Frieden eingegangen, den er auch bis zum Sturze des Romulus Augustulus hielt (476). Mit der Auflösung des Weströmischen Reiches glaubte Eurich, schon im Besitze groſser Länderstriche in Spanien, berechtigt zu seyn, sich dasselbe ganz zuzueignen. Wahrscheinlich in Begleitung des Ostgothischen Fürsten Widimer, der seit 473 ihm in Gallien bei seinen Eroberungen bis an die Rhone und Loire groſse Dienste leistete, zog er (477) über die Pyrenäen, und unterwarf sich auſser dem nordwestlichen Winkel, Gallicien, das er den Sueven lieſs, die ganze Halbinsel. Folgen wir nun dem Isidor von Sevilla, so ging Eurich gleich nach der Rückkehr aus Spanien (478) über die Rhone, und eroberte Arles und Marseille, oder weil wir Nachrichten haben, daſs die Provence dem Exkaiser Nepos bis an seinen Tod treu blieb, so könnte diese Eroberung auch vielleicht 480 zu setzen seyn. Freilich sagt der Appendix zur Chronik des Victor Tunnunensis (ed. Scaliger.; in andern Ausgaben, auch in der Hispan. illustr. T. IV. fehlt die Stelle), daſs unter dem Con-

Digitized by Google

sulat des Johannes und Severus, d. i. 470, Eurich über die Rhone gegangen; allein in diesem Appendix kommen mehrere Beispiele vor, daſs von den Copisten diese Randbemerkungen an unrechte Stellen geschrieben wurden.

S. 496. „Besonders besserte und mehrte er (Alarich II.) die Sammlung der Gesetze, um welche sich schon der Vater und Groſsvater Mühe gegeben hatten.“ Isidors Worte, die ausdrücklich dem Eurich das Verdienst zueignen, zuerst den Westgothen geschriebene Gesetze gegeben zu haben, beweisen mehr als eine mit Worten spielende Stelle bei Sidonius Apollinaris L. II. epist. 1, wo er über den Verräther Seronatus, der mit den Gothen Einverständnisse unterhielt, folgendermaſsen loszieht: Exultans Gothus insultansque Romanis, illudens praefectis colludensque numerariis: leges Theodosianas calcans Theodoricianasque proponens, veteres culpas, nova tributa perquirit. Hier setzt Sidonius, das Spiel der Worte vollständig zu machen, offenbar, blos um die leges Theodosianas mit einem Gegensatz zu versehen, Theodoricianas. Aus diesen Worten aber schlieſsen zu wollen, daſs Theodorich (ungewiſs ob der Vater oder Bruder Eurichs) den Westgothen schriftliche Verfügungen gegeben habe, hält Ref. für zu gewagt. Da Isidor sagt: Gothi antea (ante Euricum) tantum moribus et consuetudine tenebantur, so läſst sich diesen bestimmten Worten jenes Spiel des Sidonius nicht entgegensetzen.

Hier durchzugehen, an wie vielen Orten der Hr. Verf. über bisher zum Theil oder ganz dunkle Punkte in der deutschen Geschichte Licht verbreitet, wie manche Begebenheit er neu und wahr entwickelt, und überhaupt, wie viel durch ihn die Geschichte unseres Vaterlandes gewonnen hat, möchte bei weitem die Grenzen einer Recension überschreiten. Ein jeder, der mit der Geschichte vertraut ist, wird bei'm Durchlesen des Buches gewiſs diese Ansicht mit dem Ref. theilen.

Der Unterzeichnete, dem so eben auch eine Anzeige von Ludens deutscher Geschichte von einem andern jungen Gelehrten zukommt, würde eine Beurtheilung der v. Gagernschen Nationalgeschichte der Deutschen wahrscheinlich anders abfassen; er erklärt daher, daſs diese Recension einen gelehrten und fleiſsigen Mann, den Professor Dr. **Aschbach** in Frankfurt am Main, zum Verfasser hat. Hr. Aschbach ist dem Unterzeichneten durch mehrere gelehrte Arbeiten, besonders

durch eine schon ganz ausgearbeitete Geschichte Spaniens unter den Westgothen, vortheilhaft bekannt, und er hofft, daſs die Beurtheilung selbst die Gründlichkeit ihres Verfassers beweisen wird.

Schlosser.

In D. Junii Juvenalis Satiras Commentarii vetusti. Post P. Pithoei curas auxit, virorum doctorum suisque notis instruxit D. A. G. Cramer, J. C. et Antecessor. Hamburgi, apud Perthes et Besser. MDCCCXXIII. 656 *Seiten in groſs Octav.* 3 Thlr. 18 Gr.

Wenn man in neueren Zeiten mehr Bemühung und Sorgfalt auf die Erklärung des Juvenalis verwandt hat, so muſste man es um so mehr beklagen, daſs auch nicht ein Theil dieser Bemühungen dem alten Erklärer des Satyrikers zugewendet wurde, daſs man im Gegentheil mit Verachtung auf die schwachen von ihm hinterlassenen Ueberreste hinblickte, oder sie keines Studiums für würdig erachtete. Gründliche Forscher, vertraut mit dem Dichter selber, wie mit dessen alten Erklärer, urtheilten freilich nicht so; ihnen konnte es nicht verborgen bleiben, welchen Schatz von wichtigen Nachrichten und Angaben aller Art, höchst wichtig im Allgemeinen für die Kenntniſs des Alterthums, wie im Besondern für die Erklärung des Juvenalis, welche zahlreiche Fragmente verloren gegangener Dichter und dergl. mehr diese freilich mangelhaft, verstümmelt und verdorben auf uns gekommenen Ueberreste alter Erklärer des Juvenalis enthalten. Und so fand es selbst ein Cramer wohl der Mühe werth, die alten Scholien des Satyrikers zum Gegenstande einer neuen Bearbeitung zu machen, der wir nicht blos die vollständige, verbesserte Sammlung alles dessen verdanken, was davon aus dem Alterthum auf uns gekommen, sondern vielfache Berichtigungen und Erklärungen des Dichters selber, ausgezeichnet eben so sehr durch Scharfsinn, wie durch allumfassende Gelehrsamkeit.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

N. 28. 1826.

Heidelberger

Jahrbücher der Literatur.

In D. Junii Juvenalis Satiras Commentarii vetusti.

(*Beschluſs.*)

Bekanntlich ist das, was wir unter dem Namen der Scholien des Juvenalis gewöhnlich begreifen, zuerst von Pithöus aus einer angeblich Ofner Handschrift, von der man freilich seitdem nichts in Erfahrung mehr hat bringen können, edirt worden, indem die Bruchstücke, die früher Valla daraus bekannt gemacht, hier nicht in Anschlag gebracht werden können. Aus der Ausgabe von Pithöus (1585) sind diese Scholien mehrmals in der Folge mit mehr oder weniger Genauigkeit abgedruckt worden, zu Heidelberg 1590, zweimal zu Paris, 1602, 1613, und von Schrevelius 1648, dessen Bemühungen um die Wiederherstellung und Verbesserung der aus jener Ofner Handschrift in höchst verdorbener, von Fehlern aller Art wimmelnden Gestalt durch Pithöus herausgegebenen Fragmente freilich von keinem sonderlichen Erfolg begleitet waren. Ihm folgte Henninius, der, indem er seiner Ausgabe des Juvenal einen Abdruck dieser alten Scholien beifügte, auch zugleich in einem Spicilegium Animadversionum seine eigenen Verbesserungsvorschläge, wie die anderer Gelehrten, niederlegte. Seitdem ist eigentlich nichts für die alten Scholien des Juvenal geschehen; und auf das, was wir angeführt haben, beschränkt sich Alles. Die Schwierigkeit, ohne handschriftliche Mittel bedeutende Verbesserungen mit Glück anzuwenden, die oberflächlichen, ungünstigen Urtheile Anderer waren allerdings Hindernisse, welche Manchen zurückschrecken mochten, nur nicht Hrn. Cramer, der bereits in einem Programm vom Jahr 1820 die Scholien zu den beiden ersten Satiren herausgab, und dadurch Hoffnungen in uns erregen lieſs, welche jetzt glücklicher Weise in Erfüllung gegangen sind. Der Zufall fügte es nämlich, daſs Hr. Cramer auf einer gelehrten Reise in der an handschriftlichen Schätzen so reichen Bibliothek zu St. Gallen eine sehr alte

Handschrift entdeckte, welche die Scholien des Juvenal (jedoch ohne den Text des Dichters selber) enthielt, und wovon sich Hr. Cramer, der in ganz St. Gallen kein Exemplar der von Pithöus herausgegebenen Scholien fand, mit dem er selber die Vergleichung hätte vornehmen können, ein höchst getreues Fac simile machen lieſs, welches ihm auf diese Weise den Besitz der Handschrift selber und die eigene Vergleichung ersetzen konnte. Der Codex selber, im Catalog der Bibliothek mit No. 476. bezeichnet, und in das zehnte Jahrhundert gewiesen, möchte wohl mit mehr Recht in das eilfte Jahrhundert gehören. Er ist in Quartformat auf glattem Pergament, mit sehr zierlichen Buchstaben beschrieben, ohne zahlreiche oder schwer zu verstehende Abbreviaturen, kurz mit allen Anzeigen einer sehr alten, schönen Schrift. Er enthält im Ganzen mehr, als der von Pithöus herausgegebene Scholiast, er giebt an vielen Stellen bessere Lesarten, woraus der alte Scholiast kann berichtigt werden, obgleich doch wahrscheinlicher Weise beide Handschriften aus Einer Quelle geflossen sind. Ueber die Beschaffenheit der Scholien selber äuſsert sich Hr. Cramer (S. 3.) folgendermaſsen: „Quorum omnium fere haec facies est, ut fundamenti loco sit antiquus aliquis Grammaticus, doctus hercle, rerumque quae tractavit, quo propior aberat ab illo quem illustravit scriptore, tanto etiam peritior, ad quem vero deinceps alii mediae aetatis magistelli, monachi, scholares, suas nugas suaque aegri somnia allinere instituerunt, neque in his sordibus substitere, sed quae proba recta, ea detrahendo, interpolando, mutando ita in pejus reformarunt, ut pristini auctoris facies passim aut plane oblitteraretur, aut sui prorsus dissimilis evaderet.“ Die Zeit, in welcher dieser alte Erklärer gelebt, bestimmt Hr. Cramer dahin, daſs er aus mehreren Stellen den richtigen Schluſs zieht, der Verfasser dieser Scholien sey ein Heide gewesen, noch vor der Zeit, als unter Constantin dem Groſsen die christliche Religion Ansehen und Bedeutung gewonnen; er zeigt viele Kenntniſs der Geschichte, Antiquitäten und Mythen, Belesenheit in vielen Schriftstellern, unter denen manche sich befinden, von denen wir nur durch ihn Kenntniſs erhalten haben. Aber leider kleben ihm nur zu sehr Makel und Verderbniſs späterer Zeit an, was um so mehr zu beklagen, da wir nicht eine Reihe von Handschriften, wie in andern Fällen, besitzen, aus der wir nach und nach mit leichterer Mühe diese Scholien berichtigen und ergänzen könnten.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen bleibt uns übrig, von dem zu reden, was Hr. Cramer in dieser neuen Bearbei-

Digitized by Google

tung der Scholien geleistet hat. Er legte allerdings seinem Abdruck der Scholien den des Pithöus zu Grunde, fügte dann die in der St. Gallener Handschrift allein enthaltenen Stücke gehörigen Ortes ein, jedoch unterschieden durch Sternchen. Jeder Stelle sind mit kleinerer Schrift unten beigedruckt die abweichenden Lesarten, dann etwaige Bemerkungen von Schrevelius und Henninius, so wie von Schurzfleisch aus dessen selten gewordenem Spicilegium animadversionum in D. Junii Juvenalis Satyras XVI, Viennae 1717, Alles gehörigen Ortes eingeschaltet. Daran schlieſsen sich die reichhaltigen Zusätze und Bemerkungen des Herausgebers selber an, die auf gleiche Weise vielfaches Licht über den alten Scholiasten sowohl, wie über den Juvenal selber verbreiten, und zugleich alle übrigen anderwärts und gelegentlich von Andern gemachten Berichtigungen und Erläuterungen nachtragen. Wie umfassend dieselben sind, kann schon aus der Seitenzahl hervorgehen, denn S. 19 bis 564 füllt der Abdruck der alten Scholien, nebst den jedem einzelnen Scholion untergesetzten Noten und Erläuterungen. Wie manche Stellen des Dichters sind hier erklärt, wie manche schwierige, seltnere Ausdrücke des Scholiasten verständlich gemacht und durch die seltene Gelehrsamkeit und Belesenheit des Herausgebers nicht blos da, wo die Sache in das Gebiet der Jurisprudenz einschlägt, sondern auch in andern Gegenständen, deren Behandlung wohl Wenigen obliegt, erklärt. So z. B. V, 143. p. 182. *armilausia*. V, 165. p. 186. *corrigia*. VI, 310. p. 224. *siphon.* VII, 165. pag. 298. *prorroga*. IV, 35. p. 360. *Diptycha*. IX, 145. p. 376. *anaglypharii*. XIII, 73. p. 485. *commendare*. I, 106. p. 60. *fiber*, *biber*. III, 38. p. 76 sqq. *foricarii* etc. III, 136. p. 92. *sellariae*. III, 150. p. 94. *sutriballus*. III, 204. p. 101. IV, 24. pag. 122. *chartapolae*, *chartoprata*, *chartarii*. IV, 100. p. 139. *lusoria* XIV, 61. p. 509. *camara*. XIV, 222. p. 527. *offocare*. XIV, 305. p. 535. *Sparteoli*. und unzähliges Andere der Art, wovon wir noch im Verfolg Manches anführen werden.

Sat. II, 142. p. 66. erklärt der Herausgeber solium richtig durch *alveus lavandi causa institutus*, ἔμβασις, und beruft sich dabei auf die Autorität des Festus. Wir fügen noch Sueton. Vit. August. 82. und Plinius H. N. XXXIII, 12. bei. — Sat. III, 10. p. 71. 72. billigen wir vollkommen die Erklärung des Herausgebers, wo er die Worte des Scholiasten: „primum *enim ibidem* fuerunt portae, quae porta Capena vocabatur“ so versteht, daſs jener Aquäduct, von dem hier die Rede ist, sich erstreckt bis an das Thor, das jetzt die Benennung des

Capenischen führt. Denn dies ist gewiſs die einzig mögliche Erklärungsweise. Schwieriger sind die folgenden Worte des Scholiasten: „*Capenam.* Per correptivum, id est, Capena“, und wir unterschreiben hier gerne die Worte des Herausgebers: „*Haec quid significent, dicant doctiores.*“ Auch Rec. weiſs nicht, was er mit *Correptivum* anfangen soll, das er in jedem Falle für verdorben hält, obgleich er eine Ahnung dessen zu haben glaubt, was vielleicht der Scholiast angedeutet haben könnte. Bekanntlich macht das vs. 12. folgende *hic* Schwierigkeit, wenn man nicht mit Wagner dafür *hinc* lesen oder das *hic* in dem Sinne von *hinc* nehmen will; sollte nur nicht der Scholiast, fragt Rec., eben darauf sich beziehen, daſs man aus *Capenam* für das folgende ein *Capena* (das also darin liege) im Ablativ herausnehme und für das folgende hinzuzudenken sey, etwa in dem Sinne: hier oder von hier (nämlich von dem Capenischen Thore aus) stiegen wir in das Thal der Egeria; wie denn der Zusammenhang von vs. 12. mit vs. 17. in vallem Egeriae descendimus bereits von Wagner nachgewiesen worden. Dies ist die einzige Art, wie Rec. sich einigermaſsen die sonst unverständlichen Worte des Scholiasten zu erklären weiſs. — Sat. III, 32. pag. 74. „*siccandam eluviem* ut publici fani cloacam“ kann man die Vermuthung des Hrn. Cramer, daſs hier zu lesen ut *publicani* cloacam, eine gewiſs glückliche und gelungene Verbesserung nennen; wobei wir zugleich einige Erörterungen über die Sache selber erhalten. Ibid. vs. 32. bei den von Ruperti als inept verworfenen Worten des Scholiasten zu dem Texte des Juvenal: „et praebere caput dominâ venale sub basta“ giebt uns Hr. Cramer zugleich seine eigene Ansicht von dieser für die Erklärung so schwierigen Stelle, und zeigt die Unrichtigkeit der von Ruperti gegebenen Erklärung. Unter caput venale versteht Hr. Cramer ganz richtig öffentliche d. h. Staatssclaven, welche von einem Präco auf Geheiſs des Censor zum Verkauf öffentlich ausgeboten werden — eine Erklärung, die gewiſs eben so in den Sinn des Ganzen paſst, als sie mit den einzelnen Worten selber vereinbar ist. Ausführlichere Bemerkungen werden den Worten des Scholiasten zu III, 38. inde reversi conducunt *foricas* beigefügt. Bekanntlich finden sich zu dieser Stelle in den Scholien mehrere Erklärungen. Die meisten Interpreten denken hier an einen auf die öffentlichen Abtritte gelegten Zoll oder Pacht, den diese Leute an sich steigern und dafür vom Publikum, welches die Abtritte benutzte, sich etwas bezahlen lassen. Dann leitet man *forica* ab von *forire* i. e. *deonerare ventrem*, was jedoch blos bei Glossographen vorkommt. Andere, das Wort forica ab-

Digitized by Google

leitend von *forum*, denken an die Pachtung öffentlicher dem Fiscus angehörigen Buden in der Nähe des Marktes. Andere endlich denken gar an einen Weinzoll, was aber, wie Cramer bewiesen, in der Stelle des Juvenal unstatthaft ist. Verschiedene Erklärungen finden sich auch in einer andern Glosse, welche Hr. Cramer am Schlusse seiner gelehrten Bemerkung mittheilt. III, 237. et stantis convicia mandrae erklärt der Herausgeber ganz richtig: convicia *ejaculata in mandras stantes*. Denn Weber's neueste Erklärung, wornach *mandra* so viel seyn soll als *longa mulorum series*, und *convicia stantis mandrae* also Schimpfworte bedeuten, welche die Fuhrleute gegen die stehende, zögernde, nicht voranschreitende Reihe von Maulthieren ausstoſsen, können wir durchaus nicht in den Worten selber begründet finden. — Sat. V, 141. p. 181. bestätigt auch die St. Gallen'sche Handschrift die Schreibart und Erklärung des Wortes *Mygale*, als ein erdichtetes Wort, abgeleitet von dem Verbum *μίγνυμι*. Vergl. jetzt Weber's Bemerkung über diesen und ähnliche fingirte eigene Namen, die bei Juvenalis vorkommen, pag. 198. 199. Ob aber mit Weber auch im Text Migale zu schreiben, ist eine andere Sache. — Sat. VI, 486. pag. 245, wo das Scholium des Phaleris, Tyrannen von Agrigent, erwähnt, und dabei aus Cicero eine Stelle anführt, bemerkt der Herausgeber, daſs bei Cicero wohl mehrfach dieses Tyrannen gedacht werde, nirgends jedoch die vom Scholiasten angeführten Worte sich fänden, und deshalb wohl aus einer verloren gegangenen Schrift entlehnt seyen, glauben wir, daſs dieses Fragment in die Bücher de republica gehöre, und zwar in die Lücke, welche zwischen cap. XXX und XXXI des dritten Buchs sich findet, wo schon Majo die Vermuthung äuſsert, daſs hier Scipio von des Phalaris Tyrannei geredet; vergl. p. 261. ed. princip. — Sat. VII, 110. p. 289. giebt Hr. Cramer einige Beiträge zu der schwierigen, vielfach behandelten und erklärten Stelle des Juvenalis selber: „vel si tetigit latus acrior illo, Qui venit ad dubium grandi cum codice nomen.“ Er bemerkt ganz richtig, daſs im letztern Verse man nicht an einen Gläubiger und Kläger, sondern an einen Schuldner und Angeklagten zu denken habe, und *illo* auf den Gläubiger beziehen müsse, da *venire ad nomen* nur auf den Schuldner und Angeklagten gehen könne. Diese Bemerkung paſst eben so sehr in den Zusammenhang und Sinn der Stelle, wie sie aus den einzelnen Worten ohne Anstoſs ausgemittelt werden kann. — Sat. VII, 118. pag. 292. bei Erklärung des Wortes *scalae* fallen uns ein die beiden Parallelstellen bei Cicero pro Milon. 15. Philipp. II, 9. — Sat. VIII, 63. p. 315.

Digitized by Google

werden genau unterschieden *Hirpini* und *Hirpii*, beides Völkerschaften Italiens. Ibid. 66. p. 316. schätzbare Erläuterungen zu *Epirrhedia*; ibid. 138. p. 324. über die Schreibart von *obtunsus* und *obtusus*; ibid. 155. p. 329. über das alte Wort *robus*, was der Herausgeber in den Text des Juvenal setzen will: *robumque juvencum* für *torvumque juvencum*, wie jetzt in den Ausgaben steht. Die Bedeutung und Ableitung dieses Wortes (ἀρχαικῶς für *rufus*) sucht der Verf. aus seltenen Quellen zu erweisen. — Sat. X, 24. p. 380. über die *Arca Senatus*; ibid. 136. p. 396. über *Aplustra*; X, 362, wo bei Sardanapal das Scholion eine Stelle aus Cicero de Republica anführt; s. jetzt III, 36. p. 268, wo jedoch anders als hier geschrieben steht Sardanapallus mit doppeltem l, wie auch Schweighäuser aus Handschriften jetzt im Athenäus hat setzen lassen (s. XII, 7. p. 528. F. und dazu die Annotatt. Tom. VI. p 416. und zu Buch VIII. p. 335. F.), während Diodor und Herodot das einfache l haben; vergl. Wesseling zu Herodot II, 150. — Erörterungen von bedeutenderem Umfang folgen: Sat. XI, 138. p. 440. über *Pyrgamus*; XI, 141. p. 444. über *ulmea*; XI, 195. p. 454. über *hordearii*. — Zu XIV, 97. p. 514. werden mehrere Nachweisungen für die Erklärung des Verses angeführt. Zu Sat. XV, 112. pag. 549. giebt der Herausgeber besonders nach den Rechtsquellen den Unterschied und die verschiedene Bedeutung von *Orator*, *Rhetor*, *Sophista* an; *Orator* kommt in doppeltem Sinne vor: 1) von einem Advocaten oder, wie man sie früher nannte, *patronus causarum*; 2) von einem Lehrer der Beredsamkeit in den Schulen, welche man in den gröſseren Städten errichtet hatte, um das Studium der für den gerichtlichen Gebrauch nothwendigen Beredsamkeit zu erhalten. Das Wort *Rhetor* kommt zwar in den Griechisch geschriebenen Constitutionen auch in der Bedeutung von *advocatus* oder *patronus causarum* vor, in den Lateinischen Schriftstellern aber nicht; hier bedeutet es stets einen Lehrer der Beredsamkeit, der auch wohl Redner selber ist. Das Wort *Sophista* hat im Ganzen dieselbe Bedeutung wie *Rhetor*, und läſst sich der von Einigen gemachte Unterschied zwischen *Rhetores* und *Sophistae*, wornach jene die Römische, diese die Griechische Beredsamkeit lehren, durchaus nicht begründen, zumal aus Rechtsquellen. — Gelegentlich erhalten wir auch bei Sat. VII, 4. p. 278. eine Berichtigung der Etymologie des Wortes *mediastinus*, das man bald von *stare*, bald von ἄστυ und andern Wörtern hat ableiten wollen. Hr. Cramer dagegen findet es weit wahrscheinlicher, daſs, wie in *clandestinus* und ähnlichen, *stinus* nichts weiter sey als eine Verlängerung des Wortstamms: eine

Digitized by Google

Erklärung, die so einfach und natürlich sie ist, uns vieler gezwungenen Etymologien bei diesem Worte gänzlich überhebt. Daher ist auch die einigemal vorkommende Lesart *mediastrinus* unrichtig, und die ältere *mediastinus* unbedingt vorzuziehen. Sonst werden vielfach höchst schätzbare Bemerkungen aus dem Römischen Recht mitgetheilt (z. B. auſser dem oben bereits gelegentlich angeführten, zu I, 56. p. 28.), dergleichen man freilich bei so vielen Philologen unserer Tage vergeblich suchen wird, die es entweder nicht zu erkennen vermögen, oder nicht erkennen wollen, wie gründliche Kenntniſs der Römischen Sprache und der Römischen Welt überhaupt ohne Kenntniſs der Römischen Rechtsquellen nicht möglich ist, die sich nicht entblöden zu behaupten, Kenntniſs der Römischen Antiquitäten sey etwas dem Philologen minder Nothwendiges, oder gar Ueberflüssiges. Solche mögen bei Hrn. Cramer in die Schule gehen und aus seinen Bemerkungen lernen, worauf sie ihr Augenmerk zu richten haben.

S. 565 — 616. folgt eine *Mantissa scholiorum antiquorum e variis in Juvenalem Commentariis MSS. collecta.* Hier sind alle Glossen zusammengestellt und nach der Folge der einzelnen Satiren und Verse geordnet, welche in den verschiedenen zahlreichen Handschriften des Juvenal theils zwischen den Linien, theils am Rande sich beigeschrieben finden, verschieden von dem eigentlichen, durch Pithöus herausgegebenen Scholiasten. Dergleichen Glossen waren von den früheren Herausgebern und Erklärern des Juvenalis wohl benutzt worden, erst später aber mit mehr Sorgfalt aus Handschriften hervorgezogen. Dahin gehören drei von Caspar Barth, eine von Schurzfleisch, eine von Burmann dem Jüngeren verglichene, Handschriften; dahin gehört ferner, was aus einer Handschrift im Classical Journal 1810. Vol. II. p. 456. bekannt gemacht worden. Einiges fügte der Herausgeber aus einer wahrscheinlich zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts geschriebenen Koppenhagener Handschrift, Anderes aus einer Münchner und Wiener bei. In jedem Falle sind wir dem Herausgeber für diese Zusammenstellung, Sichtung und Ordnung vielen Dank schuldig, zumal da er nicht versäumt hat, bei jeder einzelnen Glosse die Quelle genau anzugeben, aus der sie genommen ist.

S. 616 bis 636 folgen *Addenda et Corrigenda*, wo am Schluſs die für die Geschichte des Scholiasten so wichtigen Schluſsworte des Pithöus bei seiner Ausgabe desselben beigefügt sind, so daſs also der Leser nichts vermiſst, uud den ganzen Apparat des Pithöus vollständig mit erhält. Ein dreifacher Index beschlieſst das Ganze, und zwar I) *Index Scripto-*

Digitized by Google

rum, qui in scholiis citantur, II) *Index Scriptorum, qui in notis illustrantur, emendantur, reprehenduntur aut vindicantur*, III) *Index Rerum et Verborum in Glossis et Notis.*

Möge das Beispiel des gelehrten Herausgebers Nachahmung finden, und in ähnlicher Weise ähnliche Bearbeitungen des Donatus, Servius, Asconius und Anderer hervorrufen!

Bibliotheca Romana Classica, probatissimos utriusque orationis scriptores Latinos exhibens. Ad optimarum editionum fidem scholarum in usum adornavit G. H. Lünemann, Philos. Dr. ac Gymn. Gotting. Rector. T. VIII.

mit dem Nebentitel:

Phaedri Augusti Liberti Fabulae Aesopiae. Accedunt Julii Phaedri et Aviani Fabulae, Publii Syri Sententiae et Dionysii Catonis Disticha. Ad optimarum etc. Gottingae, 1823. *Sumtibus Rud. Deuerlich. VIII und* 177 *S.* 8. 6 gr.

Bibliotheca Romana Classica etc. T. IX.

mit dem Nebentitel:

C. Valerii Flacci Setini Balbi Argonauticon Libri VIII. Ad optimarum etc. curavit G. H. Lünemann. Gotting. ibid. eod. IV und 190 *S.* 9 gr.

Nach einiger Unterbrechung erhalten wir die Fortsetzung einer Autorenfolge, die, ungeachtet so mancher ähnlicher Unternehmungen, dennoch durch einen eigenthümlichen Werth sich den Weg in das Publicum gebahnt hat, und auch mit dazu beiträgt, nach und nach aus den Händen der Studirenden die alten elenden Texte und die noch elendern Noten so vieler sogenannten Schulausgaben des vorigen Jahrhunderts zu verdrängen, eine Wohlthat, welche nur der Schulmann ganz zu schätzen weiſs, der oft in Händen unbemittelter Schüler die erbärmlichsten Ausgaben dulden muſste, weil die bessern, die er hätte empfehlen können, zu theuer waren. Der Titel dieser Ausgaben verspricht zwar weiter nichts, als einen nach den besten Ausgaben berichtigten Text. Indessen sucht sich Hr. Lünemann doch immer noch selbst einiges Verdienst um die Autoren zu erwerben, wie er denn dem achten Bande neun Seiten, und dem neunten Bande acht Seiten kurze kritische Anmerkungen beigegeben hat, worin er Rechenschaft

von der Aufnahme gewisser Lesarten giebt, in denen er von dem übrigens angenommenen Texte abweicht. So wenig nun diese Ausgaben den Zweck haben, eine eigene Recension der Texte aufstellen zu wollen: so wenig erfordern sie auch eine ausführliche Kritik von unserer Seite, und es könnte im Allgemeinen das gerechte Urtheil genügen, daſs sie Empfehlung verdienen theils wegen Correctheit des Textes, theils wegen des wohlfeilen Preises, daſs der Druck gut in's Auge fällt, und das Papier so ist, daſs man es bei diesem Preise ohne Ungerechtigkeit nicht besser verlangen kann. Indessen wollen wir uns doch noch in der Kürze über diese beiden Ausgaben (denen, dem Vernehmen nach, schon der Silius Italicus als Xr Theil gefolgt ist) auslassen.

Den Phädrus giebt uns Hr. L. nach der Schwabischen Ausgabe (zwei Thle. Braunschweig 1806). Die in Italien neu aufgefundenen Fabeln nach Cassitti's zweiter Ausgabe (von 1811. Neap. 1 Bogen in Folio, mit gespaltenen Columnen), mit Zuziehung von F. H. Bothe's schätzbarer Ausgabe dieses Fundes (Heidelberg und Speier, 1822. 12. bei Oswald), und mit Angabe der Abweichungen von Cassitti. Den Avianus giebt er nach Nodells Ausgabe (Amst. 1787. 8.). Den Publius Syrus erhalten wir nach der Ausgabe von Orelli; doch konnten Bothe's Recension in diesen Jahrbb. und Orelli's Nachtrag zu seiner Ausgabe dem Herausgeber noch nicht bekannt seyn. Der Dionysius Cato endlich wird nach der Arntzenius'schen von Tzschucke wiederholten Ausgabe gegeben, da die Bernhold'sche (von 1784) Hrn. L. zu spät zukam. Im Phädrus müssen wir die Wahl der aufgenommenen Lesarten, so weit wir ihn verglichen haben, gröſstentheils billigen. Weggelassen hätte werden sollen das unnöthige Comma in I. 23. repente liberalis, stultis gratus est: welches Billerbeck in seiner Ausgabe (8. Hannover, Hahn, 1824.) richtig wegläſst. Bei dem letzten Verse des ersten Buches dagegen Tunc de reliquiis una: merito plectimur gefällt uns diese Wortstellung, als der prosaischen Betonung näher, besser, als die bei Billerbeck: De reliquis tunc una etc. Bei den von Cassitti neu aufgefundenen Fabeln werden mit Recht Bothe's Lesarten den Lesarten des Cassitti vorgezogen. Fab. II. v. 4. hat Cassitti: *Quaecun*que indulgens Fortuna animali dedit; Bothe: *Quotquot* Fortuna indulgens animali dedit; Billerbeck: *Quaecunque* Fortuna animali indulgens dedit. Hr. L. hält es mit Bothe, und daran thut er Recht; auch ist die Handschrift für diese Wortstellung. IV. 20. giebt Cassitti, dessen Ausg. von 1811. wir vor uns haben (V. 20.):

Digitized by Google

Tunc falsa Imago, atque operis furtivus labor
Mendacium adpellatum est: quod ne *cogites*
Pedes habere, *futile* ipse *conspicis.*

Bothe giebt Hinc für tunc und so auch Hr. L. und Billerbeck. Aber im zweiten und dritten Verse giebt Bothe: quod *se praedicans* Pedes habere, mendax ipsum corruit, und sagt, der Codex gebe blos: Mendacium appellatum est quod . . . Pedes habere, m . . . . ipse; allein bei Cassitti sieht man, daſs der Codex hat: quod *ne* und dann: pedes habere, *f . . . le* ipse *c . . . ns* . . . Und gerade so giebt vorsichtig Hr. L. Dagegen hat Billerbeck Cassitti's Lesart oder Ergänzung aufgenommen, vermuthet aber in einer Anmerkung fusile, das Gebilde, für futile. Wir können keine der gegebenen Ergänzungen für sicher halten, und loben Hrn. Ls. Vorsicht. Nur noch eine Bemerkung zum Publius Syrus. Nach v. 233: Fortuna plus homini quam consilium valet, wo eigentlich vor und nach quam consilium ein Comma stehen muſs, folgt nach zwei Versen: Fortuna nulli plus quam consilium valet. Beide Verse stehen in der Gruterschen Ausgabe (Lugd. Batav. 1708.), die wir vor uns haben, als v. 226. und 229. und auch Orelli hat sie. Nun giebt aber Gruter an, der zweite dieser Verse sey längst im Besitze seiner Stelle; den ersten haben die Codd. Palatt. und der Cod. Frising. geliefert. Hr. L. hat den zweiten herausgeworfen „quum ex mero (?) librariorum errore natus videatur". Wir glauben, er muſs blos emendirt werden:

Fortuna *multis* plus, quam consilium, valet:

dann können wir die halbwahre Variation desselben:

Fortuna *plus homini*, quam consilium, valet,

die erst seit Gruter in den Text gekommen ist, entbehren.

Dem Verrius Flaccus weist Hr. L. mit Recht einen der ersten Plätze unter den Nachahmern des Virgil ein. Da sein Text durch Abschreiber und Correctoren sehr verdorben ist, so ist auch nach Wagners Ausgabe (Gotting. 1805.), die Hr. L. zum Grunde gelegt hat, noch Manches für ihn zu thun. Er hat zu dem Ende die Burmannische Ausgabe (Leid. 1724. 4.) und die unter manchem Guten auch grobe Verstöſse darbietende Ausgabe von Dureau de La malle (T. III. Paris. 1811. 8.) beigezogen, auch Weicherts Epist. Critica de Val. Fl. Argonauticis (Lips. 1812. 8.) und dessen Ausgabe des achten Buches des V. F. (Misn. 1818. 8.). Eigene Verbesserungen hat Hr. L. nicht versucht, aber, wie uns scheint, dennoch einen bessern Text als alle bisherigen Herausgeber geliefert; manche gute Lesart, die hier und da in Literaturzeitungen empfohlen war, zuerst aufgenommen, auch einigen gelungenen Con-

Digitized by Google

jecturen Anderer im Texte Raum gegeben. Und von dem Allem giebt er in den angehängten kurzen Anmerkungen Rechenschaft. Doch es mag genug seyn, auch die Philologen aufmerksam gemacht zu haben, daſs sich hier nicht blos ein unveränderter Abdruck eines schon bekannten Textes, sondern ein Text finde, der seinen Platz auch in der Bibliothek des Gelehrten, nicht nur des Studirenden einnehmen kann. Die Enge des Raumes, den wir uns für diese Anzeige herausnehmen zu dürfen glaubten, erlaubt uns nicht, Proben zu geben und in's Einzelne zu gehen, sondern nur, den Herausgeber und die Verlagshandlung zur Fortsetzung dieses Unternehmens aufzumuntern.

Analecta arabica edidit, vertit et illustravit ***Ern. Frid. Car. Rosenmüller****, Th. Dr. et Litt. Or. in Acad. Lips. P. P. N. Pars I. 23 S. arabischen Textes, XII Vorrede, 44 Uebersetznng, Anmerkungen und Glossarium latino-arabicum. 1825. Pars II. 39 S. arabischen Textes, VIII Vorrede, 55 Uebersetzung mit Noten und arabisch-lateinischem Glossar. Leipzig, bei Ambros. Barth.* Pars prima 1 Thlr. — —
— secunda 1 Thlr. 12 Gr.

Schon der äuſserst niedliche Druck (litteris Guil. **Haak**, Lipsiae) muſs zum Lesen dieser Texte anlocken. Eben so sehr die entgegenkommende Erleichterungen, durch die lateinische Uebersetzung mit gelehrten Noten und das gerade zu dem gegebenen Texte passende kleine Wörterbuch, wo bei jedem Wort der Text nachgewiesen ist, so daſs der Schüler sicher weiſs, ob er die wahre Form getroffen habe.

Die Wahl des ersten Textes ist zeitgemäſs. Deswegen hat auch der I. Theil seinen eigenen Titel:

> *Institutiones Juris Mohammedani circa bellum contra eos, qui ab Islamo sunt alieni.* E duobus Al-*Codurii* Codicibus (Dresdensibus) *nunc primum arabice* edidit, latine vertit, Glossar. adjecit . . **Rosenmüller**.

Nach Abulfeda Annal. T. III. p. 92. ed. Reisk. Adler. starb Abul Hosein Achmed, der **Koduri** (bei Herbelot: Caduri) genannt, um's Jahr Chr. 1036. Heg. 428. Der Inhalt betrifft Kriegsgesetze der Araber, welche statt fanden, während sie selbst auch, nach Nro. XXI. p. 5. mit den Türken Kriege hatten. Nach I. soll der Moslem die Unglaubigen bekriegen,

Digitized by Google

auch wenn sie nicht angreifen. Doch soll man nach III. sie erst einmal, zweimal, zu Annahme des Islam einladen, oder wenigstens Tribut zu zahlen. Alsdann sollen sie so sicher seyn, als der Moslem, und nur was dieser leistet, auch leisten. Nach VIII. soll der Araber nicht fidem fallere, auch nicht Kranke, Weiber, Greise u. s. w. morden. Wie viel milder waren noch die Arabischen Sitten, als die der Türken! Nro. XIV. ist übersetzt: Non licet *ab hostibus* arma coëmere. Warum sollte der Moslem dies nicht dürfen? So verlören die Feinde doch von ihrem Kriegsapparat. Man sieht, der Sinn muſs anders gefaſst werden. Und so ist es auch. Der Text verbietet, von den Leuten des Kriegs Waffen zu kaufen. Ohne Zweifel heiſst dies: dem Krieger soll niemand Waffen abkaufen. Er soll sie nicht verkaufen können.

Angehängt sind e Libro, qui inscribitur *Thesaurus Regum*, auct. Seid Ali Hamadensi, *conditiones*, *quas Omarus* in Constitutione sua *de Jure Tributariorum* ipsis scripsit. Neue Tempel oder Synagogen bauen, wird ihnen verboten, die verfallenen sollen sie nicht wiederherstellen (Moslemische Toleranz! eines Omars würdig). Wo ein Moslem sitzen will, müssen sie aufstehen. Sie dürfen sich nicht wie die Mosleme kleiden, nicht Sigillringe mit Wappen tragen, nicht gesattelte und gezäumte Pferde reiten u. s. w. Wer diese Vorschriften verletzt, den darf der Moslem todt machen, ohne daſs er Blutgeld verschuldet.

Der Inhalt des II. Bändchens ergiebt sich auch aus einem besondern Titel:

> *Zohairi* Carmen *Almoallakah.* Cum *Scholiis Zuzenii* integris et *Nachasi* selectis. E Codicibus Manuscr. arabice edidit . . . Rosenmüller.

Der seel. Rink hatte dem Vf. 1792. diese Moallakah aus einem Leydener Ms. zur Herausgabe anvertraut. Jetzt giebt es Hr. R. longe emendatius et Zuzenii Commentario auctum e Cod. Paris. Sabbaghiano No. 1416. (Sabbagh ist 1818. zu Paris gestorben.) Das Gedicht besteht, wie die andern Moallakat, aus drei verschiedenen Theilen: Zuerst Andenken an eine Geliebte (hier Om-Aupha, Mutter des Schönsten oder Trefflichsten, genannt) Alsdann, von Vs. 16 an bis 33, folgt der heroische Theil. Hier Preis zweier Edlen, welche hundert Kameele Blutgeld bezahlten, um der verderblichen Blutrache zwischen zweien Stämmen ein Ende zu machen. Von Vs. 34 — 46. folgt der Preis eines andern Heroismus. Ein Hosein führt eine kühne

Digitized by Google

Fehde aus, deren Umstände aber dunkler angedeutet sind. Zum vorhergehenden ist dieser Päan nicht zu rechnen. — Zum Schluſs spricht der Dichter von sich selbst und von einigen Sentenzen (Maschàls), die ihm seine Lebenserfahrung eingegeben. Er beginnt:

47. Ich bin überdrüssig der Mühen des Lebens, und wer durchgelebt hat achtzig Jahre, mag (du kannst's *) nicht weigern!) überdrüssig seyn.

49. Oft sah ich den Tod, wie wenn ein blindes Kameel ausschlägt; wen es erreicht, den tödtet es. Wen's verfehlt, lebt und mag alt werden.

(Sinn: Mich hat der Tod lange nicht getroffen. Etwa jenem ähnlich von Fontenelle: Still! wenn er uns vergessen hat.)

54. Wer furchtsam flieht die Anläufe des Schicksals, ihn werden sie erreichen, und wenn er bestiege die Zugänge des Himmels auf einer Leiter.

57. Wer nicht wegtreibt von seiner Cisterne mit seinen Waffen, dem wird sie zerworfen. Wer die Leute nicht wegdrängt, wird weggedrängt.

59. Wer nicht aufhört, zu machen, daſs die Leute ihm den Kameelssattel auflasten,
und nicht frei macht seine Seele bei Zeiten von der Erniedrigung, den wird's reuen.

60. Was irgend von Gemüthsbeschaffenheit bei den Männern seyn mag,
und wenn sie ihren Zustand verdeckt vor den Leuten, sie wird doch gewuſst.

62. Die Zunge des Jünglings (nicht: des Mannes überhaupt) ist (seine) Eine Hälfte, und die andere Hälfte seine Brust;
Und nichts ist (sonst) übrig, auſser die Gestalt von Fleisch und Blut. (בקא fehlt im Glossar.)

---

*) Der Text hat:

לא אבא לך ישאם

Dies wird im Glossar übersetzt: *Non est pater tibi!* mit der Bemerkung: Quae *proprie conviciandi formula* nonnunquam asseverat et ad attentionem excitat: *proſecto*, *sane*. Dies, dünkt mich, wäre doch gar zu sonderbar. אבא als nomen actionis bedeutet auch *recusare*, *ſastidire* aliquid. Castell. fol. 11. Also: non est *recusatio* tibi (o auditor! lector!), id est, *ne nolis*.

63\. Auf die Unverständigkeit des Greis kommt nicht noch Verstand hintennach;
Aber der Jüngling kann, nach seiner Unverständigkeit, noch verständig seyn.

Das letzte ist:

64\. Wir baten und Ihr gewährtet; und wir wiederholten (zu bitten) und Ihr wiederholtet (zu gewähren).
Wer aber vervielfältigt das Bitten, eines Tags mag ihm (auch wohl) versagt werden.

Fast scheint es, in der letzten Sentenz wende sich der Dichter um Beifall, um Gewährung des Preises, an die Hörer; wenn man es sich so örtlich denken darf, an die Zuhörer bei der Caaba. Bescheiden erkennt er, schon einigemale ihr Lob gewonnen zu haben. Je bescheidener er für möglich hält, es einmal zu verfehlen, desto weniger wird es ihm auch diesesmal versagt (Cherem) geworden seyn.

Die Orientalisch eigenthümliche Anlage dieser Gedichte ist, daſs immer dreierlei Inhalt auf einander folgt, nur durch das Einerlei des Metrum verbunden. Denn da der Inhalt von drei verschiedenen Gegenständen handelt, und nicht das Eine Gedicht auf das Gebiet der andern wenigstens hinführt, so kann man doch nicht eigentlich sagen, es sey Ein Gedicht, aber aus dreierlei verschiedenartigem Stoff componirt. Es muſs nur Sitte gewesen oder den Hörern angenehm geachtet worden seyn, wenn ein Dichter sich in ebenderselben Versart über dreierlei Materien, eine leichtere, eine ernstere und endlich sententiös hören lieſs.

Eben so ist zusammengefügt die an poetischem Schwung vorzüglichere Burde, das Lobgedicht auf Mohammed, welches unter dem Titel:

> Funkelnde Wandelsterne zum Lobe des Besten der Geschöpfe (nämlich Mohammeds) von Bussiri, übersetzt und erläutert von Vincenz Edlem von Rosenzweig. Wien, 1824. bei Anton Schmid. 26 S. in Fol.

erschien. Bis zum Vs. XXXIV. singt der Dichter reuige Erinnerungen an seine Liebschaften. Der Vs. XXXV. beginnt, ohne Uebergang, einen oft wahrhaft erhabenen Lobgesang auf den Propheten. Statt der Sprüche am Ende von Vs. CLXVI. schlieſsen fromme Anreden an die Seele des Dichters.

Die Betrachtung dieser Orientalischen Geisteserzeugnisse erinnert den Rec. an die offenbar ähnliche Composition der

Digitized by Google

Rede Jesu vom Berge. Die Seeligpreisungen geben den anziehendsten Eingang. Alsdann folgt der Ernst der Ermahnungen gegen Pharisäische scheinbare Werkheiligkeit, gegen sittenverderbliche Gesetzauslegungen u. s. w. Den Schluſs machen Sinnsprüche, ohne näheren Zusammenhang. Gerade dies bleibt bei jener geordneten Rede für den Abendländer das auffallende. Die Nachweisung, wie eben dieses Orientalische Sitte sey, macht diese Eigenheit der Composition erklärbarer.

Erwünscht ist es dem Rec. immer zeigen zu können, wie jedes genauere Bekanntwerden mit dem west- und südsemitischen Orientalismus, mit Art und Kunst der abrahamidischen Stammverwandten in Palästina, Arabien und Aram, auch in das Bibelstudium allerlei Licht bringt; weit mehr als das schon viel fremdartigere Zoroastrische Licht, das selbst ohne den Gegensatz der ahrimanischen Finsterniſs (dieses der Bibelreligion vor der Wegführung nach Babel noch ganz unbekannten Versuchs, das Böse und Uebel erklärbar zu finden) nicht mehr so recht als Licht erscheinen zu können wähnte; und noch weit mehr als die indische, nie einige, ja gegen sich selbst kämpfende, Trimurti (Drei-fachheit) mit all ihren pantheistischen Verwandlungen und Incarnationen.

Eben deswegen, weil der bessere Theil des Orientalismus, der semitische, immer mit unserm christlichen Eindringen in den Bibelsinn in so naher Verbindung steht und von Mischung des Christenthums mit der allzu occidentalischen Patristik und Scholastik abhält, hat Rec. in sich auch oft bei den Glossarien des Vfs. gewünscht, daſs Winke von Benutzung der arabischen Wortbedeutungen für das hebräische, wie Er sie gar oft hätte geben können, eingestreut seyn möchten, um das alte, nie abzureissende Band zwischen beiden Studien bei jeder Gelegenheit neu anzuknüpfen.

Wir verbinden mit dieser Anzeige mit Vergnügen noch mehrere neue Beweise von dem unermüdeten Fleiſs und Kenntniſsumfang des Vfs. Eine für das ganze biblisch-orientalische Studium bedeutende Unternehmung ist begonnen, unter der Aufschrift:

Digitized by Google

Handbuch der Biblischen Alterthumskunde. Von E. Fr. C. Rosenmüller, der Theol. Dr. und der morgenländ. Litteratur Ord. Prof. zu Leipzig. Erster Band. Biblische Erd- und Länderkunde. I. Th. 385 S. II. Th. 346 S. mit fünf (erwünschten) Registern über beide Theile. Leipzig, bei Baumgärtner. 1823 und 1825. I. Bd. 1. Th. 2 Thlr. 12 Gr. 2. Th. 2 Thlr.

Die Einleitung giebt den Umfang des Begriffs: Alterthumskunde. Der Boden, die Menschen nach ihren Anlagen und Sitten, die geschichtliche Begebenheiten, immer auch das darauf sich beziehende Auswärtige mit einbegriffen, sind die drei Hauptgegenstände. Bis S. 130. wird eine beurtheilende Aufzählung der Quellen, aus denen die nöthige Menge von Notizen zu vereinigen ist, vorangeschickt. Das erste Hauptstück, die eigentliche Geographie, zeigt, daſs auch die Hebräer sich eine runde, vom Ocean umströmte Erdscheibe, über welcher der Himmel wie eine Zeltdecke aufgestülpt sey, eingebildet haben. Hierin also nichts von berichtigender Offenbarung; nichts von einem Zuvorkommen vor den viel späteren Entdeckungen der menschlichen Beobachtungskraft. Das Bild, welches sich die Psalmen und Propheten machten, hätte aber auch nie von Uebertreibern der Offenbarungslehre zur Hinderung der späteren, jetzt endlich doch unläugbar gewordenen, geographischen und astronomischen Entdeckungen gemiſsbraucht werden sollen. Rec. wundert sich, daſs der vielbelesene Verf. nicht vollständiger bei Note 4. S. 135. die Bemerkung gemacht hat, wie Voſs der erste war, welcher im Griechischen Alterthum nachwies, daſs man sich gar lange die Tellus nicht als eine im Luftraume schwimmende Kugel, sondern im Ganzen eben so, wie wir es auch in den althebräischen Schriften finden, vorgebildet hatte. Damit aber hängt denn auch, was noch immer viel zu wenig bemerkt wird, die weitere Folge zusammen, daſs man in den früheren Zeitaltern zur Belehrung über die damals bekannte Geographie und Chorographie nicht die uns jetzt bekannte Erdscheibe und die jetzt bekannten Ufergränzen und Gestalten der Länder zur Grundlage annehmen darf, um nur die altbekannten Inseln, Flüsse, Gebirge, Distanzen darauf hinzuzeichnen

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

N. 29. 1826.

Heidelberger
Jahrbücher der Literatur.

Dr. Rosenmüllers Handbuch der biblischen Alterthumskunde.

(Beschluſs.)

Die Kundigsten hatten bei weitem nicht das in der Natur vorhandene Bild des Ganzen und seines Inhalts in ihrer Vorstellung. Ihre Uferschifffahrten gaben ihnen nicht leicht die wahren Distanzen, die Verhältnisse der Lagen der Orte gegen einander. Sie füllten sich in ihrer ohne Messungen entstandenen Einbildungscharte die viel kleiner angenommenen Räume mit muthmaſslichem Stoff aus. Nur aus der Odyssee selbst kann man finden, wie sich die Homerische Zeit und Gegend — Adria, Trinakria, die Kalypso-Insel u. s. w. gestaltet und wohin sie, in unrichtigen Zwischenräumen, das wenige gelegt haben, wovon sie Sage hatten.

Eben diese Grundbegriffe müssen auch uns Orientalisten bei Genes. X. und ähnlichen Stellen ein Leitstern werden, wo etwa das, was zu Salomo's, zu Assa's Zeit (2 Chron. 16, 9.) von der Handels-Chorographie der solchen Fund kaufmännisch verheimlichenden Phönicier dem Hebräer zur Kunde gekommen war, aufgenommen seyn mag, da der nichthandelnde Hebräer für sich keine Kunde von Seeländern haben konnte, die Thorah aber überhaupt vor Jerobeams Zeit nicht publicirt gewesen seyn kann. Gerne nahm dann jede Priesterschaft ihren Tempelort zum Mittelpunkt. Die Hebräer haben Kenntniſs vom Euphrat und Tigris, wie Homer sie noch nicht hatte, wahrscheinlich weil die Phönicier und dann auch David und Salomo schon das Landschiff, das Kameel, in Karavanen benutzten, um dann bis gegen den persischen Meerbusen hinab auf den groſsen Flüssen Waaren zu senden und zu erhalten.

Alle Schriften, welche diese alterthümlich noch unrichtigen Begriffe nicht, sondern schon das mehr berichtigte haben, oder darauf anspielen, beweisen eben dadurch ihre Unächtheit und verrathen den späteren Zeitraum ihrer Erdich-

tung. Deswegen ist die Entdeckung der ältesten Vorstellungen von Erd- und Länderkunde ein so wichtiger Schlüssel, um der Neuheit der mystischen Verschönerungen und Umdeutungen handgreiflicher gewiſs zu werden. Ebendahin gehört auch die unterirdische Geographie, nämlich das subtellurische Todtengebiet der Hebräer. Anerkannt ist endlich, daſs der Scheol der Hebräer sowohl, wie der griechische Hades, noch nicht ein Himmel der Seeligen und eine Hölle, noch nicht einmal ein in Tartarus und Paradies gesondertes, sondern noch bei Jesaiah, wie in Hiob, ein allen Todtenseelen gemeinschaftliches Todtengebiet ist. Diese unterirdische Geographie ist im höhern Alterthum eben so sehr eine andere, einfachere, aber nicht feststehende und nicht infallibel gegebene, sondern eine perfectible, wie die von der Oberwelt perfectibel war, allmählich perficirt wurde und noch immer unter dem Schutz ihrer vorausgesetzten Perfectibilität perficirt wird. Wer vermag's, die Gehenna des Neuen Testaments in der alttestamentlichen Theologie nachzuweisen? Wer sieht nicht sogar, daſs selbst das neutestamentliche Paradies, wo Abraham, Lazarus, auch Jesu Seele bis zur Wiederbelebung hinversetzt waren, vom Himmel der Seeligen, wie ihn der spätere Kirchenglaube statuirte, sehr verschieden gedacht ist? Wie sich die sinnliche Erd- und Länderkunde erweiterte, so auch die übersinnliche, unter- und überirdische.

II. Hauptstück. Aelteste Erdkunde vor der Flut. Irdisches Paradies. Daſs die davon aufbewahrte Lehrerzählung den Phrat, den Chidekel u. s. w. auch über die diluvische Erdrevolution hinaus, in die jenseitige tellurische Periode, versetzen, ist unstreitig Beweises genug, daſs die Chorographie dieses Abschnitts postdiluvische Vorstellungen zur Grundlage hat. Ist es wahrscheinlich, daſs diese beiden Ströme ein Paar tausend Jahre vor der Noachischen Ueberschwemmung von Hochasien (Sems-Land) so waren, wie nach dieser? Welche Veränderungen muſs nicht eine solche Flut und die ihr vorausgehende Ursache hervorgebracht haben. Dennoch geht die Lehrerzählung Genes. II. III. von der Voraussetzung aus, Phrat und Tigris waren zweitausend Jahre vor Noah, wie nach der Noachischen Naturrevolution. Ihr alter Verfasser scheint das Caspische Meer als den Raum des irdischen verlornen Paradieses angenommen zu haben: denn nur von dorther können die vier Hauptströme (welche Hr. R. S. 192. richtiger als gewöhnlich bezeichnet) als ausgehend gedacht worden seyn. Die Muthmaſsung konnte gefallen, das uralte Paradies sey jetzt, wie die Gegend von So-

dom, aus einem Garten Gottes in einen See umgewandelt und für Menschen ein Cherem. Von den vier Strömen sagt der Text nicht, daſs sie dort, in dem Eden selbst, sich getheilt hätten. Er sagt: Und von dort weg, das ist wohl: In einer gewissen Entfernung von dem Umfang des Lustgartens. Man scheint sich gedacht zu haben, daſs vier Ströme Quellen hätten einen unterirdischen Zusammenhang mit dem aus dem Eden entstandenen Caspischen Landsee, in welchen sich ein Hauptstrom, die Wolga, vom Norden herab ergieſst. Bei Pischon an den Phasis zu denken, ist, weil der Name Pâsch (S. 193.) noch fortdauert, sehr bequem. Wenn Gen. 2, 11. nur statt חוילה etwa הוליה zu lesen wäre, um das alte Goldland, Kolchis, zu haben. Bei Gichon an den Oxus (S. 195.) zu denken, scheint nicht passend, weil dieser Strom nicht wie der Euphrat, Tigris, Phasis von der Gegend Edens wegflieſst, sondern dahin. Auf der beigefügten Charte von Mittelasien hat der Fluſs Kara Su, der Fluſs, an welchem Susa lag, die passende Richtung und strömt durch Chusistan, welches aber (vergl. S. 308.) arabisch חוזז, nicht כוש geschrieben erscheint. Ist es etwa doch, nach dem Gehör geschrieben, das Cusch Vs. 13? Vergl. auch Esth. 1, 1.

S. 213. bemerkt die Schwierigkeit; daſs der Chidekel nach Vs. 14. ostwärts von Assur flieſse. Wie hätte ein Hebräer dies schreiben oder geschrieben lassen können, da das ihm, leider! bekannt gewordene Assur östlich vom Tigris liegt. Wir zweifeln, ob קדמת ostwärts bedeute. Die drei andern Stellen, wo das Wort vorkommt, beweisen dies nicht. קדם Kodam ist, was vorwärts liegt, ehe man zu dem, was darauf genannt wird, kommt. Dem Hebräer war der Tigris vorwärts Assur. Kedem bedeutet nur in so fern den Osten, weil diese Erdgegend vorwärts, vor dem Gesicht des Beobachters lag, der rechts Süden, links Norden hatte. — —

All diese Erklärungsversuche aber bezieht Rec. nur auf das, was postdiluvianisch und hebräisch über den ersten Wohnort der Menschen vermuthet war. Eben deswegen sucht er nirgends ein Land Nod oder des Unstätseyns, da auch Habel den Hirtenstand überhaupt und Kain den Stand der Handarbeiter bedeutet (s. auch im Glossar der arab. Analecten: Kain) und die Geschichte dieser Brüder wohl nicht den individuellen Gräuel eines mörderischen Bruderhasses zwischen den ersten Söhnen Adams, sondern eher das Verhältniſs der mühsam arbeitenden (Ackerleute, Bauleute u. s. w.) zu den von Gott mit Ruhe begünstigten Hirten schildert.

Digitized by Google

III. Hauptstück. Die genealogisch-ethnographische Tafel im zehnten Kapitel der Genesis. Der Verf. denkt, Stammväter und Stammvölker zugleich in den meisten der dortigen Namen annehmen zu können, wie Juda Stammvater und Volk bedeute. Aber die ersten Namen Noach (Ruhe), Sem (Hochland), Cham (Heiſsland), Japhet (das hin und her sich ausbreitende) sind doch erst aus der Sache gebildet? Wer könnte annehmen, jeder von den drei leiblichen Söhnen des nach der Flut zur Ruhe gekommenen Vaters sey einem eigenen Welttheil, um ihn zu bevölkern, zugewandert?

IV. Der Biblische Norden. — Daſs Askenas der Αξενος ποντος der Alten ist, vermuthete Hasse S. 239. sehr wahrscheinlich. Alsdann wäre die Tafel aus einer Zeit, wo den Hellenen das schwarze Meer noch ungastfreundlich, den Schiffenden sehr gefährlich, war? und Hebräer hätten schon die griechische Benennung empfangen? eine Benennung, die doch aus Zeiten, wo nicht mehr Phönicier allein, sondern schon auch Jonier sich bis dorthin wagten, aber andere abschröcken wollten, herkommen müſste? — Das Zweifelhafte im Uralten giebt wenigstens Anlaſs, daſs der Fleiſs des Vſs. manche neuere Nachrichten über die Kaukasischen Gegenden u. s. w. zusammenstellt.

Die folgenden Hauptstücke: V. Medien, VI. Elam, VII. Persien, führen nun in Gegenden, die den Hebräern allmählich bekannter wurden. Bei Persien verbindet der Verf. die Geschichte von Coresch an, mit der Geographie. Eben so bei den folgenden Hauptstücken.

Als schön gestochene Charte ist beigegeben Mittelasien, ferner lithographisch der Berg Ararat, ein Paar Monumente von Persepolis und ein Königshof von Ispahan. Der zweite Theil hat den Plan der Ruinen von Babel und von Birs Nimrod. — — Oefters war Rec. zu dem Wunsch bewogen, daſs die reichen Anmerkungen erläuternd unter dem Text stehen möchten; wenigstens alle die kleineren.

Der zweite Theil des ersten Bandes beleuchtet VIII. Babylonien und Chaldäa, IX. Assyrien, X. Mesopotamien, XI. Kleinasien, XII. Syrien. Wir können nur noch wenige Bemerkungen uns erlauben. Bei S. 11. Daſs der Babylonische Bel der Planet Jupiter war, zweifelt Rec. sehr, weil 2 Kön. 23, 6. ausdrücklich der Sonnengott und der Mond neben einander stehen, und der erstere mit dem Artikel vorzugsweise der Baal genannt ist. Denn wäre das Wort

לבעל von dem לשמש zu trennen, so würde vor letzterem, wie vor den folgenden ein stehen. Auch wäre nicht wahrscheinlich, daſs der Planet Jupiter vor dem Sonnengott genannt würde. Sollten wohl, möchten wir den mit Recht hier S. 56. als verehrten Gewährsmann citirten Commentator des Jesaiah fragen können, die chaldäischen Astrologen und Gestirnanbeter den Planeten Jupiter mehr als den Sonnenplaneten geachtet und ihm den Haupttempel der Hauptstadt gewidmet haben? Daſs dagegen die in diesem Tempel nach Herodot I, 181 — 183. auf einem goldenen Wagen zwischen zwei Löwen und groſsen Schlangen sitzende Gottheit (von Herodot mit Rhea verglichen) vielmehr die Sonne sey, vermuthet Gesenius deswegen, weil die Sonne stets auf einem Wagen fahrend dargestellt werde. 2 Kön. 23, 5. 11. Zendavesta II. S. 264. Dies ist auch an sich richtig. Aber nicht Löwen, sondern Rosse sind 2 Kön. 23, 11. mit den Sonnenwagen (מרכבות im Plural), auf denen, als Prachtwagen, des Sonnengottes Symbole bei Feierlichkeiten umhergefahren worden zu seyn scheinen, in Verbindung gesetzt. Auch würde sich wieder, dünkt mich, die Frage aufdringen: Ist's wahrscheinlich, daſs der Sonnengott bei Gestirndienern nur im Tempel eines Planeten, nur als Nebengottheit, als συνναος, aufgestellt wäre? Kann es einen Gestirndienst gegeben haben, worin nicht der Sol die Hauptgottheit gewesen wäre? Ist demnach jene wegen der Löwen leicht mit „Rhea“ vergleichbare Gottheit schwerlich die Sonne, so würde dann, wenn nicht Baal der Sonnengott der Chaldäer gewesen wäre, gerade dieses Hauptgestirn nicht unter den chaldäischen Gottheiten vorkommen; was doch wieder sehr unwahrscheinlich seyn müſste. Uebrigens bleibt immer, wenn auch Ha-Baal, mit dem auszeichnenden Artikel, der Sonnengott war, richtig, daſs das Wort Baal, Beel, auch als Appellativ, Herr, bedeutet und den Beinamen eines andern Gottes oder vielleicht eines Gotteshauses (z. B. Baal Gad. Josua 11, 17. 12, 7.) machen kann, daſs daher die Zabier (Gesen. Jes. II, 355.) auch den Planeten Jupiter einen ביל = בעל nennen mochten. Ueberhaupt möchte sich Rec., ehe er den Chaldäern den Planeten Jupiter als Hauptgott zuzuschreiben wagte, die Fragen beantworten können: Wie bald wurde der Planet, den wir Jupiter nennen, so benannt? Nannten die Griechen, vor dem Römerthum, denselben Planeten Ζευς? u. dgl. m.

Auch ob bei den מזלות = מזלות Massaloth schon

2 Kön. 23, 5. an den Thierkreis gedacht werden dürfe, oder eher noch an die fünf Planeten, möchte ich einer gründlichen Geschichte der uralten Astronomie und Astrologie erst abfragen können. Das Wort bedeutet: *descendere facientes* (daher auch den Ort, qui descendere facit, der zum Herabsteigen einladet, mansio). Man dachte sich die Planeten, weil sie laufen und am Himmel abwärts zu gehen scheinen, als Herabsender und Ueberbringer der Schicksale. Wegen des Thierkreises wäre zuvörderst wohl zu bedenken der Wink von Voſs in der Antisymbolik I, 78. „Doch wohl nicht früher (könne auf die Thiere im Zodiacus Anspielung gedacht werden) als nachdem der Thierkreis in den sechsziger Olympiaden mit Thieren besetzt worden war? und, wo die Waage sich blicken läſst, noch etwas später, um vier Jahrhunderte.“ — — So wird die ächte historische Alterthumskunde überall her in einander eingreifend, und veranlaſst bestimmtere Wort- und Sachkenntnisse, wenn man die Zeitalter genau zu unterscheiden sich zum ersten Gesetz macht.

Während der unermüdete Vf. durch diese mit Vergnügen angezeigten neuen Arbeiten und Untersuchungen seine Verdienste um die uns am meisten nützliche orientalische Gelehrsamkeit vermehrt, zeigt sich die Anerkennung derselben und ihre allgemeine Nutzbarkeit durch eine neue Ausgabe seines wichtigsten Werks, der Scholien über das alte Testament, durch welche der würdige Sohn den Rec. zugleich an die zu ihrer Zeit für ächtere, grotianische Schriftstudien so wirksame neutestamentliche Scholien des Vaters erinnert, die allerdings auch jetzt noch nicht Vergessenheit oder das Zurückstellen, vielmehr eine gleichartige Vervollständigung und erneuernde Bearbeitung verdienen. Wer mit Bedauern sieht, wie ungünstig die Zeit gegen gelehrt durchgeführte, besonders lateinische Werke ist, den erfreut es um so mehr, daſs seit 1823 die an gelehrten Materialien und deren Anwendung so reichen Rosenmüllerischen Scholien über die Psalmen in drei Bänden in einer secunda Editio, emendatior et auctior, der Pentateuch seit 1821. sogar in einer dritten Ausgabe, sic ab auctore recognita, emendata et aucta, ut novum plane opus videri possit, hervorgegangen sind, ihre Wirksamkeit fortsetzen und den erwünschten Beweis geben, daſs das orientalische tiefere Sprachstudium, ohne welches die Theologie wieder patristisch und scholastisch werden zu müssen

Digitized by Google

in Gefahr käme, in seiner Unentbehrlichkeit nicht verkannt wird. Wer nicht aus der ganzen Reihe der alttestamentlichen Religionsüberlieferungen anschaulich überzeugt ist, was die Nation, unter welcher Jesus Christus das nationale zum allgemein geistigen in der Gottandächtigkeit erhob, unter den uralten Begriffen von Königreich Gottes, vom Davidischen Messiasgeschlecht, von den Gottessöhnen, das ist, Gott als Vater und Oberkönig nachahmenden Unterregenten des Gottesreichs u. dgl. m. zu denken längst und ununterbrochen gewohnt war, der weiſs alsdann freilich auch nicht, in welchem Sinn der jüdische Oberpriester Kaiphas feierlichst fragen konnte: Bist Du der Gottgesalbte, des lebendigen Gottes Sohn? Matth. 26, 63. Nur dem Nichtorientalisten ist es möglich, das orientalisch gefragte occidentalisch umzudeuten und entweder dialektisch, oder speculativ-idealistisch auszulegen.

Die neueste Vervollständigung des alttestamentlichen Scholienwerks giebt

Ezechielis Vaticinia. Latine vertit et annotatione perpetua illustravit Ern. Frid. Car. Rosenmüller. . . . Ed. II. auctior et emendatior. Volumen primum. 602. *S. in* 8. *Lips. bei Barth.* 1826. 2 Thlr. 16 Gr.

Der Verf. hat hier den Text ganz in lateinischer Uebersetzung den Scholien vorangestellt. Die Prolegomena zeigen vornehmlich dies, daſs diese Orakel mehr nach Materien als nach der Zeitfolge (also wahrscheinlich nicht schon von Jecheskiel selbst!) zusammengetragen sind. Was beiläufig die Erklärung des Namens (S. 3.) betrifft, so scheint doch eher aus der Alexandrinischen Version, als aus der Masorethischen Punctation, ersichtlich zu seyn, wie der Name geklungen habe, nämlich Ιεζεκιηλ; folglich wäre aus יחזק *validus est* v. *sit* entstanden יחזקי und daher יחזקאל (mir sey Gott stark!) nicht יחזקאל (stark sey Gott). Sehr gut giebt S. 15 — 22. einen vollständigen Ueberblick oder Conspectus (der Vf. nennt es Synopsis) des Inhalts der Orakel. Wir wundern uns nur, da wir das Vol. II. noch nicht nachschlagen können, zum voraus, daſs Caput 34. de civitate *per Messiam* instituenda, Cap. 36. de civitatis *a Messia* restaurandae prosperitate handeln soll. Der Text spricht von einem (neuen) David, ohne auch nur die Benennung Messias, noch weniger eine Idee davon, nach welchem Umfang und in wie fern er Volksregent sey, bestimmter anzugeben. Unstreitig lag die altdavidische, durch

Nathan 2 Sam. 7. ausgesprochene Hoffnung: Durch Nachkommen Davids, als Gottessöhne, als Jehovahs Untergebene, wird die Nation Seegen haben! zum Grunde. Aber während der Gefangenschaft das Wie? der künftigen Einwirkung Davids und seines Hauses auf Wiederherstellung des Nationalwohls bestimmt bezeichnen zu wollen, gerade dies hätte leicht der Ausführung selbst hinderlich werden können. Es muſste frei bleiben, daſs Davididen alsdann, nach Zeitumständen, das mögliche thaten, wie Serubabel mehr nicht, als ein Statthalter, also freilich nur einer der schwächeren Messiase zu werden vermochte. Ohnehin haben nachher die Makkabäischen Regenten, geborne Leviten, das auf Juda's Stamm und Davids Geschlecht gebaute Königthum ganz unterbrochen, das Scepter von Juda (Genes. 49.) eigentlich weichen gemacht. Endlich, da sie selbst des Scepters und auch der Ordnerswürde (des Mechokekats) sich so unwürdig zeigten, daſs durch die Römische Einmischung und Uebermacht alles sogar an den Proselyten aus Edom kam, kehrte der Volksglaube, antiherodianisch und durch die antiherodische Pharisäer und Anhänger des Judas aus Galiläa, aufgeweckt wieder zum Blicken auf Davidische Nachkommenschaft zurück; und ein mancher wurde um so geneigter, auf den, in welchem sich zwei Zweige des Davidhauses, der des Josephs und der der Maria vereinigt zeigten, desto eher als auf den rettenden Davidssohn zu achten.

Rec. erlaubt sich, auch über einiges Einzelne noch etwas beizutragen. Sogleich der Anfang Ezechiels: „Und es war im dreiſsigsten Jahre" ist ein chronologischer Knoten, weil der Anfangspunkt dieser dreiſsig Jahre dem Muthmaſsen überlassen ist. S. 52. nimmt mit Pradus (vergl. S. 29.) zur Ergänzung: anno trigesimo, subaudi: *Imperii Nabopolassaris*. Allein, nach Usser. Annales ad ann. ante Chr. 626 und 605. regierte Nabopolassar nur ein und zwanzig Jahre. Ist es wahrscheinlich, daſs unter dem Nachfolger eine besondere aera Nabopolassaris angenommen war und fortdauerte, da, wenn man eine allgemeine aera wollte, schon eine solche, nämlich die länger gebrauchte aera *Nabonassaris* (seit ann. ante Chr. 747. s. Usser. p. 50.) da war, sonst aber, wie auch Rosenmüller im Nächstfolgenden richtig bemerkt, nach den Regierungsjahren des jedesmaligen Königs gezählt wurde. Dazu kommt: Nach Usher starb Nabopolassar ann. ante Chr. 605. Jechonias wurde weggeschleppt als Gefangener 599. Das fünfte Jahr seiner Gefangenschaft, welches dann doch dem dreiſsigsten der angeblichen aera Nabopolassaris gleich seyn

müſste (nach Ezech. 1, 2.), wäre 594. Dieses aber wäre nicht das dreiſsigste, sondern erst das acht und zwanzigste Jahr seit dem Anfang des Imperii Nabopolassaris = a. ante Chr. 626. — — Der Sinn der ganzen Stelle scheint zu seyn: Jecheskiel begann durch seine erste, offenbar nach chaldäischer Sinnbildlichkeit sehr künstlich ausgebildete Vision seine Prophetenschaft, sobald er der Sitte gemäſs konnte, nämlich im dreiſsigsten Lebensjahr. Weil aber seine Lebenszeit nicht eine allgemein bekannte Epoche seyn konnte, so ist im Vs. 2. hinzugesetzt, daſs eben das dreiſsigste Jahr Jecheskiels gleich war dem fünften der Gefangenschaft des Jechoniah. So war jene Epoche des Privatmanns bestimmter bezeichnet durch das öffentlichere Datum.

Unstreitig sind die Verse 2. 3. eine erklärende, erst auſser dem Text gestandene, Glosse. Deswegnn sind die Worte des Vs. 1. בחמשה לחדש im fünften Monat repetirt, ungeachtet sich die Glosse nicht auf sie zunächst, sondern auf die ganze erste Zeile des ersten Verses bezieht. Nicht dieser fünfte Monat soll erklärt werden, sondern das Jahr selbst, daſs nämlich das im Vs. 1. gedachte dreiſsigste Jahr und das fünfte der Gefangenschaft des Jechoniah einerlei Zeit sey. Ein drtiter, der in der dritten Person diese seine Glosse macht, suchte den in der ersten Person schreibenden Propheten wohl nicht mitten im Texte zu unterbrechen. Seine Glosse muſs also vorerst neben oder unter dem Texte gestanden seyn. Der erste Vers hat seine Fortsetzung, von Jecheskiel selbst, im vierten Vers.

Wohl der Mühe werth ist es, sich den wunderbaren Herrscherwagen deutlich vorzustellen, durch welchen der Prophet chaldäisch die Idee versinnlicht: Mich begeistert der Herr der Natur, der Gott des Festlandes, auf welchem das Schicksal der Judäer und ihrer Bedränger entschieden werden muſste. Vs. 7. sagt: die vier ζωα hatten, wie überhaupt Menschenfigur, so auch gerade Füſse, das heiſst, nicht thierartig gekrümmte. Nur neben dem Einen Menschenkopf hatte jedes auch einen Kopf des Löwen, des Stiers und des Adlers. Die Gestalt des Leibes aber war menschlich, eben so die der Füſse. Nur statt der menschlichen Ferse war die Klaue von einem Kalbsfuſs. (Wahrscheinlich deutend auf Reinheit. Gespaltene Klauen waren bei Mose unter den Charakteren der reinen Thiere.)

Dies alles ist nun dem charakteristischen der Babylonischen Bildnerei gemäſs, welche, ohne alle Rücksicht auf Schönheit der Gestalt, nur Begriffe durch sonderbar zusam-

Digitized by Google

mengesetzte Naturgegenstände als zusammengefügt oder zugleich denkbar ausdrücken wollte. — Jeder dieser Cherube (wie sie 10, 14. genannt sind) vereinigt in sich die Beziehung auf das vierfache der auf der Erde sichtbaren Naturen, Menschheit, wilde Thierheit, zahme Erdthiere, Gevögel. (Das Reich der Wasserthiere fällt nicht in die Augen. Auch hatte das Meer auf Israel und Juda keinen Einfluſs, da diese Völker nicht seehandelnd wurden. Deswegen, dünkt mich, übergeht die prophetische Poesie das Reich der Fische.)

Vs. 11. Die viererlei Köpfe waren — nicht wie an einander gewachsen, sondern jeder stund auf einer der vier Seiten auf der Figur eines Menschenleibs als abgesondert von dem andern. Daher gehörten auch für jeden Kopf, oder für jede der vier Seiten des Cherubs vier Flügel, zwei zum Fliegen, zwei um sich auf dieser seiner Seite zu decken, wo er auch zwei Hände hatte. Der ganze Cherub muſs also wohl mit acht Händen und acht Füſsen gedacht werden, so daſs von jeder Seite angeschaut, eine ordentliche Menschengestalt mit ihren zwei Händen, zwei deckenden und zwei zum Fliegen ausgestreckten Flügeln, auf zwei gerade stehenden Füſsen zu erblicken war. Ohne sich zu wenden, konnte der ganze Cherub nach jeder der vier Seiten fliegen oder gehen. Daran, daſs der Begriff der schnellsten Beweglichkeit und Dienstbereitwilligkeit anschaulich gemacht wäre, lag dem Sinnbildner viel. Deswegen wiederholt er diese Beabsichtigung mehrmals.

Vs. 15 — 17. Unter jedem der vier Cherube oder ζωα (Lebewesen) war, so daſs er darauf schwebte, ein Rad, aber ein sehr sonderbares, nämlich ein Rad mitten im Rade; wie es auch Hr. R. recht genau beschreibt. Weil der Cherub schleunigst, ohne sich zu wenden, nach jeder der vier Seiten hinaus sich zu bewegen bereit seyn sollte, so muſste auch das Rad, worauf die zwei Füſse jeder Seite schwebten, ein solches seyn, das, ohne gewendet zu werden, überall hin nach den vier Richtungen sich drehen konnte. Die prophetische Phantasie dichtet sich hiezu ein Rad im Rade, das heiſst, zwei Räder sind so (in der Mitte) in einander gefügt, daſs sie zusammen vier Viertheile (quadrantes, רבעים) machen und so nach vier Seiten rollen können, wie der Geist sie treibt und bewegt. Deswegen heiſsen sie auch Doppelräder, Ophnaium im Dual. — Wie alle hephästische Kunstarbeiten sich selbst zu bewegen, eine geistige Kraft hatten, so nach Vs. 20. auch diese Räder, deren vier, nach allen vier Seiten

Digitized by Google

sogleich wälzbar, unter jedem Cherub seyn muſsten, weil dieser selbst vierseitig war, gegen jede Seite hin einen (Menschen- oder Thiers-) Kopf, Menschenleib, vier Flügel und zwei Menschenfüſse mit Kalbsklauen hatte. Welch wundersames Spiel der babylonisch-chaldäischen Sinnbildnerei! — Augen haben selbst die Räder überall, auch an ihren Reiſen (Gabbim); denn sie giengen nicht auf der Erde. Sie schwebten in der Luft, über der Erde, nur bald niederer bald höher, ohne sich auf dem Boden zu reiben. Die Luft trug sie, wie nach der alten Bewegungsart der homerischen Götter diesen die Luft noch materiell genug war, um mit weitgestreckten Schritten darauf aufzutreten.

Von den vier Cheruben getragen, also über ihnen ausgebreitet, war ein Rakia, das, worauf der Thron der Gottheit stund. Hier also muſs Rakia nicht die Himmelsdecke seyn, die sich auch der Hebräer als ein um die Luft und den Aether ausgespanntes stahlblaues Firmament, στερεωμα, dachte, sondern nur ein ausgedehnter Wagenboden, auf welchem der Königsstuhl feststehen konnte. Sie tragen ihn oder er schwebt, indem unter ihm von jeder Seite jedes Cherubs zwei Flügel gerade ausgestreckt, also fliegend sind. Sie selbst schweben über den Rädern. Mit Recht verweist der Verf. bei Vs. 22. wegen des Rakia des Himmels auf Voſs ad Georg. III, 261.

Das ganze Bild sagt: Der Herr der irdischen Natur erscheint. Der, dem des Festlands Naturen alle gehorchen müssen, begeistert den in's Priesteralter eingetretenen Jecheskiel zu seinem Propheten. Erschrocken war dieser und zusammengesunken. Aber aufrecht stehend II, 2. soll er nun Gott hören und in seiner Gottheit Namen sprechen.

— **In eben diesem Jahre 1826. ist auch das**

Volumen Primum Jeremiae, Vaticinia et Threni

auf gleiche Weise schon erschienen. Ohne Zweifel folgen die zwei weitere Volumina von den beiden Propheten ununterbrochen nach. Rec. fügt indeſs noch eine kurze Anzeige zweier weiteren Beweise des Rosenmüllerischen Fleiſses bei.

Digitized by Google

Das

Biblisch-exegetische Repertorium oder die neuesten Fortschritte in Erklärung der heiligen Schrift, herausgegeben von Dr. Ernst Friedr. Carl Rosenmüller . . . und M. Ge. Hieron. Rosenmüller, Prediger zu Oelzschau bei Leipzig. I. Bd. 1822. 199 S. II. Bd. 1824 306 S. bei Baumgärtner. 1r Bd. 18 Gr.
2r Bd. 1 Thlr. 4 Gr.

erklärte, wie auf dem Titel, so in der Vorrede, die Absicht, dem theologischen Publicum die neuesten Entdeckungen im Felde der biblischen Exegese (und Kritik) möglichst kurz und vollständig darzulegen. Dennoch wurden der hiezu nöthigen Auszüge nur wenige gegeben, meist aber selbstständige Aufsätze. Vielleicht würde die Fortsetzung schleuniger möglich geworden seyn, wenn jene Absicht als eigenthümlich zum Hauptzweck gemacht wäre. Die Quintessenz des Zuwachses, den ein solches theologisches Fach enthält, möchte wohl mancher gerne erhalten; besonders von den kleineren Schriften, die nicht in den Buchhandel kommen. Uebrigens hatte besonders der erste Band so interessante Abhandlungen, daſs auch dadurch eine ununterbrochene Fortsetzung gut vorbereitet war. Bleek über Entstehung des Pentateuch und über einige Psalmstellen, auch von Bohlens und Gesenius Parallelen aus orientalischen Schriften zum N. T. dürfen von Forschern nicht übersehen werden. Die Anzeigen aber, dünkt mich, müſsten gedrängtere Auszüge geben, wenn sie die Absicht erfüllen sollen.

Wegen des Pentateuchs wird es schwerlich möglich seyn, in's Klare zu kommen, wenn man nicht daran festhält, daſs das Deuteronomium mit den vier andern, unter sich mehr zusammenhängenden Büchern nicht zusammenhängt, also für sich entstanden seyn kann, deswegen sogar im Decalogus Abweichungen hat, überhaupt aber mehr als einmal den Mose dem Volke vorsagen läſst, was nach den vier ersten Büchern und nach der Natur der Sache anders geschehen war. Die Publication der vier ersten Bücher meint Rec. 2 Chron. 17, 7. ff. zu finden. Wären sie früher in der Nation bekannt gewesen, so hätte Jerobeam als neuer König nicht Stiersymbole, nicht der Leviten Absetzung vom Opferdienst unternehmen und durchsetzen können. Das, was er deswegen möglich fand, muſste erst die Priester bei'm Tempel zu Jerusalem aufmerksam machen, wie nöthig ein nationales Bekanntmachen ihrer auf Mose zurückgehenden Ueberlieferungen

Digitized by Google

wäre. So nahmen sie manches auf, was sie altes hatten. Oft scheint der Gesichtspunkt, antijerobeamisches in's Licht zu stellen, unverkennbar. Auſser den Kapiteln, welche so stark für die Leviten und gegen die Stierbilder sprechen, ist auch das Hervorziehen alles dessen, was für Juda und was dagegen gegen Ephraim, Ruben u. s. w. seyn konnte, auffallend.

Von den

Commentationes Theologicae. Ediderunt Ern. Frid. C. Rosenmüller, Gottlob H. Fuldner, Gymnas. Rinteliensis Conrector, et Jos. Val. Dominic. Maurer, Phil. Dr. Lips. bei Reclam. 1825. 355 S. in 8. 1 Thlr. 8 Gr.

hat Rec. nur *Tomi I. pars prima* vor sich. Schade, wenn die nützliche Sammlung nicht fortgesetzt würde. Das Gesammelte ist der Aufbewahrung sehr werth. Aber alle vom Fach, welche dies anerkennen und wünschen, sollten zugleich, wenn sie kaufen können, sich sagen, daſs dergleichen Sammlungen bald durch das Ankaufen, wenigstens in allen theologischen Lesegesellschaften unterstützt werden müssen, wenn sie nicht allzu frühe stocken sollen. Das Gegebene würde sich an die sehr nutzbaren Collectionen von Velthusen und Pott würdig anreihen. Zu Erleichterung des Gebrauchs wünschte Rec. auf jeder Columne den Titel der gelieferten Abhandlung und am Ende ein kurzes, aber vollständiges Register zu sehen, welches nur die erläuterten Hauptworte und die Pagina anzugeben hätte.

20. April 1826. *Dr. Paulus.*

Einige Bemerkungen zu den von Hrn. Prof. Dr. Ullmann und mir aufgestellten Ansichten über den Ursprung und den Character der Hypsistarier. Nebst einem Anhange von dem Lic. Böhmer. Hamburg, bei Fr. Perthes. 1826. 75 S. 8. 8 Gr.

Nachdem der Unterzeichnete seine Commentatio de Hypsistariis, Heidelb. 1823. herausgegeben, erschien von Herrn Lic. Böhmer (jetzt Professor der Theologie in Greifswalde) eine lateinische Abhandlung über denselben Gegenstand Berlin 1824, worin dieser mit vielem Scharfsinn und Gelehrsamkeit eine andere Ansicht über die dunkle Secte der Hypsistarier und die ihr ähnlichen oder mit ihr verwandten Partheien der Messalianer und Theosebeis aufstellt, und die von dem

Referenten mitgetheilte Hypothese bestreitet, jedoch mit vielem persönlichen Wohlwollen. Beide Commentationen hat Referent zum Gegenstand einer kritischen Anzeige in diesen Jahrbüchern (Jahrgang 1824. No. 47.) gemacht, wobei er seinerseits wieder versuchte, die Böhmerische Ansicht zu widerlegen, und das in möglichster Bestimmtheit auszusprechen, was sich für seine eigene frühere Vermuthung sagen lieſs. Hierdurch ist nun Hr. Böhmer zu vorliegender Schrift veranlaſst worden, wodurch er aufs Neue seine Ueberzeugung vertheidigt und die des Referenten bestreitet. Auch diese letzte Schrift des freundschaftlichen Gegners ist dem Referenten willkommen gewesen, weil sie nur zur vollkommneren Aufhellung des fraglichen Gegenstandes dienen kann *). Beide

*) Auf das Einzelne einzugehen, würde nun, wie mir scheint, die Sache nicht mehr weiter fördern. Nur eine specielle Bemerkung sey mir noch vergönnt. Hr. Prof. Böhmer beschuldigt mich in der Anmerkung S. 18, „in der No. 47. der Jahrbücher enthaltenen Anzeige seiner und meiner Schrift überhaupt eine ganz andere Sprache zu reden, als in meiner Commentatio de Hypsistariis“, und führt zum Beweis dieser Behauptung Folgendes an: „Von der gröſsesten Wahrscheinlichkeit in Ansehung seiner Ansicht über die Hypsistarier, oder davon, daſs er dieselbe blos als Vermuthung vortrage, wie er sie in seiner kritischen Anzeige der beiden Schriften nennt, hat Prof. Ullmann in seiner Schrift de Hypsistariis nichts gesagt. Hier stellt er seine sententia so auf, als wären die Hypsistarier wirklich das gewesen, wofür er sie hält.“ Hierauf habe ich zu entgegnen: 1) Auch in meiner Commentatio de Hypsistariis glaube ich nicht mit allzu groſser Entschiedenheit gesprochen zu haben. Das Wort sententia sollte nicht einen Richterspruch, sondern blos Meinung, Ansicht bezeichnen. Allerdings glaubte ich, die Hypsistarier seyen das wirklich gewesen, wofür ich sie hielt. Allein darin ist nichts Verwerfliches. Sagte ich doch auf derselben Seite: — denuo fateamur necesse est, non omnibus numeris absolutam esse, quam dedimus, sectae nostrae descriptionem, sed multis partibus manciam etc. Also dictatorisch wollte ich nichts behaupten. — 2) Wenn ich in der Anzeige manches mehr problematisch gestellt habe, als in der Commentatio selbst, so hat dies Hr. Prof. Böhmer der Kraft seiner widerlegenden Gründe zuzuschreiben, und es kann auch das nicht als tadelnswerth angesehen werden, daſs ich, durch scharfſinnigen Widerspruch aufmerksam gemacht, manches beschränkte und modificirte.

Digitized by Google

Ansichten sind nun in aller Bestimmtheit und Schärfe einander gegenüber gestellt, und es ist des Referenten herzlicher Wunsch, worin ohne Zweifel auch sein Widersacher mit ihm übereinstimmen wird, daſs sachkundige Männer ein prüfendes Urtheil aussprechen, oder, falls sie keine der mitgetheilten Ansichten billigen können, eine noch treffendere Vermuthung über Character und Ursprung der von uns behandelten Religionspartheien aufstellen möchten. Von seinem Gegner aber scheidet Ref. mit der Gesinnung aufrichtiger Hochachtung und Zuneigung.

Der Anhang handelt sehr gut von der Hypothese eines Recensenten in der Jenaer Lit. Zeitung, welcher die Hypsistarier mit den Essäern und Therapeuten in näheren Zusammenhang zu bringen geneigt ist.

C. Ullmann.

---

1. *Ferienschriften von Karl Zell, Professor der alten Literatur zu Freiburg. Erste Sammlung. Freiburg, bei Friedr. Wagner.* 1825. 8. 1 fl. 12 kr.

2. *Legum XII tabularum fragmenta cum variarum lectionum delectu, paraphrasi et indicatis singulorum fragmentorum fontibus, praelectionum in usum edidit C. Zell. Friburgi Brisgoviae, in officina Frid. Wagner.* 1825. 4.

Nach den Gesetzen dieser literarischen Jahrbücher übernimmt es der Verfasser der beiden hier genannten kleinen Schriften, als inländischer Schriftsteller, den Inhalt und Zweck derselben mit wenigen Worten in diesen Blättern selbst anzuzeigen.

Die erste Schrift enthält eine Sammlung von Aufsätzen über Gegenstände aus dem Kreise des griechischen und römischen Alterthums. Die Wahl und Behandlung sollte nach dem Plane des Verfassers in der Art seyn, daſs diese Aufsätze nicht blos Leser von allgemeiner Bildung, sondern auch Gelehrte vom Fache, als Excurse über einzelne weniger beachtete Punkte aus diesem Gebiete, interessiren könnten. In dieser Absicht sind die Nachweisungen und Beweisstellen in abgesonderten Anmerkungen gegeben. Die Aufschriften der einzelnen Aufsätze sind folgende: Ueber die Wirthshäuser der Alten. Ueber die Volkslieder der

alten Griechen. Ueber die Sprüchwörter der alten Griechen. Baiae, ein römiſcher Badeort. Catull's Liebe. Ariſtoteles, als Lehrer Alexanders. Ueber das Sittliche in der griechiſchen Volksreligion.

Der Abdruck der Fragmente der XII Tafeln wurde durch Vorleſungen veranlaſst, welche der Herausgeber über dieſe Fragmente hielt, die man, ſo viel bekannt iſt, bis jetzt ſonſt noch nicht in eigenen Vorleſungen erläutert hat. Die Erfahrung hat ihm nun ſchon die Gewiſsheit verſchafft, daſs ein ſolches Collegium für Lehrer und Lernende intereſſant und nützlich iſt; doch wird auch auſser dem Gebrauche bei Vorleſungen, wegen des Mangels einer paſſenden Handausgabe, dieſer Abdruck nicht unwillkommen erſcheinen. Die darin befolgte Einrichtung iſt dieſe: vier auf zwei Seiten neben einander ſtehende Columnen enthalten den Text, die Angabe der Quellen, eine Auswahl der wichtigſten verſchiedenen Leſarten, und zuletzt eine erklärende Paraphraſe; jede Columne iſt mit verſchiedenen Lettern gedruckt. Am Schluſs folgt ein Verzeichniſs der in der varietas lectionis nur kurz bezeichneten verſchiedenen Ausgaben und Commentare. In der Anordnung der Fragmente iſt der Herausgeber Dirkſen gefolgt, ſo wie auch darin, daſs die noch übrigen Texteworte von den Relationen der Schriftſteller genau geſchieden worden ſind. Die nothwendig gewordene Eile des Druckes trägt die Schuld von mehreren Druckfehlern, welche die ſonſt ſauber gedruckte Schrift entſtellen. Es wird ein Druckfehlerverzeichniſs nachgeliefert werden. Ich benutze dieſe Gelegenheit, um vorläufig folgende Berichtigungen im Texte zu geben. S. 8. fragm. 2. Z. 4. l. iudicei st. indicei. S. 36. fragm. 4. Z. 4. iſt nach *tabulas* einzuſchieben: usucapionem. S. 38. fragm. 9. Z. 6. l. praedio st. praedis.

Zell.

N. 30. 1826.

Heidelberger
Jahrbücher der Literatur.

Beschreibung des auf der Sternwarte der Kaiserlichen Universität zu Dorpat befindlichen groſsen Refractors von Frauenhofer. Herausgegeben von F. G. W. Struve, Director der Sternwarte. Dorpat 1825. 22 S. Royal-Folio mit 4 Tafeln.

Rec. glaubt allen Lesern dieser Zeitschrift einen Gefallen zu erzeigen, wenn er sich beeilt, von diesem ihm so eben zugekommenen Werke einige Nachricht mitzutheilen. Der Inhalt desselben, die genaue Beschreibung des gröſsten und vollendetsten, bis jetzt zu Stande gekommenen, Refractors, kann nämlich nicht blos dem Astronomen und Optiker wichtig seyn, sondern muſs einen jeden interessiren, welcher auf eine der jetzigen Zeit angemessene geistige Bildung Ansprüche macht. Wenn man berücksichtigt, was für allgemeines Interesse Herschel's Riesenteleskop zu seiner Zeit erregte; wenn man überlegt, wie oft und in wie vielen Werken, sogar in Jugendschriften, dasselbe abgebildet und beschrieben ist, so darf man mit Recht fragen, warum dieses neue Meisterwerk, durch den Scharfsinn eines Deutschen erfunden und durch deutschen Kunstfleiſs vollendet, nicht noch mehr beachtet und geschätzt wird. Allerdings entdeckte Herschel mit seinem Refractor bald nach der Vollendung desselben einen neuen Planeten, welches die Theilnahme des ganzen wissenschaftlichen Publicums erregte, und auſserdem sind in den neuesten Zeiten so viele wichtige Entdeckungen gemacht, daſs eine einzige sich leicht unter der Menge verlieren kann; endlich aber gehört der Künstler, welcher das in Rede stehende Meisterwerk vollendete, unter die seltenen Männer, deren Bescheidenheit nicht mindere Bewunderung verdient, als ihr Scharfsinn Hochachtung gebietet. Herschel's Name ist unsterblich; allein wenn man überlegt, daſs sein Reflector hauptsächlich durch einen kühnen Entschluſs und eine seltene Beharrlichkeit in der Ueberwindung mannigfaltiger Schwierigkeiten in's Daseyn gerufen wurde, Frauenhofer's Refractor aber mit allen seinen Theilen nur durch eine Menge

von Combinationen, viele wissenschaftliche Forschungen, zahllose Versuche und die ausdauerndste Anstrengung in der Erfindung und Ausführung der schwierigsten technischen und mechanischen Probleme zu Stande kommen konnte, so darf Deutschland auf Frauenhofer unbedenklich eben so stolz seyn, als es sich freuet, Herschel den seinigen nennen zu können.

Wer das in dem vorliegenden Buche beschriebene Meisterwerk genau kennen will, muſs die interessante Schrift ganz lesen. Ref. hatte das Vergnügen, das in Rede stehende seltene Kunstproduct kurz vor seiner Vollendung zu sehen, und wird sich daher bemühen, aus der eben so deutlichen als genauen Beschreibung desselben so viel herauszuheben, als ohne Zeichnungen hinreicht, eine Vorstellung von dem Refractor sowohl als auch von dem eines so kostbaren Instrumentes würdigen Gebäude zu erhalten, worin dasselbe aufgestellt ist.

Das Gewicht des ganzen Instrumentes wird von Hrn. Struve auf 4000 russische Pfunde *) geschätzt, wovon über 1000 auf das bloſse Stativ kommen, und gegen 2000 beweglich sind. Gleich bei der anfänglichen Aufstellung des Stativs vermittelst feiner Libellen zeigte das parallactisch montirte Fernrohr die Declinationen der beobachteten Sterne mit vollkommener Schärfe, woraus allein schon die seltene Genauigkeit der ganzen Arbeit genügend hervorgeht. Auf dem Stativ ruhet die bewegliche Axe des Rohrs parallel mit der Weltaxe, und wird durch ein Uhrwerk mit einem horizontal liegenden Centrifugalpendel mit einer der Bewegung des Himmelsgewölbes gleichen Geschwindigkeit umgetrieben. Sehr sinnreich ist hierbei die Friction der ganzen Last durch ein besonderes Gewicht aufgehoben, welches 22 Pfund betragend, und mit nicht mehr als 5 Pfund Kraft gegen die Peripherie des zu drehenden Rades wirkend, den Reibungswiderstand der ganzen ungeheuern Last aufhebt, so daſs das Fernrohr ohne Schwankung und Intermittirung dem beobachteten Sterne in sanfter Bewegung durch das feine Uhrwerk folgt. An dieser Stundenaxe ist ein 13 zölliger getheilter Kreis, welcher durch die Verniere 4 Zeitsecunden, durch Schätzung 1/2 Zeitsecunde giebt. Auf dieser Axe ruhet genau rechtwinklig eine zweite Axe, an deren einen Seite das Lager des Fernrohrs, an der andern ein Declinationskreis von 20 Zoll Durchmesser befind-

*) Das russische Pfund beträgt 27,34 oder nahe 27 1/3 Loth Berliner Gewicht und ist also etwas über 1/8 leichter als jenes.

Digitized by Google

lich ist, dessen Vernier 10 Secunden giebt. Beide Kreise sind nur dazu bestimmt, die zu beobachtenden Sterne aufzufinden, einige angestellte Versuche aber haben ergeben, daſs ihre Genauigkeit allerdings verstattet, das Instrument auch zur Bestimmung des absoluten Ortes eines Himmelskörpers zu gebrauchen, welches bei sehr lichtschwachen Kometen von groſsem Nutzen seyn kann.

Die Länge des ganzen Fernrohrs beträgt 13 F. 7 Z. Der Körper desselben ist von Tannenholz mit Mahagoni-Furnirung, deren Farbe, eben wie bei'm Stativ, der des polirten Kupfers gleicht. Das Holz gewährt nicht blos den Vortheil der gröſseren Leichtigkeit, sondern auch einer sehr geringen Ausdehnung durch die Temperatur. An dem oberen, etwas weiteren, Ende dieses Rohres ist die messingene Fassung der Objectivlinse hinlänglich befestigt, und dabei sorgsam Bedacht genommen, daſs durch die ungleiche Ausdehnung des Metalles und des Glases die Centrirung des Objectivs nicht leidet, welches aus zwei Linsen bestehend 9 Zoll freie Oeffnung und 160 Zoll Brennweite hat. Das Rohr ist mit allen seinen Theilen auf das genaueste durch Gegengewichte balancirt, wodurch theils das Uebergewicht des schwereren und längeren Objectivtheiles compensirt, theils einer Biegung des langen Rohrs begegnet wird. Hierbei ist sogar auch dafür gesorgt, daſs die Gewichtsvermehrung an dem Ocularende, welche durch das Einsetzen schwererer Oculare entsteht, durch Wegnahme angemessener Bleistücke eine Compensation erhält. Ohne dieses genaue Gleichgewicht aller einzelnen Theile dieses Instruments in jeder möglichen Lage desselben wäre es unmöglich, seine ungeheure Last durch eine so geringe Kraft, als oben angegeben ist, vermittelst eines Uhrwerkes so leicht und sanft zu bewegen, als dieses wirklich geschieht. Die Uhr und das Frictionsgewicht gehen nur etwas über eine Stunde, allein beide können wieder aufgezogen werden, ohne den Fortgang im mindesten zu stören, wonach also die Beobachtung so lange fortgesetzt werden kann, als man wünscht. Den sinnreichen Mechanismus, wodurch bewerkstelligt wird, daſs bei'm Aufziehen der Gewichte das Uhrwerk sich ungestört bewegt, hat Ref. mit Vergnügen an seiner astronomischen Uhr von Liebherr kennen gelernt.

Ueber die dem Instrumente beigegebenen herrlichen Mikrometer etwas zu sagen, unterläſst Ref. der Kürze wegen, und eben so über die sinnreich ausgedachten Mittel zur Berichtigung der Centrirung des Fernrohrs, der balancirenden Gewichte, des Standes des ganzen Instruments und des Uhr-

Digitized by Google

werks. Die genaue Beschreibung aller dieser einzelnen Theile durch Hrn. Struve zeigt genugsam, mit welchem Eifer dieser fleiſsige Astronom sich mit den Eigenthümlichkeiten dieses seltenen Kunstwerkes bekannt gemacht habe, und daſs dasselbe in seinen Händen nicht als nutzloses Schaustück ruhig stehen, sondern der Wissenschaft einen dem groſsen Aufwande angemessenen Nutzen bringen wird. Es läſst sich in dieser Hinsicht um so mehr erwarten, wenn man berücksichtigt, wie viel schon während der vorläufigen Aufstellung des Instrumentes geschehen ist, und Ref. erlaubt sich hierüber noch einiges mitzutheilen, weil dadurch die Leser in den Stand gesetzt werden, eine mindestens ohngefähre Vergleichung zwischen den Leistungen dieses Refractors und den bisher gebrauchten riesenmäſsigen Reflectoren anzustellen.

Ein groſser Vortheil fällt im Allgemeinen auf die Seite der dioptrischen Fernröhre dadurch, daſs sie ungleich länger vollkommen brauchbar bleiben, als die katoptrischen. Die Objectivlinsen jener können nämlich bei sorgfältiger Behandlung durch das Reinigen mit etwas Alkohol und Abreiben mit feinen leinenen, in Kalkwasser getränkten und getrockneten Läppchen unbestimmbar lange unversehrt erhalten werden, statt daſs die Spiegel allmählig verblinden, eine neue kostspielige Polirung erfordern, hierdurch aber stets verlieren, und nur zu bald ganz unbrauchbar werden. Wirklich sind ebendaher auch Herschel's 40füſsiges und Schröter's 25füſsiges Teleskop schon seit geraumer Zeit auſser Gebrauch, und eine nähere Vergleichung werden daher Struve und der jüngere Herschel mit dem beschriebenen Refractor und dem 20füſsigen Reflector des letzteren anstellen. Hr. Struve giebt den Refractoren den Vorzug der gröſseren Lichtstärke. Hierin ist Ref. anderer Meinung, und glaubt, daſs durch die bisher wirklich verfertigten, bewunderungswürdig groſsen Spiegel von der vollendetsten Politur allerdings mehr Licht erhalten werden könne, als selbst das bis zum Unbegreiflichen klare Glas Frauenhofer's durchläſst, welches der jüngere Herschel auch durch Beispiele darzuthun gesucht hat. Allein mit der bloſsen Lichtstärke ist es nicht gethan, wenn es auf Deutlichkeit und Schärfe der Bilder ankommt, und daſs in letzterer Hinsicht Frauenhofer's Meisterwerke alle Erwartung übertreffen, geht auſser theoretischen, hier nicht zu erörternden Gründen schon aus den Leistungen des beschriebenen Refractors genugsam hervor. Unter andern erkannte Schröter mit seinem 25füſsigen Teleskope den Stern σ Orionis als zwölffach, Struve aber denselben als sechzehn-

fach. Von den Resultaten der weiteren Beobachtungen des fleiſsigen Struve werden die Astronomen weitere Kunde erhalten; vorläufig aber kann hier mitgetheilt werden, daſs an demjenigen Theile des Himmels, an welchem Herschel 68 Doppelsterne der vier ersten Classen entdeckte, Struve 334 neue aufgefunden hat, und unter diesen 111 solche der ersten Classe, deren Distanz kleiner als 4 Sec. ist, und deren Herschel unter seinen 68 nur 14 zählte.

Mit Uebergehung einiger absichtlich deshalb angestellten Beobachtungen, aus denen die unglaubliche Schärfe der Bilder hervorgeht, welche der unvergleichliche Refractor giebt, wenden wir uns endlich noch zu einer Vergleichung des Mechanismus der Bewegung dieses und der früheren Instrumente. Wenn man die Art betrachtet, wie der unsterbliche Herschel sein Riesenteleskop montirte und zur Beobachtung bequem einrichtete, so muſs man der sinnreichen Ausführung die gebührende Bewunderung zollen; genau genommen aber haben die zahllosen Seile, Rollen, Flaschenzüge, Hebel und dergl. etwas Schwerfälliges, und bleiben hinter der sanften, gleichsam automatischen, Bewegung des groſsen Refractors und der bewundernswürdigen mechanischen Kunst, wodurch sie erzeugt wird, weit zurück. Rücksichtlich der absoluten Vergröſserungen, welche Herschel's Teleskop ertrug, und denen, welche von Struve angegeben sind, deren stärkste nur 600fach ist, bleibt der Refractor allerdings weit zurück, und manche werden hierin einen wesentlichen Abstand des letzteren von jenem finden. Ref. weiſs nicht, ob die angegebene Vergröſserung die stärkste ist, welche Frauenhofer's Instrument verträgt, Kenner aber werden darin einverstanden seyn, daſs durch bloſse Vermehrung der Vergröſserung nur wenig gewonnen wird, wenn man dagegen die Deutlichkeit und Schärfe der Bilder aufopfert, wobei inzwischen nicht zu bestreiten ist, daſs 2 bis nahe 4 Fuſs im Durchmesser haltende Spiegel im Allgemeinen stärkere Vergröſserungen zulassen, als ein 9zölliges Objectiv.

Eine kurze Erwähnung verdient vor allen Dingen noch das sinnreich construirte Gebäude, worin das beschriebene, einzig in seiner Art vortreffliche Kunstwerk aufgestellt ist, und Ref. freuet sich, hierbei aus gütigst mitgetheilten Nachrichten einiges ergänzen zu können, was das vorliegende Werk nicht enthält, weil es vor der Vollendung des beweglichen Thurms gedruckt wurde. Es verstand sich nämlich von selbst, daſs ein so vollendetes Meisterwerk auch ein angemessenes Locale zur Aufstellung erforderte, und dieses ist

ihm auch durch die Liberalität eines Gouvernements geworden, welches keinen Aufwand scheuet, sobald es die Förderung der Wissenschaften gilt. Hr. Struve beschreibt dasselbe ausführlich, zum Theil noch vor der wirklichen Vollendung nach dem entworfenen Plane, und unterläſst nicht, seinem Collegen, dem als Physiker berühmten Staatsrath und Professor Parrot für den Entwurf und die thätige Hülfe bei der Ausführung den gebührenden Dank zu zollen. Mit was für unsäglichen Schwierigkeiten die letztere an einem Orte, wie Dorpat ist, verbunden gewesen sey, wird jeder Sachverständige leicht begreifen; aber um so erfreulicher ist es zu bemerken, daſs Männer von Kraft und eiserner Beharrlichkeit ihre wohldurchdachten Plane dennoch durchzusetzen vermögen. Nach der Angabe der vorliegenden Schrift und der brieflich mitgetheilten Ergänzungen besteht das Gebäude des Refractors aus einem zwölfeckigen Thurme, welcher so hoch über den übrigen Gebäuden der Stadt liegt, daſs er nach allen Seiten einen freien Horizont gewährt. Das Fundament des beweglichen Theiles ist ein alter massiver Thurm, er selbst aber besteht aus zwölf Riegelwänden, deren vier mit Fenstern versehen sind, zwei einen Durchschnitt bilden, und sechs also ausgemauerte Wände bleiben. Das Ganze ruhet auf zwölf eisernen Rollen, welche mit ihren Einschnitten auf der convexen Kante einer genau waagerecht gelegten kreisförmigen Eisenbahn laufen. Auf solche Weise besteht also durch den Einschnitt das Ganze aus zwei Theilen, welche unten zwar leicht verbunden werden konnten, schwieriger jedoch war dieses am oberen Theile unter dem Dache, wenn nicht zugleich ein undurchsichtiger Anker an irgend einer Stelle in das Gesichtsfeld kommen sollte. Diese Schwierigkeit ist glücklich überwunden durch einen rectangulären eisernen Rahmen, dessen schmale Seiten auf zwei starken eisernen Bolzen an den Seiten der Einschnitte drehbar befestigt sind, so daſs die Fläche dieses Rahmens entweder vertical oder horizontal gestellt werden kann; und da sein halber Durchmesser gröſser als die Oeffnung des Fernrohrs ist, so bietet derselbe in einer der genannten Richtungen allezeit eine freie Aussicht dar. Ein flaches Dach von Brettern mit Segeltuch überzogen und von einer durchbrochenen Gallerie umgeben, desgleichen eine unter dem drehbaren Theile befindliche, ganz herumlaufende Gallerie geben dem Ganzen ein gefälliges Ansehen, und die letztere verstattet noch auſserdem, daſs man allerorten um den beweglichen Thurm herumgehen, und die Theile nachsehen kann. Die Eisenbahn ist geschliffen, die Rollen, welche

Digitized by Google

zwölf Zoll im Durchmesser halten und zwei Zoll über die Eisenbahn von conischem Durchschnitte übergreifen, sind von polirtem Guſseisen und laufen mit ihren stählernen, nur sechs Linien starken, Axen in Büchsen von Glockenspeise. Ref. hat sich ungemein gefreuet, hierbei zu finden, daſs der sachkundige Parrot, gestützt auf eine durch die Erfahrung wohlbegründete Theorie, diese Axen nicht stärker gewählt, und dadurch hinlängliche Stärke mit sehr geringer Reibung vereinigt hat, da sonst gewöhnlich solche Theile von bloſsen Empirikern unverhältniſsmäſsig stark und massiv gemacht zu werden pflegen. Der freie Raum zwischen den Rollen ist gegen eindringenden Regen und Schneegestöber durch einen am beweglichen Theile des Thurmes befindlichen blechenen Mantel geschützt, welcher über einen am unbeweglichen Theile angebrachten Ring von Brettern so gebogen ist, daſs er, ohne irgendwo zu berühren, frei mit umgedrehet wird, und doch das Eindringen des Schnees auch bei heftigem Winde verhütet. Endlich versteht es sich von selbst, daſs die Einschnitte des Thurms mit genau schlieſsenden Klappen versehen sind, indeſs hat man diesen zugleich eine solche Richtung gegeben, daſs sie geöffnet den Einfluſs des Windes auf das Instrument abzuhalten dienen.

Parrot berechnete das Gewicht des beweglichen Theiles des Thurmes zu 17000 Pf. und die zu überwindende Reibung nach dem Verhältniſs der Durchmesser der Rollen und deren Axen mit einem Frictionscoëfficienten = 1/5 zu 212,5 Pf. Ein vorläufiger Versuch vor der gänzlichen Vollendung ergab, daſs nur 180 Pf. erforderlich waren, die ganze Last des Thurmes zu überwinden. Zur Drehung ist indeſs eine Kurbel von 14 Z. Radius mit einem Getriebe von 4 Z. Durchmesser angebracht, um die Drehung zu bewerkstelligen, indem das Getriebe in ein Rad von 17 Z. Durchmesser mit einer Welle von 6 Z. Durchmesser eingreift, um welche das am Kranze befestigte 0,5 Z. dicke Seil geschlungen ist. Diese Maschine befindet sich zwischen zwei eisernen, am Umfange der Mauer befestigten, Stangen, und der Berechnung nach sollten 10 Pf. Kraft zur Drehung erforderlich seyn. Weiter als bis zu den hier mitgetheilten Angaben reicht die Schrift nicht, und es ist daher interessant gegenwärtig zu erfahren, daſs die erhaltenen Resultate die erwarteten noch übertroffen haben. Das Totalgewicht des beweglichen Theiles des Thurmes ist nämlich 20000 Pf. und dennoch werden zur Drehung desselben an

der Kurbel von 14 Z. Radius *) für den Fall der vortheilhaftesten Wirkung nur 7 Pf., für den der unvortheilhaftesten aber 9 Pf. erfordert. Um das Gebäude durch einen Raum von 4 F. zu bewegen, welches die Gröſse des Ausschnittes ist, sind nicht mehr als zwölf Secunden erforderlich, und wenn man noch eben so viel hinzunimmt, um das Seil aus- und einzuhaken, so ergiebt sich, wie wenig der Beobachter verliert, wenn er ohne Gehülfen die Drehung selbst vornehmen muſs. Das Gebäude hat bereits einen Winter ausgehalten, in welchem die Kälte bis 23° R. gestiegen ist, und nicht blos dieser, sondern auch dem Thauwetter, dem Schneegestöber und den Sturmwinden des Novembers glücklich widerstanden. Letztere waren wohl am meisten zu berücksichtigen. Parrot hatte berechnet, daſs die Last des Gebäudes 2,5 mal so groſs sey als die Kraft, welche der Druck eines Windes von 150 F. Geschwindigkeit in einer Secunde gegen die dargebotene Fläche auszuüben vermögte. Indem aber das Gewicht des Gebäudes im Verhältniſs von 20 : 17 vermehrt ist, die angenommene Geschwindigkeit des Windes von 150 F. aber vielleicht schon über das Maximum der Wirklichkeit hinausgeht, so läſst sich von dieser Seite nichts fürchten, jedoch wird auf jeden Fall der bewegliche Theil des Thurmes an der unbeweglichen Mauer durch Haken befestigt. Der ganze Ausschnitt hat acht Klappen, zwei verticale auf jeder Seite und vier auf dem Dache. Geöffnet lehnen sie sich gegen eiserne Streben, welche stark genug sind, dem Sturmwinde zu widerstehen. Für die Genauigkeit der Arbeit zeugt insbesondere der Umstand, daſs nicht blos das Schneegestöber hinlänglich abgehalten wird, sondern selbst der Wind nirgend an der Flamme einer Wachskerze bemerklich ist.

Ref. kann diese Anzeige nicht schlieſsen, ohne vorher noch einigen Betrachtungen Raum zu geben, welche sich manchem Leser, gleich wie ihm selbst, vielleicht aufdringen werden. — Wo befindet sich denn dieses gröſste und schönste jetzt existirende Werkzeug für die beobachtende Astronomie? — Auf einer Lehranstalt, welche, eine der jüngsten unter ihren Schwestern, schon manche an wissenschaftlichem Streben und an den hierzu behülflichen Schätzen überflügelt hat. Den Beweis liefern eben dieser Apparat mit seinem zweckmäſsigen Gebäude, ein physicalisches Cabinet, welches an

*) Die Angabe von 16 Z. in der Schrift ist ein Druckfehler, deren übrigens Ref. keine gefunden hat.

Vollständigkeit, Güte und Schönheit seiner Apparate von wenigen übertroffen, von den meisten nicht erreicht wird, und ohne Zweifel noch manche andere literärische Hülfsmittel, deren genauere Kenntniſs dem Ref. abgeht. So war es stets der Fall und wird es auch künftig seyn, daſs die Musen ihre früher begünstigten Wohnsitze verlieſsen, wenn man sie nicht mit inniger Liebe pflegte und mit hoher Achtung begünstigte; sie wählten sich neue Tempel an andern Orten, und an den verlassenen nahm Stille und Dürftigkeit Platz. Viele der Sternwarten, welche vor etwa einem Jahrhunderte zu den Zeiten der Cassini's berühmt waren, kennt man jetzt nicht mehr, aber statt ihrer sind neue mit vermehrtem Glanze hervorgegangen, und erfreulich ist es dabei für den ruhigen Beobachter der wissenschaftlichen Cultur, wahrzunehmen, wie weit die jüngeren jene älteren hinter sich lassen, wovon der vorliegende Bericht unter andern einen sprechenden Beweis liefert. Inzwischen ist es nicht blos die Astronomie, welche in Ruſsland so ausgezeichneten Schutz und hohe Beförderung findet, sondern dieser groſse Staat versäumt überhaupt nicht, die ihm zu Gebote stehenden ausgezeichneten Hülfsmittel zur Erweiterung der Wissenschaften durch groſsartige Unternehmungen zu verwenden. Ref. erwähnt in dieser Hinsicht nur das ihm zunächst Bekannte und für ihn besonders Interessante, unter andern die gegenwärtig gleichzeitig stattfindende dritte Entdeckungsreise, die mühsamen und kostspieligen Untersuchungen der Küsten des sibirischen Polarmeeres, die wissenschaftlichen Reisen in den Caucasus, und vieles anderes. Die gelehrte Welt darf von allen diesen Unternehmungen viele und mancherlei interessante und wichtige Aufklärungen erwarten, worauf Ref. sich schon im Voraus freuet, und wovon er seiner Zeit gern dem Publicum nähere Nachricht mitzutheilen hofft, so bald und so weit er selbst zur Kenntniſs derselben zu gelangen das Glück haben wird.

Muncke.

Digitized by Google

Ueber den Zustand des Königreichs Baiern nach amtlichen Quellen von D. Ignatz Rudhart, K. B. Regierungsdirector (jetzt zu Regensburg) u. s. w. Erster Band. Stuttgart und Tübingen, bei Cotta. 1826. XII und 238 S. nebst 104 S. Beilagen und einer Charte. 3 fl.

„Die Materialien dieses Buches“, sagt die Vorrede, „waren bestimmt, nach und nach in der Baierischen Wochenschrift bekannt gemacht zu werden; als aber diese nicht mehr fortgesetzt wurde, schien es am nützlichsten, sie zu einem Buche zu verwenden, durch welches das Publicum und besonders Staatsmänner, statt einzelner Bruchstücke, gleichsam aus einem Gusse, ein vollständiges Bild von dem Zustande des Königreichs Baiern erhalten können.“ Der hochverdiente Verf., der in der vorjährigen Ständeversammlung zu München als der erste Redner glänzte, giebt in dieser Schrift mehr, als man aus obiger Aeuſserung erwarten dürfte; er theilt nicht allein eine Menge der schätzbarsten Materialien mit, welche, weil er sie auf amtlichem Wege erhielt, so groſse Glaubwürdigkeit haben, als sie ihrer Natur nach überhaupt haben können, sondern er knüpft daran viele allgemeine Betrachtungen, bald, um den jetzigen Zustand zu beleuchten, bald, um Wünsche zu Verbesserungen darzulegen. Der Leser erhält also zunächst Theile einer reflectirenden Statistik, sodann eingeschaltete Untersuchungen staatswissenschaftlicher Gegenstände. Rec. kann nicht in Abrede stellen, daſs durch diese Verschmelzung statistischer und politischer Sätze das Werk an Einheit und Gleichförmigkeit verloren hat, aber dafür ist es gewiſs interessanter und nützlicher geworden. Der Statistiker beschränkt sich auf die Schilderung des Bestehenden, so weit es sich durch sichere Thatsachen kund giebt; er strebt, wie der Geschichtschreiber, ein Bild zu entwerfen, über welchem man den Bildner vergiſst, und welches, wenn es nur mit Fleiſs und Treue gearbeitet ist, Jedem, welcher Gesinnung er auch seyn möge, Nutzen und Vergnügen gewähren muſs. Der politische Schriftsteller dagegen kann nicht umhin, von gewissen Grundsätzen auszugehen, gewisse Hauptzwecke im Auge zu behalten, über welche die Vorstellungen der Menschen vielleicht noch eben so lange von einander abweichen werden, als sie es schon gethan haben. Hier muſs die Individualität des Schriftstellers lebendig hervortreten, seine Aussprüche können nicht Allen behagen, und in so ferne sie die Gebrechen, die Bedürfnisse einer bestimmten Zeit berühren, in der unaufhörlich anschwellenden Fluth der Literatur auf

Digitized by Google

kein dauerndes Interesse rechnen, dafür aber vermögen sie desto kräftiger in die Gegenwart einzugreifen. Die vorliegende Schrift hat nun von politischer Seite den Vorzug, daſs sie keine in die Wolken gebauten, sondern nur solche Schluſsfolgen enthält, die sich aus bestimmten Erfahrungen entwikkeln lassen, ferner daſs sie von Principien ausgeht, die dem Rec. die einzig wahren und gedeihlichen zu seyn scheinen; von statistischer Seite wird sie dadurch fruchtbar, daſs sie das einzelne Material belebt und in das Ganze verwebt zeigt, unähnlich jenen gedankenlos zusammengeschriebenen Büchern, die man nicht selten mit dem Titel Statistik erscheinen sieht. Die Schönheit und Wärme des Styls wird auch solche Leser anziehen, für welche sonst der Gegenstand zu trocken seyn würde.

Der vorliegende erste Band enthält nur einen Theil dessen, was die Staatenkunde umfaſst, er handelt nämlich von der Gröſse und den Gränzen des Landes, von der Bevölkerung, den Religionsverhältnissen und Bildungsanstalten und von der Landwirthschaft. Die 41 Beilagen bestehen blos aus statistischen Tabellen. Rec. ist nicht gesonnen, einen regelmäſsigen Auszug aus diesem an tiefen Gedanken, erhabenen Empfindungen und merkwürdigen Thatsachen reichen Buche zu liefern, welches ohnehin in die Hände aller derer kommen wird, für die ein Auszug Interesse hätte; er beschränkt sich auf eine Andeutung des Inhaltes und auf einiges Besondere.

I. Gränzen. Zu diesem Abschnitte gehört die schöne lithographirte Gränzcharte, welche zugleich die Amtssitze und das Quadratnetz der Steuervermessung angiebt. Der Flächenraum berechnet sich auf 1382 Geviertmeilen. Die Nachtheile, welche die abgesonderte Lage des Rheinkreises mit sich bringt, werden nicht verschwiegen, doch sey der Besitz dieses Kreises für Baiern und vielleicht selbst für ganz Deutschland wichtig, er „hält uns stets die geläuterten Grundsätze der Einrichtung und Verwaltung der bürgerlichen Gesellschaft vor“.

II. Bevölkerung. Die Volksmenge ist nicht genau bekannt, was nur denen auffallen kann, welche die Schwierigkeiten einer Volkszählung nicht zu beurtheilen wissen. Die neueste Angabe von 1822 ist 3,743,000. Verbindet man hiermit diejenige Zahl der Familien, welche der Verf. für die richtigste hält, nämlich 787,818, so ergiebt sich, daſs hier nicht 4 1/2, wie man gewöhnlich annimmt, sondern 4 3/4 Köpfe auf die Familie kommen. Der Verf. rechnet nur 4 1/2, und schlieſst so auf eine Volksmenge von 3,545,000 Menschen,

Digitized by Google

wobei die Bevölkerung auf einer Quadratmeile 614 Familien oder 2763 Menschen beträgt; daſs sie nicht doppelt so groſs sey, wird aus verschiedenen politischen Einrichtungen erklärt. Rec. will den Einfluſs aller dieser Ursachen nicht bestreiten, es scheint ihm aber, daſs sich über die Sache nicht mit Entschiedenheit urtheilen lasse, weil wir die Stärke des jährlichen Zuwachses der Volksmenge nicht kennen, und daſs der Zustand des Gewerbfleiſses, vor Allem das noch unvollkommene Fabrikwesen, die Hauptursache der im Verhältniſs zu den Nachbarstaaten schwächeren Bevölkerung bilde. Der Cälibat der Geistlichen und vieler Staatsdiener und die Kriege würden von dieser Seite wenig schaden, wenn die Production mit besserem Erfolge betrieben und das Nationalcapital stärker vermehrt würde. Die fehlerhaften Gesetze, welche das Ansässigmachen zu sehr erschweren, werden mit Wärme getadelt, und als eine Ursache der zahlreichen unehelichen Geburten dargestellt. Bekanntlich ist diesem Uebelstande indessen durch ein neues Gesetz abgeholfen worden. Beherzigenswerth ist der Rath, die Armenversorgung nicht ganz der Gemeinde zu überlassen, sondern sie auf ganze Kreise auszudehnen, weil sonst die Last für einzelne Gemeinden unerträglich werden kann; vergl. auch S. 39.

III. Sterblichkeit. Die Mortalität von Nürnberg, wie sie aus den S. 34. mitgetheilten Zahlen folgt, ist nicht 1/42, sondern 1/40, und dies kann nach den neueren Erfahrungen in England und Frankreich nicht für eine ausgezeichnet geringe Sterblichkeit gehalten werden, indeſs läſst sich auch von einem einzigen Jahre kein sicherer Schluſs ziehen. Wenn wirklich die Mortalität im Isarkreise 1/29, im Obermainkreise aber 1/38 ist (es bleibt zweifelhaft wegen des Mangels einer zuverlässigen Volkszählung), so beweist dies viel für die Medicinalanstalten im letzteren Kreise und gegen die Nützlichkeit der groſsen Landgüter, wie man dieses auch kürzlich von Frankreich dargethan hat. — Medicinalwesen, Unzulänglichkeit der bestehenden Irrenhäuser u. s. w.

IV. Vertheilung der Bevölkerung. Blick auf das Gemeindewesen. Verhältniſs zwischen Stadt und Land. Nimmt man nur die Städte von mehr als 500 Familien in Betracht, so zeigt sich, daſs in ihnen ungefähr 1/7 der Volksmenge wohnt, die anderen 6/7 bewohnen das platte Land und die kleineren Städte. Werden auch die Städte unter 500 Familien und die Marktflecken eingerechnet, so belaufen sich die Stadtbewohner auf 10/47. Dieses Verhältniſs ist, wie bekannt, in Beziehung auf den vorherrschenden Charakter der Gewerbs-

thätigkeit bedeutend, indem Gewerke und Handel desto stärker betrieben zu werden pflegen, je gröſser der in den Städten wohnende Theil der Volksmenge ist. In Norwegen ist es kaum 1/12, in Ungarn 1/19, in England aber über die Hälfte. Gewöhnlich ist die Zahl der Städter in solchen Gegenden am gröſsten, wo auch die Bevölkerung im Allgemeinen die stärkste ist; doch trifft dies in Baiern nach den hier mitgetheilten Tabellen nicht genau zu, denn der Oberdonaukreis ist schwächer bevölkert (610 Familien auf der Quadratmeile), als der Ober- und Unter-Mainkreis (643 und 622 Familien), hat aber etwas mehr Bewohner gröſserer Städte (15 3/5 Proc.) als beide (13 1/3 und 11 1/2 Proc.). Der Isarkreis ohne die Hauptstadt hat die niedrigste Bevölkerung (337 Familien) und die wenigsten Stadtbewohner (6 Proc.). — Zahl und versicherter Werth der Gebäude im Königreiche. — Fast nirgends findet man die verschiedenen Arten von Gebäuden so unterschieden, wie es zu wünschen ist, wenn man daraus Schlüsse, z. B. in Ansehung des landwirthschaftlichen und Gewerkscapitales, machen will. — Der Verf. tadelt den, in der Ständeversammlung von 1822 gemachten Vorschlag, die Brandversicherungsanstalt in Kreisvereine aufzulösen, mit Recht, äuſsert aber zugleich, es sey billig, die Aufnahme leicht verbrennbarer Häuser durch höhere Beitragsquoten zu bedingen. Rec. hat auf diese Verbesserung der bisherigen wechselseitigen Assecuranzen kürzlich in einer anderen Zeitschrift aufmerksam gemacht. Daſs ein Kreis mehr Brandschäden hat als der andere, muſs, wenn es fortdauernd ist, der verschiedenen Bauart zugeschrieben werden, und deshalb kann man es den Abgeordneten des Untermainkreises nicht verargen, daſs sie in Beziehung auf ihre Gegend die Einrichtungen der Anstalt für mangelhaft erklärten, nur wäre die Auflösung des Gesammtvereines das unrechte Mittel. Die Prämienassecuranzen geben das Beispiel, wie man nach Maaſsgabe der Bauart den jährlichen Beitrag ungleich ansetzen kann. Dagegen ist das Auskunftsmittel, welches die erneuerte Assecuranz-Ordnung für Bremen und Verden, vom 23. December 1825, ergreift, Häuser mit Schindeldächern nur zu zwei Drittheil des Werthes aufzunehmen, unzureichend, weil dabei auch der Beitrag geringer wird und für die gröſsere Gefahr keine verhältniſsmäſsige Vergütung Statt findet.

V. Unterscheidung der Bevölkerung nach Ständen. Der Adel begreift 1384 Familien, mit 945 adelichen Gütern, die Besitzungen der 33 erblichen Reichsräthe nicht eingerechnet. Man kann also wohl 450 — 500 adeliche

Digitized by Google

Familien ohne Grundbesitz annehmen, denn wenn auch bisweilen mehrere Familien an einem Gute Theil haben, so trifft es sich doch weit öfter, daſs eine Familie mehrere Güter besitzt. Rec. findet durch Vergleichung der Kreise, daſs, mit einziger Ausnahme des Obermainkreises, die Bevölkerung jedes Landestheiles um so höher ist, je wenigere adeliche Güter er enthält. Das Zusammentreffen ist merkwürdig genug, um hier nachgewiesen zu werden.

	Adeliche Güter.	Familien auf 1 QM.
Rheinkreis	0	809
Retzatkreis	64	781
Untermainkreis	77	622
Oberdonaukreis	78	610
Unterdonaukreis	153	499
Regenkreis	179	444
Isarkreis	227	377

Rec. hat sich schon früher (Allg Encyklop. von Ersch und Gruber, Art. Adel) für die Nützlichkeit des Adels in *Erb*monarchieen erklärt, er muſs aber mit unserem Verf. in dem Urtheile über das Unzweckmäſsige der Vorrechte, die der Adel in Baiern genieſst, übereinstimmen. Ueber die Patrimonialgerichtsbarkeit ist kaum nöthig, etwas zu sagen; die Siegelmäſsigkeit befreit den Adelichen von verschiedenen Gerichtstaxen, „und ist so vortheilhaft für den Privilegirten, daſs ein einziger Taxenfall den Betrag der Taxe für das Adelsdiplom übersteigen kann.“ Dieser Umstand und die Einkünfte der gutsherrlichen Gerichtsbarkeit (welche indeſs nach der Verfassung auf die früheren Rittergüter beschränkt ist) erklären die vielen Gesuche um die Ertheilung des Adels gegen Entrichtung der Taxe.

VI. Unterscheidung der Bevölkerung nach der Religion. Der Verf., welcher selbst der katholischen Confession angehört, spricht einen groſsen Theil seiner Glaubensgenossen von Aberglauben, Lippen- und Bilderdienst nicht frei, während viele andere, und ein groſser Theil der Protestanten, aus Mangel an Nachdenken oder Frivolität in Unglauben verfallen; selbst bei der katholischen Geistlichkeit sey die Aufklärung über das wahre Wesen der christlichen und katholischen Religion selten. „Das Wesen des Katholicismus „ist kein anderes als jenes der Religion. Wie er in verschie„denen Zeiten begriffen und verdorben worden ist, entschei„det nicht. Wer in die ersten Zeiten an die Quelle zurück-

Digitized by Google

„geht, lernt sie ungetrübt als eine evangelische Lehre kennen. „Diese Lehre ist freilich unwandelbar und ewig, nicht aber „die Streitsätze der theologischen Schulen. Dogmen hat der „Protestant wie der Katholik; beiden müssen sie etwas, aber „etwas Untergeordnetes seyn. Nicht blinder, sondern thäti„ger und lebendiger Glaube ist nothwendig, den Katholiken „wie den Protestanten, und daſs die Formen der Kirchenver„fassung veränderlich und verbesserlich seyen, lehrt die Kir„chengeschichte, welche durch die Concilien zu Kostnitz und „Basel zeigt, welche Gränze die Gewalt des Pabstes und der „Kirche hat. Allein die unbeschränkte Gewalt jenes hat sich „durch ähnliche Mittel erhalten, deren sich die Könige be„dienten, welche nach absoluter Gewalt strebten; sie ver„säumten, die Concilien, wie die englischen Könige die Par„lamente einzuberufen.«

VII. Ueber die Verhältnisse der Juden. Dieser 27 Seiten starke Abschnitt muſs jedem Leser gegen die edle Menschlichkeit, mit welcher der Verf. einem unterdrückten Stamme das Wort redet, die höchste Achtung einflöſsen. Die Entartung der Juden wird zum Theile dem Grade von religiöser Bildung der meisten unter ihnen, gröſstentheils aber den politischen Einrichtungen und der unchristlichen Behandlung von Seite der Christen Schuld gegeben. Gewiſs wird der Jude im Ganzen besser werden, nützlichere Beschäftigungen ergreifen, und ein theilnehmenderer Bürger seyn, wenn man alles Demüthigende von ihm nimmt, und ihm den Zutritt zu mehreren Gewerben gestattet; er wird sich und seine Glaubensgenossen weniger schroff der übrigen Gesellschaft entgegenstellen, wenn man aufhört, ihm mit Härte zu begegnen. Gleichwohl möchte, wie Rec. glaubt, die Ertheilung des vollen Staatsbürgerrechtes, in so ferne darin auch die Wählbarkeit zur Ständeversammlung, die Befugniſs zur Bekleidung von Staatsämtern, zu dem Besitze von Gütern mit Gerichtsbarkeit und Patronatsrecht liegt, noch zu frühzeitig seyn; erst müssen die Bildungsanstalten kräftig gewirkt haben, es muſs erst der vorherrschende Wuchergeist vertilgt seyn, der, wenn auch groſsentheils durch den Druck von Seite der Christen verschuldet, doch nun einmal da ist, bis auch jene Scheidewand ohne Gefahr aufgehoben werden kann. Die aufgeklärten, aber zugleich frommen Juden (beides war bisher sonst nie verbunden) werden von selbst zum Christenthume übertreten, sie müssen es aber zuvor in der Handlungsweise seiner Bekenner achten gelernt haben. Der Verf. urtheilt unbefangen und gerecht über die Intoleranz der Christen. „Sie tadeln,

Digitized by Google

„daſs Moses Religion zum lächerlichen Ceremoniendienste „herabgesunken sey, und vergessen, wie viele Christen die „Ceremonien werther als das Wesen der Religion halten. — „Sie rügen, daſs der Gottesdienst in einer Sprache gehalten „werde, welche die meisten nicht verstehen, und ist es denn „leider bei uns Christen anders?“

VIII. Unterricht, Erziehung und Bildung.

IX. Landescultur. Dieser Abschnitt wird durch zahlreiche höchst lehrreiche Tabellen erläutert. Der Wald beträgt 29 Proc. der Fläche und es kommen auf die Familie acht Morgen, was bei guter Wirthschaft das Bedürfniſs übersteigt. Der Verf. glaubt, daſs niedrige Holzpreise im Inlande nützlich seyen, weil sie das Uebergewicht über die Gewerbe des Auslandes gewinnen helfen. Dies ist in Beziehung auf einzelne Gewerbszweige, zumal auf das Hüttenwesen, richtig, aber wird nicht da, wo ein Theil des Waldgrundes zu anderer Benutzung fähig ist, gerade durch den niedrigen Preis die Holzsparung verhindert, die Forstwirthschaft in ihrem mangelhaften Zustande erhalten, und so die bessere Benutzung des Bodens verzögert? Man soll zwar keinen unerschwinglich hohen Holzpreis für unschädlich halten, aber auch nicht einen so niedrigen als nützlich ansehen, der dem Waldeigenthümer keinen Antrieb gewährt, sich um gute Holzzucht zu bemühen.

X. Saamenerträgniſs. Getreidepreise. Die jetzige Wohlfeilheit des Getreides bei hoch gebliebenen Preisen anderer Dinge mache die Fruchtbarkeit zum Fluche, sie wird S. 124. (vergl. 159. und Vorr. VI.) ein gotteslästerliches Verhältniſs genannt, welches nur aus menschlicher Verkehrtheit entspringen könne. Zwar hat der Verf. S. 125. mit wenigen gehaltschweren Worten die Ursachen von der Noth des Landmanns geschildert, aber es darf auch die in der Natur des Landbaus gegründete Verschiedenheit der Ernten nicht übersehen werden. Ein wichtiges Gut, von dem man bald viel mehr, bald merklich weniger gewinnt, als man braucht, muſs nothwendig einen sehr verschiedenen Preis haben, und die anderen Ursachen, welche die Preisveränderungen gröſser oder kleiner machen, sind nur accessorisch.

XI. Gewerbs- und Handelsgewächse.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

N. 31. 1826.

Heidelberger

Jahrbücher der Literatur.

Rudhart, über den Zustand des Königreichs Baiern.

(Beschluſs.)

XII. Viehzucht. Der Zahl nach sollte man die Rindvieh- und Schaafzucht für gut halten, da auf fünf Morgen Acker ein Stück Rindvieh und auf acht Morgen ein Schaaf trifft. Aber unter den Schaafen sind nur wenige Merinos, und das Rindvieh ist von schlechtem Schlage, woran Unwissenheit viele Schuld hat. — Statt ärztliche Hülfe zu gebrauchen, sind 1820 gegen 18000 und 1821 sogar 30000 Menschen mit krankem Viehe nach Griesbach gewallfahrtet.

XIII. Pferdezucht. Es kommen hier die in Baiern vielfach besprochenen Angelegenheiten des Militärgestütes zur Sprache. Der Verf. erklärt sich für die Erhaltung desselben.

XIV. Vertheilung des Grundbesitzes. Wären die auf der 41. Tabelle verzeichneten Thatsachen früher bekannt gewesen, so hätte man das Wahlgesetz zweckmäſsiger einrichten und den Uebelstand vermeiden können, daſs 11 Landgerichte gar keinen wählbaren Grundeigenthümer haben.

XV. Ueber die Ursachen des gegenwärtigen Zustandes der Landwirthschaft und die Mittel zur Verbesserung desselben. Wichtig und lehrreich.

XVI. Dieser vier Bogen starke Abschnitt enthält den, der Ständeversammlung von 1822 vorgelegten, aber nicht zur Abstimmung gekommenen Entwurf eines neuen Culturgesetzes mit Abänderungen und Erläuterungen unseres Vfs. Obgleich wenige Leser in einer Darstellung des Zustandes von Baiern diesen Excurs über einen speciellen Verwaltungsgegenstand zu finden erwarten möchten, so muſs doch die Gabe ihres Gehaltes willen mit Dank angenommen werden. Wir wollen nur bei einigen Sätzen verweilen. Die Bestimmungen, welche die Cultur öder Weideplätze begünstigen sollen, kann Rec.

Digitized by Google

nicht ganz billigen, weil es ihm ein Eingriff in das Privateigenthum scheint, wenn Jeder ein als Weide liegen gebliebenes Grundstück in Anspruch nehmen darf, um es anzubauen. Die bisherigen Culturgesetze in Baiern sind oft genug als zu ungestüme Antriebe zur Urbarmachung getadelt worden, es ist also kein eigentlicher Rückschritt, wenn man den natürlichen Gang der Dinge mehr als bisher walten läſst. Der Vf. nimmt zwar im §. 3. künstliche Weiden aus, aber hierunter pflegt man blos angesäete zu verstehen, es könnte also nach dem Entwurfe der Eigenthümer einer Weidekoppel, die er zur Viehmästung, zur Pferde- oder Schaafzucht u. s. w. vortrefflich brauchen kann, gezwungen werden, sie abzugeben oder selbst unter den Pflug zu nehmen. Natürlich wird jeder Eigenthümer, wenn das Grundstück nicht ganz schlecht ist, den eigenen Anbau vorziehen, man weiſs aber, daſs die Ausdehnung der urbaren Fläche in vielen Fällen weniger nützlich ist, als eine bessere intensive Cultur. Wie manche Weiden giebt es an Abhängen, die zum Umbruche nicht geeignet sind, die aber ein Culturlustiger, der dabei nichts zu verlieren hat, wenigstens des Versuches willen in Anspruch nehmen wird. Gemeindegrundstücke mögen andere Behandlung zulassen, bei den öden Ländereien Einzelner aber würden die vorgeschlagenen Bestimmungen noch mancher Einschränkungen bedürfen, z. B. daſs sie nur von Plätzen gelten, die nicht einmal beweidet werden. Sollte man nicht ruhig erwarten dürfen, daſs bei'm Zunehmen der Bevölkerung, des Capitales und der Betriebsamkeit die Grundrente steigt, und der Eigenthümer seines Vortheiles willen diejenige Benutzung wählt, die dem allgemeinen Bedürfnisse entspricht? Eben so viel läſst sich gegen den Satz einwenden, den auch schon die bisherigen Culturgesetze haben, daſs die Weide der Cultur ohne Entschädigung weichen muſs. — Empfehlenswerth ist es, daſs die Laudemien und andere gutsherrliche Prästationen nach dem bisherigen Werthe des öden Grundstückes fixirt werden sollen. Die gänzliche Freigebung der Privatforstwirthschaft, selbst der Rodungen, giebt Besorgnissen Raum, deren Entwicklung hier zu weit führen würde; wie sehr man auch dem lästigen Einmengen des Staates in die Forstwirthschaft der Bürger abgeneigt seyn mag, so muſs man doch, schon aus klimatischen Rücksichten, Beschränkungen des Ausrodens von Waldungen, welches in Gebirgsgegenden die gröſsten Nachtheile verursachen kann, für nöthig halten. Das fünfte Capitel, von den Lasten der Grundeigenthümer, hat der Verf. neu hinzugefügt. Es war von seinem hellen Blicke zu erwar-

Digitized by Google

ten, daſs er auf die Milderung und Ablösung der bäuerlichen Lasten Bedacht nehmen würde, und man wird bei seinen Vorschlägen wenig zu bedenken finden, auſser etwa, daſs der §. 36, Moderation der Lasten wegen bisheriger Ueberlastung betreffend, nähere Bestimmung, wie der Reinertrag auszumitteln sey, erforderte, und daſs die Umwandlung des Fruchtzehnten in eine jährliche Fruchtgilt in theuren Jahren eine unerschwingliche Last hervorbringen würde.

Mit Verlangen sieht Rec. dem Erscheinen eines zweiten Bandes entgegen.

K. H. Rau.

Gregor Dankowszky's Fragmente zur Geschichte der Völker ungarischer und slawischer Znnge, nach den griechischen Quellen bearbeitet. Preſsburg, 1825. Erstes Heft. Urgeschichte der Völker slawischer Zunge. 52 *S.* 8. 12 Gr.

Es gibt in dem Alterthume wohl wenige Völker, welche in die Geschichte so thätig eingreifen, und dennoch eigentlich so wenig gekannt werden, als die Skythen. Unbesiegbar durch die Natur des Bodens, auf dem sie nomadisirten, und durch die Lebensart, welche nothwendig bedingt war durch die Beschaffenheit ihres Landes, bewohnten sie friedlich die ungeheueren Steppen, welche das südöstliche Europa und die Hochebenen Mittelasiens einnehmen, und nur ein äuſserer Anstoſs bewog sie zu der Ueberzügelung, womit sie zur Zeit des Kyaxares Vorderasien überschwemmten. Da aber diese Eroberung von kurzer Dauer war und sie nach acht und zwanzigjähriger Herrschaft wieder in ihre Steppen zurückgeworfen wurden, so liegt uns ihre Geschichte, bei der übrigen Abgeschiedenheit des Volkes, sehr im Dunkel, und wir sind beschränkt auf wenige unzusammenhängende Begebenheiten. Denn alle einheimische Quellen, die etwa vorhanden gewesen seyn dürften, sind verloren. Eben so auch die Persischen Nachrichten. Die Griechen aber standen nie mit den Skythen in genauerer Berührung, denn es fehlten die beiden menschenverknüpfenden Wege, Krieg und Handel. Die Feldzüge Alexanders des Groſsen streiften nur an das Gebiet; und der Handel konnte seinen wohlthätigen Einfluſs auf Erweiterung der Kenntnisse hier nur in unbedeutendem Grade ausüben, da die wenigen griechischen Kolonien an der Nordküste des Pontus Euxinus, als Pflanzstädte von Pflanzstädten, nur in losem

Verbande mit den griechischen Mutterstaaten standen. Die genaueren Nachrichten über den merkwürdigen Erdstrich, an dessen Saume sie wohnten, und das Volk, mit dem sie verkehrten, waren also wohl schon für die Griechen verloren; für uns sind sie es gewiſs, und wir sind beschränkt auf die Nachrichten, welche einzelne Griechen zufällig oder mit Absicht in den Pflanzstädten an der Skythischen Küste einzogen, und deren Zuverlässigkeit, nur durch die Glaubwürdigkeit des Erzählers bedingt, durch Mangel an Kenntniſs der Sprache, Sitten u. s. w. der Skythen, und dadurch sehr getrübt wird, daſs bei den meisten eigene Ansicht fehlte, die durch Hörensagen nicht ersetzt wird. Dadurch ging natürlich alle ethnographische Genauigkeit nothwendig verloren, und die Griechen befaſsten unter dem gemeinschaftlichen Skythennamen alle die Völker, von denen sie erfuhren, daſs sie in den Europäischen oder Asiatischen Steppen nomadisirten. Gleichheit der Lebensart verleitete sie zu dem Schlusse auf Gleichheit des Stammes, und so finden wir Skythen an der Donau und Skythen als Nachbarn der friedfertigen Seren. Zu einer bestimmten klaren Einsicht über dieses Volk haben es die Griechen wohl eben so wenig gebracht, als sie z. B. mit den Kelten und Aethiopen in's Reine gekommen sind. Im Gegentheile war sicherlich jene weitschichtige Benennung die ziemlich allgemein herrschende, wenn auch einzelne Forscher das Unrichtige und Unbestimmte derselben einsahen und, indem sie die Völker absonderten, die nicht zusammen gehörten, den Umfang des Skythenvolkes in engere Gränzen wiesen. Daher die Streitigkeiten, ob dieses oder jenes Volk Skythisch sey oder nicht. Der Beispiele könnte eine Legion aufgeführt werden; hier nur einige der zunächst liegenden: Herodot (I, 201.) hält die Massageten für ein eigenes Volk; jedoch mit dem Zusatze: εἰσὶ δὲ οἵτινες καὶ σκυθικὸν λέγουσι τοῦτο τὸ ἔθνος εἶναι. — Diodor. Sic. II. pag. 128. Bipont., Stephan. Byz. u A. nennen sie geradezu ἔθνος Σκυθῶν. — Die Issedonen unterscheidet Herodot (z. B. IV, 27.) von den Skythen; Hekatäus bei Steph. Byz. nennt sie ein Skythisches Volk. Derselbe Fall ist bei den Taurern, Sauromaten u. a. Wer demnach Untersuchungen anstellen will über die Skythen, muſs vorerst eine sorgfältige Sichtung der verschiedenen Vorstellungen und Angaben vornehmen, und den Begriff, Umfang und die Begränzung des Volkes genau feststellen; er muſs erst den Grund reinigen, auf dem er bauen will. Nur so kann die Untersuchung zu einem sicheren Ziele führen. Aber gerade diese Grundlegung ist es, die Ref. an dem anzuzeigenden Werke

Digitized by Google

gänzlich vermiſst. Der Hr. Verf. erklärt sich über die Skythen im Allgemeinen durchaus nicht, sondern hält sich ausschlieſsend an die Beschreibung Herodots, ohne auf etwas anderes Rücksicht zu nehmen, und leitet dann von diesen Herodotischen Skythen die Slawen ab; ein wo möglich eben so weitschichtiger Begriff.

Der Hr. Verf. sucht seine Meinung, die übrigens keineswegs neu ist, auf etymologischem oder linguistischem Wege zu begründen. So gewiſs es auch ist, daſs Sprachähnlichkeit, wenn sie zu andern, historischen Beweisen kommt, von groſsem Gewicht ist, eben so gewiſs ist es auch, daſs man auf eine solche Aehnlichkeit allein keine sicheren Forschungen begründen kann, wenn von der einen Sprache nur einzelne wenige Wörter übrig sind, deren Bedeutung uns noch dazu meist unbekannt ist. Um eine zu Folgerungen berechtigende Vergleichung anstellen zu können, ist unumgänglich nothwendig, daſs von beiden Sprachen wenn nicht zusammenhängende, doch wenigstens der Bedeutung nach fest bestimmte Ueberreste vorhanden seyen. Die Anzahl der Wörter aber, die uns nebst ihrer Bedeutung von der Skythischen Sprache übrig sind, ist so unbedeutend, daſs man darauf wohl keine geschichtliche Behauptung begründen kann, zumal da der Hr. Verf. gerade bei den meisten dieser Art die Nachweisung schuldig geblieben ist. Es läſst sich nicht läugnen, daſs Hr. Dankowszky zu vielen Skythischen Namen recht scharfsinnig Anklänge und Bedeutungen in den Slawischen Sprachen gefunden hat; aber wer bürgt uns dafür, daſs diese Wörter im Skythischen wirklich diese Bedeutung hatten? Das Unsichere und Schwankende dieser Verfahrungsart wird dadurch ersichtlich, daſs z. B. Theod. Siegfr. Bayer in seiner Abhandlung de origine Scytharum, in den Comment. Acad. Petrop. Tom. I p. 379. in denselben Wörtern den Finnischen Sprachstamm erkennt, und ohne Mühe können wir auch Deutsche Wurzeln darin finden. Wozu aber ein solches Herumtappen im Finstern, wo uns jeder Leitstern fehlt? Es ist wahr, dies und das Wort konnte diese und jene Bedeutung haben. Allein hatte es dieselbe auch? Die Namen der Skythischen Gottheiten erklärt der Verf. auf folgende Art: Ταβιτί, Slaw. ta byti d. i. Göttin der Wohnung. (Gut.) — Ἀπία, Slaw. Aupiga, d. i. die nach und nach trinkende. (Minder gelungen.) — Θαμιμασάδας, Slaw. tmawy ma sad, d. i. er hat einen finstern Sitz. (Gelungen) — Ἀρτίμπασα, vom Slaw. Aurok, Bezauberung, und pas, Gürtel, d. i. die mit dem bezaubernden Gürtel. Der Οἰτόσυρος bei Herod. IV,

59. bleibt unerklärt. Die Erklärung mehrerer Namen sollen in der Ordnung angeführt werden, in welcher sie im Buche vorkommen.

Der Verf. beginnt mit der Erörterung der Sagen, die *wir* bei Herodot IV, 5 — 11. finden. Nach der ersten Sage ist der Stammvater des Skythenvolkes Targitaos, des Zeus und der Tochter des Borysthenes Sohn. Dieses Targitaos soll Slawisch gewesen seyn und dem jetzigen Stary tata oder Stary ta entsprechen, d. h. Altvater. So sollen sie ihren Stammvater genannt haben, da sie durch die Länge der Zeit seinen wahren Namen vergessen hatten und „da das beseligende Licht „der Offenbarung noch nicht zu ihnen gedrungen, oder viel„mehr nach der Zeit wieder aus ihrem Gedächtnisse ver„schwunden war.“ (Ref. gesteht, nicht recht einzusehen, was *hier* das beseligende Licht der Offenbarung soll.) Durch Einwirkung griechischer Religionsbegriffe hätten die Skythen ihren Stary ta zum Sohn des Papaios und der Tochter des Borysthenes gemacht. Aber Ref. sieht nicht ein, warum die Skythen nicht eben so gut *selbstständig* ihr Geschlecht auf eine ihrer Gottheiten und die Tochter eines ihrer Hauptströme zurückführen konnten, als die Griechen. Warum denn sogleich Einwirkung Griechischer Religionsbegriffe annehmen? Die Namen der drei Söhne des Targitaos sollen nach Hrn. D. ursprünglich gewesen seyn: Lipockai (ck ausgesprochen zk) d. i. von der Linde; Arpockai (statt Hrpockai) d. i. von der Kornblume; und Kolackai, d. i. vom Rade. Von Lipockai stammten die Auchaten (Vchaty, spr. Uchaty, = Groſsohrig, die späteren Uzen); von Hrpockai die Katiaren und Traspier (Kazár, Slaw. Zuchtmeister; Trapič, spr. Trapitsch, Slaw. Plagegeister); von dem jüngsten, der König ward, die Paralaten (prawa lud, oder lid, Slaw. Leute des Rechts). Mehrere dieser Erklärungen sind ohne Zweifel sehr gelungen, und würden *in Verbindung mit historischen* Beweisen von groſser Wichtigkeit seyn; allein so lange sie vereinzelt dastehen, kann man sie doch wohl nur als sinnreich anerkennen, mit Anwendung des bekannten ben trovato ma non vero.

Ref. erlaubt sich hierbei einige Bemerkungen über diese Sage. Der Name Targitaos scheint in diesen Gegenden nicht ungewöhnlich zu seyn. Wenigstens finden wir ihn auſser Herodot als *königlichen* Namen in der vom Verf. angeführten Stelle Theophylact. I, 6. (Ταργίτιος τῷ τῶν Ἀβάρων φύλῳ περίβλεπτος) und als Name einer Königin der Mäoten bei Polyän.

Digitized by Google

VIII. c. 55. (*Τιργαταῷ Μαιῶτις ἐγήματο Ἑκαταίῳ βασιλεῖ Σίντων, οἳ νέμονται μικρὸν ἄνω βοσπόρου*).

Die drei Söhne des Targitaos Leipoxaïs, Arpoxaïs und Kolaxaïs können nach Herodots eigener Erzählung nicht wohl als Gründer ihrer Stämme betrachtet werden, sondern nur als Repräsentanten derselben. Denn es heiſst ja gleich anfangs IV, 5. *ἐπὶ τούτων ἀρχόντων κ. τ. λ.* und *τοὺς πρεσβυτέρους ἀδελφεοὺς τὴν βασιληΐην πᾶσαν παραδοῦναι τῷ νεωτάτῳ*. Ueber wen sollen sie denn geherrscht haben? Ueber sich selbst? Und die Regierung über wen? überlieſsen sie denn ihrem jüngeren Bruder? Es scheint daraus zu erhellen, daſs man diese drei Brüder als Vertreter ihrer Stämme betrachten müsse. Betrachten wir ferner diese Eintheilung genauer, so lieſse es sich wohl wahrscheinlich machen, daſs sie auf keiner politischen Verschiedenheit beruhe, sondern vielmehr castenartig sey. Schon die Art, wie Herodot sich ausdrückt, scheint darauf hinzudeuten, *τούτους τῶν Σκυθέων, οἳ Αὐχάται, γένος καλέονται. — οἱ Κατίαροί τε καὶ Τράσπιες καλέονται.* Bei dem dritten Bruder findet eine Verschiedenheit der Lesart statt: einige lesen nämlich *ἀπὸ δὲ τοῦ νεωτάτου αὐτέων τοὺς βασιλῆας*, andere *τοῦ βασιλῆος*. Wäre es dem Ref. erlaubt, so möchte er e conjectura eine dritte aufstellen, *τοὺς βασιληΐους*. Wir hätten demnach vier Casten, die Paralaten, Auchaten, Katiarer und Traspier. Die vornehmste, eine Adels- und Krieger-Caste, sind die Paralaten, die *Σκύθαι βασιλήϊοι, οἱ ἄριστοί τε καὶ πλεῖστοι, καὶ τοὺς ἄλλους νομίζοντες Σκύθας δούλους σφετέρου, εἶναι*, wie Herodot IV, 20. In besonderer Beziehung auf diese Stelle scheint zu stehen Herod. II, 167, wo er von der Aegyptischen Priestercaste (die Casten nennt er dort auch *γένεα*) redet und ihrer Verachtung der Handwerker, und nicht zu entscheiden wagt, ob die Griechen dies von den Aegyptiern gelernt hätten, *ὁρέων καὶ Θρήϊκας καὶ Σκύθας — — ἀποτιμοτέρους τῶν ἄλλων ἡγημένους τῶν πολιτέων τοὺς τὰς τέχνας μανθάνοντας καὶ τοὺς ἐκγόνους τούτων· τοὺς δὲ ἀπαλλαγμένους τῶν χειρωναξιέων, γενναίους νομιζομένους εἶναι καὶ μάλιστα τοὺς ἐς τὸν πόλεμον ἀνειμένους.*

Diese Caste der Paralaten nennt Herodot IV, 110. *Σκύθας ἐλευθέρους*; denn die Stadt Kremnoi, welche hier im Lande der freien Skythen liegt, wird cap. 20. in das Land der königlichen Skythen verlegt. Das Uebergewicht der Paralatencaste scheint auf religiösen Vorstellungen zu beruhen, wenigstens wird es begründet durch ein Zeichen vom Himmel. Kolaxaïs theilte das Land unter seine drei Söhne und bildete so drei Königreiche, von denen das eine bedeutend gröſser war, als die andern, in dem der heilige Pflug u. s. w aufbewahrt wurde.

Digitized by Google

Auch hatte dieses wahrscheinlich eine gewisse Oberherrschaft über die zwei übrigen. Bei dem Einfalle des Darius stellte das gröſsere Königreich Ein Heer, die zwei kleineren zusammen ebenfalls Eins; s. Herod. IV, 120.

Uebrigens dürfte diese Sage wohl nicht zu den Ursagen des Skythischen Volkes gehören, da das Land um den Borysthenes sicherlich nicht Ursitz der Skythen ist. Da sie aber ganz besonders auf dem Borysthenes beruht, so muſs sie in eine Zeit gehören, wo sie schon länger an diesem Flusse gewohnt hatten und theilweise zum Ackerbau überzugehen begannen. Denn die Nachricht von ursprünglich ackerbauenden Skythen, die erst von den Thraziern bedrängt zur nomadischen Lebensart übergegangen seyen, wie sie uns Eustath. ad Dionys. Perieget. 551. p. 80. und 665. p. 91. ed. H. Stephan. 1577. giebt, hält Ref. für eine Verwechslung der Namen, und hält diese Skythen für ein ganz anderes Volk, welches Stephan. Byz. anführt Σκύθαι, ἔθνος Θρᾴκιον, und Eustath. ad Dionys. Perieg. 728. p. 97. ἦσαν δὲ Σκύθαι καὶ Θρᾴκιον ἔθνος, οἳ καὶ Νεμαῖοι ἐλέγοντο; wo schon aus der Art des Ausdrucks hervorgeht, daſs Eustathius diese Skythen von den andern unterscheiden will. Doch diese Untersuchung würde zu weit abführen.

Bei der zweiten Sage, welche Herodot IV, 8 — 10. ausführt, ist die griechische Form unverkennbar; aber eben so gewiſs darf man auch wohl annehmen, daſs Skythische Elemente zum Grunde liegen, die nur von den Griechen nach ihrer Art behandelt wurden. Auffallend ist in dieser Erzählung die Erwähnung des Schlangenmädchens, mit dem Herakles drei Söhne zeugte. Schon Humboldt in seinen Vues de Cordillères et monumens des peuples indigènes de l'Amerique, Paris 1816. hat auf die häufige Uebereinstimmung aufmerksam gemacht, welche zwischen den Sagen der Mexikaner und denen der Völker Hochasiens statt findet. Den angeführten Beispielen sey es erlaubt dieses beizufügen. Dieser groſse Forscher sagt a. a. O. S. 235 f.: La groupe no. II. représente la célèbre femme au serpent, Cihuacoabatl, appelée aussi Quilatzli ou Tonacacihua, femme de notre chair. — Les Mexicains la regardaient comme la mère du genre humain et après le Dieu du paradis céleste, Ometeuctli, elle occupait le premier rang parmi les divinités d'Anahuac; on la voit toujours représentée en rapport avec un grand serpent. Les plus anciennes traditions des peuples remontent à un état des choses, où la terre couverte de marais était habitée par des couleuvres et d'autres animaux à taille gigantesque; l'astre bienfaisant en

desséchant le sol délivra la terre de ces monstres aquatiques. — Uebrigens spielt sowohl in dieser Erzählung, als auch in der ersten die φιάλη eine Rolle; eine genauere Erklärung gehört nicht hieher.

Gehen wir nun zu der dritten Sage über, die Herodot IV, 11. erzählt (denn Diodor. Sic. 11. scheint nur eine Verschmelzung der beiden ersten Sagen Herodots zu seyn, wenn auch die Genealogie bei ihm wesentlich abweicht). Herodot gibt ihr den meisten Beifall und mit Recht, obgleich sie mit den beiden ersten nicht in Widerspruch steht. Ohne Zweifel hat sie den meisten historischen Grund und greift passend in die uns bekannte Geschichte ein. Doch müssen wir erst einige Schwierigkeiten beseitigen, bevor diese Nachricht für uns volle Brauchbarkeit erhält. Die Frage nämlich: wo ist das ursprüngliche Vaterland der Skythen? ist abhängig von der: welcher Strom ist unter dem Araxes Herodots und Anderer hier zu verstehen? Unser Hr. Verf. scheint keine Schwierigkeit zu ahnen, und erkennt dafür ohne weiteres (wozu ihn freilich der wörtliche Sinn der Herodoteischen Erzählung berechtigt) den Armenischen Aras, der sich jetzt in den Kur (Cyrus) ergieſst, ehemals aber unmittelbar in das Kaspische Meer einmündete; s. Ritters Erdkunde II. S. 818 f. Der Hr. Verf. gibt uns hier zu bedenken, daſs der Araxes auf dem Ararat entspringe, und ermahnt uns, die Geschichte der Noachischen Fluth zu beherzigen. Das ist schon recht gut; aber es ist zu bedauern, daſs der übrigens sehr ehrwürdige Noachische Kasten bei vielen bedeutend an Beweiskraft verloren hat, und bei einer solchen Untersuchung, wie die unsrige, muſs man doch auch die Hartgläubigen berücksichtigen. Auch bedürfen wir dieser Beherzigung kaum, da uns der Kaukasus ohnehin als der groſse Völkersteg zwischen Europa und Asien bekannt ist; wenn uns nur nicht andere Schwierigkeiten in den Weg träten. Wir brauchen nämlich nur mit einiger Aufmerksamkeit Herod. IV, 11, und I, 201. zu lesen, um einzusehen, daſs man hier durchaus nicht an den Armenischen Araxes denken könne. Die Skythen sollen nämlich ursprünglich auf dem rechten Ufer des Araxes gewohnt haben; neben ihnen die Massageten, die Nachbarn der Issedonen. Von diesen bedrängt gingen sie über den Araxes nach Europa über (denn vorher hatten sie in Asien gewohnt), vertrieben die Kimmerier, die im nachmaligen Skythien wohnten, aus ihren Wohnplätzen, verfehlten sie aber bei der ferneren Verfolgung, indem die Kimmerier längs dem Pontus Euxinus flohen, die Skythen aber längs dem Kaukasus zogen, so daſs sie das Ge-

birg zur Rechten hatten. Dieser Weg muſste sie nothwendig zum Araxes führen, und ihren Feinden, den Massageten (gesetzt nämlich, sie hätten am Araxes gewohnt), gerade in die Hände. Aber sie gingen ohne Hinderniſs über den Strom (also in ihr altes Vaterland?) und fielen in Medien ein. Wer möchte dieses zusammen reimen? Man ist auch so ziemlich einig in der Meinung, daſs Herodot hier geirrt haben müsse; um so mehr ist es zu verwundern, daſs unser Hr. Verf. ganz arglos bei dem Armenischen Araxes stehen bleibt, fast möchte man glauben, aus besonderer Vorliebe für den Ararat und die Arche Noahs, denn darauf wird zweimal, S. 9 und 17, angespielt. Nur entsteht noch die Frage, mit welchem andern Flusse verwechselt Herodot und Diodor (denn auch er verlegt den Ursitz jenseits des Araxes) diesen Armenischen Strom?

Die Namen Araxes, Tanais, Jaxartes sind eigentlich Appellativnamen und in den Gegenden am Pontus, dem Kaspischen Meere und Aralsee sehr gewöhnlich; s. Ritters Erdkunde II. S. 658. Den Araxes finden wir sogar im alten Namen des Peneus wieder, und die Etymologie des Steph. Byz. s. v. Ἀράξης dürfte schwerlich groſsen Beifall finden. — Durch diesen Umstand wurde schon in den ältesten Zeiten Verwirrung in die Geographie gebracht, und mannigfache Verwechslung veranlaſst. Zwar glaubt Ritter (Erdk. II. 658.) alle Fälle durch bloſse Namensverwechslung erklären oder entschuldigen zu können, indem Herodot faktisch Sihon, Aras und Wolga unterscheide. Aber in unserm vorliegenden Falle ist doch wohl kaum zu bezweifeln, daſs Herodot durch eine Namensgleichheit zu einer faktischen Verwechslung verleitet worden ist. Denn I, 202. beschreibt er ganz bestimmt den Armenischen Araxes, und doch muſs er eben so gewiſs einen andern Fluſs meinen.

Schon Th. Siegfr. Bayer in seiner Abhandlung de origine Scyth. in den Commentt. Acad. Petrop. Tom. I. p. 395. stellt die Vermuthung auf, unter dem Araxes Herodots dürfte die Wolga zu verstehen seyn; und in der That läſst sich für diese Ansicht so viel sagen, daſs Ref. nicht ansteht, ihr beizutreten. Er will daher die Gründe angeben, die ihn zu dieser Meinung bestimmen. Der Araxes ist Gränzfluſs zwischen Europa und Asien (Σκύθας οἰκέοντας ἐν τῇ Ἀσίῃ — — οἴχεσθαι διαβάντας ποταμὸν Ἀράξεα ἐπὶ γῆν τὴν Κιμμερίην, τὴν — νῦν νέμονται Σκύθαι — — Herodot. IV, 11. Mit dem Uebergang des Araxes übertraten sie also die Gränzscheide der beiden Erdtheile.); und zwar so, daſs er Asien gegen Osten hat, Europa gegen

Westen; denn die Massageten, die unmittelbaren Nachbarn der Skythen in ihren Ursitzen, wohnen nach Herod. I, 201. πρὸς ἠῶ τε καὶ ἡλίου ἀνατολὰς, πέρην τοῦ Ἀράξεω ποταμοῦ; ferner besitzen sie (Herod. I, 204.) einen bedeutendan Theil der unabsehbaren Ebene im Osten vom Kaspischen Meere (also wohl bis etwa an den Ochus, oder wo wir sonst die Gränzscheide annehmen wollen; zu dieser Untersuchung gehört es nicht. Vom Aralsee hatte Herodot sicher keine Kenntniſs.); auch sagt Dionys. Perieg. 739. — — ἀντολίηνδε πέρην κελάδοντος Ἀράξεω Μασσαγέται ναίουσι, θεῶν ῥυτῆρες ὀϊστῶν. Der Strom muſs sich also von Norden nach Süden in das Kaspische Meer ergossen haben.

Doch nun legt uns abermals Namensgleichheit und die Unkunde der Griechen fast unbesiegbare Schwierigkeiten in den Weg, gleichsam als ob die Wassersysteme des Aral und Kaspischen Meeres von jeher bestimmt gewesen wären, den Geographen ein Räthsel zu seyn. Wir sehen uns nämlich genöthigt, noch eine Verwechslung des Namens des Araxes mit dem Tanais, und zwar nicht dem, der sich in das Mäotische Meer ergieſst, anzunehmen; denn so gewiſs der Name Araxes mehreren Flüssen zukommt, eben so gewiſs ist auch die Benennung Tanais ursprünglich nur appellativisch. Wir haben oben den Araxes kennen gelernt als Gränzfluſs zwischen Europa und Asien; jetzt müssen wir den Tanais als solchen betrachten, und Ref. wird sich bemühen, Gründe aufzustellen, aus denen sich die Einerleiheit dieses Araxes und Tanais und der Wolga ergeben dürfte.

Aristoteles in s. Meteor. I, 13. erzählt, ἐκ Παρνάσου (über diesen Parnasus, den Parapamisus, s. Eustath. ad Dionys. Perieg. 737.) flieſse der Choaspes und Araxes; τούτου δὲ ὁ Τάναϊς ἀποσχίζεται μέρος ὢν εἰς τὴν Μαιῶτιν λίμνην. Vortrefflich paſst zur Erklärung dieser Nachricht die Notiz des Ptolemäus: ἔστι καὶ ἑτέρα τοῦ Ῥᾶ ποταμοῦ ἐκβολὴ, πλησιάζουσα τῇ τοῦ Ταναΐδος, wo Vossius ad Melam wohl mit Unrecht ἐπιστροφή vorschlug, weil ihm vermuthlich die Meinung unbekannt war, welche den Tanais (Don) nur als den einen Arm eines andern Stromes betrachtete. Beider angeführten Stellen bedient sich schon Bayer a. a. O. und zwar mit Recht; ob dagegen die von ihm benutzte Stelle des Onomacritus (Orph. Argonaut. 752.) in dieser Untersuchung von einigem Belang sey, ist sehr zweifelhaft; denn mit welchem Gewissen soll man einer Stelle Beweiskraft zugestehen, in welcher der Thermodon, Phasis und Tanais für Ausflüsse Eines Stromes, des Araxes, ausgegeben werden? Mit mehr Bescheidenheit läſst Apollon. Rhod. IV, 132 f. den

Digitized by Google

Araxes und Phasis durch den Lykos, einen Arm des ersteren, in Verbindung stehen. Doch ist hier auf jeden Fall vom Armenischen Araxes die Rede. Eher kann man eine Stelle aus dem Itinerar. Alexandri M. c. 79, welches Ang. Mai 1817. in Mailand zuerst herausgegeben hat, hieher ziehen. Der Verf. dieses mittelmäſsigen Werkes hat freilich im Allgemeinen wenig Gewicht; in der angeführten Stelle gibt er sich sogar eine lächerliche Blöſse, indem er eine Meinung noch anführt, deren Unrichtigkeit zu seiner Zeit schon allgemein bekannt war. Für uns aber ist er eben dadurch nur um so wichtiger, weil wir daraus sehen, daſs er alte Quellen vor Augen hatte und sie, wenn auch ohne alle Kritik, benutzte. Seine Worte sind folgende: Tanaim (contendit), qui subortus e Caucaso ingressurusque hyrcanum mare Asiam Europamque dispertit. Ejus pars fertur Tanaidos humo Asia paludibus Maeotis emergere denuo, causasque Euxino dare, ut cursu quo volvitur urgeatur. Weit wichtiger ist uns indeſs die Erzählung Polyklets, die uns Strabo, obgleich verwerfend, mitgetheilt hat, XI. p. 465 — 468. ed. Tzsch., der Tanais ergieſse sich in das Kaspische Meer, bis zu ihm, dem Gränzflusse zwischen Europa und Asien, habe Alexander das Land erobert. Strabo wirft den Lobrednern des Macedonischen Eroberers vor, sie hätten aus Schmeichelei Verfälschungen in der Geographie vorgenommen. Um nämlich den Alexander als Besieger von ganz Asien darzustellen, hätten sie den Jaxartes, bis zu dem die Macedonier kamen, und den Tanais (in Strabo's Sinne den Don) verwechselt, und alsdann das Mäotische und Kaspische Meer in Eins zusammengezogen, weil der Tanais sich in das erstere ergieſse, der andere Fluſs aber, bis zu welchem sich Alexanders Eroberungen erstreckten, in das Kaspische Meer, für welchen Zusammenhang sie sogar Beweise vorbrächten. Aber hier dürfte doch wohl Strabo dem Polyklet Unrecht thun, der in diesen Gegenden vielleicht bewanderter war, als sein Tadler; wenigstens mochte es einige Schwierigkeiten haben, den Jaxartes ohne Umwege in das Kaspische Meer zu führen mit Umgehung des Arals. Strabo, so wie auch Plinius VI, 18, miſsverstanden den Polyklet und die seiner Meinung waren, wenn sie sich unter dem von ihnen erwähnten Tanais den Don dachten. Dieser war den Griechen bei seiner Mündung schon viel zu bekannt, als daſs man bei den Geographen Alexanders des Groſsen eine solche Unkunde oder Unverschämtheit annehmen könnte. Der Tanais, dessen Mündung Polyklet in das Kaspische Meer angibt, ist die Wolga, deren Bifluenz man, nach dem Obigen, annahm. Als

Digitized by Google

Beweis führt Polyklet an, daſs jenseits dieses Flusses (vom Standpunkte des Macedonischen Heeres aus) die Skythen wohnten, welche sich solcher Pfeile bedienten, die von Tannenholz wären; Asien aber (τὴν ἄνω καὶ τὴν πρὸς ἕω) brächte keine Tannen hervor; folglich sey das jenseitige Ufer des Flusses Europäisch, der Strom die Gränzscheide Europa's und Asiens, so wie er auch genau die Gränze des Nadelholzes angibt. So erklärt Ref. die Stelle Strabo's; ganz etwas anderes findet Ritter darin, Erdk. II. S. 658 f. Er nimmt den Tanais Polyklets für den Jaxartes (Sihon), und bedient sich dennoch der Bemerkung, „daſs in dem Lande am Tanais, welches den Europäischen Skythen (d. h. im Norden des Sihon) zustehe, nur allein Nadelholz wachse; in Asien, d. h. im Süden vom Sihon, aber nicht.“ Eine weitläuftigere Prüfung dieser Meinung würde uns zu weit führen; nur ist auffallend, wie Polyklet in Bezug auf den Sihon sagen konnte τὴν Ἀσίαν τὴν ἄνω καὶ τὴν πρὸς ἕω; auch möchte schwer zu beweisen seyn, daſs man je den Jaxartes als Gränzfluſs zwischen Europa und Asien angenommen habe. — Von demselben Tanais erzählt Arrian. Exped. Alex. III. pag. 147. ed. Gronov. L. B. 1704, er entspringe auf dem Kaukasus und ergieſse sich in das Kaspische Meer. Ausdrücklich unterscheidet er ihn von dem gleichnamigen Strome, den Herodot unter den Skythischen Flüssen aufzählt. Auch dieses weiset uns auf die Wolga; denn es läſst sich darlegen, daſs sich die Griechen den Ural und die Werchoturje als Fortsetzung des Kaukasus dachten, und wenn auch die eigentliche Wolga nicht auf diesem Gebirge entspringt, so empfängt sie doch Hauptzuströme von da. Aristobul erzählt (Arrian. a. a. O.), dieser Tanais heiſse bei den Eingebornen Orxantes, ein Beweis für die oben aufgestellte Meinung, Herodots Araxes sey die Wolga; denn gewiſs ist Araxes und Orxantes dasselbe Wort, nur im Munde der Griechen verschiedenartig gestaltet. Ritter (Erdk. II. S. 517.) meint, dieser Orxantes sey unstreitig der Parthische Ochus oder Tedjen. Sonderbar; und es ist doch derselbe Strom, welcher bei Strabo der Jaxartes oder Sihon seyn sollte.

Wie schwankend in dieser Gegend für uns alle Namen sind, ist auch noch aus folgender Vergleichung ersichtlich. Plin. H. N. VI, 18. sagt: includente flumine Jaxarte, quod Scythae Silin vocant; Alexander militesque ejus Tanain putavere esse. Eustathius ad Dionys. Perieg. pag. 10. ed. Steph. dagegen behauptet, der Tanais (Don) werde so genannt, ἰστέον δὲ ὅτι ὁ ποταμὸς οὗτος, διὰ τὸ τεταμένως ῥεῖν Τάναϊς ἑλληνιστὶ καλούμε-

Digitized by Google

νος, Σίλις, ὡς φασί τινες, παρὰ τοῖς παροικοῦσι ὠνόμασται. Dürfte man vielleicht bei diesem Silis an den Kisil Darja (s. Ritter's Erdk. II. S. 660 ff.) denken, oder an den Namen Syr Darja, den allgemein gebräuchlichen für den Sihon an dessen unterem Laufe? s. Ritter a. a. O. S. 655 und 660. Denn Kisil sowohl als Syr bedeutet „roth“, und der Jaxartes und Kisil Darja führten diesen Namen von der rothen Farbe des Wassers, welche von dem Laufe durch die rothe Wüste entsteht. — Was übrigens die Hellenisirung der Namen Tanais, Neilos, Thermodon, Araxes angeht, die Eustathius a. a. O. behauptet, und Steph. Byz. s. v. Τάναϊς auf Auctorität des Nikanor ebenfalls anführt (er hatte nämlich erzählt, daſs auch der Jaxartes und Akesines von einigen Tanais genannt werde), so können wir dieselbe dahingestellt seyn lassen.

Späterhin nahm man allgemein den Don als Gränzfluſs zwischen Europa und Asien an, und für die Wolga ward der Name Rha herrschend. S. Strabo XI. p. 465. ed. Tzsch. Dionys. Perieg. et Eust. in comment. p. 10. ed. H. Steph. Dionys. v. 660. und viele andere Stellen.

Schlieſslich legt Ref. noch seine Meinung vor, wie ihm der Irrthum Herodots in Bezug auf den Araxes entstanden scheint. Vermuthlich hatte er die Beschreibung des unteren Araxes (d. h. der Wolga) von Griechischen oder Skythischen Kaufleuten gehört, und sie paſst auch gut auf die Wolga. Durch den Namen verführt, fügte er aus anderen Nachrichten die Quellen des Armenischen Araxes hinzu, und daraus entstand die Verwirrung. Die erwähnten Inseln sind die durch das Stromdelta gebildeten; denn Ref. glaubt nicht, daſs Herodot I, 202. so zu erklären sey, als ob sich neun und dreiſsig Arme des Stromes in Sümpfen verlören und nur Einer das Kaspische Meer erreiche; sondern ihm scheint Herodot zu sagen: alle Arme ergieſsen sich in das Kaspische Meer, aber neun und dreiſsig derselben sind seicht und versumpft vor ihrer Mündung; nur Einer geht rein, offen in das Meer; στόμασι ἐξερεύγεται τεσσαράκοντα, τῶν τὰ πάντα, πλὴν ἑνὸς, ἐς ἕλεά τε καὶ τενάγεα ἐκδιδοῖ· τὸ δὲ ἓν τῶν στομάτων τοῦ Ἀράξεω ῥέει διὰ καθαροῦ ἐς τὴν Κασπίην θάλασσαν.

Doch es ist Zeit, daſs wir zu unserm Verf. zurückkehren. Die Namen der Skythen erklärt er so, daſs Skoloti oder richtiger Zkolotti so viel sey, als „vom (im Slaw. z = von) Kolackai; Zkyty = der von der Hüfte abstammende. Erst müſste aber doch erwiesen werden, daſs „Skythen“ überhaupt ein Skythisches Wort sey. Herodot sagt ausdrücklich IV, 6, der Name sey Griechisch. Bayer a. a. O. S. 379. behauptet,

es bedeute einen Bogenschützen. Die Perser nannten sie Saken. Herodot. VII, 64. Eustath. ad Dionys. Perieg. 750. p. 99. „Unter den Stämmen dieses Volkes", sagt der Verf., „zeichnet sich besonders derjenige aus, welcher am Dnepr blieb, und dem Könige Skythi gehorchte; in ihrer eigenen Sprache nennen sie sich Zhlawy, d. h. die vom Haupte abstammenden, welches Herodot durch königliche Skythen ausdrückt." Eine gewagte Vermuthung, wohl eines Beweises bedürftig! Während also der König Skythi nur von der Hüfte stammt, soll sein Volk vom Haupte stammen? Auch glaubt Ref. nicht, daſs Herodot bedeutungsvolle Namen ohne weitere Angabe übersetzt. Schwer einzusehen ist ferner, wie die Griechen „von dem Namen Skythi Veranlassung genommen haben sollen, ihn von einer Jungfrau abzuleiten, deren Oberleib bis an die Hüfte Mensch, übrigens aber Schlange war."

Von S. 19. an handelt der Hr. Verf. von den Sitzen der Völker Slawischer Zunge, ausschlieſslich nach Herodot. Wenn S. 20. gesagt wird: „der volkreichste Stamm Slawischer Zunge war der Skythische", so erstaunt man, wie dieses zu verstehen sey; indem dadurch Stammeinheit der Slawen aufgehoben würde. Von welchen andern Völkern stammen denn die Slawen also sonst noch? Auch ist es unrichtig, daſs die Skythen zu Herodots Zeiten ihre Ursitze noch inne gehabt hätten. Diese waren ja jenseits des Araxes. Dann geht der Verf. die Flüsse Skythiens durch. Der Istros soll seinen Namen haben vom slaw. Ostrow, ursprünglich Istro, d. h. Insel, „folglich = der inselreiche Fluſs". Die Ableitung Joh. Thunmanns von ist, niedrig, und tir, Land, wird gänzlich verworfen, denn „wer hätte wohl einen Fluſs Land genannt"? Richtig; aber darf man nicht auch fragen: wer hat je einen Fluſs Insel genannt? Denn wenn auch Istro die Insel heiſst, so folgt daraus doch wohl nicht, daſs Istros ein inselreicher Fluſs heiſst?! Danubios soll das slaw. Dan hubi seyn, d. h. er verwüstet die Gaben. Der Vf. freut sich unendlich, diese Ableitung durch ein historisches Zeugniſs bestätigt zu finden, indem Stephanus von Byzanz und Eustathius bezeugten, daſs die Skythen den Fluſs deswegen Danubios genannt hätten, weil er ihnen vielen Schaden anrichtete. Ref. bedauert sehr, dem Verf. seine Freude stören zu müssen; aber hat er denn auch wirklich den Stephanus von Byzanz und Eustathius nachgelesen? Steph. Byz. s. v. Δάνουβις sagt: anfänglich habe der Fluſs Ματόας geheiſsen, welches auf griechisch bedeute ἀσινής

(so lasen Tanaq. Faber und Salmasius statt des handschriftlichen ἄσιος, wie auch Eustathius hat, weshalb ἀσινὴς wohl noch nicht fest begründet ist); denn die Skythen seyen oft ohne Unfall hinüber und herüber gegangen; einmal aber sey ihnen beim Uebergauge ein Unglück widerfahren, und von der Zeit an hätten sie ihn Danubis genannt, ὥςπερ τοῦ ἁμαρτεῖν ἔχων τὴν αἰτίαν. Eustath. ad Dionys. Perieg. 299. pag. 42. wiederholt dieselbe Erzählung und Namenserklärung fast mit denselben Worten. Wo liegt in diesen Worten der Verwüster der Gaben? Wo finden wir die häufigen Ueberschwemmungen? Warum weiset uns der Verf. nicht auch die Bedeutung von Matoas im Slawischen nach? Lassen wir aber die Erklärung dieses Namens aus dem Skythischen dahingestellt seyn. Der Strom führte diesen Namen in seinem oberen Laufe; an diesem aber wohnten Germanen, folglich werden wir wohl das Danubios den Germanen lassen müssen, ist auch aus dieser Sprache schon genügend erklärt. Unter den Skythischen Zuflüssen der Donau ist der Porata oder Pyretos der Pruth (sl. po, durch; rata, Feld). Der Tiarant (sl. bleichroth, röthlich) ist der heutige Sireth; nach Bayer a. a. O. S. 408. die Aluta. Der Arar = Kalmaschi (bei Bayer = Sireth); Naparis = Jalomitza; Oredessos = Ardysh. Naparis = sl. Naparj se, d. h. er blähet sich auf. Ordeſs = sl. Hrdj se, d. h. er ist stolz. Sonderbar ist hier eine Sprachbemerkung des Verfs., die sich schwerlich groſsen Beifalls erfreuen wird. Herodot. IV, 48. sagt: ὁ δὲ δὴ Ἄραρός τε καὶ ὁ Νάπαρις καὶ ὁ Ὀρδησσὸς, διὰ μέσου (nicht μέσον, wie im Buche zweimal steht) τούτων ἰόντες, ἐκβάλλουσι ἐς τὸν Ἴστρον. Hier will nun Hr. D. διὰ μέσου τούτων ἰόντες erklären: „in einer mittelmäſsigen Entfernung von diesen flieſsend"! und tadelt sogar den deutschen Uebersetzer J. F. Degen, der es durch „zwischen" übersetzt. Heiſst also Herodot. I, 104. τὸ διὰ μέσου ἔθνος vielleicht „das mittelmäſsige Volk"?!

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

N. 32. 1826.

Heidelberger

Jahrbücher der Literatur.

Gregor Dankowszky's Fragmente zur Geschichte der Völker ungarischer und slawischer Zunge.

(*Beſchluſs.*)

Der Tyras ſoll genannt seyn vom sl. Tyra oder Teyrá, d. h. der Plagende; der spätere Name Danastris = sl. Gde na ostró, d. h. er geht ſcharf. Hypanis = sl. chod Pane, d. h. der Gang des Herrn; später Bog, d. h. Gott. Der Exampäos ist der salzige Ingul = sl. hezky hampeys, d. i. die schöne Bahn. Borysthenes = sl. borj stény, d. h. er reiſst die Wände ein. Der spätere Name Danapris = sl. Gde na prábi, d. h. er geht über Schwellen oder er hat Wasserfälle. Pantikapes = sl. Pant wykapi, d. h. er träufelt hie und da aus; heute Tschernaja Dolina, d. h. das schwarze Thal. Hypakyris = sl. Wypachorj se, d. h. er geht dick aus. Hierbei abermals eine merkwürdige Sprachbemerkung. Der Verf. glaubt nämlich, Herodot hätte IV, 55. ganz gewiſs geschrieben: ὃς ὁρμᾶται μὲν ἐπ' λίμνης statt ἐκ λίμνης, denn da Herodot selbst dort gewesen sey, so könne man ihm unmöglich zumuthen, daſs er nicht bemerkt haben sollte, daſs der Fluſs nicht aus einem See entstehe, sondern in einem See endige; daher sage er: „er geht auf einen See los und endigt in demselben bei der Stadt Karkinitis.“ Hätte er dies nicht so gemeint, so würde er wie gewöhnlich dessen anderweitige Mündung angegeben haben. Also ἐπ' λίμνης soll Herodot geschrieben haben! Hätte er aber auch so geschrieben, so fehlte dennoch die Angabe der Mündung; denn das „in demselben“ ist bloſser Zusatz des Hrn. Vfs., dem es auch schwer werden dürfte, nachzuweisen, daſs Herodot an der Quelle des Hypakyris gewesen sey. Warum soll endlich Herodot gerade bei diesem Flusse die Quelle ausgelassen haben? Der Gerrhos soll der heutige Konskie Wodi und Berda seyn, = sl. Gde roz, d. h. er geht aus einander, nach der näher beschriebenen Natur des Flusses. Ta-

nais = sl. Tana, d. h. stilles Wasser. Hygris (heute Donetz) = sl. Hyrj, d. h. der schwelgende.

Dann folgt bei dem Verf. ein Abschnitt „Skythiens Begränzung“, ganz nach Herodot; darauf handelt er von dem Gebiet der königlichen Skythen oder eigentlichen Slawen. Neue Aufschlüsse wird man wenig finden; denn wir erhalten nichts als eine dürftige Schilderung des Landes, mit einigen auffallenden Unrichtigkeiten. So werden z. B. die Tauren ein Skythisches Volk genannt, mit Berufung auf Herodot. IV, 20. 99. In der ersten Stelle steht, daſs in Taurien Skythen gewohnt hätten, welches allgemein bekannt ist. In der zweiten erklärt doch Herodot deutlich genug, daſs die Tauren — keine Skythen seyen. Auch gehörte ja der König der Tauren zu den Fremden, mit welchen die Skythen wegen der Hülfe gegen den Darius unterhandelten. Herodot. IV, 102. 119. — Eine andere eigene Meinung stellt der Verf. auf in Bezug auf das von Herodot erwähnte Kremnoi. Dieses soll sl. einen Mastviehmarkt bedeuten, und das griechische Bosporus eine bloſse Uebersetzung davon seyn. Freilich eine ganz sonderbare Uebersetzung! Gründliche Kenntniſs des Slawischen hätte der Uebersetzer wenigstens nicht an den Tag gelegt. Andere Erklärungen des Namens, freilich aus keiner fremden Sprache, bieten uns die Griechen selbst, z. B. Aeschyl. Prometh. V. 732 ff. Orph. Argon. 1059. Eustath. an Dionys. Perieg. p. 24. ed. H. Steph. — Auch die Krimm soll von ihren Viehheerden den Namen haben. Mit der Beschreibung des übrigen Skythiens schlieſst das erste Heft.

Bei den zu erwartenden Fortsetzungen ist zu wünschen, daſs sich der Verf. mehr an das Bestimmte oder doch Bestimmbare halten, und sich nicht allzu tief in Behauptungen einlassen möge, die nur auf Wortähnlichkeiten beruhen, aber ohne historische Stütze nur höchst schwankend seyn können. Verdienstlicher wäre es wohl und förderlicher für seine Meinung, wenn der Verf. alle Wörter sammelte, die für Skythisch ausgegeben werden, und deren Bedeutung bekannt ist, und diese gehörig nachwiese, als wenn er für die Fluſsnamen, die wir doch nur der Wahrscheinlichkeit nach für Skythisch halten können, Slawische Wurzeln sucht, die, wenn auch oft gelungen, jedoch bisweilen sehr gezwungen sind. Ja man möchte bei dem gänzlichen Mangel geschichtlicher Nachweisung die auffallendsten Wortähnlichkeiten nur für ein Spiel des Zufalls halten, da es fast unmöglich ist, anzunehmen, daſs ein Volk bei gänzlicher Veränderung seiner Lebensart, nach weiter Entfernung von seinem alten Vaterlande, in man-

nigfacher Berührung mit vielen andern Völkern, seine Sprache durch den Sturm von zwei und einem halben Jahrtausende fast unverändert gerettet haben sollte. Ferner wäre zu wünschen, daſs sich der Verf. mit den neueren Forschungen mehr bekannt machte, und seine Untersuchungen auf ein umfassenderes Studium der alten Schriftsteller gründete. Nur dadurch wird er Licht in die Urgeschichte des so merkwürdigen Skythenvolkes bringen.

Politisch-historischer Schulatlas der alten Geographie. Nach einer erleichterten Methode. In sechszehn lithographirten Blättern, illuminirt. Von Dr. F. C. L. Sickler Erste Lieferung. 1) Hispania, 2) Gallia, 3) Britannia, 4) Germania. Cassel, Verlag von J. J. Bohne. 1825. 1 fl. 48 kr.

Laut der Vorrede sollte dem von Dr. F. C. L. Sickler 1824. erschienenen Handbuche der alten Geographie für Gymnasien und zum Selbstunterrichte ein Schulatlas zur Seite gegeben werden, der nach einer das Studium der alten Geographie sehr erleichterten Methode gearbeitet wäre.

Das Handbuch selbst ist seit seiner Erscheinung fast täglich in meinen Händen, und ob ich gleich weder Zeit noch Lust habe, dasselbe zu beurtheilen, so will ich doch als Resultat meiner Beobachtungen angeben, daſs dasselbe, was die Bestimmung der Gränzen und der Lage einzelner Völker betrifft, meistens ausführlich genug und ziemlich präcis ist, jedoch in der Behandlung der Topographie zu kurz und unsystematisch, und die lateinischen Klassiker sind durchweg in den Schatten gestellt. Wie viel hätte der Verf. thun können, wenn er, dessen Handbuch doch das Studium der Alten erleichtern will, seine Topographie an den Faden der Geschichte geknüpft hätte! Gerne würde ihm der Lehrer des Herodot, Thucydides, Xenophon, des Cicero, Cäsar, Livius und Tacitus seine Etymologieen erlassen haben, die ohnehin, wie sehr sich der Verf. darin gefällt, in ein solches Handbuch nicht gehören; er würde ihm ferner den ganzen gelehrten numismatischen Randapparat erlassen, fände er nur statt dessen hie und da eine gemeine Note, ob der oder jener Ort südlich oder nördlich, östlich oder westlich liege, oder wie weit von diesem und jenem. Hat der Verf. nach seinem Handbuche die Geographie gelehrt, so wird sich ihm diese Bemerkung

Digitized by Google

wohl schon selbst aufgedrängt haben. — Doch meine Sache ist nur die Beurtheilung des erschienenen Stückes von seinem Schulatlasse, die ich um deswillen jetzt schon einschicke, damit der Verf. bei dem Uebrigen sich vor Schaden hüte. Die Charten führen den Titel: politisch-historischer Schulatlas, und darnach sollen sie auch geprüft werden.

Hier entsteht die Frage: worin unterscheidet sich ein Schulatlas, besonders ein historischer, von einem alles Mögliche umfassenden, ausführlichen Atlas der alten Welt? Eine Charte der alten Welt, als Resultat der untersuchenden und vergleichenden Geographie, ist ein Versuch, das antike Land, das sie darstellt, in Allem, was es geographisch und topographisch Bestimmbares davon gibt, sey es merkwürdig oder nicht, unserm Auge darzulegen. Die Grundlage zu solchem Gebäude geben die früheren Griechischen Geographen, die noch selbst zu den Klassikern gehören, dann aber hauptsächlich die Itinerarien, die Peutingersche Tafel und Ptolemäus. Durch sie stellt sich der gelehrte Geograph die sichersten Punkte fest, durch sie spinnt sich ein Netz über das ganze Land; und erst von diesen Positionen aus sieht er sich nach dem geographischen Inhalt der Geschichtschreiber, Dichter u. s. w. um, und sucht diesen nach jenen zu bestimmen, auch wohl jene aus diesen zu berichtigen. Die einzelnen bei jenen vorkommenden Oerter sind gleichsam Glieder eines systematischen Ganzen, und der forschende Geograph ist an die genaue Verzeichnung derselben, so weit nur möglich, gebunden. Denn das geographische Ganze ist ihm der Zweck seiner Charte. So wie er sich aber zunächst und hauptsächlich an die alten Geographen selbst hält, so muſs er auch seine Länder nach ihnen eintheilen, seine Völker placiren. Nun aber sind die besten geographischen Materialien aus einer Zeit, die weniger oder mehr aufgehört hat, eigentlich klassisch zu seyn, aus einer Zeit, wo Namen und Lagen der Völker sich oft schon verändert hatten, und — wo man auch sehr viel Oerter mehr kannte, als früherhin, wenigstens Namen der Oerter. Dennoch aber wird er nicht versäumen, neben den sichrern Eintheilungen, d. i. den spätern, auch die frühern, eigentlich historischen bemerklich zu machen. Als ein Beispiel, welches alles dieses deutlich macht, führe ich an Reichard's Asia Minor, ein Meisterstück der wissenschaftlichen Geographie.

Aus einer solchen ausgeführten Charte eine Schulcharte zu machen, halten Viele für eine wahre Kleinigkeit. Denn man braucht sie ja nur zu verkleinern, und verhältniſsmäſsig

Digitized by Google

Namen wegzulaſſen. Nichts iſt irriger und der Natur der Sache unangemeſſener, als dieſe Anſicht. Denn eine Schulcharte der alten Welt iſt ja nur eine Charte für Schulen, worin theils die alte Geſchichte gelehrt wird, theils die alten Klaſſiker erklärt werden. Die Itinerarien aber, die Peutingerſche Tafel und Ptolemäus enthalten weder lauter geſchichtliche Namen, noch werden ſie für wahre Klaſſiker gehalten, noch in den Schulen geleſen. Lieſt man doch ſogar faſt nirgends auf Schulen den Polybius, Strabo, Diodorus von Sicilien oder Dio Caſſius, ſo wenig als einen Plinius den älteren und Mela, obgleich dieſe natürlich bei Errichtung einer Schulcharte der Geſchichte wegen befragt und verglichen werden müſſen. — Ein Schulatlas der alten Welt iſt demnach ein Atlas, der die Summe der Geographie, welche in den Klaſſikern vorkommt, enthält, und da dieſer geographiſche Inhalt ſamt und ſonders für uns Späterlebende hiſtoriſch geworden iſt, ſo iſt er ſomit eo ipſo ein hiſtoriſcher, wenn's auch der Titel nicht ſagte; politiſch aber wird er dadurch, daſs in ihm die politiſchen Eintheilungen, Einrichtungen und Veränderungen durch gewiſſe Zeichen bemerklich gemacht ſind; enthält aber ein Land nur eine politiſche Eintheilung und Einrichtung, nur einen status, ſo verdient eine ſolche Charte den Namen einer politiſchen nicht, nämlich was die alte Welt betrifft. Ich möchte doch einmal in der letztern Beziehung eine nicht hiſtoriſche, nicht politiſche (alſo nach natürlichen Gränzen beſtimmte) Charte der alten Welt ſehen!

Aus der Natur des Schulatlaſſes der alten Welt, als eines blos der Geſchichte und der Erklärung der alten Klaſſiker dienenden, geht ſchon hervor, daſs nichthiſtoriſche Namen auch nicht in ihn gehören, wie kann dem Schüler ſonſt die Summe der klaſſiſchen Geographie ſich herausſtellen? Was kümmern ihn die Oerter ad Turres, ad Triceſimum, ad Herculem u. ſ. w.? was nützt ihm die Wiſſenſchaft von einem Byzacium, einer Zeugitana? Der Verfaſſer eines ausführlichen und der Verfaſſer eines Schulatlaſſes haben zwar ein und daſſelbe Geſchäft (und ſollten auch eine und dieſelbe Perſon ſeyn), jedoch mit dem Unterſchiede, daſs jener ſeine mühſelige Arbeit vollſtändig dem Auge darſtellt, dieſer hingegen nicht ſo viel — und bei weitem nicht ſo viel — aufgewandten Fleiſses blicken laſſen darf; wovon nachher. Insbeſondere aber iſt es das Geſchäft des Letztern, daſs er

1) ſämmtliche Klaſſiker ſelbſt geleſen, verglichen und ausgezogen habe;

2) daſs er sich ein non plus ultra der Klassicität annehme. Leicht lassen sich ja durch Zeichen diejenigen Oerter bemerken, welche erst unter den Kaisern bis weiter hinab an das Mittelmeer vorkommen, so wie auch die spätern (aber auch nur die geschichtlichen) Eintheilungen durch ein Paar Randbemerkungen;

3) daſs er auf diejenigen Autoren hauptsächlich reflectire, welche in den Schulen gelesen werden, also auf Herodot, Thucydides, Xenophon, Cicero, Cäsar, Sallust, Livius, Tacitus, Cornelius; samt den Dichtern u. s. w., in so fern sie nicht der mythischen Geographie angehören;

4) daſs er nun auf seine Charten diejenigen Eintheilungen und Oerter trage, welche sich aus den Autoren heraus ergeben haben. Wer z. B. Spanien recht politisch eintheilen will, der theile es am Ebro hin in zwei Theile, nämlich in Hispania Citerior und Ulterior vor dem zweiten punischen Kriege; das ganze Land in Hispaniae oder Hispaniae duae (nach Cäsar, Livius und Plinius). Dann nach dem zweiten punischen Kriege noch einmal in Hispaniae, und die einzelnen Theile ulterior d. i. Lusitania, Vettones und Baetica bis nach Neukarthago, das übrige — citerior, wie dies Alles kein geographisches Geheimniſs ist, war um den Tarraconensis ?! das Plinius nur einmal nennt, dagegen citerior mehr als fünfzigmal. In Gallien kann man ebenfalls recht politisch verfahren, man giebt Cäsars Eintheilung und die des Augustus zusammen, wenn man wegen Aquitania eine kleine Randbemerkung gemacht hat, man läſst Celtica, Belgica und Provincia stehen. Denn was thut der Leser des Cäsar mit einem Lugdunensis und Narbonensis, das kann man ihm an den Rand setzen. In Oberitalien theile man ein in Citerior oder Cisalpini, aber nicht in Cispadana, höchstens noch Transpadani. Man lasse mare internum weg, bis man es in einem römischen Klassiker findet, und setze lieber nach den Griechen auf die Westhälfte Sardoum mare, wenn man das arrogante römische nostrum haſst u. s. w.

Dazu kommt dann noch, als eine eben so wichtige Sache, ein möglichst vollständiges Verzeichniſs der in den Klassikern wirklich vorkommenden Berge, Flüsse und Oerter. Mit der Graphik vertraut, muſs der Autor eines Schulatlasses jeden einzelnen Schriftsteller in geographischer Rücksicht lesen, den jedesmaligen Beschreibungen und vorkommenden

Reisen und Heereszügen genau nachgehen, und durch Hülfe aller Mittel die Positionen bestimmen. Die oben erwähnten Geographen und Itinerarien samt den nicht erwähnten sind das Gerüste, mit dem man den Bau aufführt; sind alle Klassiker durchgelesen, durchgedacht und verglichen, ist das Bestimmbare eingetragen, so nimmt man das Gerüste wieder weg, und die Charte ist fertig. — Hierbei geschieht freilich nicht selten, daſs uns ein Volk, ein Ort genannt wird, den die Geographie nicht genau zu bestimmen weiſs, wenn wir aber nur immer aufmerksam auf den Zusammenhang sind, so läſst sich der wahrscheinliche Platz doch angeben, und alsdann muſs es in einem Schulatlas auch erlaubt seyn, ihn zu bezeichnen, denn wir wollen ja das Auge des Schülers nur auf den wahrscheinlichsten Punkt fixiren, damit er z. B. das Livische Munda nicht für das Cäsarische halte.

Nach diesen Betrachtungen, die alle auf die hier zu verhandelnde Sache genauen Bezug haben, nehme ich nun die erste Lieferung der Sickler'schen Charten zur Hand, und zwar die erste Charte — Hispania.

Der Verf. hat Wort gehalten, er hat die Charte nach einer der besten vorangegangenen Arbeiten dieser Art gegeben, es ist nämlich ganz, bis auf einige unbedeutende (darf ich eigentlich nicht sagen) Aenderungen die Charte — Uckerts.

Das ist für die Charte etwas sehr Empfehlendes, denn Uckerts Hispania, vornehmlich mit Uckerts Buch dazu, das ist (bis auf einige Mängel in der Zeichnung) ein unnahbarer geharnischter Ritter auf einem geharnischten Rosse. Hätte nur der Verf. bei seinem Copiren dieser Charte zweierlei nicht versäumt! Er hätte erstens Uckerts Charte zuvor genau untersuchen, und sowohl mit dessen Beschreibung als auch mit einer guten neueren Charte zusammenhalten; zweitens, er hätte seine eigene abgezeichnete Charte noch einmal mit der Uckertschen vergleichen sollen. Den Schaden der Unterlassung werden wir nachher kennen lernen. Verschieden von dieser ist seine Charte nur darin, daſs auf derselben die Oerter, worin sich Amtssitze befanden, welche Colonien, Municipien waren, wo Schlachten vorgefallen, und sonst noch einige Sachen mit Zeichen versehen sind; welches alles aber dem Geschichtlernenden und dem Leser der Klassiker nicht viel nützt, wenn er nur den Ort auf der Charte findet; das Nöthige sagt ihm der Geschichtlehrer oder sein Buch, in dem er den Ort liest. Und dann sind diese Sachen doch auch nicht vollständig im Buche, auch nicht ausführlich genug. Hätte

Digitized by Google

doch der Verf. statt all dieses Schmuckes sich die Mühe gegeben, die Oerter aus Cäsar, Livius, Plinius u. A. möglichst vollständig einzutragen, da doch die gelehrte Geographie durch seine Charte nicht um ein Jota bereichert wird. — Daſs mehrere Positionen anders sind, als sie bisher angenommen worden, daran mag der Steinzeichner den gröſsten Antheil haben; sollte aber der Verf. die eine oder die andere in Schutz nehmen wollen, so hat er die Beweise noch zu liefern — in dem Handbuche wäre der schicklichste Platz dazu gewesen. Und so fehlen denn auf der Charte z. B. aus Cäsar und was dazu gehört: Bursavolenses, A. Bell. Hisp. 22. Bursaonenses, Plin. III, 4. Bursao, jetzt Burgos, oder Borja, fehlt auch im Handbuch. Aspavia A. B. H. 24. fünf Millien von Ucubis, jetzt Espeja. Ungefähr in der Mitte kann Soricaria (im Handbuch wohl nur verdruckt Sorilaria) ibd. gelegen haben, dies ist auch das Soritia c. 27. Seine Ansicht von dem Fluſs Silicense und der Stadt Segovia (Hirt. Al. 57.) hat der Verf. nicht in dem Handbuch gegeben, wo sie doch der Erklärer des Alexandrinischen Krieges sucht. Denn nur wenige Lehrer des Griechischen und Lateinischen besitzen die ausführlichern geographischen Werke, sie kaufen sich, um Alles beisammen zu haben, ein Handbuch, und Sickler's Handbuch wäre doch zu so etwas dick genug.

Wollte der Verf. in seinem Handbuch auch etwas von dem Hirt. Al. 48. vorkommenden Medobrega sagen, so hätte er vor allen Dingen die Lage festsetzen sollen. Da er dies nicht gethan, so muſs man annehmen, er sey darin mit Uckert einverstanden. Aber wie seltsam! Der Ort, der ihm im Handbuch Medobriga und Medubriga heiſst, heiſst auf der Charte Mundobriga. Warum? Weil die aus Uckert copirte Charte mit dem Handbuch nicht verglichen ist, welches sich bei diesem Ort nach Mannert richtet, der dabei keines Mundobriga's erwähnt. Uckert dagegen hält das Mundobriga des It. Ant. für eben jenes Medobrega. Es ist auch nach dem Handbuch das Mirobriga des Ptolemäus, nämlich 7°; 38°,26′. Das Handbuch hat nach Medobriga noch folgendes: „In der Nähe von Portalegre mehrere Meribriga." So? Wie viele denn? Es giebt nur eines, nämlich das Meribriga des Ptolemäus, 6°. 30′ : 39°. 40′. Das andere des Ptolemäus, von dem obigen verschieden, heiſst in meiner Ausgabe Mirobriga, 5°. 20′ : 39°. 45′.

Der Irrthum des Verf. rührt daher, daſs er folgende Stelle in Mannert I, 345. hat abkürzen wollen. Dort heiſst es: „Meribriga und Mirobriga gab es mehrere in der Nach-

barſchaft", nämlich von Portalegre. — Das aber iſt noch nicht das Schlimmſte. Hat der Verf. ſein Mundobriga auf der Charte für Portalegre gehalten, ſo gehört es ſüdweſtwärts von Ammaea geſtellt, und zwar ſchon etwas vom Urſprung des heutigen Sever-Flüſschens weg; hat er es mit Uckert für Marvao gehalten, ſo gehört es nicht an die Stelle, wo Mundobriga ſteht, ſondern vor Ammaea auf ſeiner Charte, denn dort liegt Marvao. Saejus-Fluſs (A. B. H. c. 7.) iſt der Guadajoz, etwas ſüdweſtlich von Corduba auf der Südſeite in den Baetis flieſsend, nordwärts liegt Attegua bei S. Cruz, ſüdwärts Ucubis, bei S. Pedro. Beide Oerter konnte man von Castra Postumiana ibd. 8. erblicken. Salſus und Castra Post. fehlen auch im Handbuch.

Den mons Herminius hat der Verf. auf der Charte und im Handbuch, er hält ihn mit den angeſehenſten Geographen für die Sierra de Eſtrella nördlich vom Tajo. Dio Caſſius und Sueton möchten nicht viel dagegen einzuwenden haben, deſto mehr Hirtius Bell. Alexandr. c. 48, welche Stelle der Verf. im Handbuch gerade ausgelaſſen hat. Wenn die verfolgten Einwohner von Medobrega ſich flüchtig machen muſsten, werden ſie wohl in der Geſchwindigkeit über den Tagus gegangen ſeyn? Mit nichten. Sie wuſsten Zufluchtsörter genug in ihren eigenen Gebirgen, weſtlich und ſüdlich von der Stadt. Dieſe ſind des Hirtius mons Herminius, alſo die heutigen M. S. Mamel und S. Pedro. Warum läſst man denn dem gründlichen Mannert in dieſem Punkt nicht Gerechtigkeit widerfahren? Bei dieſer Gelegenheit will ich doch auch etwas über den ſaltus Castulonenſis ſagen. Uckert hält ihn für ein zwiſchen Siſapon und Castulo nordöſtlich vom Bätis hinlaufendes Gebirg (für einen Theil der Sierra Morena), welches das Land zwiſchen dem Anas und Bätis ungefähr in der Mitte durchſchneidet. Nach Cäſar Bell. Civ. I, 38. ſtand Petrejus vom Anas bis zum Castulonenſis ſaltus, Varro in Luſitanien und bei den Vettonen. Nun ſollte Petrejus zum Afranius in Ilerda ſtoſsen, und Varro Hiſpania ulterior nicht nur decken, ſondern auch im Zaum halten. Wer nun Hiſpania ulterior bis nach Carthago nova ausdehnt, der muſs die Gebirgskette von Cazlona an bis nach Cartagena für den ſaltus Castulonenſis erklären; wer von den Quellen des Bätis eine ſüdöſtliche Linie ans Meer zieht, muſs die in dieſe Linie fallenden Berge dafür halten, und ſo werden wir nicht viel fehlen, wenn wir die Berge von Cazorle als ſaltus Castulonenſis annehmen, wenn auch ſchon Castulo in Cazlona gefunden würde.

Das im Bell. Civ. vorkommende Octogesa (im Handbuch verschrieben Octosegra) muſs hart an den Fluſs Sicoris, und, wie die Charte hat, auf die linke Seite, der Cinga aber fällt nicht oberhalb Ilerda in den Sicoris, denn er ist nicht der heutige Ribagorzana. Octogesa lag entweder rechts oder links am Sicoris. Es habe links gelegen, behaupten diejenigen, welche das heutige Mequinenza dafür ansehen; es muſs rechts gesucht werden, wenn man die Züge der Cäsarianer und Pompejaner untersucht. Diese hatten eine mit Ilerda verbundene Brücke über den Sicoris, C. I, 40; sie wollen den Krieg nach Celtiberien spielen, c. 61, und lassen zu dem Ende eine Menge Schiffe nach Octogesa bringen, ibid. Dadurch ist die Position am Sicoris bewiesen. Aber wie wollen sie nun dahin? Sie gehen über den Sicoris, rechts am Flusse herunter, und werden dann abgeschnitten, also lag Octogesa rechts. Ferner nach c. 48. hatten die Cäsarianer ihr Lager zwischen dem Sicoris und Cinga, in dieser Stellung sehen sie sich genöthigt, Alles anzuwenden, damit diese nur nicht auf des Sicoris rechte Seite kommen; dies beweist, daſs die Cäsarianer links, am Flusse Cinga herunter, standen, und daſs jene also links schon vom Ebro abgeschnitten waren. Wäre der Fluſs Ribagorzana der Cinga gewesen, so hätten die Pompejaner bei ihrem intentirten Rückzuge keine Noth gehabt, denn die Feinde wären ja durch den Cinga von ihnen getrennt gewesen. Sie, die Pompejaner, brauchten alsdann nicht über den Sicoris zu setzen, sondern ungehindert südlich fort über den heutigen Cinca und dann über den Ebro. Aber das war es eben, Cäsar stand schon links südlicher als sie, zwischen dem heutigen Cinca und dem Sicoris, dieser heutige Cinca ist also Cäsars Cinga.

Von Cäsar gehen wir zu Livius über. Olcades, Liv. XXI, 5, mit ihrer Hauptstadt Carteja. Die Sitze der Olcades werden schon durch die Züge ibid. bestimmt zwischen Saguntum und Carthago. Carteja ist nach Reichard Carcelen, folglich wären die Olcades so ziemlich sicher zu setzen, sie fehlen aber auf der Charte samt ihrer Hauptstadt. Im Handbuch stehen sie, dort stehen auch p. 23. unter No. 2. die Carpetani, östlich neben den Keltiberern, westlich neben den Lusitanern. Das möchte wohl unmöglich seyn, wofern nicht die Carpetani eine Fischnatur hatten.

Schwerer freilich sind die Städte Hermandica und Arbocala, die Livius a. a. O. Cartejorum urbes nennt, zu bestimmen. Es ist im Vorhergehenden von den Vaccaei die Rede; dann heiſst es: Hermandica et Arbocala, Cartejorum urbes,

Digitized by Google

vi captae. Wenn's denn nur noch Carpetanorum hieſse, so lieſse sich etwas sagen. Dürfte man anstatt Cartejorum leſen eorum, dann wären beide — Städte der Vaccäer, und man könnte, wie man auch schon gethan hat, Hermandica für Salamanca, Arbocala für des It. Ant. Albucella und also für Villa Fasila halten.

Es fehlen; die Bargusii, Liv. XXI, 19, 23, östlich von den Ilergetes. Raum wäre noch; Ibis, XXVIII, 21, jetzt Ibi, südlich von Murviedro. Bei Illici hätte im Handbuch angegeben werden müssen, daſs östlich davon wahrscheinlich das Akra Leuke des Diodorus, vielleicht des Livius Castrum Album, XXIV, 41, gelegen habe; auch hätte die ungefähre Lage auf der Charte wohl bezeichnet werden dürfen, denn ein Ort, „insignis caede magni Hamilcaris", ibid., gehört doch wohl in einen politisch-historischen Schulatlas der alten Welt. Es fehlt Lapides atri zwischen Mentissa und Illiturgis, Liv. XXVI, 17, im Handbuch und auf der Charte, eben so Pyrenaei promontorium, jetzt Cap Creux, Liv. XXVI, 19. Baecula, XXVII, 18. etc. nach Reichard Baylen fehlt auf der Charte, steht im Handbuch ohne alle Erklärung. Die Bergistani, XXXIV, 16, 17, gehören als ein Völkchen aufgeführt um das jetzige Berga, denn dies ist des Livius Vergium Castrum, XXXIV, 21. Im Handbuch fehlt der Ort, auf der Charte Volk und Ort.

Ergavia, Liv. XL, 50, Ergavicenses, Plin. III, 4, stellt Uckert in seiner Geographie „an den Einfluſs der Guadiela in den Tajo, wo groſse Ruinen sind, welche Santaver heiſsen." Durch ein Versehen aber steht Ergavica auf seiner Charte ungefähr zwischen den Quellen dieser beiden Flüsse; dies steht denn getreulich auf der Sickler'schen Charte auch so. Im Handbuch steht von der Position nichts, er nennt daselbst Ergavia und dann noch ein Ergavica. Der Beweis möchte schwer seyn! Die Lage des fehlenden Contrebia, XL, 33, ist schwer zu bestimmen, Uckert jedoch hat sie bestimmt, so wie Reichard die Lage von Munda, XL, 47, in Munnoz, und von Certima, ebend., in Criptama.

Von Noiga, Νοίγα, Strab. III, 465, sagt der Verf., der Ort sey vielleicht Santander, und stellt ihn doch 13 deutsche Meilen davon weg!

Es fehlt auf der Charte Folgendes: Chalybs, Justin. XLIV, 3. und Bilbilis, ibid., Nebenflüsse des Minius, jener ist der Cabe, dieser der Bibei, die in den Sil fallen. Laeron-Fluſs, Mel. III, 1, 79, nördlich vom Minius, jetzt Le-

rez. Sanda-Fluſs, Plin. IV, 34, entweder Miera, ein Arm des Deve, oder Saja, ein Arm des Besaja oder Suances. Magrada-Fluſs, Mel. III, 1, 116, jetzt Urumea. Olintigi, Mel. III, 1, 48, jetzt Palos. Ebora, Mel. III, 1, 36. 'Εβοῦρα, Strab. III, 375, am Ausfluſs des Bätis, jetzt San Lucar de Barrameda. Selambina, Plin. III, 3, jetzt Salabrenna. Lastigi, Plin. III, 3, jetzt Zahara. Aurinx, Liv. XXIV, 42. Orinx, ibid. XXVIII, 2. Oringis, Plin. ibid. Urso oder Ursa kommt bei Strabo, Appian, im Bell. Hisp. und bei Plinius vor, jetzt Ubrique oder Orsunna. Astigi Julienses, Plin. a. a. O., jetzt Alhama. Ilipula laus, ibid., jetzt Loxa. Astigi vetus, ibid., jetzt Alameda. Nertobriga, ibid., jetzt Valera la Vieja. Contributa Julia, ibid., jetzt Medina de los Torres, am Ursprung des Ardila-Flusses, der bei Moura in die Guadiana fällt. Der Medullus Mons des Florus, jetzt Sierra de Mamea, der Mons Sacer des Justin, jetzt Puerto de Rabanon, der Caunus M. des Livius, jetzt Moncayo. — Der Verf. sage nicht, er habe für diese Oerter keinen Raum gehabt, ich wollte ihm eine ganze Liste von Namen hersetzen, die auf der Charte wirklich stehen, und die dem Schüler zu nichts, zu gar nichts nütze sind!

Aus noch Vielem hebe ich Folgendes heraus, um nur mit der Charte zum Schluſs zu kommen. Bilbilis giebt der Verf. selbst für Calatayud, und doch liegt es auf der Charte mehrere Meilen südlicher. Mit Saetabis ist's nicht besser. Da das Prom. Junonis das C. Trafalgar ist, so muſs Baesippo, Mel. II, 6, 88 und 89, südöstlich davon stehen, es ist Barbato, auf der linken Seite des Barbateflusses, folglich ist die Position auf der Charte falsch, da sie nördlich über dem C. Trafalgar angenommen ist. Wie postirt der Verf. die drei Oerter Ipagrum It. Ant. (er hätte es weglassen können), Aegabrum, Plin. III, 3, und Cisimbrum, ibid.? Erstens steht von allen dreien keine Sylbe im Handbuch, sodann ist Ipagrum entweder eins mit Aegabrum, oder nicht, in diesem Falle ist es Aguilar, am Flusse Cabra. Dieser Rio Cabra oder Monturque flieſst rechts in den Xenil, und fast fünf spanische Meilen rückwärts vom Einfluſs liegt Aguilar de la Frontera. Nach Sickler's Charte liegt es aber eine gute Strecke nordwestlich vom Einflusse, dicht am Xenil! Uckert, der den Ort p. 368. genau bestimmt, hat ihn eben so genau auf seiner Charte. Ungefähr zwei spanische Meilen südöstlich davon, am Ursprung des Cabra, liegt das jetzige Cabra, dies ist Aegabrum, bei Sickler liegt es südlich vom Cabra am Xenil. Südlich von Cabra, zwischen Lucena und Rute, liegt Torre

de Zambra, dies ist Cisimbrum, immer noch zwei spanische Meilen von Xenil, bei Sickler hart daran.

Wir wollen nun hier von Spanien abbrechen, um noch einige Blicke in des Verfassers Gallia zu werfen. Ich kann mir eine Beurtheilung desselben schon um deswillen nicht versagen, weil der Verf. meiner Schulcharte von Gallia, nach Reichard, verbunden mit Mannerts Beschreibung, bearbeitet, die Ehre erwiesen hat, sie der seinigen zu Grunde zu legen. Der Verf. soll sehen, daſs ich gegen ihn nicht strenger bin, als gegen mich selbst. — Das Kind sieht der Mutter ähnlich, wie ein Ei dem andern, bis auf wenige Ausstattungen und Zusätze, es hat aber auch die Gebrechen der Mutter geerbt. Mein Steinzeichner hat mir damals, weil er keinen Platz mehr auf dem linken Rheinufer fand, die Vangiones neben an auf das rechte geschrieben, diesen Platz haben sie auf der Sickler'schen Charte behalten. Wie viele solcher Positionen mögen wir wohl schon den Kupferstechern und Steinzeichnern zu verdanken haben! Sodann steht auf meiner Charte statt des antiken Arduenna silva das moderne Ardennengebirge, bei Sickler aber auch. Cäsar hat mich inzwischen eines bessern belehrt: pertinet per medios fines Trevirorum a flumine Rheno ad initium Remorum, G. V, 3. patet ab ripio Rheni ad Nervios, milibus amplius D. in longitudinem (das ist freilich etwas aufgeschnitten) VI, 29. — Laut Cäsars Bericht liegen die Städte Lutetia und Melodunum auf Inseln der Seine — „Melodunum pervenit. Id est oppidum Senonum, in insula Sequanae positum, ut paulo ante Lutetiam diximus, VII, 58." Das kann ihnen, wenigstens was Melodunum betrifft, auf unsern Charten kein Mensch ansehen, so wenig als daſs Vesontio überall, nur nicht auf einer Seite, vom Dubis umgeben ist, I, 38. Ich habe den so wichtigen Fluſs Sabio, II, 16, 18, vergessen, der Verf. auch, ich den eben so wichtigen Elaver, VII, 34, nicht benannt, der Verf. auch nicht. Hätten wir statt dieser Auslassungen nicht die vielen kleinen Flüſschen unterdrücken können, welche nördlich in die Mosel fallen? Wir haben nicht die Namen Civitates Armoricae, V, 53. VII, 75. VIII, 31, nicht das Belgium, V, 24. VIII, 46. Die Bituriges — Cubi hat mein Steinzeichner für zwei verschiedene Hieroglyphen angesehen, und daher dem Namen Bituriges eine nordöstliche, dem Namen Cubi eine horizontale Richtung gegeben, er lieſs aber hinter Bituriges— den Anhängestrich stehen, so daſs man allenfalls noch errathen kann, daſs das Wort zu etwas gehört, zu was? das kann nur der wissen, der es vorher schon weiſs; da nun Sickler's Steinzeichner die Richtung beibehalten, den Strich

aber weggelassen hat, so haben wir ein neues, herlithographirtes Volk weiter in Gallia. Daſs Sickler's Charte keine Nervii als Volk kennt, dafür kann ich nicht, ich habe sie auf der meinigen. Es fehlen folgende Namen, die alle in Cäsar vorkommen: Gergovia, jetzt Jargeau, G. VII, 4, 9, 34, 36, und um dieses Gergovia hat sich doch Reichard ein grosses Verdienst erworben; Brannovices, VII, 75, jetzt Brange; Ambivareti, ibid., jetzt Auherien; Uxellodunum, VIII, 32, 40, 43, jetzt Capdenac; Boja, VII, 14, jetzt Autry; Sibuzates, III, 27, jetzt Sobusse; Sostrates und Sotiatum oppidum, III, 20, 21, jetzt Sôs; Preciani, III, 27, jetzt Bresac; Tarusates, III, 23, 27, jetzt Jartas.

Wenn der Verf. die Charte von Oberitalien zeichnet, so vergesse er nicht, folgende noch nachzuholen: Centrones, Veragri, Octodurum, Seduni, Sattnetes, sie kommen auch im Cäsar vor, und müssen auf einer Charte von Gallien, so wie auch Ocelum und Grajoceli nachgesehen werden. Das leere Stück von Deutschland nordöstlich hätte dazu benutzt werden können, die Paar Völker zu bezeichnen, welche auf dem Zuge Cäsars zu den Deutschen vorkommen; die Ubii wenigstens gehörten hierher, da sie auf der Charte von Germanien schon auf dem linken Rheinufer stehen.

Möchte nun der Verf. die Ueberzeugung gewinnen, wie nothwendig die Römer auf einem Schulatlasse sind. Könnte er die Charten von Italien, Griechenland und dem westlichen Kleinasien sehen, die ich allein nach Livius zu einem besonderen Zweck errichtete, er würde bemerken, daſs sie schon dadurch beinahe ganz vollständig sind. Sollte er es aber übel nehmen, daſs ich die Blöſsen seiner Charten aufgedeckt habe, so möge er sich damit trösten, daſs durch die oben aufgestellten Grundsätze auch mancher Charte aus meinem Schulatlasse der Stab gebrochen ist.

Karl Kärcher.

Jahrbücher der Landwirthschaft in Baiern. Herausgegeben von G. Freiherrn von Aretin und M. Schönleutner. Zweiter Jahrgang. Zwei Hefte. Landshut, bei Krüll. 1825. 506 *S.* 8. 1 fl. 48 kr.

In No. 13. dieser Jahrbücher von 1825. haben wir den ersten Jahrgang obiger Zeitschrift angekündigt, und zeigen den zweiten hier blos deswegen an, weil wir in diesem unser

dortiges Urtheil ganz gerechtfertigt finden. Die Zahl der Aufsätze ist auch in diesem zweiten Jahrgange nicht so groſs, daſs wir sie nicht, ohne Raum zu verschwenden, hier alle namhaft machen könnten, was unsere Behauptung am besten bestätigen wird.

I. Dringende Bitte an die Regierung um Herstellung einer guten Feldpolizei von G. A. Der Verf. klagt über den sogenannten wilden Hirtenstab und das einzelne Hüten mit Rindvieh, Schweinen u. s. w., so wie über das Ausgrasen der Felder auch auf fremdem Eigenthum. Er findet darin nicht blos eine directe Beschädigung der verwüsteten Felder, sondern auch ein Hinderniſs des Klee- und andern Futterbaues, und dadurch des landwirthschaftlichen Betriebes überhaupt. Es ist traurig, solche Klagen aus einem Lande zu hören, wo die Verordnungen über Landwirthschaftspolizei nicht zu den schlechten gehören. II. Bemerkungen über die Bewirthschaftung der adeligen Güter in Baiern, von M. S. Der Grund, warum sie weniger eintragen, soll meistens in der unrichtigen Darstellung der Wirthschaftserfolge liegen. Die Herrschaft bezieht zu ihrem Luxus, Hausbedarf, für Pferde, Dienerschaft, Gerichts- und Kirchenpersonale aus der Landwirthschaft verschiedene Naturalien, welche dieser nicht zu gut gerechnet werden. Indem der Verf. dieses tadelt, giebt er Vorschriften zu einer richtigen Verrechnung und einer angemessenen Direction, die natürlich nur von den Regeln des landwirthschaftlichen Haushaltes ausgehen kann. III. Ueber einige Hindernisse der Landescultur in Baiern, von einem Oekonomen im Unterdonaukreise. Als solche Hindernisse werden angegeben der Mangel an Menschen, eine schlechte Feldpolizei, besonders Beschädigungen durch Thiere, selbst durch das Geflügel, z. B. Tauben, schlechte Benutzung der vorhandenen Arbeitskräfte (es wird eine Gegend angeführt, wo man in einem Jahre 204 Feier- und Ruhetage und nur 161 Arbeitstage zählte! dabei ist die tägliche Arbeitszeit sehr kurz) und die Gebundenheit der Güter. IV. Beleuchtung der C. Sprengel'schen Schrift über Hofwyl (Celle 1819), von S—r. Es wird hier eine Ehrenrettung der v. Fellenberg'schen Wirthschaft und seiner Unterrichtsanstalten gegen die Behauptungen von Sprengel versucht. Diese war auch nicht schwer, da die letzteren jedem Leser als oberflächlich erscheinen müssen, und bei der billigsten Annahme in dem kurzen Aufenthalte des H. Sprengel zu Hofwyl ihren Grund gefunden haben müssen. V. Ein Wort an meine Mitarbeiter, gehalten am Erntefeste zu Schleiſsheim 1823. von M. S. Alles recht schön und gut.

Digitized by Google

Nur Schade, daſs man auf den sterilsten Boden des Königreichs Baiern so viel Geld und Arbeit verwendet. IV. Auszug aus einem Briefe eines reisenden Baiern aus England. Der Verf. glaubt, in dreiſsig Jahren sey der sächsische Wollenhandel niedergelegt durch die Wolle von Neuholland und Van Diemensland. Daran möchte aber billig zu zweifeln seyn, und der Verf. würde sich diesen Ausspruch nicht erlaubt haben, wenn er mit dem Wesen der norddeutschen hochfeinen Schäfereien, und mit den Anstrengungen, durch welche sie gebildet und erhalten werden, genau bekannt gewesen wäre. VII. Anzeige einiger landwirthschaftlicher Werke und einiger Schriften des Hrn. Hofrath Harl in Erlangen, die nicht hierher gehören. VIII. Das Zunftwesen im Verhältniſs zur Landwirthschaft, von G. A. Treffende Bemerkungen über das Unnöthige und Schädliche der Zünfte. Sie sind den Forderungen der Landwirthschaft geradezu entgegengesetzt. IX. Nachrichten über den im Monat Mai 1823. in Leipzig bestandenen (!) Schafzüchter Convent von M. S. Der Verf. hat in Auftrag des Kön. Baier. Staatsministeriums der Finanzen diesem Convente beigewohnt, und giebt hier die Resultate desselben, die aber ausführlicher in den Mögeliner Annalen und auch in anderen landwirthschaftlichen Zeitschriften dargestellt sind. Merkwürdig ist es, hier zu erfahren, daſs Se. Maj. der König von Baiern in demselben Jahre eine kleine Electoralheerde aus der K. Sächs. Schäferei zu Lohmen und aus der Fürstl. Reuſs. zu Klipphausen angekauft hat, welche zur Veredlung der Baierischen Schäfereien wesentlich beitragen kann, wenn anders mit der nöthigen Sorgfalt und Sachkenntniſs die Zuchtthiere ausgewählt werden, und in der Veredlung ein Prinzip constant verfolgt wird. X Ueber die fahrbare Futterraufe des Frhrn. v. Hafenbrädel. Das Futter wird auf dem Felde in die Raufe eingeladen, diese nach Hause geführt, in den Stall geschoben, und vom Vieh selbst leer gemacht. XI. Vermischte Nachrichten, zum Theile commerciellen Inhaltes, eine nicht vollständige landwirthschaftliche Literatur von 1823 und 1824, der Versuch eines Beweises, daſs die Lehre von der Wechselwirthschaft in Deutschland zuerst von Baiern ausgegangen sey u. s. w.

Im Ganzen müssen wir bedauern, daſs die Verf. der angeführten Aufsätze — auch bei allgemeinen Behauptungen — immer nur ihre nächsten Umgebungen vor Augen haben, und manches generalisiren, was nur für jene Kreise von Baiern paſst, in welchen sie leben. Auch sieht man leicht, daſs der rechte Ernst und das Leben, welche andere ökonomische Zeitschriften charakterisiren, der hier angezeigten fehlen.

Digitized by Google

N. 33. 1826.

Heidelberger

Jahrbücher der Literatur.

Ueber eine Kretische Kolonie in Theben, die Göttin Europa und Kadmos den König. Von F. G. Welcker, Professor in Bonn. Bonn, bei A. Marcus. 1824. 54 kr.

Diese Abhandlung hat der Verf. ursprünglich für den der Aeschylischen Trilogie Prometheus über die Irren der Io beigegebenen Excurs bestimmt, später aber von demselben getrennt (vergl. Aeschyl. Trilog. S. 596.) und nun besonders herausgegeben.

Der Verf. geht von dem Dienste der Europa in der ältesten Kretischen Hauptstadt Gortyn aus, wo Europa mit dem Namen Hellotis nach der Ansicht des Verf. als Mondsgöttin verehrt wurde. Aus Kreta zieht uns Europa nach Böotien hinüber, wo in Teumessos bei Theben ihre Brauthöhle war. *S.* 21. Dieses uralte Heiligthum in Teumessos ist, wie S. 22. bemerkt wird, wichtig, weil in Theben an diesen Dienst die Sagen von Kadmos und demnächst von einer Phönizischen Kolonie sich angeschlossen, und von ihm der Welttheil den Namen empfangen hat. Kadmos ist nichts als der alte Königsname, von καδω, καζω, eigentlich der Fürst als Heerführer, κοσμητωρ λαων. S. 23. Von diesem historischen Idealnamen Kadmos scheidet der Verf. S. 31. streng das kosmogonische Symbol, denn auch im theologischen Natursystem habe die Idee des κοσμος, in der Schule der Philosophen seit Pythagoras behandelt, sich vordem eine Person angebildet, und dieser Kadmos werde als Hermes gedeutet und den Tyrrhenern beigelegt. Die Vermuthung sey einfach, behauptet nun der Vf. S. 43, daſs zwischen dem Thebischen und dem Kretischen Dienste der Europa Verbindung Statt gefunden und der Kretische oder der ursprüngliche gegolten habe, oder vielmehr es auch wirklich gewesen sey. Schon ehe denn Priester aus dem Minoischen Knossos in Dorischer Zeit nach Krissa zogen und Apollons Heiligthum gründeten, müsse sich eine Knossische oder eine Gortynische Kolonie gen Theben gewandt haben. — Wenn man nun im Thebischen einen im höhern Alterthum

berühmten Cultus der Europa anerkenne, so falle von selbst in die Augen, wie der geographische Gebrauch des Namens Europa entstehen konnte. S. 48. — Denke man sich, daſs Gortyna, nach dem alten Gebrauch, den Städten hieratische Zunamen zu geben, selbst Hellotis hieſs, so sey sehr natürlich, daſs die Kreter auch ihre Kolonie in Theben Europa nannten. S. 50.

Bleiben wir hier vorerst stehen, so muſs uns sogleich auffallen, mit welcher Zufälligkeit der Verf. den Namen Europa die allgemeine Benennung des Welttheils werden läſst. Der Verf. findet dies jedoch so wenig bedenklich, daſs wir S. 50. sogar die Behauptung lesen: „Wäre Pytho vor Thebe gewesen, so würde der Welttheil jetzt vermuthlich nach Pytho oder Delphi benannt seyn, wie er Athenäa heiſsen würde, hätte Athen ein Kretisches Heiligthum gehabt, oder wäre es für die Kreter zu der Zeit, als sie das verbreitetste und am Meisten geltende Griechische Volk waren, der Hauptort des jetzt sogenannten eigentlichen Hellas gewesen.“ Eine solche Erklärung könnte nur dann einige Wahrscheinlichkeit haben, wenn sich kein inneres Verhältniſs zwischen dem Namen und dem mit demselben bezeichneten Gegenstand nachweisen lieſse. Dies ist aber, wie wir glauben, keineswegs der Fall. Der Verf. betrachtet mit Unrecht die in Kreta und in Thebä verehrte Europa nun als Mondsgöttin, da ja, wie S. 26. zwar nicht unbemerkt geblieben, aber nicht weiter beachtet worden ist, Demeter in der ebenfalls Böotischen Stadt Lebadea mit dem Beinamen Europa verehrt wurde. Sie sollte daselbst Erzieherin des Trophonios seyn. Pausan. IX. 39. Da nun Demeter ihrem Hauptbegriff nach die Erdgöttin ist, so müſste in der That ein sonderbares Spiel des Zufalls sich eingemischt haben, wenn nicht der auf den Welttheil übergetragene Name damit in Zusammenhang stünde. Als Erdgöttin heiſst Demeter ganz natürlich Europa, d. h. die Weithinschauende, Weitausgedehnte, oder auch, wenn wir εὐρωπος in der Bedeutung von σκοτεινος nehmen, vergl. S. 26, die in das Dunkel der Ferne sich Verlierende, in die Schatten der Unterwelt Uebergehende. Es ist wahrscheinlich, daſs diese Benennung nur von einem bestimmten Standpunkte aus entstanden ist. Darauf leitet aber auch sogleich die Natur der Sache von selbst. Demeter kann nur eine weitausgedehnte, durch keine Zwischen-Meere unterbrochene Erdfläche genannt worden seyn, welche ursprünglich noch ohne besondern Lokalnamen nur mit einer unbestimmten und allgemeinen Benennung bezeichnet und dadurch zugleich einer bereits bestimmten und gewöhn-

Digitized by Google

lichen entgegengesetzt wurde. Was das Letztere betrifft, so bemerkt der Verf. selbst S. 53, daſs die Gegeneinanderstellung von Asien mit Europa nach der von ihm gegebenen Erklärung des ersten geographischen Gebrauchs des Namens Europa dunkel bleibe, weil zwischen beiden Punkten kein Verhältniſs bekannt sey, kein Krieg, noch auch ein bedeutender Verkehr. Diese Schwierigkeit kann nur dadurch gehoben werden, daſs der Standpunkt für die erste Entstehung des geographischen Namens Europa in diejenige bedeutende Lokalität gesetzt wird, welche als der Europa entgegengesetzte bereits ihre eigenthümliche geographische Benennung erhalten hatte. Da nun diese keine andere als Asien seyn kann, so ist gewiſs auch aus der ursprünglichen geographischen Bedeutung des Namens Asien der ursprünglich geographische Gebrauch des Namens Europa zu bestimmen. Das älteste Asien ist nach Homer die Lydische Landschaft am Kayster. Doch scheint der Name Asien schon in der ältesten Zeit eine gröſsere Länder-Einheit umfaſst zu haben. In den Pontischen und Kaukasischen Ländern kommen so viele Spuren desselben Namens vor (man vergl. besonders eine Hauptstelle bei Aesch. Prom. 411. ὁποσοι ἐποικον ἁγνας Ἀσιας ἑδος νεμονται, vom Prometheischen Kaukasus gesagt), daſs offenbar von diesen Ländern aus der ganze Welttheil seinen allgemeinen Namen erhalten hat. Man vergl. hierüber Heyd Etymologische Versuche, Tübing. 1823. S. 125. f. Die in der genannten Schrift ausgeführten geographischen und historischen Gründe machen uns, wenn wir damit noch die obige Bemerkung verbinden, daſs Europa Beiname der Erdgöttin Demeter ist, den in derselben aufgestellten Hauptsatz sehr wahrscheinlich, daſs der Name Europa durch die örtliche Beschaffenheit der vom Tanais und Pontus Euxinus nördlich, nordwestlich und westlich gelegenen Länder veranlaſst worden ist, da jene Länder sich in einer unübersehbaren Ebene hinstrecken, und eben dadurch einen Gegensatz gegen die vom Kaukasus ausgehenden bilden, welche entweder selbst bergigt sind, oder an einem Bergabhang sich befinden. Auf diese Lokalität, wo der Gegensatz zweier Erdfesten durch Meere, Flüsse und Gebirgszüge so stark bezeichnet ist, muſs sich auch der Name Europa ursprünglich bezogen haben. Daſs, wie der Verf. S. 50. bemerkt, in dem Homerischen Hymnus auf Apollon, wo Europa zum erstenmal deutlich geographisch vorkommt, v. 251, Europa an der Stelle von Hellas dem Peloponnes und den Inseln entgegengesetzt wird, scheint uns kein Beweis gegen die Annahme eines nördlicheren Ursprungs des Namens Europa, da ja der

Verfasser des Hymnus Hellas hier auch als Theil eines weithin nach Norden sich erstreckenden Continents dem Peloponnes und den Inseln entgegenstellen konnte. In jedem Fall möchten in dieser Stelle unter Europa namentlich die v. 216. sq. genannten nordgriechischen Landschaften zu verstehen seyn. Eben so möchte auch die von Europos, Makedons Sohn, gestiftete Stadt Europos in Makedonien wenigstens in so fern hier in Betracht kommen, so fern sie ebenfalls als ein Beweis dafür gelten kann, daſs der Name Europa vorzüglich im Nordosten des Welttheils zu Hause war. Der Verf. glaubt zwar S. 55, daſs erst nach der Zeit der Makedonischen Gewalt über Asien etwa ein Schriftsteller aus dem Lande von der Stadt Europos Anlaſs nahm, einen König Europos als Stammvater des Welttheils zu dichten, in welchem jetzo Makedonien als das Hauptland erschien. Aber bemerkenswerth ist doch, daſs der Name Gortynia, der in Kreta mit dem Namen Europa verbunden ist, auch als Name einer Makedonischen Stadt angegeben wird, bei Steph. Byz. Die Behauptung des nordöstlichen Ursprungs des Namens Europa glauben wir hier auch noch durch eine andere Bemerkung bestätigen zu können. Europa hieſs die Demeter in Lebadea, wo sie die Amme des unterirdischen Trophonios seyn sollte. Ebendaselbst finden wir eine *Ερκυνα*, die zwar eine Gespielin der Kora, der Tochter der Demeter, genannt wird, ohne Zweifel aber eigentlich nur eine andere Gestalt der Demeter-Persephone ist. Als Erdgöttin bezeichnen die Herkyna neben Trophonios die mit Schlangen umwundenen Stäbe der aufrecht stehenden Bildnisse in der Höhle, aus welcher die Quellen des Flusses Herkyna entspringen. Pausanias sagt IX. 31. von diesen *αγαλματα*: *ειεν δ' αν Τροφωνιος και Ερκυνα*. Ist es nun wohl blos zufällig, daſs dieser Name Herkyna so ganz gleichlautend mit dem Namen des bekannten, durch ganz Mittel-Europa östlich und nördlich sich hindurchziehenden Hercynischen Waldes zusammentrifft? Wir können in der That nicht umbin zu glauben, daſs der Name des Hercynischen Waldes oder des Harzwaldes den Namen und den Begriff der Erde enthält, d. h. der Demeter. Wie Demeter Europa hieſs in Hinsicht des in die dunkle Ferne sich hinziehenden Europäischen Erdstrichs, so konnte ihr auch der ohne Zweifel auch mit dem Lateinischen orcus *)

*) Das Griechische *δρκος* ist dasselbe Wort, weil der Schwur bei der Unterwelt der heiligste. *Εργω*, *ερκω*, wovon man *ὅρκος* gewöhnlich ableitet, weil der Eid eine Schranke sey, gehört zwar

verwandte und an das Dunkel der Unterwelt erinnernde Name Herkyna beigelegt werden. In dem düstern Dunkel der in's Unermeſsliche ausgedehnten Wälder stellte sich auf dem Standpunkte der von Osten nach Westen blickenden Völker in einer ganz besonders groſsartigen Anschauung die gewaltige Erdgöttin dar. Daher gieng der Name der Erde (altdeutsch Art, Artir) auf die Harzwälder über; daher derselbe Name in Germanien und Griechenland, ohne daſs wir den einen von dem andern abzuleiten berechtigt sind. Auf gleiche Weise verhält es sich mit dem Namen Hermione. Demeter und Persephone heiſsen selbst so; s. Creuzer Symb. und Myth. Bd. IV. S. 40. Vorzüglich aber ist der Name bekannt als Name der Argeischen Stadt, in welcher Demeter als Chthonia, als Göttin der Unterwelt, besonders verehrt wurde. Diese uralte Stadt Hermione sollte von Hermion, einem Sohne des Europs, ihren Namen haben. Paus. II. 34. Also wiederum der Name Europs in Beziehung auf die Demeter! Da nun der Name und Cultus des Hermes im alten Germanien ganz einheimisch ist, da wir dort einen Hauptstamm mit dem Namen Hermionen finden, Tac. Germ. c. 2, da schon der Orphische Argonaut 1136. eine Stadt Hermioneia im äuſsersten Westen erwähnt, welche die gerechtesten Männer bewohnen, dem Hades eben so verwandt, wie die Argeische Hermione, s. Creuzer a. a. O., so ist wohl der Name der Demeter Hermione eben so mit Germanien in Zusammenhang zu setzen, wie der Name der Demeter Europa sich auf die westlichen Länder bezieht, die vom Pontischen Norden aus sich darstellten. Es scheinen uns mit Einem Worte auch diese Sagen und Namen, wie so vieles andere, einer Zeit und Lokalität anzugehören, wo einst noch, wie Ritter (Vorhalle Europ. Völkergesch. 1824. S. 419.) sagt, Teutonia und Jonia gesellig weilten.

Zusammenstellungen dieser Art werden in dem Grade wahrscheinlicher, in welchem sie sich auf eine übereinstimmende Weise auch weiterhin verfolgen lassen. In dieser Hinsicht scheint uns der Name der alten Kretischen Stadt Gortyn, wo Europa ihren Sitz hatte, noch besonders beachtenswerth. Daſs auch in Makedonien die beiden Namen Gortynia und Europos als Städtenamen neben einander vorkommen, ist schon bemerkt worden. Aber auch in Arkadien, dessen uralter und

---

auch hierher, aber zugleich in eine andere Combination von Begriffen. Eben so ist auch das Hebr. שבע von dem Object des Schwörens benannt.

Digitized by Google

eigenthümlicher Demetercultus mit dem Böotischen am meiſten übereinstimmt, finden wir denselben Namen. Nicht fern von Megalopolis war ein Ort Gortys, welcher, wie das benachbarte Teuthis, einst eine Stadt war; der Fluſs, der durch den Ort floſs, ausgezeichnet durch die Kälte seines Wassers, hieſs an seinen Quellen Lusios von dem Bart des neugeborenen Zeus, ferner davon aber nach dem Orte Gortynios. Asklepios, der mit Trophonios so manches gemein hat, hatte daselbst einen Tempel; und wahrscheinlich von dem Orte den Beinamen Gortynios. Pausan. VIII. 28. II. 11. Am berühmtesten ist das Phrygische Gordium, und auch hier bleibt die Beziehung auf die Demeter nicht aus, da Gordius, der Stifter der Stadt, in der Sage und durch seinen Wagen ganz als Ackermann bezeichnet ist. Noch unmittelbarer sehen wir dieselbe Beziehung in Gordys, dem Sohne des Triptolemos, welcher die Io aufsuchen half, und der Armenischen, von Verzweigungen des Taurusgebirgs durchschnittenen Landschaft Gordyäa (dem Lande der Kurden) den Namen gab; s. Steph. Byz. So weit ist der Name verbreitet; was aber die Verbindung desselben mit der Demeter Europa betrifft, so möchten wir ihm dieselbe Bedeutung geben, welche in dem ältesten Asien das heilige Asgard hat. Gortys ist wie Gard das Orientalische Kerta (die so oft vorkommende Städtebezeichnung), das Deutsche Garten (hortus), und wohl auch mit dem Wort Erde selbst verwandt, in Beziehung auf die Erdgöttin Demeter überall die heilige Stätte, wo ihr Cultus einen festen Sitz erhalten hatte. Jede Stadt ist als ein für sich abgerundetes Ganze eine Erde im Kleinen, daher Gard, Gordys Stadt, Stätte. Selbst der Gordische Knoten in der Stadt des Gordius erhält dadurch seine bestimmtere Bedeutung, indem ja die Erde auch Schicksals- und Orakelgottheit ist, πρωτόμαντις γαια.

Daſs die geographische Bedeutung des Namens Europa, obgleich uralten Ursprungs, doch erst in beträchtlich später Zeit in Gebrauch kam, hat nichts Befremdliches, wenn man bedenkt, daſs es sich mit so vielen andern Namen ganz auf dieselbe Weise verhält. Der Name ist lange Zeit vorhanden, ehe sich der bestimmtere Sprachgebrauch desselben fixirt. Dieselbe Erscheinung zeigt sich uns bei dem Namen Asien, und bei dem Namen Europa war die geographische Bedeutung ursprünglich zu sehr mit der religiösen verschmolzen, als daſs jene sich unabhängig von dieser geltend machen konnte. Der Sache nach aber stimmt die ursprüngliche Bedeutung der beiden Namen Asien und Europa ganz zusammen

Digitized by Google

mit der gewöhnlichen Homerischen Welteintheilung πρὸς ἠῶ τ' ἠέλιόν τε und πρὸς ζόφον.

Die hier gemachten Bemerkungen beziehen sich sehr genau auf die Behauptung des Verf., daſs die in Teumessos bei Thebä verehrte Europa von einer alten Kolonie-Verbindung zwischen Kreta und Thebä herzuleiten sey. Der Hauptgrund, auf welchen der Verf. diese Behauptung stützt, ist neben der Identität der Gottheit eigentlich nur die Leichtigkeit, mit welcher unter dieser Voraussetzung die Entstehung des geographischen Gebrauchs des Namens Europa erklärt werden zu können scheint. Da nun aber diese vielmehr in eine andere Lokalität führt, und keineswegs nothwendig von der in Böotien verehrten Europa ursprünglich herzuleiten ist, so muſs nun auch die Frage, ob die Böotische Europa aus einer zwischen Kreta und Thebä bestehenden Kolonie-Verbindung abstammt, von der Untersuchung über den Ursprung des geographischen Namens Europa ganz getrennt werden. Damit aber fällt auch, wie wir glauben, alle Wahrscheinlichkeit für die Bejahung jener Frage hinweg. Da die Europa von der Demeter nicht zu trennen ist, so müſste man mit demselben Grunde auch den uralten Böotischen Cultus der Demeter überhaupt von Kreta herleiten, während dagegen nichts natürlicher seyn kann, als die in mehreren Spuren und der Natur der Sache nach nach Nordgriechenland hinweisende Europa-Demeter auch unmittelbar aus dieser Lokalität nach Böotien kommen zu lassen. Auſserdem drängt sich uns dabey, wenn wir die Kretische Europa als die ursprüngliche setzen wollen, die Frage, woher denn die Kretische Europa selbst abzuleiten sey, so nothwendig auf, daſs wir unmöglich in Kreta, einem zur Voraussetzung eines primitiven Cultus so gar nicht geeigneten Eilande, festen Fuſs fassen können. Eben so wenig aber ist nach unserer Ansicht die Kretische Europa-Demeter auf die Böotische zurückzuführen, vielmehr gehört wohl die Identität des Cultus der Europa-Demeter in Kreta und Böotien und andern Orten überhaupt derjenigen Periode an, in welche die älteste Ausbreitung des Griechischen Volksstammes zu setzen ist. Ist diese, wie nach Allem wahrscheinlich wird, von Norden aus geschehen, so ist Kreta zwar allerdings einer der entferntesten Punkte, aber demungeachtet zugleich einer derjenigen, in welchen die Nation unter mancherlei äuſseren Begünstigungen frühzeitig sich zu einem bedeutenderen Grade der religiösen und politischen Cultur erhoben hat, als anderswo und namentlich auf dem Griechischen Continent. Es ist dieselbe Erscheinung, die uns Delos in Hinsicht des Cultus

Digitized by Google

des Apollon zeigt, obgleich gerade der Delische Apollon der Hyperboreische heiſst. Solche äuſserste Punkte einer groſsen Völkerbewegung treten in der ältesten Zeit nur in einem besonders hellen Lichte hervor, ohne daſs wir deswegen jene Bewegung von ihnen selbst ausgehen zu lassen berechtigt sind. Sehr häufig ist, was man gewöhnlich nur als eine Folge späterer Kolonien-Aussendung betrachtet (wie z. B. in Hinsicht Kreta's zur Zeit der sogenannten Minoischen Thalassokratie), eine aus der Zeit der ältesten Völkerwanderung herstammende Identität der Sitte und des Cultus, ja die späteren Kolonien selbst scheinen, nach mehreren Beispielen zu schlieſsen, so oft nur die durch die ältesten Züge bereits vorgezeichnete Bahn aufs neue verfolgt zu haben. Nicht ohne solchen Grund scheint z. B. Kreta in einem besonders lebhaften Verkehr mit den Kleinasiatischen Küstenländern gestanden zu seyn, Korinth seine Kolonien vorzüglich in den Westen Griechenlands gesendet zu haben.

In den Zusammenhang dieser Sätze möchte wohl auch der Beiname Hellotis gehören, welchen die Europa in dem Kretischen Gortyn eben so hatte, wie die Athene in Korinth. Der Verf. stellt S. 11. den Namen mit den Formen ἑλη, εἱλη, Ἑλλη zusammen, und ist geneigt, ihn als Bezeichnung einer Lichtgottheit zu erklären, glaubt dann aber doch, ihn wegen der Form Ἑλλωτις, die sich derselben Ableitung nicht füge, eher von ἑλω, εἱλεω, ἑλλω ableiten zu müssen. Schon diese Ambiguität empfiehlt keine der beiden Erklärungen. Wir glauben den Namen vielmehr, mit Rücksicht auf die Dodonäische Hellopia (vergl. S. 29.), und das hohe Alterthum der Orte, in welchen der Name vorkommt, als Bezeichnung der ältesten Hellenensitze nehmen zu müssen. Ist Europa-Demeter die in die weite Ferne ausgedehnte Erdgöttin des Welttheils, so ist die Europa-Demeter mit dem Beinamen Hellotis die in einer bestimmten Lokalität ſixirte Hellenische Europa-Demeter.

Der Mythus von der Europa hängt mit dem Mythus von Kadmos zusammen. Wie der Verf. den Kadmos historisch und kosmogonisch nimmt, ist schon bemerkt worden. Der kosmogonische Kadmos hat in Samothrake auch ein Weib gleichen Begriffes an sich herangezogen, Harmonia. S. 35. Harmonia aber finden wir aber auch dem Thebischen Kadmos vermählt. S. 37. Darüber bemerkt nun der Vf. S. 38. „Wenn man nicht anstehn wird, den Thebischen Kadmos früher als den Samothrakischen, oder den historisch-mythischen für die Veranlassung zu dem theologisch-symbolischen zu halten, so

Digitized by Google

folgt daraus mit aller Wahrscheinlichkeit, daſs auch Harmonia zuerst als weltliche Ordnung sey gefaſst und nach Samothrake übergetragen worden, daſs Harmonia, die Tochter des Thebischen Ares, früher sey als Harmonia, der Elektra Tochter, in Samothrake, wo man, wie Diodor (V, 48.) sagt, der Hellenen Mythologie, die ihr Ares zum Vater gebe, nicht zulieſs." Die Consequenz dieser Behauptung ist in der That nicht zu begreifen, wenn man nicht im Allgemeinen die Euhemeristische Ansicht, nach welcher zu dem ursprünglich Menschlichen das Göttliche erst mit der Zeit hinzugekommen ist, für die überall richtige hält. Denn daſs das Wort ἁρμόζειν, ἁρμόττειν auch das Geschäft eines bürgerlichen Kosmos, welches dem König mit zukommt, ausdrückt, daſs eben daher auch der Amtsname der Harmosten kommt, beweist an sich eben so wenig, als der Amtsname der Kosmoi in Kreta in Beziehung auf den Kadmos, und die Annahme, daſs die Poesie von Kadmos die Philosophen auf die erhabene Idee des Kosmos im Weltall geleitet, nicht anders, wie sie das Bild eines Weltheerdes aus der häuslichen Wohnung entlehnt haben, S. 39, läſst völlig unerklärt, wie man gerade dazu kam, den Kadmos, als Hermes gedeutet, den Tyrrhenern beizulegen, S. 31, und wie schon der alte Dichter Pisander aus Rhodos um die 32. Ol. diesen Hermes-Kadmos bezeugen kann. Wie Ideen, die zuerst von Philosophen aufgestellt wurden, in den mythischen Volksglauben sollen übergegangen seyn, ist an sich undenkbar, und im Einzelnen nirgends bestimmt nachzuweisen, dagegen eine nothwendige Annahme, daſs der eigentlichen Philosophie eine Philosophie des Mythus von nicht minder hoher Bedeutung vorausgegangen ist. Ein Beispiel hiervon ist der Mythus von Kadmos, in welchen, als Ganzes betrachtet, nur dann Einheit und Zusammenhang kommt, wenn wir der Deutung desselben nicht eine historische Thatsache, sondern eine philosophische Idee zu Grunde legen. Kadmos und Harmonia bezeichnen den Weltgeist als zeugendes Princip (welches der eigentliche und älteste Begriff des Hermes, und zwar nicht blos bei den Griechen ist), dem gewordenen harmonisch gestalteten Weltganzen gegenüber. Nach der Samothrakischen Lehre ist Harmonia die Tochter des Zeus und der Elektra, welches Paar nur eine Modification des zuerst genannten Paares ist. Zeus als der höchste Gott ist auch der Erzeuger der Welt. Elektra, wie der Verf. S. 36. deutet, die immer Wache, nicht zu Bett gehende, durch die Nacht wandelnde, oder vielleicht richtiger die Glänzende, nach der Bedeutung von ἤλεκτρον und der Benennung der Sonne

γλαύκωψ, ist offenbar eine Mondsgöttin, nur nehme man die Mondsgöttin, wie die Helena, die Athene Chryse (deren Name auch die Glänzende bedeutet), zugleich als Licht- und Weltgöttin, als Symbol der aus dem Dunkel der Nacht an's Licht hervorgetretenen, schön glänzenden Erscheinungswelt. In Theben sollte dieselbe dem Kadmos vermählte Harmonia die Tochter des Ares seyn, der sie mit der Aphrodite erzeugte, Tochter des Ares, sagt der Verf. S. 40, „weil dieser statt Apollons (?) der erstgeborene Gott (d. i. Kind des Himmels und der Erden) des in Theben wohnhaften Stammes war, und der Aphrodite, wie die Theogonie (933. 975.) sagt, weil die Göttin von Askalon und Kition, in eine Allegorie der Schönheit und der Liebe verwandelt, von den Thrakischen Musen, welche für immer den Götterverein des Olymps geordnet haben, dem Ares zugeführt worden war, zugleich weil in der Liebe die schönste Harmonie ist." Sehr zufällig wären demnach Ares und Aphrodite als Paar verbunden worden, und Dichter sollen es auch allein seyn, welche die Veranlassung gegeben, daſs in Theben, so wie Harmonia (des Kadmos) Göttin genannt, so ihrer Mutter Aphrodite Verehrung geweiht war. S. 41. Warum soll aber Zufall und Willkühr angenommen werden, wo sich ein innerer Zusammenhang nicht blos auffinden läſst, sondern sogar aufdringt? Ist denn Aphrodite nur die Göttin der Schönheit und Liebe im ethischen Sinn, und nicht auch kosmische Göttin der Natur, als weibliches Wesen? Ist Ares nur der Gott des Kriegs und der Schlachten? Man erwäge doch, um von dem Scythischen Ares Herod. IV. 62, dem Altrömischen Mars, nichts weiter zu sagen, nur den bedeutungsvollen Homerischen Mythus Odyss. VIII. 266. von der geheimen Liebe des Ares und der Aphrodite, und die unzweifelhafte Etymologie des Namens Ares selbst. Wie die genannten Paare, Kadmos und Harmonia, Zeus und Elektra das zeugende Weltprincip und die gewordene, schön geordnete, wirkliche Welt darstellen, oder, allgemeiner ausgedrückt, Geist und Natur, das Ideale und das Reale, so ist es wiederum nur eine andere Modification, wenn nun dieselben Begriffe in Ares und Aphrodite als männliches und weibliches Princip aufgefaſst werden. Das Reale kann dem Idealen gegenüber nur das Untergeordnete, Abhängige seyn, die Natur als Gewordenes im Verhältniſs zum Geist als Princip der Thätigkeit. Es ist derselbe durch das mythische Bild der Ehe dargestellte dynamische oder kosmogonische Gegensatz, der auf dieselbe Weise unter verschiedenen Formen sowohl in der Mysterienlehre, als in der Lehre

von den Kabiren wiederkehrt, und wir müſsten den Geist der eben in solcher Mannigfaltigkeit der Bilder und Formen sich gefallenden alten Symbolik und Mythologie ganz verkennen, wenn wir sogleich als eine reelle Differenz ansehen wollten, was sich so leicht auf die natürlichen Modificationen eines allgemeinen Begriffs zurückbringen läſst.

Mit diesen Voraussetzungen lassen sich auch die übrigen den Kadmos betreffenden Mythen in eine so ungezwungene Uebereinstimmung bringen, daſs sie selbst dadurch um so mehr bestätigt werden. Das Bekannteste, was der gewöhnliche Mythus von Kadmos erzählt, ist, daſs er ausgesandt worden sey, die Europa von Land zu Land zu suchen. Der Verf. weist S. 67. ein gleiches Suchen als einen mit den Jahresfesten mehrerer Göttinnen verbundenen Gebrauch nach, und bemerkt dabei eben so treffend S. 68: „Da auf die heilige Ehe der in der Natur zeugenden Gottheit sonst die wirklichen Hochzeitgebräuche in aller Einfalt übergetragen sind, so ist zum weiteren Verständniſs noch dieses zu wissen, daſs der scheinbare Raub der Braut ein wirklicher alter Heirathsgebrauch war (in Sparta, Kreta, Rom).“ Was aber den Zusammenhang dieses Mythus mit Kadmos betrifft, so ist darüber die Meinung des Verf. S. 70. folgende: „Wenn an der Jahreshochzeit der Europa die verschwundene Braut gesucht wurde, so giengen wahrscheinlich der König und die Seinigen voran, und man konnte die Ceremonie in der Sage leicht durch den Ausdruck bezeichnen, der Kadmos sucht die Europa. Aber mit diesem Zug der Thebischen Sage hat sich, wie es scheint, eine andere an sich bestehende, unter allerlei Gestalten wiederkehrende Volksmähre, die Stadt steht da, wo die Kuh den ersten König hingeleitet hat, verschlungen, und so jene bekannte Erzählung sich gestaltet.“ Als besonders bedeutsame Züge stellen sich nach unserer Ansicht vor Allem folgende dar: 1) An die Stelle der Europa tritt die Kuh, welcher als Führerin Kadmos eben so folgt, wie er zuvor der Spur der Europa nachgieng. 2) Es scheint nichts natürlicher zu seyn, als diese Kuh, welcher Kadmos folgt, mit der Stiergestalt zusammen zu stellen, in welcher Zeus die Europa entführt. 3) Die Entführung der Europa hat der Sache nach dieselbe Bedeutung, wie wenn Kadmos die Europa sucht. Was der Mythus als historische Folge darstellt, ist neben einander bestehende Verschiedenheit des symbolischen Ausdrucks. Halten wir zuerst dies letztere fest, so läſst sich der Meinung des Verf., Kadmos suche nur darum die Europa, weil an dem jährlichen Festgebrauch der König, welchen der Idealname

Kadmos bezeichnet, vorangieng, unbedenklich die Behauptung entgegenstellen, das Verhältniſs des Zeus zu Europa sey ganz dasselbe mit dem Verhältniſs des Kadmos zu Europa. Kadmos ist an die Stelle des Zeus gesetzt, weil Kadmos nach sicheren Zeugnissen als Hermes der zeugende Naturgott ist. Europa ist mit Kadmos verbunden, wie ihm nicht blos die Harmonia, sondern auch die Elektra oder auch die Telephae, Telephassa zur Gattin gegeben wird. S. 41. Es ist dasselbe Verhältniſs der Begriffe, wie das zuvor angegebene, nur mit einer Modification, durch welche nun, wenn wir den obigen Satz, daſs Europa eigentlich Demeter ist, noch hinzunehmen, die Samothrakische und Thebäische Lehre dem Mysteriendogma von der Ehe des Zeus mit Demeter-Persephone näher gebracht wird. Der Verf. erinnert selbst an die älteste Symbolik, nach welcher die Demeter des Roſsposeidon Pferdegestalt, Leto mit dem Zeus Ὄρτυξ Wachtelgestalt hat. S. 72. Auf dieselbe Weise nun, glauben wir, ist der Demeter-Europa in Kuhgestalt der raubende Stiergott Zeus beigesellt. Daher sodann auch die übrige Uebereinstimmung der Sage, wie z. B. von der Täuschung durch duftende Blumen, wie bei'm Raube der Kora; vergl. S. 3. Um so mehr müssen wir uns wundern, daſs dem Verf. S. 72. die Führerin des Kadmos nicht ursprünglich zu ihm und zu der gesuchten Europa zu gehören, sondern erst mit dem Namen der später eingewanderten Böotier gekommen und dann mit dem Uebrigen verschmolzen worden zu seyn scheint. Es gebe nämlich eine Art phonetischer Symbole der Städte und Gebiete, wonach ein mit ihnen gleichlautendes Thier oder Pflanze gleichsam ihr Wappen abgibt, wie man z. B. um Δελφοί zu deuten, sagte, in Gestalt eines δελφίς habe Apollon die Kreter nach Pytho geführt. Allein solche sogenannte phonetische Symbole sind wohl selten als blos phonetische und so zufällig entstanden, als es bei'm ersten Anblick scheinen könnte, und in keinem Fall da anzunehmen, wo uns andere Gründe einen ganz andern Zusammenhang zeigen, als den zufälligen des Lauts. Selbst dem Delphin, dessen Gestalt Apollon annimmt, möchten wir nicht die Deutung geben, die der Verf. ihm gibt, sondern in engere Beziehung zu dem dem Poseidon auch sonst verwandten Apollon setzen *). Eben so beruht es auf einem eigenthümlichen

*) Apollon ist der Delphinische, wie Poseidon Neptunus ist (von nepos, νέποδες;), d. h. der Gott der Spröſslinge, alles dessen was lebt und sich regt. Eben so δελφίς verwandt mit δελφύς, die

Naturbegriff, wenn Zeus als Wachtel die Letoiden zeugt. Vgl. des Unterzeichneten Symb. und Mythol. oder die Naturrelig. des Alterth. Th. II. Abtheil. I. S. 218. Daher glauben wir nun auch, daſs die Kuh, welcher Kadmos folgt, nicht blos dem Namen der Böotier ihr Daseyn verdankt, sondern von Anfang an das Symbol der Europa-Demeter war. Eine Bestätigung dafür scheint uns auch dies zu seyn, daſs der Mythus diese Kuh nach der Gründung der Kadmeia der Athene geopfert werden läſst. Diese Athene ist, wie in andern der ältesten Mythen, so auch in diesem ohne Zweifel der Demeter sehr nahe verwandt. In den Orakelversen des alten Dichters bei Schol. Eurip. Phoen. 641. wird statt der Athene die Göttin, welcher die Kuh geopfert werden soll, die Erde genannt; vergl. S. 77. Es ist jene Athene, welche in Athen eben so den Erd- und Ackermann Erechtheus aus ihrem Tempel hervorgehen läſst, Iliad. II. 547, wie Demeter-Europa in Lebadea die Amme des Trophonios ist, oder jene Athene, die in Korinth denselben Beinamen Hellotis gehabt haben soll, welchen in Gortyn die Europa hatte, ein neuer Beweis, wie das Getrennte und Auseinanderliegende immer auch auf Merkmale der ursprünglichen Identität zurückführt.

Einer der wichtigsten Züge der Kadmossage ist die Saat der Drachenzähne. Nach der Meinung des Verf. sind die fünf erdgeborenen Drachensöhne Urgeschlechter, Eupatriden, welche sich gewöhnlich für Autochthonen ausgaben, wahrscheinlich fünf bevorrechtete Familien, welche durch die Abstammung von dem Erddrachen ihre unbestrittene Legitimität, durch die Zähne desselben ihre eigene Wahrhaftigkeit ausdrückten. Und dies scheine das Einzige, was sich bei dieser Saat im Sinne einer rohen Tropensprache mit Wahrscheinlichkeit denken lasse, Männer wie Drachenzähne, darum erwachsen aus Drachenzähnen, weswegen auch ihrer zuerst viele gewesen seyn sollen. S. 78. Wir geben gerne zu, daſs die fünf Drachenzähne fünf Autochthonen-Familien bezeichnen, daſs aber ihre Herkunft von den gesäeten Zähnen des Drachen nur ein symbolischer Ausdruck für ihre Wahrhaftigkeit seyn soll, können wir nimmermehr glauben, weil dabei eine gar zu vage Beziehung zwischen Bild und Sache angenommen werden

Bärmutter, und *elf*, die Wurzel so vieler Thiernamen, auch des Wortes αδελφος. So wenig scheint uns des Verf. Ableitung des Namens Δελφοι von Τηλεφος, Τελφουσσα u. s. w. S. 45. die einzig richtige zu seyn.

müſste, wie sie von dem symbolischen Sinne des Alterthums nicht zu erwarten ist. Und in der That können wir auch über die Bedeutung des bildlichen Ausdrucks nicht lange zweifelhaft seyn. Festzuhalten ist dabei nur, was keinen Zweifel zuläſst, daſs Kadmos Hermes ist, d. h. das zeugende Welt- und Erdprincip, von welchem daher auch alles Naturleben, alle Fruchtbarkeit, aller Jahresseegen kommt, daher ist Europa mit ihm verbunden, wie mit unbedeutenden Modificationen in Lebadea Demeter mit Trophonios. Ares (welchen der Verf. S. 76. ohne Grund von Karischen Urbewohnern herleitet), der Vater des Drachen, ist auch hier nicht der Gott des Kriegs im gewöhnlichen Sinn, sondern wie Kadmos-Hermes, dem Obigen zufolge, das männliche Erdprincip; die Mutter des Drachen Telephassa oder Tilphosa (nach dem Verf. eine andere Form der Europa) mit dem Beinamen Erinnys trifft sicher nicht blos zufällig, wie der Verf. S. 79. gegen Müller Orchom. S. 122. behauptet, mit der Arkadischen Demeter-Erinnys, die dem Poseidon zürnt in Thelpusa oder Tilphosa, zusammen. Der Begriff der Demeter, die bald die Naturgöttin überhaupt ist, bald die Göttin der finstern Tiefe, gleicht diese zürnende, furchtbare Göttin mit der Aphrodite aus, die nach einer andern Sage gerade in Thebä mit Ares verbunden ist. Der die Quelle des Ares hütende Drache ist, wie eben aus diesem Zuge zu sehen ist, eben so wie der Delphische, welcher Pytho bewacht, oder wie jener in den Gärten der Hesperiden, ein Symbol der Localität, auf welche sich diese uralten Sagen beziehen, dann aber wohl auch als Sohn des Ares und der Telephassa die Erde überhaupt. Was nun aber die Saat der Drachenzähne selbst betrifft, so scheinen sie uns, wenn wir die Bedeutung aller damit zusammenhängenden Wesen und den ganzen Hergang der seltsamen Kriegsscene bedenken, und besonders auch die bedeutsamen Ausdrücke damit zusammenhalten, welcher sich Euripides in mehreren Stellen bedient, in denen er von diesen Σπαρτοὶ redet, wenn er sie bald χρυσοπήληξ στάχυς, bald γηγενὲς θέρος u. s. w. nennt (Phoen. 937. Bacch. 245. 976. 1267.), von nichts anderem verstanden werden zu können, als von den Halmen der Fruchtfelder, welche, wie auch die Zähne, aus welchen sie hervorwachsen, in Reihe und Glied einem Kriegsheere gleich im Felde stehen, und wie sie aufwachsen und erstehen, eben so auch niedergemäht und gefällt werden, ein Bild des Menschenlebens, in welchem ein Geschlecht auf das andere folgt, das eine das andere gleichsam feindlich verdrängt, ohne daſs jedoch die stete Succession je ein Ende nimmt, weswegen

Digitized by Google

eben von den sich gegenseitig aufreibenden Gewaffneten, den Σπαρτοι, wenigstens einige übrig bleiben müssen. Das Naturleben im Groſsen, das agrarische im Verlauf jedes Jahres, und das Menschenleben sind hier, wie auch sonst, namentlich in dem Eleusinischen Mythus von der Demeter, die Ideen, welche so innig in einander eingreifen, daſs das eine immer entweder das Vorbild oder das Abbild des andern ist, wie es überhaupt das organische Leben des Mythus mit sich bringt, sich von Bild zu Bild zu reflectiren.

Auf die Erlegung des Drachen läſst die Sage das groſse Dienstjahr folgen, welches Kadmos dem wegen der Tödtung des Drachen, seines Sohnes, erzürnten Ares dient, wie nach der Delphischen Sage Apollon nach der Erlegung des Drachen ein groſses Jahr bei Admetos dienen muſs. Der Verf. gibt hierüber keine bestimmtere Erklärung. Er nimmt S. 78. Anmerk. 176. das groſse Dienstjahr des Kadmos als Buſse zur Sühnung der Blutschuld, welche er durch Ausrottung der ganzen Einwohnerschaft auf sich geladen, glaubt dann aber auch, das Jünglingsopfer, welches in der Sage von den Sieben gegen Thebä der alte Drache heischt, verrathe uns, daſs aus der Kadmossage nur die Legende oder mythische Herleitung für einen furchtbaren Gebrauch, die Versöhnung des Drachen im Heiligthum, welcher bei öffentlicher Noth als deren Urheber betrachtet wurde, hergenommen war, und daſs also das Dienstjahr des Kadmos auch eine ganz andere Beziehung gehabt haben könne. Die Uebereinstimmung der Thebäischen und Delphischen Sage über die Tödtung des Drachen ist für die Deutung dieses Mythus höchst wichtig, und vor Allem beachtenswerth das ewige Jahr, welches Kadmos dienen muſste, wie Apollodor. III. 4. 1. ausdrücklich sagt: Καδμος ανθ' ὡν εκτεινεν, αιδιον ενιαυτον εθητευεν Αρει· ην δε ὁ ενιαυτος τοτε οκτω ετη. Dieses achtjährige Jahr ist die Pythische Enneateris, auf welche neuestens K. O. Müller Gesch. der Dorier (Th. I. S. 202. 235. 242. 437. und a. a. St.) besonders aufmerksam gemacht hat (womit nun auch die Prolegomena zu einer wissenschaftl. Mytholog. 1825. S. 304 f. zu vergleichen sind), eine Zeit von acht Jahren und drei Schaltmonaten, welche als die dem Apollon geheiligte Periode in mehreren Mythen desselben vorkommt, den Cyclus der groſsen Feste des Gottes in Delphi, Kreta und Thebä bildete, und auch die Zeit des Exils und der Dienstbarkeit Bluthefleckter war. Namentlich muſste Apollon selbst wie Kadmos gerade acht Jahre dem Admetos in Pherä dienen, und nach dieser Periode erst kehrte er gereinigt wieder in sein Heiligthum zurück. Enneaterisch war auch der

die Wanderung des Gottes darstellende Zug des Delphischen Knaben nach Tempe, wobei die Hauptbegebenheit die Knechtschaft bei Admetos war; s. Müller Prolegom. a. a. O. Dorier Th. I. S. 320. Diesem zufolge könnte es nun scheinen, daſs, wie Müller sagt, nur die Idee, aus welcher die Nothwendigkeit der Mordsühne hervorgieng, auch den Mythus von der Dienstbarkeit der acht Jahre erzeugte. Gleichwohl können wir dabei noch nicht stehen bleiben, schon darum, weil ja der Mord, dessen Schuld gesühnt und durch Dienstbarkeit gebüſst werden soll, ganz eigener Art ist, und nur symbolisch verstanden werden kann, und dann auch deswegen, weil auch die Enneateris in Beziehung auf Apollon selbst eine Bedeutung zu haben scheint, die nicht blos aus seinem Festcyclus im gewöhnlichen Begriffe zu erklären ist. Was das erstere betrifft, so kann die Tödtung des Drachen, wenn der Drache selbst entweder eine bestimmte Lokalität, oder die Erde im Ganzen bezeichnet, nichts anders bedeuten, als die Aufschlieſsung der Erde in jedem neuen Frühjahr zu jährlicher Fruchtbarkeit; aus ihrem Blute gleichsam flieſst der Seegen des Jahres hervor. Er heiſst der Drache des Ares, weil Ares selbst der Eröffner der Erde ist. Vergl. Symbol. und Mythol. oder die Naturrelig. des Alterth. Th. II. Abth. I. S. 121 f. Damit aber werden wir sogleich in eine Ideensphäre versetzt, in welcher das Agrarische sich zum Kosmogonischen, die Jahresperiode sich zum groſsen Weltjahr erweitert. Der Drache, aus dessen Blute die Saat der Felder und Menschen ersteht, ist mit Einem Worte ganz analog dem Weltstiere der Persischen Schöpfungslehre, der den Saamen aller Geschöpfe und Gewächse enthält, oder dem Opferstiere, welchen Mithras erwürgt. Wie in Beziehung auf die Jahresperiode die Erlegung des Drachen die Eröffnung des geschlossenen Leibes der Erde ist, ohne welche der Saamen der Gewächse aus ihrem Schooſse nicht hervorgehen kann, so bedeutet dasselbe Symbol in kosmogonischer Hinsicht die mit der einmal gesetzten realen Welt nothwendig verbundene Dahingebung in die Endlichkeit des Seyns, vermöge welcher der Tod allein die Bedingung jeder neuen Lebensentwicklung ist.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

Heidelberger

Jahrbücher der Literatur.

Welcker, über eine Kretische Kolonie in Theben, die Göttin Europa und Kadmos den König.

(*Beschluſs.*)

Der Tod ist das wahreste Symbol der Endlichkeit. Daher muſs der Drache als Symbol der Endlichkeit sterben, und alles, was aus der Saat des Drachen kommt, ist dem gleichen Gesetze der Endlichkeit und des Todes unterworfen, wie Euripides ganz im Sinne unserer Deutung von dem Drachen des Kadmos sagt: εκ γενους δε δει θανειν τουδ᾽ ες δρακοντος γενυος εκπεφυκακαις, eine Wahrheit, die der Mythus durch den verhängniſsvollen Untergang des Thebäischen Königshauses recht anschaulich darstellt *). Der Gott, der den Drachen erlegt, stellt zwar als Sieger des Drachen und als Princip der göttlichen weltschöpferischen Thätigkeit die Idee des Unendlichen im Gegensatz des Endlichen dar; da er aber selbst auch nicht als reiner Gott an sich, sondern als Gott der geschaffenen realen Welt gedacht werden muſs, so kann das Unendliche in ihm

*) Nicht ohne Interesse ist die Vergleichung der Griechischen Drachensagen mit den Altteutschen, nach welchen furchtbare Linttrachen von starken Rittern erschlagen werden. Obgleich in diesen das Kosmogonische heroisch-ritterlich gewendet ist, so fehlt es doch nicht an Andeutungen eines inneren mythischen Zusammenhangs mit der oben entwickelten Idee wenigstens in der Sage des Nibelungenlieds v. 409. 3609. Dem heiſsen Blute des erlegten Linttrachen verdankt zwar der hürnene Sigfrid seine Unverwundbarkeit, aber das zwischen die Schultern gefallene Lindenblatt läſst dem Tode der Endlichkeit einen verhängniſsvollen Fleck offen. Dieselbe ethische Wendung der Sagen von solchen Kämpfen ist auch sonst in der Orientalischen und Griechischen Mythologie wahrzunehmen.

Digitized by Google

nur in seiner Beziehung zum Endlichen erscheinen, und es muſs selbst auch von dem Loose alles Endlichen berührt werden. Daher ist es auch dem Gotte bestimmt, sich irdischer Dienstbarkeit zu unterwerfen, und er selbst bedarf der Buſse und Reinigung. Auch in andern Mythen bezeichnet die gewissen Gottheiten zugeschriebene irdische Dienstbarkeit den in der Idee der mythischen Gottheit ausgedrückten Gegensatz des Unendlichen und Endlichen. Mehrere Gottheiten dieser Art werden in den Versen zusammengestellt, die aus der Heraklee des Panyasis bei Clem. Alex. Cohort. p. 56. ed. Wirceb. aufbewahrt sind. Ueber die Modificationen, mit welchen diese Idee in andern Mythen wiederkehrt, vergl. man Symb. und Myth. oder die Naturrelig. des Alterth. Th. II. Abth. II. S. 370. Was wird nun aber nach diesen Voraussetzungen die Buſse und Reinigung bedeuten, welche mit dem Ende der Dienstbarkeit erfolgte? Die Antwort hierauf liegt in der bemerkenswerthen Angabe, daſs die Dienstbarkeit sowohl bei Apollon als bei Kadmos gerade einen Zeitraum von neun Jahren dauerte. Die Enneateris war nach Müller Dorier I. Th. S. 330. ein Cyclus, welcher Monden- und Sonnenjahre in Uebereinstimmung bringen sollte, indem immer nach neun und neunzig Mondenmonaten der Frühaufgang der Pleiaden ziemlich genau mit derselben Phase des Mondes coincidirte; sie bildete demnach eine astronomisch in sich geschlossene gröſsere Periode, in welcher das Ende zum Anfang zurückkehrte. Nun ist aber nicht blos im Begriffe des Apollon die Idee der Seelenwanderung ein sehr wesentliches Merkmal, sondern es kommt auch die Zahl neun auf eine solche Weise vor, daſs wir an ihrer Beziehung auf die Lehre der Seelenwanderung nicht wohl zweifeln können. So finden wir sie bei Platon Phädrus p. 45. coll. 60. ed. Bekk., vielleicht auch bei Pindar Ol. II. 123. coll. Herodot. II. 148., am deutlichsten aber in der merkwürdigen Sage, welche Plinius H. N. VIII. 34. aus dem Griechischen Schriftsteller Evanthes zwar, wie er meint, nur als ein Beispiel der graeca credulitas, jedoch mit solchen Zügen anführt, daſs sich uns ihr wahrer Sinn und Inhalt nicht wohl verbergen kann. So ist demnach, dies ergibt sich uns als Hauptsinn des ganzen Mythus, die Enneateris der auf die Tödtung des Drachen folgenden Dienstbarkeit ein Bild des groſsen Weltjahrs, in dessen Verlauf der in die reale Welt eingetretene Gott oder Mensch in die ganze Tiefe der Endlichkeit hinabsteigen muſs, bis er endlich, nachdem er die der Endlichkeit anhängende Schuld abgebüſst hat, geläutert und gereinigt zu dem reinen Anfang, von welchem

er ausgieng, wieder zurückkehrt. Dies verſinnlicht der enneaterische Zug des den Apollon darſtellenden Delphiſchen Knaben nach Tempe, dies bezeichnet die Sage von dem zwiſchen Delphi und dem Hyperboreerlande getheilten Aufenthalte des Gottes ſelbst. Vergl. Müller Dorier Th. I. S. 269. 329. Von dieſem Geſichtspunkt aus können wir erst deutlicher begreifen, warum wir in den Sagen, die von der Dienstbarkeit im Hauſe des Admetos handeln, oder von der Motivirung derſelben, Vorſtellungen über Leben und Tod einen weſentlichen Beſtandtheil ausmachen, wie z. B. in der Sage, daſs Alcestis aus der Unterwelt durch Apollon und Herakles errettet worden, oder daſs Zeus des Apollon Sohn Asklepios erſchlagen habe, weil er Todte in's Leben zurückgerufen. Admetos, in deſsen Hauſe Apollon ist, ist, wie auch Müller Dorier I. Th. S. 320. bemerkt, Hades ſelbst, und der Gott des Lebens muſs dem Gotte des Todes und der Unterwelt anheimfallen. Die Pferde, welche Apollon bei Admetos weidet, ſind wohl dieſelben, von welchen Pluton als Entführer der Kora ſchon bei Homer κλυτόπωλος heiſst. Man vergl. hierüber ferner, was Müller Proleg. S. 306 f. weiter bemerkt hat. Die Behauptung deſselben Forſchers, Dorier Th. I. S. 236, daſs es nur als eine dichteriſche Uebertragung zu betrachten ſey, daſs Kadmos nach der Tödtung des Drachen acht Jahre als Knecht dienen muſs, denn urſprünglich haben Kadmos und Apollon nichts Entſprechendes, würde nur dann einige Wahrſcheinlichkeit haben, wenn Kadmos wirklich ſo zu nehmen wäre, wie ihn unſer Verf. deuten will. Fehlt es aber dieſer Deutung, auch abgeſehen von den Mythen, welche den Kadmos in nahe Berührung mit Apollon bringen, an gehöriger Begründung, ſo ſind offenbar dieſe Mythen ein neuer Beweis dafür, daſs Kadmos einen höheren mit Apollon gemeinſchaftlichen Begriff enthalten muſs. Er ist wie Apollon der Gott der realen Welt überhaupt, deſsen mythiſche Geſchichte den ganzen Cyclus darſtellt, welchen jedes in die reale Welt eingetretene Weſen durchlaufen muſs.

Was in der heiligen Sage der Perſer Ormuzd und Ahriman als Gegenſatz und als Einheit, was in untergeordneter Beziehung und minder ſcharfer Entgegenſetzung des Guten und Böſen oder des Unendlichen und Endlichen Mithras der Stierſchlächter und der von ihm (nach der eigentlichen Zendſage aber von Ahriman) erſchlagene Stier bezeichnen, als Symbol einer an eine bestimmte Periode geknüpften, auf das Verhältniſs der Gottheit zur Welt oder des Idealen zum Realen ſich beziehende Entwicklung, daſſelbe liegt auch in dem

Drachenkampf und dem Drachensieg des Apollon und des Kadmos. Nicht zufällig ist es wohl, daſs derselbe Drachenkampf und die ganze seltsame Kriegsscene sich auch in der Sage von Jason und den Argonauten in der Kolchischen Aea wiederholt, einer Landschaft, in welcher Persische Einflüsse nicht zu verkennen sind. Daſs Ahriman, die personificirte Endlichkeit, auch in der Persischen Sage als Schlange erscheint, wollen wir nicht einmal geltend machen, da wir diese Ideen und Symbole, die in der alten Religion unter so vielen Gestalten sich finden, wenn sie auch gleich in der Persischen Religion sich uns am unzweideutigsten darstellen, doch nicht gerade im Einzelnen zu bestimmt von einem einzelnen System abhängig machen dürfen.

Wie wir aus Euripides Phoen. 931. sehen, wurde auch noch im Kampfe der Sieben gegen Thebä wegen des Drachenmords ein blutiges Opfer geheischt. Δει τονδε (παιδα) θαλαμαις, οὗ δρακων ὁ γηγενης εγενετο — σφαγεντα φονιον αἱμα γῃ δουναι χοας, Καδμου παλαιων Αρεος εκ μηνιματων etc. Dieses Opfer scheint zu den Sühngebräuchen der Apollinischen Religion zu gehören, zu deren Erläuterung Müller Dorier Th. I. S. 231. 326. mehreres beigebracht hat. Am auffallendsten aber stimmt dieses Thebäische Opfer mit dem Opfer zusammen, welches die Athener nach der bekannten Sage dem Minotauros in Kreta darbringen muſsten. Der Antheil, welchen Apollon an dem Kretischen und Thebäischen Opfer hatte, erhellt für's erste daraus, daſs beide in Folge eines Orakelspruchs geschehen. Charakteristisch ist dann aber besonders, daſs es ein Jünglingsopfer seyn muſste. In Thebä war es der unverheirathete Sohn des Kreon Menökeus, vgl. Eurip. Phoen. 945, in Athen waren es sieben Jünglinge und sieben Jungfrauen (die dem Apollon in Beziehung auf die Wochentage heilige Siebenzahl), welche nach Kreta gesandt werden muſsten, weil Minos den Athenern die Ermordung seines Sohnes Androgeos Schuld gab. Dieser Androgeos nimmt in diesem Mythus dieselbe Stelle ein, welche in dem Thebäischen der erdgeborene Drache hat, und in der That ist er auch nach der Bedeutung seines Namens ein Erdensohn. Wie der Drache wird auch dieser getödtet, und der Tod beider ist ein Symbol der allen in das zeitliche Leben eingetretenen Wesen anhaftenden, der Sühne und Reinigung bedürfenden Endlichkeit. Daher denn auch, was besonders bedeutsam ist, dieselbe Zahl der Jahre der Buſse, welche die Schuld des Mordes erforderte. Kadmos muſste ein ewiges Jahr dienstbar seyn, d. h. eine Enneateris nach der andern, weil es eine im endlichen Leben immer wieder sich

erneuernde Schuld ist, von welcher der Mensch als endliches Wesen nie frei wird. So müssen nun auch die Athener sieben Paare dem Minotauros Jahr für Jahr schicken, wie Apollodor. III. 15. 9. sagt, *κατα ετος*. Schon dieser Ausdruck würde berechtigen, das achtjährige Jahr zu verstehen, wenn wir auch nicht wirklich bei Plut. Thes. c. 15. und Diodor. IV. 61. die bestimmte Angabe fänden, daſs je nach neun Jahren ein Sühnopfer gebracht werden muſste. *Εποιησαντο συνθηκας, ὡτε πεμπειν δι' εννεα ετων δασμον, ηΐθεους ἑπτα και παρθενους τοσαυτας, ὁμολογουσιν οἱ πλειστοι των συγγραφεων.* Plut. a. a. O. Die Uebereinstimmung beider Mythen geht ferner aus der Varietät der Sage hervor, daſs die Jünglinge nicht wirklich geopfert wurden, sondern nur für die Dienstbarkeit des Gottes bestimmt waren (*Αριστοτελης — δηλος εστιν ου νομιζων αναιρεισθαι τους παιδας ὑπο του Μινω, αλλα θητευοντας εν τῃ Κρητῃ καταγηρασκειν.* Plut. c. 26.). Nach dieser Combination ergibt sich nun die Deutung der übrigen wichtigeren Züge des Mythus von selbst. In das Labyrinth werden die sieben Paare geschickt, weil das Labyrinth, wie in Aegypten, so auch in Kreta das Symbol der vom Leben zum Tode und vom Tode zum Leben innerhalb einer astronomisch bestimmten Periode hindurchführenden Bahn ist, welche alle endliche Wesen zu durchlaufen haben. Diese Periode des Kreislaufes ist in Kreta an das Stiersymbol des Minotauros geknüpft, wie in Kreta die enneaterische Dienstbarkeit sich auf das Symbol des Drachen bezieht, zur Bestätigung der obigen Behauptung, daſs das eigentliche Vorbild auch des Drachensymbols der Persische Mithrasstier oder Weltstier ist, das Symbol des innerhalb einer bestimmten Periode sich entwikkelnden Weltlaufes, der durch Kampf und Leiden hindurchgehenden Endlichkeit des realen Seyns. (Die Idee des Kampfes wird auch in Androgeos durch die Sagen bei Apollod. III. 15. 7. hervorgehoben, so wie in ihm auch die Sage der Wiedererweckung durch Asklepios wiederkehrt, wenigstens bei Propert. II. 1. 63.). Theseus ist der glückliche Held, welcher den durch die Irrgänge des Labyrinths führenden Faden festhält, und zwar gelang ihm die Errettung, wie ebenfalls nicht ohne Bedeutung gesagt wird, als der verhängniſsvolle Tribut zum drittenmal entrichtet werden sollte; Plutarch. Thes. 17. Denn drei und neun sind die immer wiederkehrenden heiligen Zahlen, nach welchen die Periode dieser Wanderung bestimmt wird; vergl. die obigen Stellen. Nach glücklich vollbrachter Rettung schifft Theseus mit dem heiligen Schiffe nach Delos zum Heiligthum des Apollon, wie Apollon selbst, wenn er sich gereinigt hat von der Befleckung des Drachenmords, nach

Delphi zurückkehrt. Dann ist die Periode der Buſse, Reinigung und Wanderung vorüber, aus der Verdunkelung des endlichen Seyns ist die Rückkehr zum idealen Anfangspunkte gefunden; aber immer aufs neue wiederholt sich derselbe Cyclus; Apollon reinigt sich immer aufs neue in Tempe, und das Theseische Theorenschiff der Athener vollbringt Jahr für Jahr seine Fahrt von Athen nach Delos. Historisch müssen wir hieraus auf einen in uralte Zeit zurückgehenden religiösen Zusammenhang zwischen Athen, Kreta und Delos schlieſsen.

Unwillkührlich werden wir in diesem Zusammenhang auch an die Thebäische Sphinx erinnert, die in der Geschichte des Oedipus den verhängniſsvollen Knoten knüpft. Die neueren mythologischen Untersuchungen haben sie noch wenig beachtet, um so mehr glauben wir sie hier nicht ganz übergehen zu dürfen. Sie ist ohne Zweifel nur eine Modification des Drachensymbols, von welchem wir hier reden, eine Ansicht, die sowohl durch die isolirte Stellung, die sie in dem Thebäischen Mythenkreise hat, begünstigt, als auch durch mehrere einzelne historische Züge wahrscheinlich gemacht wird. Als Erzeugniſs der Echidna und des Typhon, wie sie bei Hesiod. Theog. 319. und bei Apollod. III. 5. 8. genannt wird (Euripid. Phoen. 1019. γας λοχευμα), ist sie ein Wesen gleicher Art, wie der erdgeborene Drache, mit welchem sie auch in ihrer Gestalt wenigstens einiges gemein hatte. Nach Pisander bei dem Schol. ad Eurip. Phoen. 1728. hatte sie den Schwanz eines Drachen. Sie sollte von der Here gesandt seyn, nach einer andern Angabe aber von Ares, weil er den Thebäern zürnte, daſs Kadmos seinen Sohn, den Drachen, getödtet hatte; s. Argum. ad Eurip. Phoen. e cod. Guelph. Merkwürdig ist die Versetzung der Sphinx vermittelst der Echidna und des Typhon nach Arima (Hesiod. Theog. 299.), da auch unser Verf. Aeschyl. Trilog. Prom. S. 319. in diesem Namen, gewiſs mit Recht, eine Bezeichnung des Arimansgefildes erkennt. Die Vermischung der Sphinx mit den Aegyptischen Sphinxen hat ihren Grund theils in der gleichen Bestimmung dieser symbolischen Wesen, eine heilige Localität zu bewahren, theils in der Voraussetzung, Kadmos sey ein Phönizischer oder Aegyptischer Ankömmling gewesen. Die gröſste Aehnlichkeit mit dem Drachen gibt jedoch der Sphinx die blutige Gier, mit welcher sie ein immer neues Opfer heischt. Wie der Drache alle tödtete, die Kadmos aussandte, so verschlang die Sphinx alle, die ihr Räthsel nicht lösen konnten. Und dieses Räthsel selbst, was hat es anders zum Gegenstand, als den Menschen in der Wanderung durch das

endliche Leben, welche in der auf den Drachenmord folgenden enneaterischen Periode zu vollenden ist? Daher die räthselhafte Bezeichnung des Menschen nach der verschiedenen Zahl seiner Füſse in den verschiedenen Perioden, die er zu durchlaufen hat. Die in dem Mythus enthaltene Idee kann demnach nur folgende seyn: Endlichkeit und Tod ist das allgemeine und nothwendige Schicksal in der einmal gewordenen Welt; nur wer das Räthsel, dessen lösendes Wort der Mensch ist, zu lösen weiſs, wie Oedipus, d. h. wer in der Verdunkelung des irdischen Seyns das wahrhaft menschliche Bewuſstseyn in sich lebendig zu erhalten vermag (oder auch wer wie Theseus den durch die Irrgänge des Labyrinths leitenden Faden nicht verliert, wer nicht wie Nisos durch seine Tochter Scylla das purpurne Haar, an welchem das Leben hängt, vom Haupte sich nehmen läſst, Apollod. III. 15. 8, wer wie Odysseus mit Manneskraft der Zaubergewalt der Kirke widersteht, Od. X, 294, wer wie Alexander den labyrinthisch verschlungenen Gordischen Knoten, s. oben, löst), nur ein solcher ist im Stande, dem Schlunde des Verderbens, der alles Endliche zu verschlingen droht, zu entgehen und wieder aufzuathmen vom Drangsal, mag er auch wie Oedipus durch alle Dunkel und Irrpfade des irdischen Lebens hindurchgeführt werden. Darum stürzt sich das verderbende Ungeheuer, nachdem ihr Räthsel gelöst ist, selbst von der Höhe der Burg herab. Der Mensch überwindet den Tod der Endlichkeit, wenn er sein eigenes Wesen erkennt, die Kraft seines Selbstbewuſstseyns ist das leuchtende Licht durch die Irren des Lebens. Räthselgeberin ist demnach die Sphinx nur darum, weil der mit ihr identische Drache eine symbolische Bedeutung hat, wofür der eigentliche Ausdruck der alten Sprache αινιττεσθαι, αινιγμα ist. In demselben Sinn heiſst sie auch Muse und Sängerin, Soph. Oed. Tyr. 399. Eur. Phoen. 1728, wodurch sich übrigens zugleich ihr Begriff dem der Sirenen nähert, welche wie sie als Symbole der materiellen Welt und als Wesen verderblicher Art geschildert werden (πολυς δ' αμφ' οστεοφιν θις ανδρων πυθομενων. Od. XII. 45. . Man vgl. damit auch die Scylla, die bei Apollodor a. a. O. in dem der Sache nach übereinstimmenden Mythus von Androgeos genannt ist.

Je mehr nach diesen Erörterungen, die wir für nothwendig hielten, um die vom Verf. berührten Gegenstände richtig zu durchschauen, der ganze Mythenkreis des Kadmos ideellen Gehaltes zu seyn scheint, desto zweifelhafter muſs das Historische werden, das man etwa in diesen Sagen finden mag. Der Verf. vermuthet S. 80, der König sey in Thebä gehalten

Digitized by Google

gewesen, aus einem der fünf Autochthonen-Geschlechter zu heirathen, wie den Polydoros, des Kadmos Sohn, eine Enkelin des Chthonios heirathet. Aber eben der Name des Sohnes, Polydoros, ganz gleichlautend mit dem Pluto's, welchen Demeter mit Jasios in Kreta erzeugt, Hes. Theog. 962, weist zugleich mit den Namen Chthonios und Nykterinos, Apollod. III. 5. 4, unverkennbar auf den obigen kosmisch-tellurischen oder agrarischen Sinn der Sage zurück. Das angedeutete Verhältniſs der Sparten, fährt der Verf. fort, das einzige Erhebliche, was von der Kadmeischen Verfassung sich verrathe, scheine auch die vielen Vormundschaften in der Thebäischen Königssage zu erklären. Nach Kreon sey es zu gewaltsamen Herrschaftswechseln gekommen, und das Haus Chthonios habe, indem es Kadmos stürzte, eine Diarchie eingeführt, eine Form die Obergewalt zu theilen und zu beschränken, welche hier und dort vorkomme, und durchaus noch nicht mit der Aufmerksamkeit betrachtet worden sey, welche ihr gebühre. Wie viel Historisches werden wir aber voraussetzen dürfen, wenn wir auch nur die Namen der Brüderpaare der Thebäischen Diarchie betrachten, Nykteus und Lykos (Nacht und Tag), Amphion (der Umlaufende) und Zethos (in anderer Form Zetes und Kalais, Söhne des Boreas und der Oreithyia, vielleicht irgend ein Gegensatz der Weltgegenden oder der Winde, Zetes vielleicht verwandt mit Zephyros, von ζεω d. i. πνεω)? Die Diarchie kommt allerdings auf eine auffallende Weise als älteste Staatenform wiederholt vor, in dem alten Achaia sind es Kastor und Pollux, die Brüder der Helena, oder Agamemnon und Menelaos, die beiden Horte und Hirten der Völker, in Rom Romulus und Remus. Und doch ist in allen diesen Brüderpaaren, deren Name, Genealogie und Geschichte durchaus mythisch ist, immer nur die Idee der Dioskuren ausgedrückt, und sie haben eine so ideelle Bedeutung, daſs wir auf keinen festen Grund und Boden kommen können. Das Wesentliche ist dabei nur dies: Die kosmischen Wesen, die Söhne des Zeus, die Kräfte, deren gegenseitiges Verhältniſs die Weltschöpfung und Weltordnung bedingt, sind auch die Potenzen, durch welche der Staat, als eine Welt im Kleinen, gegründet und erhalten wird, die Penaten im höchsten Sinne sind auch die Penaten des Staatenlebens. Und wirklich werden auch die Thebäischen Zwillinge Amphion und Zethos ganz besonders die Gründer der siebenthorigen Stadt, die Erbauer der starken Mauern genannt. Dies ist das Eigenthümliche der alten Naturansicht, daſs sich ihr die einmal aufgefaſste Idee immer wieder in einem neuen

Reflexe darstellt, als höhere und untergeordnete Einheit. So ist Staat und Stadt auch ein κοσμος, so ist das Vorbild der Ehe in der Einheit und dem Gegensatz der in der Natur zeugenden Götter. Es ist immer nur eine andere Modification derselben Idee, werde sie kosmisch, oder tellurisch und agrarisch, oder politisch und ethisch gewendet. Ist es nun an sich schon natürlich, auf diesem Standpunkt das Höhere auch für das Ursprüngliche zu halten, so kann uns eben die Erscheinung der Diarchie als eigentlicher Staatenform einen auffallenden Beweis der Nothwendigkeit dieser Ansicht geben. Denn was könnte wohl die Veranlassung gewesen seyn, an die Spitze der ältesten Staaten ein Brüderpaar zu setzen, wenn nicht der Staat sogleich als ein Abbild des eigentlichen κοσμος betrachtet worden ist, dessen Entstehung und Wesen nur dynamisch aus einem Gegensatze verbundener Kräfte begriffen werden kann *)? So ist denn auch in dem Dorischen Sparta, in welchem die Diarchie in historischer Zeit als herrschende Staatenform erscheint, diese dann erst eingeführt worden, nachdem sie längst als kosmische und religiöse Idee vorhanden war.

Merkwürdig ist in den Sagen von den Söhnen der Antiope, Amphion und Zethos, die Einmischung der Lydischen Niobe. Denn Niobe ist mit Amphion vermählt. Der Verf. denkt dabei nur an die in der ältesten Kunstgeschichte Griechenlands wichtige Thatsache, daſs das Geschlecht von Sängern, welche die Söhne der Antiope verherrlichten, sich der Lydischen Laute bedient habe; S. 84. Die Laute des Amphion hat jedoch sicher eine symbolische Bedeutung. Als historische Thatsache aber glauben wir einen Zusammenhang des alten Böotiens mit Lydien oder Vorderasien annehmen zu dürfen, sowohl, weil Niobe (deren sieben von Apollon getödtete Kinder nur die Unterordnung der sieben Einheiten unter die Einheit der Siebenzahl bedeuten, deren Vorsteher Apollon als ἑβδομαγετης ist, wie so oft das Negative einem Positiven gegenüber mythisch durch ein Tödten, Verbergen u. s. w. ausgedrückt wird) wie in Lydien so auch in Thebä einheimisch ist, weil eben so auch der in Thebä geborene Dionysos gerade von Lydien der Sage nach herüberwandert, und weil das

*) Ein dynamisches Verhältniſs enthält immer einen Gegensatz und eine Einheit. Daher das Brüderpaar bald durch feindlichen Haſs getrennt, bald durch idealische Eintracht verbunden, gerade so wie der Erwürger des Stiers das einemal der böse Ahriman ist, das anderemal der gute Mithras.

Dioskurenpaar, wie überall, so auch in Thebä historisch doch nur auf das Samothracisch-Troische zurückzuführen ist, als auch besonders deswegen, weil derselbe Zusammenhang gerade bei denjenigen Ländern consequent eben so sich zu erkennen gibt, welche auch mit Böotien in alter Verbindung stehen. Es sind die Länder des Pelops, Elis namentlich, wo neben Pelops der Lydische Endymion einheimisch wird (dessen mythische Liebe zu Selene nach Böckh's treffender Deutung, ad Pindar. Explic. pag. 138, mit dem Mythus von Apollon und Niobe sehr gut zusammenstimmt), wie in Argos Niobe, als Tochter des Phoroneus, S. 84, und das alte Achaia, dessen Hauptstadt Sparta eben so eine Stadt der Σπαρτοι war, wie das Böotische Thebä. Vollkommen begründet ist aber dieses historische Völkerverhältniſs nur dann, wenn wir die Völker der genannten Länder als Zweige des von den Küsten Vorderasiens eingewanderten Pelasgischen Stammes betrachten.

Durch das Bisherige ist die Beantwortung der Frage, welche der Verf. in der Reihe seiner Untersuchungen ebenfalls in besondere Erwägung zieht (S. 57 — 66.), wir aber absichtlich hier erst berühren wollten, ob nämlich Kadmos Führer einer Phönizischen Kolonie gewesen sey, hinlänglich eingeleitet. Der Verf. führt, um zu entwickeln, wie sich die Vorstellung von einer Phönizischen Kolonie in Theben im Alterthum habe bilden können, die Thebäische Europa auf die Kretische als die ältere zurück, und behauptet sodann, daſs in den ältesten Dichtersagen Europa des Phönix Tochter sey, müsse entweder seinen Grund darin haben, daſs zu der Zeit die Vorstellung herrschte, es sey der Dienst der Europa von den Phöniziern eingeführt worden, oder in der, daſs vor dem Volke des Minos Phöniker im Lande gewohnt hätten. Keine von beiden Vorstellungen sey an sich unglaubhaft, die erstere, weil der Fehlschluſs sehr leicht gemacht werden konnte, wo zwei Götter Hauptbedeutungen und Symbole in dem Grade gemein haben, wie die Sidonische Astarte und die Kretische Europa, da ist eine die andere, und das gröſsere oder gebildetere Volk hat sie dem andern zugeführt; das andere habe eben so wenig etwas gegen sich, daſs irgend ein Gebieter von Gortyn, oder ein Kretischer Minos Phöniker aus den Wohnsitzen verjagt habe, nur sey hieraus für die Griechische Bevölkerung wenig zu schlieſsen, und um Phönizischen Einfluſs wahrscheinlich zu machen, nur dies von einiger Bedeutung, daſs in Vorhomerischer Zeit die Phönizische Aphrodite unter die Olympier aufgenommen worden. Bedeute aber für Kreta selbst der ethnographische Vater der Göttin Europa so wenig,

Digitized by Google

so folge nothwendig, daſs die Sage nach Kreta verpflanzt völlig leer und gleichgültig sey. Da wir die Ansicht des Verf. über die Europa und den Zusammenhang Kreta's mit Thebä nicht theilen können, so können wir auch dieser ohnedies sehr schwankenden Erklärung nicht beistimmen, so sehr wir auch die vorgebliche Phönizische Kolonie des Kadmos für unhistorisch halten. Unsere Meinung ist hierüber folgende: Griechenland kann seine älteste Bevölkerung nur aus dem Orient erhalten haben. Dies bringt die allgemeine historische Ansicht von selbst mit sich, davon zeugen so viele Spuren, die uns an die Küstenländer Vorderasiens und die Pontischen Gestade zurückführen (wie namentlich in Beziehung auf Kreta auch durch Hök's Untersuchungen bestätigt wird). Die älteste Sage erhielt das Andenken hieran. Als aber später die Griechischen Völker mit Aegypten und Phönizien in Berührung kamen, und sich theils über manche Züge gegenseitiger Verwandtschaft, theils über ihre eigene Herkunft Rechenschaft geben wollten, wurde die allgemeine Erinnerung an den Orient an das nächstliegende bekannte und berühmte angeknüpft. Zufällige Umstände gaben die Veranlassung, bald Phönizien bald Aegypten den Vorzug zu geben; in Athen war dieses geschehen, in Thebä jenes, vielleicht auch deswegen, weil alte Ansiedlungen der Phönizier auf den benachbarten Küsten und Inseln, wie z. B. Thasos, historisch bekannt waren. Die Sage in dieser Gestalt ist zwar allerdings täuschend, auf der andern Seite aber doch auch der Wahrheit nicht so fern, wie es scheint. Die gemeinsame Herkunft aus dem höhern Orient knüpft auch so zwischen den Phöniziern und Aegyptiern auf der einen und den Griechen auf der andern Seite, wenn gleich nicht ein unmittelbares, doch wenigstens ein mittelbares Band, dessen Realität zum Theil schon durch die Sprache, vorzüglich aber durch die Uebereinstimmung der ältesten Religionsbegriffe hinlänglich beurkundet wird. Nur unter dieser Voraussetzung läſst sich die Wichtigkeit, welche diese Sagen bei so manchem Widerstreitenden dennoch für das Griechische Volk hatten, begreifen. Denn daſs Hermes, wie der Verf. S. 57. meint, durchaus keine Beziehung zum Orient habe, daſs die vermeinten Männer Kedems auch nicht ein einziges anderes Wort ihrer Sprache in irgend einer Kadmeischen Sprache zurückgelassen haben, ist eine Behauptung, welche das Studium der Orientalischen Sprachen und Religionen sogleich hinlänglich widerlegt. Daſs aber aus der in Kadmos ausgedrückten Idee ein Kolonienführer mit allem, was an ihm hängt, geworden ist, davon ist der einfache Schlüssel die

Digitized by Google

natürliche und gewöhnliche Verwechslung einer mythischen Personification mit einer wirklichen Person.

Baur.

De Hyperboreis Commentatio inauguralis, quam, consentiente amplissimo philosophorum ordine Academiae Marburgensis, eruditorum examini subjicit Jo. Henricus Christianus Schubart, Marburgensis. Marburgi, typis J. Chr. Kriegeri academicis. 1825. 60 S. in Octav.

Diese Monographie über die Hyperboreer zerfällt in zwei Hauptabschnitte, wovon der erstere die früheren Meinungen verschiedener Gelehrten über diesen Gegenstand durchgeht und Widerlegung oder Zweifel daran knüpft, der andere aber die eigenen Ansichten des Verf. enthält, und zwar wieder in zwei Unterabtheilungen, worin er die Fragen zu beantworten sucht, was denn die Hyperboreer eigentlich für ein Volk gewesen, und wie es sich mit den im Alterthum öfters vorkommenden Gesandtschaften derselben verhalte. So wird also der Gegenstand blos von der geographischen und historischen Seite beleuchtet, das Mythische glaubte der Vf. ausschlieſsen zu können, „haec enim pars, sagt er S. 7, luculenter admodum ab aliis est exposita", und S. 31. „Mythologica enim hujus fabulae pars egregie a Creuzero Cl. aliisque est tractata." Ob sich aber beides so getrennt behandeln lasse, ist eine andre Frage, die wir dem Verf. vorlegen wollen, zumal da derselbe überall auf eine lobenswerthe Weise bemüht ist, in die verworrenen und widersprechenden Nachrichten, welche aus den verschiedensten Schriften des Alterthums auf uns gekommen sind, einiges Licht zu bringen und die Dunkelheit, welche durch manche neuere Gelehrte eher vermehrt als vermindert worden, einigermaſsen aufzuhellen, obgleich der Gegenstand von der Art ist, „in qua *quid non sit*, quam *quid sit*, facilius est definitu." Wir theilen daher eine Uebersicht der in dieser Schrift enthaltenen Forschungen nebst den Resultaten derselben mit, und erlauben uns einige weitere Bemerkungen daran zu knüpfen.

Von S. 7 an bis S. 26 führt der Verf. die Meinungen früherer Gelehrten über die Hyperboreer auf. Zuvörderst die Behauptung einiger nordischen Gelehrten, welche die Sitze der Hyperboreer in Scandinavien suchen, und dabei besonders auf eine Stelle des Diodor XI, 47. sich berufen, deren richtigeren Sinn jedoch der Verf. zur Genüge entwickelt und so die

Nichtigkeit jener Behauptung erhärtet. Zweitens die Meinung des gelehrten Bayer, der selbst Wesseling in gewisser Hinsicht beitrat. Er meinte, Hyperboreer seyen die Griechen, welche sich nach dem Trojanischen Kriege in Thracien und in der ganzen Landstrecke bis zum Pontus Euxinus und dem nördlichen Theile des Adriatischen Meeres Wohnsitze gesucht. Solche aber seyen die Hyllen im Liburnerland, eine Colonie, von Hyllos, dem Sohne des Herakles, dahin geführt; von ihnen, im Norden und Nordwesten Thraciens, seyen die bekannten Hyperboreischen Gesandtschaften gekommen. Aber die Gegengründe des Verf. entkräften diese Annahme vollkommen. Wie sollen die von Herakles abstammenden Hyllen Hyperboreer seyn, zu welchen Herakles selber zog und zwar lange vor dem Trojanischen Kriege, während die Hyllen erst nach demselben dahin gezogen seyn sollen! Dann ist auch die Griechische Abkunft der Hyllen selber zweifelhaft, für welche blos die schwache Autorität des Scymnus Chius spricht, Andere aber, ja die Meisten, jenes Volk für illyrisch, celtisch, kurz für barbarischen (im Griechischen Sinne des Worts) Ursprungs erklären. An diese Meinung Bayer's schlieſst sich drittens die von Fréret in den Mémoires de l'Academie des Inscript. aufgestellte und von Des-Brosses angenommene Behauptung, daſs unter dem Volke der Hyperboreer die jenseits des Berges Bora in Macedonien wohnenden Völkerschaften zu verstehen seyen, welche dann nach und nach immer weiter selbst bis an den Nordpol hinaufgerückt seyen. Aber die einzige Stelle, in welcher ein Berg dieses Namens vorkommt, bei Livius XLV, 29. 30. ist keineswegs ohne gegründeten Verdacht, und kömmt bei Griechischen Schriftstellern dieser Berg unter dem Namen Βέρνος und Βέρμιος vor. Vorsichtiger gieng der Abbé Gedoyn zu Werke. Er unterschied überhaupt im Hellenischen Alterthum eine doppelte Zeit, die ältere, wo die ungebildeten, aller Kenntniſs der Physik und Geographie ermangelnden Hellenen die Hyperboreer sich als ein Volk dachten, das unter dem Nordpol selber wohne, unausgesetzt dem Hauche des Boreas, und eine spätere Zeit, wo die Griechen bei fortgeschrittener Kenntniſs und Cultur unter den Hyperboreern sich Volksstämme dachten, welche im hohen Norden von Griechenland wohnten, in dem Lande zwischen der Palus Maeotica und dem Pontus Euxinus; die Opfer bringenden Scythen aber seyen keine andere, als die Bewohner der durch Mithridates unterjochten scythischen Chersones. Diese Behauptung, gestützt auf die allerdings nothwendige Unterscheidung der Zeiten (— Ausscheidung der mythischen

Digitized by Google

Zeit von der historischen —), hat aber blos die Autorität des Pausanias für sich, ohne den Herodotus und alle andern älteren Quellen zu berücksichtigen oder mit ihnen im Einklang zu seyn. Banier, der ebenfalls diesen Gegenstand behandelte, äuſserte sich widersprechend. Ihm sind die Hyperboreer die über dem nach Meinung der Hellenen von Thracien her kommenden Boreas wohnenden Völker, also die Bewohner des Nordens oberhalb Thracien; dann aber läſst er dasselbe Volk wieder in Kolchis am Phasis wohnen.

In neueren Zeiten hat man diesen Gegenstand wiederholt zu behandeln gesucht. Man hat die Hyperboreer in die äusserste Westwelt verlegt, wo sie die nachmaligen Iberier und Kelten umfaſsten, bis sie in Skythien sich verloren und immer weiter hinaufgedrängt endlich an den äuſsersten Nordrand des Okeanos versetzt worden. So seyen die Hyperboreer, ein anfangs westliches Volk, über des Boreas Erreichung hinweg ein Volk jenseits der nördlichen Rhipäenkette, der Heimath des Boreas, geworden; an diesen nordwestlichen Rhipäen — die nur dunkel gekannten Pyrenäen oder Alpen — um des Herakles Säulen hätten die Hyperboreer gewohnt, dort, wo auch Oelbäume hätten fortkommen können. Das sind die Hauptzüge, deren nähere Entwickelung man hier nicht erwarten wird. Vernehmen wir, was der Vf. dagegen erinnert. Wenn hier, um die Hyperboreer in die Westwelt zu verlegen und mit den Rhipäen u. s. w. in Verbindung zu bringen, die Erzählungen des Herodot von den Schifffahrten der Phocäer u. s. w. herbeigezogen werden, so ist immer zu bemerken, daſs Herodot nicht die Hyperboreer, sondern Tarteſs, Adria, das Tyrrhenische Meer u. s. w. nennt, daſs er aber hier der Hyperboreer eben so wenig als der Rhipäen und Arimaspen auch nur mit einer Sylbe gedenkt. Wenn zwar bei späteren Schriftstellern die Hyperboreer in dieser Verbindung mit den Rhipäen u. s. w. vorkommen, so müssen doch, nach den Grundsätzen historischer Kritik, eben diese späteren Nachrichten von den älteren eines Herodotus sorgfältig geschieden werden. Herodot beschreibt zwar beide, aber an völlig verschiedenen Orten und ohne auf irgend eine Verbindung zwischen beiden zu führen. Ferner der Name dieses Volkes, der doch natürlicher Weise nach seiner Zusammensetzung nur die über dem Boreas Wohnenden bezeichnen kann, also nicht auf ein Volk des Westlandes, sondern des Nordlandes passen kann. Auf die unsichere Stelle des Aeschylus im Prometheus 790 ff. wird man keine sichere Behauptung zu gründen vermögend seyn. Zwar verlegt Pindar die Hyperboreer an die Quellen

des Isther; aber dachte sich Pindar die letzteren an derselben Stelle, wo Herodot sie hinsetzt, nämlich in den äuſsersten Westen? Dann, fügt Rec. hinzu, werden eben bei Pindar Isthm. VI, 31. den Quellen des Nil (im äuſsersten Süden) die Hyperboreer entgegengestellt. Durch diese und andere Stellen gewinnen die von unserm Verf., wie es scheint, nicht gekannten Ansichten von Hug (Untersuchungen über den Mythus S. 57.) und Tafel (Explicatt. Pindarr. zu Olymp. III, 56. pag. 144 ff.) neue Stütze, und wir wären genöthigt, bei den Hyperboreern nur an den Norden zu denken. Auch die ausführlichere Untersuchung, welche neuerdings K. O. Müller in den Dorern I. Abth. S. 267 ff. 273 ff. über diesen Gegenstand angestellt, scheint dem Verf. nicht bekannt gewesen zu seyn. Gewiſs mit Recht weist Müller dem Volke der Hyperboreer den Norden als ursprüngliches Lokal an, indem hierauf der Name desselben eben so führt, wie der von Norden herabkommende Dienst des Apollo. Wenn aber Müller an die Gegend von Tempe denkt, was der alten, einfachen Beschränktheit der Sage am angemessensten wäre, oder, wenn man kühnere Vermuthung gestatte, an die Illyrischen Hylleer, so will Rec. solches dahingestellt seyn lassen, da er nähere Beweise dafür, die nicht aus der Luft gegriffen sind, nicht aufzubringen weiſs; er ist aber auch der Meinung, daſs man bei der Untersuchung nach den wirklichen Wohnsitzen dieses Volkes zugleich ein ideelles Volk, ein mythisches Volk vor Augen haben müsse, welchem spätere Dichter und Geographen ein bestimmtes Lokal auszumitteln gesucht in den verschiedenen, Hellas minder bekannten nördlichen Landstrichen, womit jedoch die Existenz eines wirklichen Volkes nicht geläugnet wird.

Vernehmen wir endlich, wie sich unser Verf. die von den von ihm früher aufgezählten Gelehrten ungenügend beantwortete Frage nach den Wohnsitzen der Hyperboreer, deren Existenz als die eines wirklichen Volkes ungezweifelt ist, zu beantworten sucht. Wie verwickelt dieser Gegenstand, wie schwierig dadurch die Beantwortung desselben geworden ist, werden die Leser schon aus dem früher Bemerkten ersehen haben. Bei der, freilich in die vorhistorische Periode fallenden Verbindung zwischen den Völkern des östlichen Asiens und dem Bergrücken des Caucasus zwischen dem Caspischen Meere und dem Pontus Euxinus, glaubt der Verf. die Vermuthung wagen zu dürfen, daſs die Hyperboreer kein eigener Volksstamm gewesen, sondern Colonisten, aus dem Orient abstammend, welche, vielleicht unter Anführung von Prie-

Digitized by Google

stern, eine Reihe von Colonien in den Ländern, welche den Pontus Euxinus umgeben, in nördlicher und östlicher Richtung gegründet. Verschmolzen aber mit den hier lebenden Volksstämmen, gieng ihr eigentlicher Name unter und verlor sich in den Namen des Volkes, mit dem sie sich verbanden, woraus es sich dann erklären läſst, wie unter dem Namen verschiedener Scythischer Völkerschaften, als Arimaspen, Argippäer, Arymphäer, die Hyperboreer verborgen sind. Insbesondere ist nun der Verfasser S. 34 ff. bemüht, in mehreren Punkten die Aehnlichkeiten in Sitten u. dergl. zwischen den Hyperboreern und den Scythischen Argippäern zusammenzustellen.

Die zweite Frage, deren Beantwortung sich der Verf. zum Gegenstande gemacht hatte, betraf die Gesandtschaften der Hyperboreer nach Delos, und zwar unter fünf Punkten. Im ersteren sucht er nach Herodot die Art und Weise auszumitteln, in welcher die Hyperboreer ihre Opfer überbracht; dann im zweiten den Weg auszumitteln, auf welchem dieselben überbracht worden; worin freilich Herodotus (IV, 33.) und Pausanias (I, 31, 2.) sich widersprechen, des ersteren Autorität aber wohl überwiegend seyn dürfte. Man vergleiche, wie sich der Vf. S. 46. dies erklärt. Drittens, welche Geschenke und Opfer die Hyperboreer nach Delos gesendet; wobei der Verf. auf Salmasius Exercitt. Plin. sich mit Recht beziehen und dabei beruhigen muſste, indem wohl nichts Neues darüber sich bemerken läſst. Viertens zählt der Verf. die verschiedenen Gesandtschaften, von denen wir aus dem Alterthum einige Kunde erhalten haben, auf; und endlich fünftens macht er auf die Ehrenbezeugungen aufmerksam, welche den Hyperboreern auf Delos erwiesen worden. Einige Bemerkungen über den Homerischen Hymnus auf Apollo vs. 146 — 164, der auf Hyperboreische Religionen sich nach des Verf. Ansicht bezieht, beschlieſsen die fleiſsig gearbeitete Schrift.

Digitized by Google

N. 35. 1826.

Heidelberger

Jahrbücher der Literatur.

Breslau, bei J. Max u. Komp. Das alte Magdeburgische und Hallische Recht. Ein Beitrag zur deutschen Rechtsgeschichte, von Dr. E. Th. Gaupp, Professor der Rechte zu Breslau. 1826. *Vorrede S. X. S.* 354.

Es kann für die Bearbeitung des deutschen Privatrechts keine bessere Vorarbeit geliefert werden, als wenn alte Rechtsquellen aus ihrem Dunkel hervorgezogen, verständig erläutert und wenn vorzüglich die Mutterrechte der deutschen Stadtrechte nach ihrer Entstehung, ihrem Zusammenhange und nach der Fortbildung in den von ihnen abstammenden Rechten erläutert werden. Noch liegen in den verschiedenen Archiven Deutschlands die herrlichsten Rechtsquellen unbenützt; so ist z. B. für die Geschichte der niederrheinischen Stadtrechte noch nichts geschehen, während doch das Stadtrecht von Zütphen und das darauf gebaute Recht der Stadt Emerich ein schon am Ende des dreizehnten oder sicher am Anfange des vierzehnten Jahrhunderts gesammeltes sehr vollständiges Stadtrecht enthält, das die wichtigsten Aufschlüsse über die Natur des fränkischen Rechts giebt, und z. B. in der Lehre von der Vormundschaft Verhältnisse des deutschen Rechts erläutert, über welche in anderen Stadtrechten nichts oder nur sehr wenig vorkömmt. So hat die Stadt Cleve ein sehr vollständiges (218 Titel enthaltendes) Stadrecht aus dem Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts. Vorzüglich aber verdienen noch die Sammlungen der Gewohnheiten einzelner Länder, die durch ihre politischen Verhältnisse sich selbstständig erhalten, und das germanische Recht rein bewahrt haben, eine genauere Erforschung. Rec. macht in dieser Hinsicht auf einige Statute aufmerksam, die noch ungedruckt sind, und höchst reichhaltige Ausbeute für deutsches Recht geben. Dahin gehören die Gewohnheitsrechte der einzelnen tyrolischen Thäler; fast jedes Thal hat seine besondere Sammlung, in welcher, vorzüglich in Deutschtyrol, keine Spur vom römischen Recht sich zeigt. Für das deutsche Erbrecht findet sich darin vorzüglich Vieles. Sehr merkwür-

Digitized by Google

dig sind auch die westphälischen Sandwellerrechtssprüche, die in einer sehr vollständigen Sammlung Schöffensprüche des obersten Schöffengerichts zu Sandwelle enthalten. Zu Sandwelle befand sich nämlich das höchste Gogericht, an welches von den anderen Gogerichten der Rechtszug ging; s. Urkunden in Kindlinger Münsterische Beitr. II. Th. S. 346. und Urk. von 1491 in Niesert Münsterisches Urkundenbuch II. Th. S. 131. Nicht weniger verdiente das Landrecht der Landschaft Delbrück in Westphalen einer Bekanntmachung, da darin (dies Landrecht galt bis zur neuesten Zeit) altgermanisches Recht vorkömmt, und das sehr weitläufige Landrecht nur aus Schöffensprüchen hervorging.

Unter den deutschen durch den Druck verbreiteten Mutterrechten ragt insbesondere das Magdeburgische Recht hervor. Es ergab sich aus einer Reihe von Stadtstatuten, daſs sie nur auf Magdeburgisches Recht gebaut waren, und sehr viele Städte ihren Rechtszug an den Oberhof von Magdeburg hatten; vergeblich aber bemühte man sich, einen Codex des in Magdeburg selbst in Uebung gewesenen und für Magdeburg gesammelten Rechts zu erhalten; es blieb daher nichts übrig, als aus den bekannten Stadtrechten jener Städte, welche ihr Recht von Magdeburg unmittelbar oder mittelbar erhalten hatten, z. B. aus den Rechten von Görlitz, Brieg, Neumarkt in Schlesien, auf das Magdeburgische Recht zurückzuschlieſsen. Ein wichtiger Gegenstand der Forschung blieb dabei das sogenannte Magdeburgische oder sächsische, von Ludovici u. A. herausgegebene Weichbildrecht. Sollte für die Geschichte dieses höchst interessanten Mutterrechts etwas Gründliches geleistet werden, so muſste der innere Zusammenhang der Stadtrechte, welche auf das Magdeburgische Recht gebaut waren, hergestellt, und insbesondere der Ursprung des sächsischen Weichbildrechts und das Verhältniſs desselben zu den abgeleiteten Stadtrechten erforscht werden. Aus den bei Böhme in seinen Beitr. zum schlesischen Rechte gegebenen Nachrichten zeigte sich leicht, daſs in den Archiven der schlesischen Städte noch unbenützte reichhaltige Schätze von Rechtsquellen vorhanden seyn müſsten; und die im vorliegenden Buche von dem Verf. mitgetheilten Urkunden zeigen, daſs die Vermuthung wohl gegründet war. Uebrigens sind die vom Verf. benützten Urkunden nicht die einzigen, nach deren Mittheilung der Rechtshistoriker sich sehnt; denn noch existiren viele Stadtrechte in Schlesien, die ein hohes Alter haben, und von deren Daseyn bisher die Germanisten nichts wuſsten; so z. B. führt Homeyer in seiner Uebersetzung von Rosenvinge's

Grundriſs der dänischen Rechtsgeschichte S. 97. einen Auszug aus einem noch unedirten Stadtrecht von Löwenberg in Schlesien aus dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts an, wovon der Verf. der vorliegenden Schrift nichts erwähnt; aus einer Note S. 46. der gegenwärtigen Schrift erfährt man noch, daſs die schlesischen Städte nicht blos mit dem Magdeburgischen Rechte bewidmet waren, sondern auch einige Städte mit flämischem Rechte bewidmet sind. Der Verf. scheint zwar anzunehmen, daſs dies flämische Recht nur auf irgend ein einzelnes Rechtsverhältniſs sich bezogen habe; Rec. aber kann diesem nicht beistimmen, da nach den Notizen, welche Versebe in seinem bekannten Werke über die Verbreitung der niederländischen Colonieen gegeben hat, nicht zu bestreiten ist, daſs auch in Schlesien solche flämische Colonieen vorkamen. — Der Verfasser, als ein gründlicher und geistvoller Germanist hinreichend durch die Herausgabe seiner Schrift: über deutsche Städtegründung, dem Publikum bekannt, hat durch die Bearbeitung der für deutsches Recht so interessanten Geschichte der Fortbildung des Magdeburgischen Rechts in den schlesischen Städten ein groſses Verdienst sich erworben, und durch die Bekanntmachung mancher bisher unbenützten Urkunden jedem Germanisten ein sehr willkommenes Geschenk gemacht. Der Verf. handelt S. 19. zuerst von den seit Mitte des vorigen Jahrhunderts neu entdeckten Quellen des älteren Magdeburgischen Rechts, und verweilt dann S. 24. genauer bei dem der Stadt Görlitz 1304 mitgetheilten Codex des Magdeburgischen Rechts. Urkunden, wodurch Brieg 1327 das Breslauische Recht erhielt, hatte bereits Böhme in seinen Beiträgen mitgetheilt, und dies Briegische Recht war im Wesentlichen Magdeburgerrecht; dies wies darauf zurück, daſs Breslau schon früher Magdeburgerrecht erhalten haben müſste; wie und wann aber dies Statt gefunden, lag im Dunkeln, auch war es auffallend, warum Brieg ursprünglich auf deutsches oder Magdeburgisches Recht gegründet wurde (1250), und später sein Recht von Breslau holte; nicht unwahrscheinlich ist die S. 43 — 47. geäuſserte Meinung des Verf., daſs Breslau, welches bald emporblühte, und seit der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts das Magdeburgische Recht in einer viel ausführlicheren Urkunde besaſs, als sie bis dahin in Schlesien vorhanden war, allmählig als diejenige Stadt betrachtet wurde, von welcher man lieber das Recht für die benachbarten Städte holte, als daſs man an das entfernte Magdeburg sich wendete; am wichtigsten wurde es unter diesen Umständen, das Breslauische Recht selbst genauer kennen zu

lernen, und in Bezug darauf hat der Vf. ganz neue Aufschlüsse mitgetheilt, die sich auf die im Breslauer Archive neu aufgefundenen Urkunden gründen; es ergiebt sich, daſs 1261 zuerst das Magdeburgische Recht nach Breslau gesendet wurde. Auf der Rückseite der Originalurkunde sind aber (S. 51.) Zusätze, die erst später beigefügt seyn müssen, beigeschrieben (der Verf. hat diese Zusätze S. 244 — 49. in dem vorliegenden Buche abdrucken lassen); Breslau besitzt dann noch eine Urkunde von 1283, die die frühere Rechtsbelehrung von 1261, die Zusätze und die Bestätigung beider Stücke durch Herzog Heinrich IV. enthält, zugleich befindet sich noch (S. 53.) in Breslau eine spätere Urkunde. Auffallend ist es nun, daſs in der Urkunde von 1283 der Herzog seinen Unwillen ausspricht, daſs die Breslauer eigenmächtig an die Urkunde von 1261 Zusätze geschrieben hätten, und von der negligentia aut ignavia eorum, qui pro tempore fuerant, spricht; der Verf. (S. 59.) sucht dies so zu erklären, daſs die Bürger, um den Unwillen des Herzogs über ihr eigenmächtiges Verfahren zu beschwichtigen, die Trägheit oder Nachlässigkeit der Aussteller der Urkunde von 1261, wodurch nothwendige Artikel ausgelassen worden wären, anführten, indem die Bürger dadurch zu den Zusätzen veranlaſst worden wären; auch meint der Vf. S. 60, daſs die Magdeburgischen Schöffen in der Urkunde von 1261 wörtlich oft den Sachsenspiegel abschrieben, aber manches Wichtige auslieſsen, und daſs dann die Breslauer, in deren Hände der Sachsenspiegel gekommen, die Lücke bemerkt, und nun das Fehlende aus dem Sachsenspiegel abgeschrieben, und vielleicht noch aus einer Glosse des Sachsenspiegels etwas entlehnt hätten. Allerdings ist diese Conjectur sehr wahrscheinlich, obwohl in Bezug auf das Abschreiben aus dem Sachsenspiegel manche Bedenklichkeiten bleiben; man muſs nur erwägen, daſs die in der Hauptsache zusammentreffende Aehnlichkeit einer Stelle in einem Rechtsbuche mit einem Artikel des Sachsenspiegels keinen Beweis giebt, daſs die Erste aus dem Zweiten genommen sey, weil im Mittelalter der Sachsenspiegel und die Land- und Stadtrechte aus einer gemeinschaftlichen Quelle, nämlich aus dem gemeinen, im Volke lebenden, den Schöffen vorschwebenden Rechte schöpften, und insbesondere war dies bei den Bestimmungen der Fall, die sich auf die Form des Verfahrens bezogen. — Der Verf. giebt nun S. 69. von einem neu aufgefundenen Codex von Breslau, nämlich einer von Magdeburg 1295 den Breslauern ertheilten Rechtsbelehrung Nachricht. In Ansehung dieser Urkunde ergeben sich zwar manche Bedenklichkeiten, z. B.

Digitized by Google

warum die Breslauer, die sich doch in der Zwischenzeit selbst geholfen hatten, 1295 wieder nach Magdeburg sich wendeten; es läſst sich aber auch aus der Geschichte anderer Städte nachweisen, daſs sie oft in sehr schwierigen Fällen, über welche die bisherige Rechtsübung schwieg, wieder an die Mutterstadt recurrirten. Es ist sehr zu beklagen, daſs der Verf. nicht mehr den Inhalt dieser einzelnen Urkunden entwickelt, und daſs er nur an die äuſsere Geschichte sich gehalten hat. — Zu den merkwürdigsten schlesischen Urkunden, aus welchen Magdeburgisches Recht erkannt werden kann, gehört der Schöffenbrief von 1235, welchen Neumarkt von Halle erhielt. Böhme, Stöckel und später von Kamptz hatten die Urkunde bekannt gemacht; der Verf. hat nun auf der Breslauer Bibliothek den Codex, welchen Stöckel benützte, aufgefunden, und theilt darüber S. 75 — 80. Nachrichten mit. Bisher hatte man diesen Brief von 1235 als die älteste Sammlung, woraus das Magdeburgische Recht (wenigstens mittelbar) erkannt werden konnte, betrachtet; 1824 aber hat Worbs im neuen Archiv für die Geschichte Schlesiens zwei andere Magdeburgische Urkunden bekannt gemacht, eine Urkunde von 1211 und eine etwas spätere, jedoch bald darauf erfolgende Urkunde für die Stadt Goldberg. Der Verf. der vorliegenden Schrift hat sich den Dank der Germanisten verdient, daſs er diese Urkunde zur allgemeineren Kenntniſs gebracht, und zur Entstehungsgeschichte dieser Urkunden interessante Materialien (S. 80 — 87.) geliefert hat. Die erste Urkunde von 1211 ist ein Privilegium des Erzbischofs Wichmann 1188 den Magdeburgern verliehen, und 1211 den Bürgern von Goldberg mitgetheilt; die zweite Urkunde (ohne Datum, jedoch wahrscheinlich bald nach 1711) enthält eine Rechtsbelehrung für Goldberg. Interessante Bemerkungen über das Verhältniſs dieser verschiedenen Rechtsbelehrungen stellt der Verf. S. 87. auf; es ist ganz richtig (S. 91.), daſs kein Satz, der in solchen Sammlungen von Rechtsbelehrungen stand, deswegen als praktisches Recht galt, weil er in der Sammlung Platz gefunden hatte, daſs er vielmehr nur deswegen in die Sammlung aufgenommen worden, weil er schon vorher als praktisches Recht galt. Ueberall zeigt sich die Idee, daſs man im Mittelalter an ein gemeines Recht sich hielt, welches allen Schöffen vorschwebte, und woraus die Sammlungen genommen wurden, weil gleichsam der Sammler nur aus der Fülle des lebendigen Rechts schöpfte, und als Garantie für die praktische Natur dieses Rechts auf das Zeugniſs des ganzen Volkes sich berufen konnte; überall aber muſsten die Sammler sich auch an das in

Digitized by Google

dem speciellen Kreise, für den die Sammlung bestimmt war, in Rechtsübung befindliche Recht halten, welches in den Grundideen gemeines Recht war, in dem Detail aber nach der Verschiedenheit der Elemente, die auf die Fortbildung an einem gewissen Orte wirkten, als partikulares Recht betrachtet werden konnte. Rec. will in dieser Beziehung auf eine höchst interessante Stelle (in Wigands Archiv für Geschichte und Alterthumskunde Westphalens, Hamm 1825. I. Hft. S. 98.) in den Höxterischen Statuten (zwischen 1223 — 57.) aufmerksam machen, wo es heiſst: arbitrio sive consuetudine, quod vulgariter Wilkore dicitur, quod tamen non est jus commune. — Durch die Sammlungen des Rechts gewann freilich die Rechtsübung einen festen Boden, allein es ist wahrscheinlich, daſs jeder Sammler unvermerkt an dem bisherigen Rechte etwas modificirte und von seinen Ansichten hinzuthat, so daſs allmählig doch dies gesammelte Recht in die Praxis überging; daher erklärt es sich auch, warum jede Rechtssammlung, wenn sie auch auf das Recht der nämlichen Stadt sich bezieht, von der anderen abweicht, die vielleicht nur ein Paar Jahre später entstand; nirgends zeigt sich dies deutlicher, als bei der Betrachtung der verschiedenen Codices des Lübischen Rechts. — Wie schnell der Sachsenspiegel auf die neuen Rechtssammlungen Einfluſs hatte, ergiebt sich, wenn man bemerkt, daſs wörtlich Stellen daraus in die Rechtsbelehrungen von Magdeburg für Breslau, Görlitz u. a. übergingen (S. 107.). Sehr befriedigend ist die Untersuchung des Verf. (S. 119.) über das sogenannte sächsische oder Magdeburgische Weichbild. Das Resultat der Forschung des Verf. ist: daſs dies Weichbild aus zwei Theilen besteht, wovon der eine (vom Art. 42 an bis zum Ende) aus einer Handschrift irgend einer Rechtsbelehrung des Magdeburgischen Rechts genommen ist, und am meisten mit der Breslauischen Urkunde von 1261 übereinstimmt, während die ersten 27 Artikel ein kleines von einem Privatmanne bearbeitetes Rechtsbuch enthalten; es scheint auch, daſs das jetzige sächsische Weichbild nicht ein von einem einzigen Verfasser frei ausgearbeitetes Rechtsbuch ist, daher auch Wiederholungen vorkommen. Der Verf. meint (S. 134.), daſs der erste Theil (27 ersten Artikel) vor 1294 abgefaſst seyn müsse, der zweite Theil wohl erst von 1261, 1295 an in Abschriften verbreitet seyn kann. Den Beweis des ersten Theils seiner Behauptung gründet der Verf. darauf, daſs in den Gerichtsverhältnissen Magdeburgs 1294 Veränderungen vorgingen, und daſs die in den ersten 27 Artikeln vorkommenden Stellen nur mit den vor 1294 Statt gefundenen Verhältnissen vereinbar

Digitized by Google

sind (S. 144.). Zu glauben ist, daſs durch die Verbreitung des sächsischen Weichbilds die unmittelbaren Einholungen von Sammlungen des Magdeburgischen Rechts seltener geworden sind, und nur auf die Einholung von Rechtsbelehrungen über einzelne schwierige Fälle sich beschränkten. — Aufmerksamkeit verdient auch, was S. 122. in der Note der Verf. über das Verhältniſs des alten culmischen Rechts zum Magdeburgischen Rechte sagt; es ist sehr glaublich, daſs das culmische Recht aus Schlesien und zwar aus Breslau stammt; und wenn man erwägt, wie vollständige Rechtsbelehrungen bald nach einander 1261, 1295 in Breslau sich fanden, so gewinnt die schon von Hartknoch geäuſserte Meinung sehr groſse Wahrscheinlichkeit. Der Verf. (S. 156.) berichtigt noch die Meinung vieler Schriftsteller von den fünf Arten des Magdeburgischen Rechts, und spricht (S. 166 — 206.) von den Magdeburgischen Schöffenurtheilen; die gegebenen, häufig aus neuen, bisher unbenützten Urkunden geschöpften Notizen beziehen sich gröſstentheils nur auf die äuſsere Geschichte dieser Schöffensprüche; auffallend ist es, daſs der Verf. auf ein höchst wichtiges und vollständiges Manuscript der Magdeburgischen Schöffen, woraus z. B. auch Paetz Comm. jucc. univ. per pactum promiss. Goetting. 1801. einige Auszüge gab, keine Rücksicht genommen hat. — Eine sehr willkommene Zugabe hat der Verf. dadurch geliefert, daſs er S. 215 — 354. alle Urkunden, auf welche seine Untersuchung sich bezog, hat abdrucken lassen. Wer es weiſs, wie zerstreut diese alten Rechtsquellen in verschiedenen oft sehr seltenen Büchern aufgesucht werden müssen, muſs dem Verf. für die wiederholte Sammlung danken, die dadurch an Werth gewinnt, daſs der Abdruck nach den vom Verf. sorgfältig verglichenen Originalurkunden veranstaltet worden ist.

Mittermaier.

Verzeichniſs einer philologischen Handbibliothek für die oberen Klassen deutscher Gymnasien und Lyceen zum öffentlichen und Privatgebrauche. Braunschweig, bei L. Lucius. 1826. 82 S. 8. 3 Gr.

— Mit voller Ueberzeugung kann Ref. die eben angezeigte Schrift empfehlen, deren Brauchbarkeit und Nützlichkeit in die Augen fällt. Veranlaſst ward sie, wie der ungenannte Herausgeber in einer beherzigenswerthen Voreinnerung be-

Digitized by Google

merkt, durch die unerfreuliche Erfahrung, daſs ein groſser Theil der studirenden Jugend Deutschlands aus Sorgloſigkeit, Unkunde und dergl. mehr sich mit den schlechtesten Büchern behilft und bei der Wahl seiner Bücher Miſsgriffe thut, deren traurige Folgen oft auf das ganze Leben ihren nachtheiligen Einfluſs äuſsern. Jedoch darf man nicht in dieser Handbibliothek ein ausführliches Verzeichniſs Alles im Druck erschienenen, aller und jeder Ausgabe erwarten, da solches der Zweck dieser Schrift keineswegs erforderte, sondern nur eine sorgfältige Auswahl des Brauchbaren zur Weckung und Beschäftigung der Selbstthätigkeit, welche Ziel alles Unterrichts, namentlich der ersten Gymnasialclassen seyn soll. Deshalb sind (S. VI.) nicht alle kostbaren und gröſseren Werke aufgenommen, sondern nur die wohlfeilsten und bewährtesten Handbücher, nicht alle alten Autoren, sondern nur Jugendschriftsteller, nicht alle ihre Schriften, sondern nur solche, welche man wegen ihres Bildungsstoffes gewöhnlich zu öffentlichen Lectionen braucht, nicht alle Ausgaben, sondern nur die, welche durch fruchtbare Commentare für Primaner sich auszeichnen, so wie dagegen auch alle die ausgeschlossen wurden, welche unter diesem Standpunkte sind; es wird aber mit Grund vorausgesetzt, daſs selbst Ausgezeichnetere sich bei den angeführten Schriften begnügen können. Wo das Verzeichniſs mehrere Schriften neben einander nennt, sind entweder ihre besonderen Eigenschaften angegeben, oder man soll die zuerst genannte als die vorzüglichste betrachten (S. VII.). Unvollständige Schriften, oder solche, deren baldiges Erscheinen nicht durch besondere Umstände verbürgt war, sind ganz übergangen worden (S. VIII.). Endlich sind die Ladenpreise überall mit der möglichsten Genauigkeit angegeben.

Nach diesen Grundsätzen, deren Zweckmäſsigkeit Niemand in Abrede stellen wird, und deren zweckmäſsige Anwendung wir mit Dank und Beifall anerkennen müssen, folgt zuerst das Verzeichniſs der allgemeinen unentbehrlichen Hülfsmittel, als Lexica, Grammatiken, Griechische wie Lateinische, ferner Hülfsmittel für den Lateinischen Styl und dessen Bildung durch schriftliche Uebungen (hier hätte neben Zumpt auch die früher von Creuzer, zuletzt 1825 von Heſs besorgte Chrestomathie eine Erwähnung verdient; das neu erschienene Uebungsbuch von Weber, Frankfurt 1825, wird der Verf., wenn er es für nöthig erachtet, bei einer zweiten Auflage nachtragen, da dasselbe nicht, wie die beiden genannten Bücher, dem Schüler die Selbstverbesserung durch eigens

ausgewählte Muster der neueren Latinisten möglich macht), oder durch Lectüre der besten Neu-Lateiner, wie Muretus, Ruhnken und Andere (sind wohl hier auch die Colloquia Erasmi anzuführen?); dann Handbücher für Prosodie und Metrik, für Kenntniſs der Literatur, Antiquitäten, Mythologie, Archäologie, alte Geschichte und Geographie. Wir hätten hier auch Krebs Handbuch der philologischen Bücherkunde (zwei Theile, Bremen 1822.) erwähnt gewünscht. Darauf folgen nun die einzelnen Ausgaben der Griechischen und Römischen classischen Autoren in alphabetischer Ordnung kurzweg mit jedesmaliger Angabe des Ladenpreises aufgeführt, und ausgewählt nach den oben bemerkten Grundsätzen. Ref. hält die Auswahl des Passenden und für diesen Zweck Geeigneten für kein so leichtes Unternehmen, als es auf den ersten Anblick scheinen möchte, im Gegentheil hält er es für schwierig, in allen Fällen das Rechte auszuwählen, nichts zu übersehen, was jenem Zwecke entspricht, nichts aber auch anzuführen, was demselben widerspricht. So hätte Rec. z. B. gleich bei Aelian, von dessen *Variae Historiae* blos die Tauchnitzische Ausgabe angeführt ist (es sind nämlich bei allen Autoren die Ausgaben von Tauchnitz, Weigel und Teubner angegeben), auch die Ausgabe von Kühn mit dem Commentar des Perizonius (Lipsiae 1780. 2 Tomi. 2 Thlr. 8 Gr.) aufgeführt, da dieser Commentar für das Selbststudium höchst fruchtbar ist, und immer noch besonders jungen Studirenden als Anleitung, die alten Autoren zu behandeln, empfohlen werden kann. Dagegen sind z. B. bei Aeschylus die Ausgaben von Schwenk billigerweise übergangen; daſs die Schützische Ausgabe ebenfalls übergangen, kann Ref. wenigstens nicht tadeln. Bei Demosthenes vermiſste Rec. die Ausgabe der *Leptinea* von F. A. Wolf, Hal. 1789. 1 Thlr. 8 Gr. Bei Euripides sind auch die trefflichen Bearbeitungen einzelner Stücke von Monk, Elmsley, Hermann, Seidler u. A. angeführt, was wir in jeder Hinsicht billigen müssen, nur glauben wir, daſs Valckenaers Ausgaben der Phoenissen und des Hippolytus, vielleicht auch Monks Hippolytus eine Erwähnung verdient hätten, zumal wir jetzt statt der selteneren und theueren Originalausgaben wohlfeilere und genaue Abdrücke von Leipzig erhalten haben. Die neue Ausgabe „*in usum scholarum*“ von Bothe (Leipzig, bei Hahn, 1825.), von der vier Stücke (*Hecuba*, *Orestes*, *Phoenissae*, *Medea*), jedes besonders, erschienen sind als integrirende Theile der Poetae scenici Graecorum, wovon der erste Band, die neun ersten Dramen des Euripides enthaltend, bereits erschienen ist, wird der Verf. bei der

Digitized by Google

zweiten Ausgabe nachtragen, da er bei dieser Ausgabe schwerlich davon bereits Kenntniſs erhalten haben konnte. Bei Herodian würde Rec. auch F. A. Wolfs Ausgabe (Hal. 1792. 16 Gr.) angeführt haben. Dagegen würde er S. 20. *Menandri et Philemonis Reliquias* ed. Meineke weggelassen haben, zumal da auch alle andere und ähnliche Fragmentensammlungen weggelassen worden sind, worüber auch Rec. mit dem Verf. gar nicht rechten will; er würde lieber bei den *Orphicis* die Ausgabe von Hermann (Lips. 1805.) und eben so früher desselben Ausgabe der Homerischen Hymnen (Lips. 1806.) oder auch die Ausgabe des *Hymnus in Cererem* cum notis Ruhnkenii et Mitscherlichii (Lugd. Bat. 1808.) angeführt haben. Daſs bei Plutarch nicht die Schulausgabe einiger Vitae von Bredow angeführt ist, darüber kann wenigstens Rec. dem Verf. durchaus keinen Vorwurf machen; auch die zwei Bände einzelner Vitae von Leopold (Lips. 1789. und 1795.) konnten in gewisser Hinsicht weggelassen werden, da diese Ausgabe minder eine Schulausgabe genannt werden kann. Eher vielleicht könnte die Ausgabe des Agesilaus in Verbindung mit dem Xenophonteischen Encomium Agesilai von Baumgarten-Crusius (Lips. 1812.) in das Verzeichniſs aufgenommen werden. Von der Hutten'schen Ausgabe des Demosthenes und Cicero, die hier nach der Ausgabe von 1796 Tubingae angeführt wird, ist, wenn Rec. nicht sehr irrt, eine neue Ausgabe 1820 zu Stuttgart erschienen. — Bei Horaz würde Rec. die Ausgabe der Ars Poetica von Paula von Hocheder weggelassen haben, da er den Gebrauch derselben nicht für sonderlich nützlich halten kann, es sey auf Schulen oder zum Selbststudium. Ob bei Livius die Chrestomathieen von Bauer und Kayser anzuführen sind, wird immer noch erwogen werden müssen. — Bei Terenz sind auch die Dictata Ruhnkenii in Terentium ed. Schopen angeführt, was Rec. sehr billigt; er würde aber auch die ältere Ausgabe des Terentius von Bruns (Hal. 1811. 2 Tom.), worin diese Dictata, freilich nicht mit der Genauigkeit, wie bei Schopen, bereits abgedruckt sind, anführen. — Möge der Verf. in diesen ihm vorgelegten Bemerkungen nur einen Beweis der Theilnahme erkennen, mit welcher Rec. seine verdienstliche Schrift durchgangen hat, und möge er darauf bei einer weiteren Ausgabe die geeignete Rücksicht nehmen wollen!

Digitized by Google

Etymologische Versuche für Alterthumswissenschaft und Sprachkunde, von Ludwig Friedrich Heyd, Stadtpfarrer in Markgröningen. Tübingen, 1824. 148 S. in 8.

Diese unter dem bescheidenen Titel Versuche sich ankündende Schrift verdient Beachtung, und nicht umsonst hofft der Verfasser, entweder Ergänzungen gegeben, oder auf neue Punkte aufmerksam gemacht und Lexikographie und Grammatik nicht unbereichert gelassen zu haben, auch weitere und strengere Prüfung des Bodens, auf welchem Urgeschichte, Mythologie und Geographie ruhen, zu veranlassen. Die gegenwärtige Beurtheilung richtet übrigens ihr Augenmerk hauptsächlich auf das Etymologische, und überläſst dasjenige, was auf Alterthumskunde, namentlich auf Mythologie Bezug hat, solchen, die sich ein Recht erworben haben, darüber zu sprechen. Rec. darf die Versicherung vorausschicken, daſs die Ergebnisse, die der Verf. durch seine Forschungen gewonnen hat, mit den seinigen häufig übereinstimmen, wird aber auch offen gestehen, wo er Behauptungen für zu wenig begründet, oder die Anwendung des aufgestellten Grundes für zu gewagt hält.

Nach vorausgeschickter Grundlegung, worin aus einander gesetzt wird, daſs die Selbstlauter ein Allgemeines, Unbestimmtes ausdrücken und erst durch Mitlauter zu einem Besondern, Bestimmten werden, daſs s, als Halbvocal den Selbstlautern am nächsten stehend, ihnen ihren allgemeinen Charakter lasse, folglich geeignet sey, das Allgemeine zu einem Individuellen zu bilden, und somit ein Es, ein Etwas in der weitesten Bedeutung zu bezeichnen, geht der Verf. zur Anwendung über und weist den Sylbenlaut as, es, is u. s. w. zuerst in dem Fürwort, dem Artikel, der Zahl Eins und dem Zeitwort Seyn als in Wörtern nach, die das Allgemeine in seiner erkennbaren Einzelnheit ausdrücken. Sodann sucht er den S-Laut auch in solchen Wörtern nachzuweisen, die, obgleich einen mehr zusammengesetzten Begriff ausdrückend, doch immer den Hauptbegriff einer in die Augen fallenden Gröſse und eines als Einzelnheit hervortretenden Ganzen in sich tragen, und eben deswegen Benennungen für Gegenstände sind, welche vorzugsweise ein Es genannt werden können, und sich entweder durch ihre groſse Ausdehnung und abgesonderte Stellung, z. B. Berge, Thiere, Pflanzen, Sonne, Gott und Göttliches, Priester, Herr u. s. w., auch ausgedehnte, hervorragende Theile lebendiger Körper und andere hervorstehende Gröſsen, oder durch ihre theilweise Zusammen-

Digitized by Google

setzung zu einem Ganzen der Anschauung kenntlich machen. Nach diesen Grundsätzen sind S. 29 — 38. viele Bergnamen aufgezählt, am reichsten ist die Anzahl der Benennungen für Gott und Göttliches, Priester und Herr, S. 43 — 95. Auf diesem Wege wird an einer Menge von Wörtern der ihnen durch jene Ursylbe aufgeprägte, jedoch durch Hinzugekommenes genauer bestimmte und individualisirte Allgemeinbegriff, und somit der Grund, warum sie als Benennungen der bezeichneten Gegenstände gebraucht wurden, nachgewiesen. — Nun leidet es allerdings keinen Zweifel, daſs ohne Annahme von Vorlauten und Stammsylben, vermittelst deren ein Allgemeinbegriff bezeichnet wird, sich keine Wortforschung anstellen läſst, und daſs sie aufzusuchen und durch Absonderung der dem ausgebildeten Worte angewachsenen Anlaute herauszustellen für Sprachkunde wie für Alterthumskunde eben so nothwendig ist, als die Begründung einer Sprachlehre nothwendig macht, Sätze in Wörter, Wörter in Sylben, Sylben in Buchstaben aufzulösen. Auch treten solche (ideell-, nicht historisch-) primitive Laute oft so klar hervor und lassen sich vom Ganzen eines Worts als etwas Selbstständiges oft so leicht ablösen, daſs ihr Vorhandenseyn und ihre Bedeutung nicht geläugnet werden kann, wie z. B. ak das Spitzige, Scharfe, Stechende, Schneidende, da, du, das Untere, Tiefe, Verborgene, Finstere, mu, μυ, das Heimliche, Innere, Verschlossene, Dunkle, ad, das Umschlieſsende, ar, das in die Höhe Ragende bezeichnet. Und so giebt wohl jeder Sprachforscher dem Verf. gerne zu, daſs in dem Urlaut as, es u. s. w. ein Allgemeinbegriff liegt. Dennoch hat die Sache ihre Bedenklichkeit, und in ihrer Anwendung nicht geringe Schwierigkeiten. Erstlich geräth man leicht in Gefahr, den Allgemeinbegriff, den man in vielen mit einem solchen Laute versehenen Wörtern durch Induction gefunden hat, überhaupt Wörtern, die diesen Laut haben, aufzuzwingen, wenn er gleich in ihnen nicht enthalten ist: denn solche Laute können Wörtern aus einem zwar in dem menschlichen Sprachbildungsvermögen liegenden, aber nicht immer erforschbaren Grunde, oder zufolge einer nationellen Gestaltung der Sprachwerkzeuge, oder wegen vermeintlichen Wohllauts, oder aus Miſshören des aus der Fremde Hergekommenen eingewoben worden seyn, oder sie bezeichnen auch noch einen andern Allgemeinbegriff, der sich mit dem angenommenen nicht unter Eine Klasse bringen läſst. So ist namentlich as, es, is, os, us eine so häufige und unter so mancherlei Bedeutungen vorkommende etymologische Anbildung, daſs es schwer halten möchte, diese

Laute alle oder den gröſseren Theil derſelben in die von dem Verf. aufgeſtellten Claſſen einzureihen. Die Urſylbe ar drückt das Hervorragen aus, aber gleich häufig bezeichnet ſie auch das Umfaſſen, Einſchlieſsen. Wollte man nun allen oder den meiſten Wörtern, die einen ſolchen Urlaut haben, überall den in demſelben wahrgenommenen Allgemeinbegriff beilegen, ſo würde der Zwang in die Augen fallen. Bemühte man ſich aber, um dieſen Stein des Anſtoſses aus dem Wege zu ſchaffen, mehrere Allgemeinbegriffe, die man durch einen und denſelben Urlaut ausgedrückt glaubt, unter einen noch höheren zuſammen zu faſſen, ſo möchte ein zweites Uebel entſtehen: der noch höher ſtehende Allgemeinbegriff würde nämlich einen Umfang haben, in den ſich zuletzt alles ſtellen lieſse, was am Ende ſo viel wäre, als nichts Beſtimmtes ſagen. So hat Lennep in den meiſten griechiſchen Wörtern Urlaute gefunden, die eine Bewegung anzeigen. Da nun die lebendige und lebloſe Schöpfung in unaufhörlicher Bewegung iſt, ſo läſst ſich freilich am Ende in jedes Wort, welches etwas bezeichnet, das gethan wird oder geſchieht, ein Urlaut, der den Allgemeinbegriff Bewegung ausdrückt, hineindichten. Aber was für ein Reſultat tritt am Ende hervor? Kein anderes, als daſs die Natur in ſteter Bewegung iſt, und daſs wir, um zur Bezeichnung unſerer Vorſtellungen und Begriffe Wörter zu bekommen, Buchſtaben nöthig haben. So hat auch der Verf., ohne ſich übrigens ſo weit in das Allgemeine zu verlieren, ſein as und überhaupt die Grundlegung zu hoch gefaſst: denn was iſt am Ende nicht ein Etwas im Allgemeinen oder im Beſondern, in der Einzelnheit oder in der Zuſammenſetzung? In dieſer alles verſchwemmenden Allgemeinheit verlor ſich Lennep, wenn er alle Zeitwörter auf *ἀω*, *ἐω*, *ἰω*, *ὀω*, *ἀγω*, *ἐγω*, *ἰγω* u. s. w., *ἀδω*, *ἐδω*, *ἰδω* u. s. w., *βάγω*, *βέγω*, *βίγω* u. s. w. zurückführte. Vor einer noch weiter führenden Verirrung hat ſich der Verf. dadurch ſicher geſtellt, daſs er die mit s analogen und nachweisbar häufig mit ihnen ausgewechſelten Buchſtaben d, t, r, und in Folge des letzteren auch l, nicht in ſeine Erörterungen gezogen hat, obgleich die Aufforderung dazu ſo nahe lag. Endlich zeigt ſich auch darin eine Bedenklichkeit, daſs, wenn jene Laute, dergleichen as einer iſt, das ſind, wofür wir ſie halten, Grund- oder Urlaute, welche einen Allgemeinbegriff in ſich ſchlieſsen, ſie in dem ſprachbildenden Geiſte des Menſchen liegen müſſen, folglich in allen Sprachen ſollten nachgewieſen werden können. Der Verf. hält ſich an das Griechiſche, Lateiniſche und Deutſche, weil uns nur von

diesen Völkern die Kraft und Bedeutung einzelner Buchstaben bekannt sey, doch geht er nicht selten auf Wörter über, die offenbar orientalischen Ursprungs sind. Nun entsteht natürlich und nothwendig die Frage: läſst sich in andern Sprachen — der groſsen Katharina Slowar müſste Antwort geben können — läſst sich namentlich in den slawischen, ostasiatischen und amerikanischen dieser Laut mit dieser Bedeutung nachweisen? — Durch Anführung aller dieser Bedenklichkeiten und Schwierigkeiten soll der Grundsatz, daſs es Urlaute gebe, denen bestimmte Allgemeinbegriffe inwohnen, keineswegs angegriffen, sondern nur die Klippen gezeigt werden, auf die der Etymolog zu stoſsen Gefahr läuft, zumal wenn er auſser der reinen Sprachforschung noch einen auf einzelne Wissenschaften gerichteten Zweck — hier z. B. auf Mythologie — vor Augen hat. Vor manchen Abschweifungen und Verirrungen kann man sich in vielen Fällen hüten, wenn man von Wörtern, in denen man einen primitiven Laut mit einem Allgemeinbegriff wahrzunehmen glaubt, die Vorlaute absondert, diese aber vorher gehörig, etwa auf folgende Weise, classificirt: h, ch, k, q, j, g; v, φ, f; w, b, p, m; s, sch; n, d, t (n, m, d, t gehören zu den seltenern). Ein Beispiel mag dies erläutern. Ad ist im Germanischen und seinen näheren und nächsten Verwandten und selbst im Hebräischen ein Elementarlaut, der den Begriff des Einschlieſsens in sich enthält, wie die folgende, aus einem zahlreichen, nach der so eben angegebenen Buchstabeneintheilung gemachten Verzeichniſs in's Kurze gezozene Induction klar erweisen wird: 1) ohne Vorlaut: Ader, adere, Eingeweide, rythm. de S. Ann. atter, Markung, S. Skinner, aedes, Etter, eder, eodor, Zaun; Ang.S. Euter, ἦτορ, Herz, ida, Adel, Gl. Mons. idr, Eingeweide, Isl. ὀδερός, Bauch, uter, uterus, Euter; 2) h, ch, k, q, j, g: Haut, Hode, Hütte, heed, verbergen, Engl. cader, Einzäunung, Wall. cadre, Sahmen, cadus, cood, codde, Beutel, AS. citte, Bauch, AS. cwith, vulva, AS. cutis, gatten, gata, verwahren, Schwed. Gaden, Gatter, γέντερ, Bauch, mit eingeschobenem Nasenlaut Dotter, Kothe, Kutte, Quätt, Quätten, Bauch, Schwb. quithrs, dasselbe, Ulf. quoden, interior pars coxae, S. Nyer. Symb. 206. גדר, כדר, גמר, einschlieſsen, הדר, das Innere; 3) v, φ, f: venter, mit eingeschobenem Nasenlaut, wobei aus dem obigen γέντερ erhellt, daſs weder υ noch γ zu der Wurzel des Worts gehört; 4) w, b, p, m: Wat, Einge-weide, βαῖτα, βαίτη, Fell, Hirtenkleid, Beutel, Bude; 5) s, sch: Schädel,

Schade, Schotte; 6) Näter, Gitter, s. Fulda Idiot. So tritt der durch ad, ed u. s. w. ausgedrückte Allgemeinbegriff in allen diesen Wörtern klar hervor, und der Verf. hätte bei einer solchen Verfahrungsart, auch mit Beibehaltung seiner sonstigen Eintheilung, ohne Zweifel sicherere Schritte gethan. Diese Weise wird zwar Manchen allzu nüchtern vorkommen; mögen sie auf ihre Gefahr hin einer bodenlosen Speculation folgen, oder auf den Schwingen der Phantasie fortfliegen, oder zufällige Aehnlichkeiten aufjagen!

Auf diese allgemeinen Bemerkungen mögen nun auch einzelne über Einzelnes folgen. S. 10. In r-es soll durch die Endung das Etwas ausgedrückt seyn; auch in sp-es, qui-es, di-es, lim-es, vat-es, heb-es? Ebend. Anm. 9. esse, Seyn, und esse, Essen, hängt bei dem Menschen, dem civilisirten wie dem Naturmenschen, zu genau zusammen, als daſs es eines so weit hergeholten Grundes der Wortübereinstimmung beider Begriffe bedürfte; daher auch beide Begriffe nicht nur in esse, sondern noch in mehreren Wörtern durch gleichen Wortlaut ausgedrückt werden: uti, genieſsen, essen, und gewohnt seyn, seyn; vesci, Lat. vesa, Isl. vastag, dick, Ung. waiden, und wisen, seyn; wara, essen und seyn, Schwd.; fahren in der Bedeutung von leben, und Fuhr, Nahrung; Leib, und Leben. S. 13. Anm. 13. D als 500 erklärt sich am natürlichsten aus der Form M, welche so gestaltet war: CIƆ, die Hälfte dieser Figur ist D, und L, 50, durch die alte Figur des C, nämlich L, wovon es gleichfalls die Hälfte ausmacht; V, 5, ist die Hälfte der Figur X, warum aber diese 10 bedeutet, möge von Andern entziffert werden; V durch die ausgestreckten Finger zu erklären, scheint auf jeden Fall gezwungen. S. 14. Anm. 18. duo ist d-uo, wie two, Engl. t-wo, zwei, deutsch z-wei, duellum, d-uellum, d-bellum (wie dwell, Engl. weilen, Twiel, die Festung, Wiel, Weil, Wyl). In zwanzig ist statt des vorlautenden Zahnbuchstaben ein Zischer vorangesetzt, in viginti (biginti) aber drückt die erste Sylbe, trotz G. J. Vossens Widerspruch, bi, bis aus, welches zwei bedeutet, wie ἰ, ἰς eins. S. 15. Anm. 19. it, unus? Sollte nicht in dem als Gewährsmann angeführten Fulda ein Druckfehler seyn, und es, wie aus den benachbarten Wörtern zu schlieſsen ist, vanus heiſsen müssen? Daraus lieſse sich das schwäbische itt, itta, nicht, erklären, und es träte eine Verwandtschaft mit wicht, nichtsbedeutend, an's Licht. In diese Anmerkung gehört auch ἴδιος, proprius, privus, und das etrurische iduare, theilen, trennen, wovon viduus, viduare, Witwe, abzuleiten st.

Digitized by Google

S. 15. Hier hätte auch **Aeſs**, das Eins im Würfel, wie οἴνη, und ἄσσον, δύο τῶν αὐτῶν, Etymol. M. Lips. 143. Sylb. 158, ferner **B'asch**, **P'aar**, h'is angeführt werden können; sie bedeuten alle Eins und Eins. Merkwürdig und auf eine Begriffsähnlichkeit deutend scheint auch, daſs ἄσσον τὸ ἐγγὺς ist (E. M. 142.), und ἴγγια eins bedeutet: also **eng**, d. i. in Eins gepreſst. Ebend. assus möchte bei mehreren Wörtern, in deren Verbindung der Verf. es anführt, statt assatus stehen, und die im Italiänischen häufig vorkommende, aber auch, wie orbus, privus statt orbatus, privatus beweist, im Lateinischen nicht ungewöhnliche Form des Passivparticips seyn, braten aber läſst sich nur zwangsweise mit Eins unter Einen Begriff bringen; assare scheint vielmehr mit esse, essen, in derselben Verwandtschaft zu stehen, wie Brot mit braten. S. 20. oinus statt unus kommt auch in den Zwölf Tafeln vor. S. 21. ὄνομα aus unus? **heiſsen** aus **eins**, εἷς? S. 23. Anm. 39. Die Infinitivendigung ειν dürfte das abgekürzte εἶναι, und die lateinische are, ere, ire durch Umtausch des s mit r das abgekürzte esse seyn. S. 30. In **Parnassus** möchte **Paa** (Bor, empor, Berg, Pergamus) den Begriff eines Berges ausdrücken, doch könnte auch die andere Hälfte des Worts denselben Begriff in sich enthalten, gleichwie viele Fluſsnamen aus zwei, Fluſs oder Bach bedeutenden, Namen zusammengestellt sind: Louter-ach, Ei-ach, Biber-bach, Biber-ach, Brig-ach, Breg-enz u. s. w. S. 32. 'Αθῆναι fast wie Asene; so lautet noch jetzt bei den Griechen das Θ wie das gothische, angelsächsische und neuenglische th, bald mehr dem f, bald dem s sich nähernd.' S. 36. Unter Deutschlands Bergen wäre hier auch der schwäbische **Bussen** anzuführen gewesen. S. 39. Zu **Eiche** sey folgende in der Geschichte der Menschheit gegründete Bemerkung erlaubt: Vor Verallgemeinerung des Getreidebaues nährten sich die Menschen von wildwachsenden Beeren und Baumfrüchten, besonders war die Eichel ein Nahrungsmittel:

Glandiferas inter curabant corpora quercus.' *Lucret.*

Tellus
Chaoniam pingui glandem mutavit arista. *Virg.*

(Der Beſchluſs folgt.)

N. 36. 1826.

Heidelberger

Jahrbücher der Literatur.

Heyd, etymologische Versuche für Alterthumswissenschaft und Sprachkunde.

(Beſchluſs.)

So ist es natürlich, daſs Beere und Bäume mit Speise, Essen durch Benennungen gleiches Stammes bezeichnet wurden: Eiche, B-uche, ὀχή; f-agus, φ-άγω; Aesche, aesculus: esca, wie schon Servius bemerkt. In der Edda werden die Menschen Askur genannt, worunter wenigstens eben so wahrscheinlich Essende als Göttersöhne verstanden werden können; meſs, Eichel, Altbrit. marron, Kastanie: Maſs, Speise, davon maſsleidig, Maſsgang; Beere, bere, AS. Gerste (daher Bier), בַּר, Getreide, πόρος, dasselbe, Birn, pisum, Veesen; atan, aten, AS. oat, Engl. Haber: edere, etan, essen, AS. Hängt vielleicht auch אָכַל, essen, mit Apfel, akran, Traube, Obst, Ulf. etymologisch zusammen? S. 57. ist noch anzuführen Ἀσοῦρ, κρατὴρ ὑπὸ Φοινίκων, Et. M. I, 141. S. 61. Aus dem Et. M. konnte noch angeführt werden, daſs die Aegyptier die Aphrodite Ἀθώρ nannten. S. 62. Aus αἶσα causa, weil die Götter die Ursache von Allem sind? und in Loos die Sylbe os, Gott, Göttliches, von Gott bestimmt? Ebend. sacer, ausgesprochen sager, enthält schwerlich den Grundlaut as, eher ac, ἀκ, das hoch, erhaben andeutet. S. 63. Da die Vogeldeuter sich bei ihrer heiligen Verrichtung nach Norden wendeten, so zeigt tesquus sowohl dasjenige, was zur priesterlichen Beobachtung des Vogelflugs dienlich ist, als auch die Unfruchtbarkeit der Gegend an, wohin das Angesicht des Priesters gerichtet war, Haiden, Steppen und dergl., und das Wort von as, göttlich, abzuleiten, möchte gewagt seyn. S. 65. taceo ist doch wohl eher aus dem Grundlaut tak, teg, tuk — tougen. heimlich, altd. — bedeckt, verborgen, heimlich, als von ἀκέω herzuleiten, zumal wenn man Buttmanns Ableitung des letzteren Worts von

χάω, χαίνω, beitritt. Ebend. castus bedeutet eigentlich auserlesen, und geht dann erst in die Bedeutung rein, unbefleckt, keusch über, quaerere, küren, kiesen, carus sind seine Stammsverwandten. S. 68 ff. Also Sarmaten, Amazonen, Pelasger, Hellenen, Ausonier, Thusker u. s. w. lauter aus Namen von Göttern und Götterdienern entstandene Benennungen für Völkerschaften. Rec. hätte nicht Muth, so weit zu gehen. — S. 75. fascinare leitet Festus mit vielem Rechte von fari ab. Zauberei wurde nämlich vermittelst heimlicher Worte oder Gesänge, welche Seegen oder Fluch enthielten, ausgeübt; schon in den Zwölf Tafeln heiſst es, VII, 3. Quei fruges excantasit, und 14. Quei malom carmen incantasit; Tib. I, 2, 41. Fluminis haec rapidi carmen rapit iter, vergl. VIII, 17 — 24. und Psalm LVIII, 5. 6. Daher die Namen für dieselbe meistens von Wörtern hergenommen sind, welche Rede, Geschrei, Gesang bedeuten: mit καλεῖν, gallus, Hahn, to call, gala, kalda, galer, altfranz., singen, rufen, schreien, קוֹל, גִּיל, Gal, Hall, Schall, calm, galm, Gesang, Ruf, Geschrei, χελιδών, helundo, Schwalbe, Skalde, Sänger, steht in näherer und entfernterer Verwandtschaft κηλεῖν, bezaubern, galan, AS. galdra, Isl. dasselbe, calstrare, mathematici, d. i. Zauberer, Notker, galende, Zauberer, Gl. Lips. Skalde, Zauber, Schwd., ferner לָחַשׁ, mussitare und incantare; carminare; to spell, buchstabiren, lesen, bezaubern; imprecari; beschreien; besprechen; trollen, ein widriges Geschrei erheben (Adelung) und trolla, behexen, Schwed. ἐπωδή; tobeshrew, to wish a curse to Sheridan. So möchte Festus Ableitung vollkommen gerechtfertigt seyn. S. 76. Anm. 224. Für Hexe läſst sich in hag, Hexe, Skinne, hug, Verstand, Klugheit, hagur, klug, Isl. sagus, sagi, nach Coto bei den Thuskern pontifices et sacri expiatores, sagax, sagire statt sapere (s. Cic. Divin. I, 31.) eine ungezwungene, nahe liegende Ableitung finden. S. 78. hätte bei ὀσσαῖοι auch die von Ruhnken. in Tim. Lex. Plat. zu ἴττα angezogene Stelle aus Suidas: ἴττα, καὶ ἴσσα, φήμη, μαντεία, angeführt werden können. S. 81. rex kann nicht wohl reſs gelautet haben, sondern regs, reges, d. i. Reger, mit der Wurzelsylbe, die auch in ragen, regen, Recke, Ruck (Berg, Hundsruck, d. i. Jagd- oder Hind-Berg), roc, rocher, rogus, ῥώξ, רָקַע, הָרַק u. s. w. vorhanden ist. S. 85. Ban, Herr, Slaw., wie βάνας βασιλεύς. Zu S. 84. Anm. 250. ist noch anzumerken, daſs Näs der Name mehrerer Vorgebirge im nördlichen Europa ist. S. 96. auris lautete nicht nur vielleicht wie ausis, sondern,

wie aus auscultare (ausiculitare) erhellt, wirklich so. S. 97. μῦς gehört dem Stammlaut mau, meu, mo, mu an, welcher Verborgenheit bezeichnet. Von S. 104. an erscheinen die Zurückführungen auf den Grundlaut as gröſstentheils zu gewagt und unsicher, und das Zusammenfassen von solchen Ganzen, aus deren Wesen sichtbar ist, daſs sie aus Mehreren eine in die Augen fallende Einheit geworden sind, ist so unbegränzt und weit, daſs es zum willkührlichsten und schrankenlosesten Umherschweifen Anlaſs giebt. S. 109. In Eisen, ayas, Sanskr. nach Schlegel, liegt nicht blos der Begriff des zusammengeschmolzenen Metalls, sondern des Metalls, ja der unorganischen Erdstoffe überhaupt, wie aus den diese Gegenstände bezeichnenden und den Stammlaut as oder ar enthaltenden Wörtern erhellt: aes, eer, Kupfer, altd. ore, Erz, iron, Eisen, ar, AS. und Schwed. aur-um, ferr-um, ar-gentum, aur, Koth, Gries, Isl. ar-ena, Sand, ar-gilla, Lehm, H-or, Koth, Er-de, Er-z, אֶרֶץ, arziz, Zinn, Pers., vielleicht auch χρυσός = χ'-ερ-υσός. In ähnlicher Verwandtschaft stehen Kupfer, עָפָר, Staub, und עֹפֶרֶת, Blei. Ebend. Anm. 326. In πλῆθος und plenus die Wurzel as oder aes und unus zu finden, dürfte schwer halten; folgende Deduction möchte zu einer klareren und vermuthlich auch richtigeren Ansicht führen: all, ὅλος, heel, Heil, viel, voll, πολύς, π(ο)λῆθος, p(o)lenus, aus pleus, plus, pleo, mit eingeschobenem Nasenton. S. 111. Faſs kommt von fasen her, wovon fassen die Augmentativform ist, wie quasso von quatio. Die Regel kann also allgemeiner gefaſst werden: as, aſs ist eine Verstärkungsform. Sickler hat daher im Cadmus auch die Masculinendung ὸς hieraus erklärt, sicherer dürfte osus hieher zu rechnen seyn: gloriosus, onerosus, famosus, furiosus, ebriosus u. s. w. S. 136. Buttmann hat in seiner akademischen Abhandlung über die mythischen Verbindungen von Griechenland mit Asien aus der Mythe von Kadmus und Europa dargethan, daſs der frühere Gegensatz nicht Asien und Europa, sondern קֶדֶם Morgenland, und עֶרֶב Abendland, Europa, war. — Rec. hat sich bei dieser Schrift nur darum so lange verweilt, weil er die gelehrten Forschungen des Vf. nach Verdienst schätzt, und den Gewinn, den sie der Alterthumskunde gewähren, anerkennt. Möchte ihm seine Lage verwandte Forschungen gestatten!

Schmid.

Geschichte des teutschen Volkes, von **Heinrich Luden.** *Gotha, bei Justus Perthes.* 1825. *Erster Bd.* 792 *S. gr.* 8. 4 fl. 30 kr.

Jedem nur einigermaſsen gebildeten Manne, welcher an den vor ihm vorübergehenden Erscheinungen Theil nimmt, darf die Geschichte seines Landes nicht gleichgültig seyn; einem Volke, das von seinen Vorfahren und ihren Thaten, von den Einrichtungen seines Vaterlandes und ihrer Fortentwicklung nichts weiſs, fehlt es gewiſs an dem Gefühle der Nationalität und an der Liebe zum Vaterlande, wenn nicht andere Ursachen die mangelhafte Kenntniſs herbeigeführt haben. In den Freistaaten begünstigt das öffentliche Leben, die Theilnahme aller Mitglieder des gemeinen Wesens an dem Schicksale ihrer Väter und die stete Zurückbeziehung auf Einrichtungen und Anordnungen der Vorfahren die Geschichtbeschreibung; Herodot trat, wie es heiſst, zu Olympia vor der allgemeinen Versammlung von Hellas mit seiner Geschichte auf, worin er den groſsen und siegreichen Kampf der Hellenen gegen die Barbaren in seinen ersten Ursachen erforscht und dargestellt hatte, und der Beifall der anwesenden Völker klatschte einem Unternehmen Lob, welches die von ihnen ausgeführten Thaten dem Gedächtniſs der Nachwelt erhielt. Eben so war bei den Römern eine Geschichte ihres Staates eine Sache des Volkes, und nicht blos der Gelehrten; ihre Redner beziehen sich so oft auf Beispiele vergangener Jahrhunderte, daſs man sieht, sie setzen bei ihren Zuhörern eine Kenntniſs derselben voraus. Dieselbe Erscheinung hat sich in den italienischen Freistaaten wiederholt, welchen Italien die gröſsten Geschichtschreiber der neueren Zeit verdankt. In England erhält der Geist des öffentlichen Lebens (the public spirit) die Theilnahme an den Ereignissen der Gegenwart wie der Vergangenheit selbst bei den niedrigsten Volksklassen, und nirgends, als hier, das Beispiel von Aeschylus Persern etwa ausgenommen, hat man eine Reihe historischer Gemälde in dramatischer Form auf dem Theater gesehen und bewundert.

Anders in Deutschland. Leuten, die in den Geschichten der Nachbarländer sehr gut bewandert waren, blieb die Geschichte ihres Vaterlandes in den mittleren Zeiten ein unbekanntes Feld; kaum daſs eine oder die andere ausgezeichnete Begebenheit nothdürftig zu ihrer Kenntniſs gekommen war. Die Ursache davon lag zum Theil an dem Mangel eines ausgezeichneten Werkes, das auch für einen andern Kreis von Lesern berechnet war, als für Gelehrte, zum Theil aber auch in

einem wirklichen Mangel des Nationalgefühls bei dem deutschen Volke. Wäre dieses Gefühl stark gewesen, so würde das Bedürfniſs einer Nationalgeschichte früher erkannt, und zur Erfüllung desselben ein Versuch gemacht worden seyn. Die groſse Begebenheit unserer Zeit aber, wo alle deutsche Völker sich gegen den gemeinschaftlichen Feind erhoben, und die Einigkeit ihrer Waffen Deutschland von dem Drucke der Ausländer befreite, weckte, wie mit einem Schlage der Zauberruthe, das bisher schlummernde Nationalgefühl, und die Folge davon war statt des bisherigen Kaltsinns ein feuriger Enthusiasmus für Alles, was deutsch war, bis zur Ausschweifung. Dies hatte natürlich auf die Geschichte den gröſsten Einfluſs, die Helden unseres Volkes wurden besungen, ihre Thaten in Volksbüchern beschrieben, — kurz, es schien eine neue Zeit aufzugehen für die deutsche Nation. Daſs dieser Rausch der Begeisterung bald wieder verflog, lag in der Natur der Dinge, allein seine wohlthätigen Wirkungen sind nicht mit ihm erloschen, und jetzt wird gewiſs eine Geschichte des teutschen Volkes von allen Gebildeten desselben mit wärmerer Liebe aufgenommen werden, als vor einem halben Jahrhundert. Allein jetzt werden auch gröſsere Ansprüche gemacht, als in der Zeit der Begeisterung; das schöne Gefühl, die Thaten einer groſsen Nation ihren Enkeln zum dankbaren Andenken und zur Belehrung zu überliefern, muſs mit gründlicher Forschung und gleicher Abwägung der Gerechtigkeit verbunden seyn, und darf nie das Urtheil bestechen.

Nach einer zwanzigjährigen Forschung (Vorwort S. XI.) übergibt nun Hr. Luden dem deutschen Volke seine Geschichte, mit dem vollen Bewuſstseyn der Anforderungen des Augenblicks und mit dem Bestreben, dieselben zu befriedigen. Von diesem Werke zeigen wir hier den ersten Band an. Er umfaſst die Zeit vom Eintritt der Deutschen in die Geschichte bis an das Ende des ersten Jahrhunderts nach Christi Geburt, und zwar in drei Büchern: das erste Buch S. 1 — 156. stellt die Geschichte dar bis auf die Unterwerfung von ganz Gallien durch Julius Cäsar und die Ausdehnung des Römischen Reichs bis an den Rheinstrom; das zweite Buch S. 159 — 424. behandelt die Versuche der Romer, Deutschland selbst zu unterjochen, und die Geschichte der deutschen Völker in ihren gegenseitigen Reibungen nach jenem miſslungenen Versuch, so wie in ihren Verhältnissen zu den Römern; das dritte Buch endlich S. 427 — 586. entwickelt Deutschlands inneren Zustand, also alle Verhältnisse, auf welche sich die Einrichtungen der Folgezeit gründen. Von S. 589. bis an's

Digitized by Google

Ende folgen die Anmerkungen als Beweise und Rechtfertigung aufgestellter Ansichten oder zur Erläuterung einzelner Punkte.

Die klare Ordnung, in der die Begebenheiten dargestellt sind, die würdevolle ernste Sprache und der schöne edle Sinn, mit welchem der Hr. Verf. seinen Landsleuten ihre Geschichte erzählt, müssen bei unserem Volke den verdienten Beifall und Anerkennung finden, auch wenn alle Theilnahme an der Geschichte des Vaterlandes erstickt wäre. Ja, wäre dies der Fall, so müſste dieses Werk sie wecken, und Ref. wünscht, daſs es einen recht groſsen Kreis von Lesern finden möchte, so wie er überzeugt ist, daſs es seine Wirkung nicht verfehlen wird, den Leser zu belehren und zu erheben. Was Ref. vor den Richterstuhl der historischen Kritik zieht, geht die Wissenschaft als solche an, und wenn er hier von dem Hrn. Verf. abweicht, so geschieht dies immer mit der gehörigen Anerkennung des Scharfsinnes, der Verdienste und des Werthes, den seine Untersuchungen und die daraus hervorgegangenen Ansichten für die deutsche Geschichte haben.

Die mageren Quellen für die ganze Geschichte, welche in diesem ersten Bande abgehandelt wird, entspringen in den Werken Römischer und Griechischer Geschichtschreiber, also der Feinde des deutschen Volkes, und auch bei der gröſsten Wahrheitsliebe konnten diese sich nicht leicht von ihren Vorurtheilen losreissen. Daher hat der Hr. Verf. diese Quellen mit groſsem Miſstrauen und Argwohn benutzt, und einen andern Quell geöffnet, „der in des Menschen Geist und Empfindung entspringt, und den Nichts zu trüben vermag“ (S. 102.). Ref. muſs diesem Verfahren da seinen Beifall geben, wo man den Grund eines gerechten Argwohns nachweisen, und aus den vorhandenen Spuren die Wahrheit oder wenigstens eine Annäherung an die Wahrheit überzeugend herausfinden kann. „Die Geschichte kann aber nicht über ihre Quellen hinaus“; wo also die Erzählung, deren Resultat wir doch nie ändern können, in ihren einzelnen Theilen mit sich selbst und mit der Natur der Dinge übereinstimmt, muſs sie stehen bleiben, als historisches Factum. Daſs aber ein zu groſses Miſstrauen den Hrn. Verf. zu einem wärmeren Vertheidiger der Deutschen gemacht hat, als sich mit der Historie verträgt, glaubt Ref. an einigen Beispielen zeigen zu können, wo eine unverkennbare Partheilichkeit Hrn. Luden bewogen hat, den Feind in einem trüben Lichte zu zeigen, und den Freund dagegen von allen an ihm haftenden Beschuldigungen zu reinigen. In dieser Beziehung kann uns zuerst die Ge-

Digitized by Google

sch chte der Usipeten (Usipier) und Tenchterer S. 104 ff. dienen. Nach Cäsar kamen diese deutschen Völkerschaften von den Sueven gedrängt an den Rhein da, wo die Menapier an beiden Seiten des Stromes wohnten. Diese gingen bei der Ankunft so zahlreicher Mannschaft auf das linke Rheinufer, um ihnen den Uebergang zu wehren; die Tenchterer und Usipeten zogen, um die Feinde sicher zu machen, zum Scheine ab; wandten sich aber nach der Rückkehr derselben in ihre Wohnungen plötzlich um, und überfielen sie so unerwartet, daſs sie sich der Schiffe der Menapier bemächtigten, und mit diesen auch das Land derselben am linken Rheinufer unterwarfen. Die Erscheinung dieser Deutschen auf der Gallischen Rheinseite veranlaſste Bewegungen unter den Galliern und Unterhandlungen, so daſs Cäsar schnell herbeieilte, und durch eine schändliche Treulosigkeit, die er mit schauderhafter Kälte erzählt, die Feinde vernichtete.

Hr. Luden berichtet uns dagegen, die Tenchterer und Usipeten seyen von den Menapiern zu Hülfe gerufen worden, und zu ihrem Beistande erschienen. Wie aber? Wir wollen einmal zugeben, dies wäre der Fall gewesen, so bleibt es doch immer eben so unerklärlich, warum diese beiden Völkerschaften mit allen den Ihrigen (cum omnibus suis domo excesserant, Rhenumque transierant. Caes. lib. IV. cap. 14.) herangezogen kamen, als warum sie mit den Menapiern in Streit geriethen. Das Erstere läſst Hr. Luden unberücksichtigt, für das Zweite steht uns die Wahl zwischen zwei Erklärungsarten frei. „Sey es nun", heiſst es S. 106, „daſs die Menapier nach der Unterwerfung aller Gallischen Stämme an ihrer Sache verzweifelnd gewünscht haben, den Bund wieder aufzulösen, um den Krieg zu vermeiden, und daſs sie wegen dieses Verlangens mit den Usipetern und Tenchterern, die schon gerüstet unter den Waffen waren, wirklich in einen Zwist geriethen; sey es, was wahrscheinlicher ist, daſs sie nur einen Zwist mit diesen Bundesgenossen verabredet haben, um unter dem Vorwande eines Zwanges den Krieg wider die Römer im Fall eines Unglücks entschuldigen zu können: die Usipeten und Tenchterer gingen im Winter über den Rhein und vereinigten (!) sich mit den Menapiern." Ref. denkt, statt daſs wir uns auf ein so unbestimmtes und willkührliches „Sey es" einlassen, bleiben wir bei der bestimmten Angabe Cäsars, daſs die Usipeten und ihre Verbündete das Land der Menapier mit Gewalt besetzt haben; denn daſs die Menapier hernach wieder als Feinde der Römer auftreten, beweist nicht das Gegentheil, weil sie nach dem Untergange der Usipeten

Digitized by Google

und Tenchterer das Joch der Römer eben so wenig auf sich nehmen wollten, als sie sich ungern der Waffengewalt jener gefügt hatten.

Die folgenden Begebenheiten dieses Kriegs stellt der Hr. Verf. ganz nach Cäsars Bericht dar, und weicht blos einmal ab, indem er die Römer die deutschen Reiter necken und reizen läſst, woraus denn ein Reitergefecht entsteht, während Cäsar (IV, 12.) die deutschen Reiter des Anfangens der Feindseligkeiten beschuldigt. Hr. Luden mag Recht haben; schon Cassius Dio B. 39. Kap. 47. konnte sich diese Begebenheit nach Cäsars Ezählung so wenig erklären, daſs er den Römern wenige Reiter, und den Feinden die Uebermacht gibt. In den Anmerkungen aber findet man stets die Hinweisung, daſs alle Anstalten und Befehle Cäsars darauf abgesehen gewesen wären, die Gelegenheit zur Treulosigkeit herbeizuführen, die nach des Ref. Ansicht der Zufall dem Cäsar in die Hände spielte, und in dem Text S. 110. den ungegründeten Verdacht, daſs die gefangenen Aeltesten der Deutschen „in sittlicher Hinsicht noch schrecklicher untergegangen seyen, als ihr Volk“. Cäsar IV, 15. sagt, sie seyen freiwillig bei ihm zurückgeblieben; hätte er sie umgebracht, so würde er es wohl nicht verschwiegen, und auf keinen Fall die Unverschämtheit gehabt haben, bei noch so vielen lebenden Zeugen dieser Begebenheiten geradezu das Gegentheil zu berichten. Hr. Luden mag auch noch so hart über Cäsars Geschichte urtheilen, so sind doch offenbare Unwahrheiten oder absichtliche Angaben des Gegentheils nicht denkbar, und Cäsar hätte gewiſs statt des Glaubens und Zutrauens bei den Späteren eine Widerlegung gefunden. So sehr aber der Hr. Verf. Cäsars Treulosigkeit noch schändlicher, als sie schon an und für sich erscheint, hinzustellen sucht, eben so sehr bemüht er sich, den Ambiorix von der Beschuldigung der Treulosigkeit zu reinigen. Die Eburonen unter Ambiorix und Kativolk empörten sich, und griffen das Lager der Römischen Legaten Cotta und Sabinus in ihrem Lande an; allein als ihr Sturm miſslang, kam es zu einer Unterhandlung, die, wie Hr. Luden sagt S. 119, von den Römern gesucht ward; nach Cäsar lib. V. cap. 26. aber wurden die Römer von den Eburonen (suo more) eingeladen, Gesandte zu schikken. Den Gesandten gab Ambiorix aus Dankbarkeit gegen Cäsar, wie er sagte, das Versprechen, daſs er seinem Gastfreunde Sabinus und den Römern freien Abzug erlauben, und ihn in seinem Lande nicht hindern wolle. Im Vertrauen auf dieses Versprechen bewog Sabinus, trotz dem Widerspruche

Digitized by Google

Cotta's, die Legionen zum Aufbruche, ohne einen weiteren Vertrag abzuſchlieſsen. Nach Cäsar l. c. cap. 32. „erwartete nun Ambiorix in einem Hinterhalte die ſicher gemachten Römer (collocatis insidiis — — Romanorum adventum exspectabant); Hr. Luden aber weiſs S. 121, daſs die Eburonen diese Stellung nur aus Vorsicht nahmen, weil bei der Bewegung im Römiſchen Lager es ihnen unbekannt war, ob die Römer angreifen oder abziehen wollten. Die Römer zogen ab, ohne Feindſeligkeiten im Sinne zu haben oder zu erwarten; allein trotz seinem gegebenen Versprechen lieſs Ambiorix sie angreifen, und ſelbst nicht seinen Gastfreund Sabinus schonen. Vergl. Dio Cass. lib. 40. cap. 6. Nichtsdestoweniger sieht Hr. Luden S. 626. keine Treuloſigkeit in dem Benehmen des Ambiorix; er sieht nur Unverstand bei den Römern und im Beſondern bei Titurius Sabinus. Wenn wir ſolche Künste gebrauchen zur Rechtfertigung, so könnte Ref. auch die Treuloſigkeit Cäsars gegen die Aeltesten der Usipeten und Tenchterer hinwegreinigen, indem er denselben den Unverstand vorwürfe, sich in Cäsars Lager zu begeben ohne einen vorher gemachten Vertrag, da sie doch wuſsten, daſs durch das vorgefallene Gefecht der Waffenstillstand gebrochen worden war. Allein das sey ferne von ihm! Ref. erkennt in dem einen Falle wie in dem andern eine schändliche Treuloſigkeit, und sein Gefühl für strenge historische Wahrheit erlaubt ihm nicht, gerechte Beſchuldigungen dem Landsmanne abzunehmen, und sie in desto gröſserem Maaſse auf das Haupt des verhaſsten Feindes zuſammenzuhäufen.

Cäsar bot das Land der Eburonen den benachbarten Völkern zur Plünderung. Auf seinen Ruf strömte „allerlei Geſindel“ zusammen. Nun aber berichtet Cäsar VI, 35, es seyen auch zweitausend Sigambriſche Reiter zu diesem Raube über den Rhein gekommen. Hr. Luden übergeht diese Nachricht ganz mit der Wendung, S. 141: „Zweitausend Sigambriſche Reiter seyen über den Rhein gegangen, sey es, daſs sie Kundschaft über die Lage der Dinge einziehen, oder daſs sie den Eburonen Hülfe bringen ſollten.“ In der Note dagegen erfahren wir dafür einen Grund, die Zahl der Tage soll beweisen, daſs Cäsars Erzählung offenbar falsch und unnatürlich ist, und daſs in fünf Tagen nicht alles geschehen seyn kann, was Cäsar anführt. Die Sigambern wohnten von der Lippe an den Rhein hinab, und Cäsar mochte sehr gut wiſsen, wie rasch die Sigambriſchen Pferde ihre Reiter trugen. Der Ruf, nicht ein Bote, wie Hr. Luden sagt, der Ruf kommt zu den Sigambern, jenseits

des Rheines gäbe es Beute. Ist kein Krieg, so erwirbt sich der Deutsche Stoff zur Freigebigkeit durch Raub (materia munificentiae per bella et raptus. Tac. Germ. cap. 14.). Also machen sich zweitausend eben so kriegs- als beutelustiger junger Leute auf, und kommen in das Land der Eburonen, wo dann das erfolgte, was Cäsar lib. VI. cap. 35 sqq. und Hr. Luden S. 141 ff. erzählt hat.

Als ein viertes Beispiel will Ref. die Befreiung Deutschlands durch Armin betrachten. Diese Begebenheit hat Hr. Luden in ihre ganze Bedeutsamkeit gestellt; denn ohne sie wäre es vielleicht den Römern gelungen, die Germanische Eigenthümlichkeit zu unterdrücken, und den Deutschen dasselbe Joch, wie den Galliern aufzubürden. Die Art und Weise dieser Befreiung aber stellt Hr. Luden ganz anders, als die Alten und Neuen dar, und spricht sich darüber in einer Anmerkung folgendermaſsen aus, S. 665: — „Wer die Angaben der Römischen Schriftsteller glaublich findet, wer annimmt, daſs Armin mit der Miene der Treue, die Verschwörung in der Seele, sich zu des Varus Mahle gesetzt, daſs er Eifer für den Römischen Dienst heuchelnd immer (ἀεὶ) den Varus umgebend primo paucos, mox plures in societatem consilii aufgenommen, und alle Künste arglistiges Betrugs angewandt habe, ihn zu umstricken, ihn in's Verderben zu führen, — wer das annimmt, der muſs mir verzeihen, daſs ich ihm erkläre: ich freue mich über die Befreiung des Vaterlandes, aber über die Art, wie sie bewirkt worden, kann ich mich nicht freuen, und seinen Helden kann ich wohl bewundern, aber mich nicht mit ihm befreunden.“ Man sieht, Hr. Luden hat bei der Darstellung dieser Begebenheit Armin als das Ideal eines Helden im Auge gehabt, und da ihn die Geschichte anders zeigte, aus Unwillen, daſs das schöne Bild von der grausamen Wirklichkeit einen Schatten erhalten sollte, allen Scharfsinn aufgeboten, um seinen Helden so hinzustellen, daſs er sich mit ihm befreunden kann. Auch scheint es dem Ref., daſs die Befreiung Deutschlands in der neuesten Zeit auf die Darstellung des Hrn. Luden keinen geringen Einfluſs gehabt habe. Die gewöhnliche Erzählung dieses groſsen Ereignisses ist bekanntlich in Kurzem folgende: Die Römer und ihr Einfluſs herrschten schon bis an die Weser und über den Fluſs hinaus, als Quinctilius Varus Stattbalter wurde, und dieselben Künste der Bedrückung und des Despotismus, welche er in Syrien zu seiner Bereicherung geübt, auch hier gebrauchte. Dies empörte die deutschen Männer, und Einer ihrer Fürsten, der

Digitized by Google

Cherusker Armin, der Rom und Römischen Dienst aus Erfahrung kannte, war unermüdlich thätig, unter den Fürsten der Deutschen einen Bund gegen Rom zur Befreiung des Vaterlandes zusammen zu bringen. Je mehr die Gemüther empört waren, um desto leichter gelang ihm seine Absicht; als alles reif war, muſste ein deutsches Volk die Waffen ergreifen, um Varus von der Weser, wo er sein Standlager hatte, hinweg zu locken; auch dies gelang. Auf dem Zuge trennte sich Armin von ihm (Liv. lib. 56. cap. 19.), und in dem Teutoburger Walde fand Varus mit seinen Legionen den Untergang.

Hr. Luden erzählt diese Begebenheit S. 233 ff. anders: „ein entferntes teutsches Volk habe sich zu einem Aufstande erhoben, die Römischen Dränger in seiner Mitte erschlagen, und das Netz der Arglist und Gewaltthat, in welchem es sich gefangen sah, zerrissen; gegen dieses Volk sey Varus aufgebrochen, und habe die teutschen Fürsten (unter ihnen also auch Armin) mit ihren Hülfsschaaren folgen lassen. Sobald aber die teutschen Völker in der Nähe den Abzug des Römischen Heeres gesehen, und in der Ferne von demselben gehört, da sey der lang verhaltene Ingrimm hervorgestürmt, — das ganze teutsche Volk, so weit die Kunde erscholl, habe sich erhoben, wie ein einiger Mann. Zwischen den Teutschen im Römischen Heere und den Römern sey es schon zu blutigen Auftritten gekommen; in dem Gefühle seiner schwierigen Lage habe Varus seinem Zuge eine veränderte Richtung gegeben, um Aliso zu erreichen und die Straſse nach dem Rhein; er sey aber bald in die Schluchten und Engpässe des Teutoburger Waldes gerathen. Unter diesen Umständen sey Armin hervorgetreten mit seinen Cheruskern (so lange war er also dem Varus gefolgt), und sey Feldherr und Herzog der Teutschen aus Ost und West geworden" u. s. w.

Für diese Ansicht zeugt keiner von den Schriftstellern, aus denen wir die Nachrichten von dieser Begebenheit schöpfen; alle, selbst Tacitus, wissen, daſs der Aufstand der Deutschen durch Armin vorbereitet war. Hr. Luden glaubt zwar in der Stelle des Tacitus Ann. lib. I. cap. 9, wo er den Armin sagen läſst: non enim se proditione (neque adversus feminas gravidas — warum läſst Hr. Luden diese für den Gegensatz unentbehrlichen Worte weg? —), sed palam, adversus armatos bellum tractare, — das Urtheil des Tacitus für sich zu haben, allein dies bedarf keiner Widerlegung. Armin spricht im Unwillen über die hinterlistige Entführung seiner Gattin, und der Geschichtschreiber gibt ihm blos Gegensätze, wie sie die Leidenschaft liebt, in den Mund, die

durchaus für ein historisches Zeugniſs nicht die geringste Berücksichtigung verdienen. Tacitus nennt die Deutschen, Germ. cap. 22: gens non astuta, nec callida — und dazu bemerkt Hr. Luden S. 726: „So ist es, und eben deswegen ist es nicht wahr, daſs es der Hinterlist, dem Verrath und einer geheimen Bündelei seine Rettung verdanket.“ — Diese allgemeine Charakteristik kann wiederum für diesen besonderen Fall kein Zeugniſs geben. Also hat Hr. Luden für seine Ansicht nichts, als daſs in der Erzählung der Römischen Geschichtschreiber eine innere Unwahrscheinlichkeit liege. Ref. muſs gestehen, daſs er diese eher in des Hrn. Verf. Darstellung findet, und daſs Armin bei ihm in einem kleineren Lichte erscheint, als bei den Römern selbst. Armin sieht die Grausamkeiten und den Druck des Varus geduldig mit an, er zieht mit dem habsüchtigen Statthalter aus, er folgt ihm noch, als die Deutschen schon unter Waffen stehen, und erst da Varus kein Rettungsmittel mehr weiſs, als den Rückzug nach dem Rhein, tritt Armin mit seinen Cheruskern hervor. Bringt ihm das Ehre? Ref. zweifelt. Allein es handelt sich hier nicht um die Ehre oder Schande eines Mannes, sondern um die Sache selbst, wie sie sich zugetragen hat nach den Zeugnissen, die allein die Geschichte begründen können, und nicht, wie sie sich zugetragen haben kann. Nichts ist natürlicher, als daſs Armin, ein Mann von groſsen Fähigkeiten und gebildetem Verstande, mit Römern und Römischen Sitten bekannt, sobald er aus Unwillen über die Unterdrückung der Freiheit seines Vaterlandes den Entschluſs faſste, das Joch der Ausländer zu zerbrechen, sich darüber andern Fürsten und Anführern des deutschen Volkes mittheilte, und mit ihnen den Plan verabredete, den er so glücklich und zum Heile der spätesten Nachwelt ausgeführt hat. Hätten wir des Tacitus Erzählung über dieses Ereigniſs, so würden wir nicht mehr zweifeln, daſs dieser Aufstand eben so gut die Folge einer Verschwörung oder Verabredung, als der des Batavischen Volkes unter Civilis, war. Den Armin allein nennt Tacitus Ann. I, 51. turbatorem Germaniae, insignem perfidia in nos, — und darum stand auch Armin allein an der Spitze des ganzen Unternehmens. Ref. begreift nicht, warum nach Hrn. Ludens Darstellung die Deutschen gerade ihn zu ihrem Anführer wählen sollten, da er erst die Römer verlieſs, als sie beinahe verloren waren. Nein, Armin ist es, der die deutschen Völkerschaften zu vereinigen wuſste gegen den gemeinschaftlichen Feind, und diesem nach der bewirkten Vereinigung die Stirn offen und frei bot. Auch war Armin ein im Römischen Dienste

Digitized by Google

gebildeter Kriegsmann, der sehr gut wuſste, wie viel List und Klugheit vor dem ungebändigten Ungestüm des rohen Natursohnes voraus habe; s. Tacit. Ann. lib. I. c. 68. Also auch abgesehen von den Betheuerungen des Verräthers Segestes (ibid. cap. 58.), so hat die Erzählung der Römer durchaus keine innere Unwahrscheinlichkeit, und der Sieg in Folge einer von den Umständen nothwendig gemachten Verabredung ist wenigstens nach des Ref. Ansicht nicht weniger ehrenvoll, als wenn der Aufstand, wie Hr. Luden will, durch „die Gewalt des Geistes“ herbeigeführt worden ist.

Dies hält Ref. für hinreichend zum Beweise, daſs ein zu groſses und oft ungegründetes Miſstrauen den Hrn. Verf. zu einem der Historie nichts weniger als zuträglichen Verfahren verleitet habe. Man findet hier viele ganz von der gewöhnlichen Darstellung abweichende Ansichten, und wenige Begebenheiten, die nicht in einem neuen Lichte dastehen. Diese zu prüfen, bleibt dem überlassen, der es nach Hrn. Luden übernehmen wird, die Geschichte der Deutschen von neuem zu bearbeiten; da sich diese Ansichten gröſstentheils auf die Erklärung der Quellen gründen, so werden des Hrn. Verf. Bemühungen um die deutsche Geschichte stets mit gerechtem Danke anerkannt werden. So ist z. B. des Hrn. Verf. Ansicht von dem Zuge der Cimbern und Teutonen ganz neu. Dieser Zug ist keine Wanderung, er ist eine „Fahrt“ deutscher Männer zur Eroberung. Die Cimbern bilden keinen von den Teutonen verschiedenen Völkerstamm, und der Zweck des Zuges ist nicht die Erwerbung neuer Sitze, sondern ein Eroberungsplan in Gallien; der Krieg mit den Römern ward von den Deutschen mehr vermieden, als gesucht, und eher wurden sie nicht der angreifende Theil, als bis die Römer sie oft beunruhigt hatten, und ihnen nie den ungestörten Besitz von Gallien einräumen wollten; denn darauf bezieht Hr. Luden die von den Alten erwähnte Forderung der Deutschen um Land. Fordern sie z. B. bei Plutarch χώραν καὶ πόλεις ἱκανὰς ἐνοικεῖν, — so fragt Hr. Luden S. 607. ganz richtig: „Konnte es ihnen, die ganz Gallien inne gehabt hatten (Caes. de bell. Gall. I, 33.), an Wohnsitzen fehlen? Sie forderten, Rom sollte Städte und Land abtreten. Und wo? In Italien? Wahrscheinlich sollte Gallien geräumt werden.“ Dem Ref. genügt die Anführung dieser Ansicht, die mit Scharfsinn auf äuſsere Beweise gestützt nicht ohne starke innere Wahrscheinlichkeit dasteht, und so manches sich auch dagegen sagen läſst, doch nach des Ref. Ansicht nicht leicht umzustoſsen seyn wird.

Digitized by Google

Das dritte Buch behandelt, wie schon oben bemerkt worden, „Teutschlands inneren Zustand“. Die bekannte Stelle Cäsars im sechsten Buch seiner Geschichte der in Gallien geführten Kriege und die Germania des Tacitus sind Quellen, und spätere Einrichtungen dienen zur Erklärung und Ausführung. Bei dieser Gelegenheit spricht Hr. Luden S. 699 ff. seine Ansicht über die Germania des groſsen Römischen Geschichtschreibers aus. Sie ist: die Germania bestehe in hingeworfenen Bemerkungen, Studien für einen späteren Gebrauch in den Annalen und Historien, die für Freunde in einen nothdürftigen Zusammenhang gebracht und so bekannt worden seyen; auch habe Tacitus wirklich Gebrauch davon gemacht, z. B. Germ. cap. 29. mit Hist. (Ann. ist ein Druckfehler) IV, 12. Diese beiden Stellen enthalten aber eine nothwendige Wiederholung. Was das zweite Beispiel angeht — Germ. cap. 31. mit Ann. IV, 61. — so muſs das wohl heiſsen, Germ. cap. 8. mit Hist. IV, 61, wo aber wieder eine Wiederholung der Sache nothwendig ist; auch sind die Worte an beiden Stellen ganz verschieden. Diese Ansicht wird schwerlich Beifall finden; ihr steht der ausgearbeitete Styl, der gewiſs nicht den Stempel flüchtig hingeworfener Bemerkungen an sich trägt, entgegen. Wenn einzelne Sätze an Verse von Dichtern erinnern: z. B. cap. 37: veterisque famae lata vestigia manent, so möchte Ref. fragen, ob es vielleicht Tacitus anders ergangen ist, als Hrn. Luden, dessen Worte gleich im Anfange: „Dieses Land — — gehört zu den schönsten Ländern, welche die Sonne begrüſset in ihrem ewigen Laufe —“ an das Lob erinnern, das die Jungfrau von Orleans bei Schiller ihrem Vaterlande gibt. Tacitus liebt einen gewichtigen Rhythmus; so ist ja selbst die erste Zeile in seinen Annalen ein Hexameter, — und verschmähte auch gewiſs den poetischen Ausdruck, wo er seiner Rede Kraft gab, oft eben so wenig, als Hr. Luden, der S. 265: „die grausamen Würger hatten nur den Schlaf gemordet“ — diesen Shakespearischen von Schiller ebenfalls nachgeahmten Ausdruck, aufgenommen hat. Alle „Andeutungen“, die Hr. Luden zur Begründung seiner Ansicht vorbringt, durchzugehen, würde den Ref. zu weit führen; er wenigstens kann sich nicht zu dieser Ansicht bekennen. Ihm scheint es, daſs Tacitus das, was er von den Germanen wuſste, zusammengestellt hat, mit der Nebenabsicht, den Römern zu zeigen, wie eines tugendhaften, unverdorbenen Volkes Sitten mit den Lastern, welche am Römischen Leben zehrten, einen grellen Contrast bilden. Wozu hätte Tacitus, wenn er blos Notizen

für sich selbst geschrieben, so bittere Blicke auf das Römische Leben geworfen? —

Das Gemälde aber, welches Hr. Luden von dem deutschen Leben in allen seinen Beziehungen aus den Stellen der Alten entwickelt, ist vortrefflich, und nicht ohne neue Ansichten. Hievon will Ref. eine ausheben über die bei Cäsar und Tacitus erwähnte Sitte der Sueven, jährlich ihre Felder zu wechseln, S. 483 ff. Hr. Luden erklärt dies so: der groſse Grundeigenthümer behielt einen Theil seiner Besitzungen für sich, und übergab die andern Theile Andern zur Benutzung, wofür er als Grundherr einen Theil des Ertrags empfing. Dies waren die Hintersassen, und unter diese hat wohl der Grundherr nach einer billigen Schätzung durch kundige und erkohrene Männer (magistratus et principes) jährlich die Besitzung neu vertheilt, um dadurch die Einheit und Gleichheit zu erhalten. — Der Haupthof mit seinen Gliedern (Lili) oder Hintersassen und die kleinen Besitzungen der Männer, die keine Hintersassen hatten, bildeten die Gemeinden, und mehrere derselben eine Markgenossenschaft. Die Verbindung sämmtlicher Grundeigenthümer einer Gegend machten einen Gau aus (S. 492.), und alle Mitglieder desselben vereinigten sich zu einer Volksgemeinde, welche über die den ganzen Gau betreffenden Angelegenheiten gemeinschaftlich berathschlagte. Den Vorsitz führte der Graf, zuerst der älteste Mann, der Graun, hernach der Würdigste, der aber die hergebrachte Benennung des Grafen beibehielt, auch wenn er das Alter noch nicht hatte, das ihn zu diesem ehrwürdigen Namen berechtigte. Der Gau, heiſst es S. 503. weiter, war wieder in Kreise eingetheilt, von welchen ein jeder hundert Grundeigenthümer umschloſs, und die daher Hunderte hieſsen. Diesen stand der Centgraf vor. Die Hunderte zerfielen wieder in Zehenten, welche einen Zehntgrafen an der Spitze hatten. Die Gauen selbst aber waren nur Theile eines Staats. Eine solche Verbindung mehrerer Gaue zu einem Staate nennt Hr. Luden Mannei (S. 507.), z. B. Mark-Mannei, Alle-Mannei, Ger-Mannei. Ref. wünschte übrigens, daſs Hr. Luden zum Belege für diese Ansicht nicht Tacit. Hist. IV, 64. angeführt, wo die Gesandten der Tenchterer den Agrippinensern oder Ubiern, die dem Civilis beitraten, danken, daſs sie zurückgekehrt seyen in corpus nomenque Germaniae, was Hr. Luden übersetzt: „zu dem Namen und zu dem Leibe einer Germania“, und hinzufügt: „diese Germania, was konnte sie anders seyn, als der Bund der Bataver mit den

Digitized by Google

Völkern auf dem rechten Rheinufer?“ Jeder Unbefangene wird einſehen, daſs Germania an der Stelle des Tacitus nichts heiſst, als Deutſchland; die Tenchterer freuen ſich, daſs ſich die Ubier von den Römern losgeriſſen, und wiederum an ihre Brüder und Landsleute, die Deutſchen, angeſchloſſen haben. So hätten z. B. die Deutſchen im Jahre 1814. bei ihrer Ankunft auf dem linken Rheinufer zu ihren deutſchen Brüdern daſelbſt, welche ſie als Befreier vom Joche der Franzoſen mit offenen Armen aufnahmen, die Worte des Tacitus ſagen können: rediiſſe vos in corpus nomenque Germaniae communibus Diis grates agimus. — Eine ſolche Verbindung von Gauen zur gemeinſchaftlichen Vertheidigung oder Wehrmannei hatte einen Herzog an der Spitze. Was bei den Alten von Königen in Deutſchland ſelbſt vorkommt, iſt verworren und voll Widerſprüche; „Tacitus gab wieder, was er wuſste und erfuhr, und lieſs uns Spätern die Aufgabe zurück zu verſuchen, was ihm unmöglich geweſen.“

Ref. iſt dieſer Unterſuchung in ihren Hauptpunkten gefolgt. Schön und gründlich entwickeln die folgenden Kapitel, das ſechste die Kriegsverfaſſung, das ſiebente Gewerbe, Handel, Kunſt und Wiſſenſchaft — Ref. vermiſste hier ungern eine Bemerkung über die unläugbar aus vorrömiſcher Zeit herrührenden Bauwerke der Trierer, — das achte Religion und Gottesdienſt, und das neunte das häusliche und geſellige Leben.

Ref. ſchlieſst dieſe Anzeige mit dem Wunſche, daſs dieſes Werk recht viele Liebe zum Studium der deutſchen Geſchichte wecken möge. Der Verleger hat Druck und Papier eingerichtet, wie es das Werk verdient, und dem Ref. iſt, auſser den oben angeführten Verſehen im Drucke, nur ein ſtörender Druckfehler aufgefallen, S. 393. Naas, wofür man Nahe leſen muſs.

(Der Beſchluſs folgt.)

Digitized by Google

N. 37. 1826.

Heidelberger

Jahrbücher der Literatur.

Luden Geschichte des teutschen Volkes.

(*Beschluſs.*)

Bei einem so wichtigen Werke, als das hier angezeigte ist, glaubt der Untengenannte einer anonymen Recension einige Worte in seinem Namen beifügen zu müssen. Er kann weder dem Recensenten, wenn er diese ganze Art Geschichte zu schreiben zu tadeln scheint, beitreten, noch Hrn. Luden gegen ihn in Schutz nehmen wollen, da seine dringenden Geschäfte ihm bisher noch nicht erlaubt haben, Hrn. Ludens Werk aufmerksam zu lesen. Da ihm indessen der Verfasser der Recension als ein milder, gelehrter, keiner Parthei angehöriger junger Geschichtforscher bekannt ist, der sich Hrn. Luden auch nicht in der Entfernung gleich oder gar über ihn stellen will, so hat er dem Publicum und Hrn. Luden selbst mit der Bekanntmachung der abweichenden Ansichten über Art und Methode einen Dienst zu thun geglaubt, weil gewiſs Hr. Luden über die kleinliche Eitelkeit erhaben ist, daſs er nur pomphaftes Lob für Anerkennung des Verdienstes hält. Unerwähnt darf es Unterzeichneter dabei nicht lassen, daſs der Verf. einer der besten, wenn nicht der beste, seiner ehemaligen Zuhörer und derer ist, die seiner speciellen Leitung genossen haben, da er aber weder eine Schule hat, noch haben will, so wird dies hoffentlich keinen Unterschied machen. Er würde sich die ganze Bemerkung erspart haben, wenn man nicht gewohnt wäre, seinen geringen Antheil an diesen Blättern über die Gebühr auszudehnen, und jeden Tadel ihm oder seiner Veranstaltung zuzuschreiben. Er theilt mit, was ihm zugeschickt wird, wenn es nicht schlecht oder partheiisch ist, das ist Alles; dem Publicum eine Meinung aufzudringen oder gar durch Kreaturen einschwärzen zu lassen, das wird ihm keiner zutrauen, der ihn kennt.

Schlosser.

Ueber Wesen und Studium der Wirthschafts- oder Cameralwissenschaften, vorzüglich über wissenschaftliche Begründung der Landwirthschaftslehre . . . von Fr. G. Schulze, Professor in Jena. Jena, Fromann. 1826. 126 *S.* 8. **18** Gr.

Der Verf. ist dem Publicum schon durch seine Dissertation de aratro Romano, und durch die, auf die Weimarischen landständischen Verhandlungen sich beziehende Schrift: über Papiergeld, auf das Vortheilhafteste bekannt. Er glaubt in der bisherigen Behandlung der Gewerbswissenschaften, besonders der Landwirthschaftslehre, Mängel zu erkennen, deren Hebung ihm nur dadurch möglich scheint, daſs man die Volkswirthschaftslehre als eine Grundlehre dieser Wissenschaften benutze. Jene Mängel sind auch in der That nicht zu verkennen, und zwar zeigen sie sich hauptsächlich in dem einen Haupttheile, den sowohl die Landwirthschaftslehre, als die Technologie, Bergbaukunde u. s. w. enthalten muſs, und den man den allgemeinen, oder mercantilischen Theil, die landwirthschaftliche und technologische Gewerbslehre, im Gegensatze des technischen Theils oder der Kunstlehre, genannt hat. Erst seit Kurzem hat man diesem Theile gröſsere Aufmerksamkeit gewidmet, und er ist auch nach dem, was Thaer und von Crud für die landwirthschaftliche, Geyer für die technologische Gewerbslehre geleistet haben, noch weit von derjenigen Ausbildung entfernt, welche der technische Theil unter dem Einflüsse der Naturwissenschaften erlangt hat. Unser Verf. nennt die Gesammtheit der auf das Mercantilische in der Landwirthschaft gerichteten Lehren den volkswirthschaftswissenschaftlichen Theil, welchem er den naturwissenschaftlichen gegenüberstellt. Für jede Gewerbswissenschaft gebe es nämlich, da sie einen Kampf des Menschen mit der äuſseren Natur darzustellen habe, eine naturwissenschaftliche und eine anthropologische Grundlehre, und die letztere sey die Volkswirthschaftslehre, die aus einer Anwendung der Anthropologie auf das wirthschaftliche Leben entspringe, indem sie die Erscheinungen des letzteren aus Gesetzen der Menschenlehre zu erklären bestimmt sey. Um dies Verhältniſs der Volkswirthschaftslehre zu den Gewerbswissenschaften darzuthun, werden die Schriften Beckmanns, von Seutters, Thaers u. A. beleuchtet, es werden unrichtige oder doch unklare Sätze aus ihnen hervorgehoben, die aus dem Standpuncte der Volkswirthschaftslehre besser gefaſst werden können. Thaer würde seine Erklärung des umlaufenden Capitales, ob sie schon n cht

die deutlichste ist, gegen die Bemerkungen unseres Vf. S. 49. zu vertheidigen im Stande seyn. Letzterer sagt: „ich sehe z. E. nicht ein, wie man von dem Holze, aus welchem der Pflug bereitet ist, nicht eben so gut sagen könne, daſs es in seinem Producte (sein Product hat wohl Thaer schreiben wollen) verwandelt werde, als von dem Brennholze, womit der Landwirth das Futter für sein Rindvieh brüht? und doch rechnet man den Pflug zum stehenden, und das Brennholz zum umlaufenden Capitale". Hiebei ist aber zu erinnern, daſs das Holz, aus welchem der Pflug verfertiget wird, in der That in das umlaufende Capital des Wagners gehört, und erst der fertige Pflug als Werkzeug sich dem stehenden Capitale des Landmannes anreihet. — Ueber das ganze Verhältniſs kann Rec., um nicht das anderswo Gesagte zu wiederholen, nur Folgendes bemerken. In der Ansicht von dem Wesen der Volkswirthschaftslehre stimmt er dem Verf. völlig bei; aber als Grundlehre der Landwirthschaftslehre kann er sie darum nicht betrachten, weil sie selbst ohne die Hülfe von dieser, ohne einzelne Abstractionen aus ihr, nicht möglich ist. Wie könnte die Theorie der Grundrente genügend dargestellt werden, wenn man nicht die Ergebnisse der Landwirthschaftslehre dabei zu benützen im Stande wäre? wie die Lehre vom Maschinenwesen oder von der Arbeitstheilung, ohne den Beistand der Technologie? In der methodischen Entwicklung der wirthschaftlichen Lehren muſs man eher die Grundsätze des landwirthschaftlichen Gewerbes vortragen, als man das Nahrungswesen ganzer Völker nach seinen natürlichen Gesetzen erforscht. Auch ist das Princip der Landwirshschaft ein wesentlich anderes, der Gewinn für den Einzelnen, der zwar oft mit dem Vortheile für die Gesellschaft zusammentrifft, oft aber auch von demselben abweicht. Die Volkswirthschaftslehre kennt kein einzelnes Interesse, sondern überschaut alle, aus ihr kann also nicht der Zweck abgeleitet werden, nach welchem der Landwirth, Forstwirth u. s. w. sein Verfahren einrichten soll. Auf den Einwand, daſs ohne Begriffe, z. E. von Capital, aus der Volkswirthschaftslehre herüber zu nehmen, das Oekonomische der Landwirthschaft nicht gut abgehandelt werden könne, läſst sich erwiedern: es giebt allgemein wirthschaftliche Begriffe und Grundsätze, die, aus dem Verhältnisse des Menschen zu den Gütern entspringend, allen besonderen Regeln über wirthschaftliche Angelegenheiten zu Grunde gelegt werden müssen, und deshalb nicht sowohl in die Volkswirthschaftslehre, als vielmehr an die Spitze des ganzen wirthschaftlichen Lehrgebäudes gestellt

werden ſollten. Ferner liegt es in der Natur der Sache, daſs der Umfang des Capitals in der Privatökonomie anders beſtimmt werde, als in der politiſchen Oekonomie, oder, daſs das Privatcapital von dem volkswirthſchaftlichen Capitale abweiche. Der gemeinſchaftliche Begriff iſt: bewegliches Vermögen, welches zur Erlangung neuer Vermögenstheile behülflich iſt. Nun erwirbt der Einzelne eben ſo gut von anderen Menſchen, als von der Natur, und die Drehorgel, die wandernde Menagerie, der Circus eines Franconi u. ſ. w. fallen eben ſo wohl in den Begriff des Privatcapitales, als der Pflug, der Porzellanthon und die Kohlen des Schmiedes. Erſt wenn man ſich zur Betrachtung der Vermögensverhältniſſe eines ganzen Volkes erhebt, ſcheiden ſich die productiven Beſchäftigungen, welche das volkswirthſchaftliche Capital zu Hülfe nehmen, von denen, welche auf perſönliche Dienſte abzielen. — Indeſs iſt unſere Wiſſenſchaft noch zu jung, um ſchon feſte Formen und Abtheilungen zu beſitzen; jede Meinung verdient Beachtung, wenn ſie mit ſo viel Talent und Kenntniſs, wie von dem Verf. geſchehen, vertheidiget wird, und ſo viel wenigſtens wird ihm Jeder zugeſtehen müſſen, daſs es durchaus Bedürfniſs für jeden denkenden Gewerbsmann ſey, ſich um die ganze Volkswirthſchaft zu bekümmern. Sollten die, vor deren Hauſe eine Quelle flieſst, nicht begierig ſeyn, den Strom kennen zu lernen, zu welchem jene ihre Fluthen ſendet? Auch iſt es nicht blos ſpeculative Kenntniſs, welche die gebildeteren Landwirthe, Fabricanten und Kaufleute aus der Volkswirthſchaftslehre gewinnen können, ſondern die höhere Anſicht ihres Geſchäftes im ganzen Organismus der Betriebſamkeit muſs ihnen in vielen Hinſichten fruchtbar werden, indem aus dem unaufhaltſamen Gange des Nahrungsweſens im Groſsen auch nützliche Verhaltungsregeln für jede einzelne Privatwirthſchaft abgeleitet werden können.

Der Verf. verbindet mit der bisher beſprochenen Abhandlung die Ankündigung einer landwirthſchaftlichen Lehranſtalt, die er zu Jena zu eröffnen Willens iſt. Sie wird mit der Univerſität in genauem Zuſammenhange ſtehen, ſo daſs auch die ſtudirenden Kameraliſten und Juriſten an den meiſten Lehrſtunden des Inſtituts Theil nehmen, und wiederum die angehenden Landwirthe auch andere Vorleſungen benutzen können. Rec. bedauert, daſs die zum Staatsdienſte ſich vorbereitenden jungen Männer nicht Gelegenheit haben werden, von dem Verf. mit der Landwirthſchaftslehre bekannt gemacht zu werden, indem ſie wohl nicht zu den vier Collegien über dieſelbe, welche einen zweijährigen Curſus bilden, hinreichende

Zeit finden können. Sonst ist der Nutzen, den diese Anstalt unter der Leitung des achtungswürdigen Verf. und bei der sorgfältigen Benutzung aller Hülfsmittel (wovon die Schrift Zeugniſs ablegt) zur Bildung tüchtiger Landwirthe haben kann, nicht zu bezweifeln, und man wird es, da wir nur zu viele kenntniſsarme Praktiker haben, nicht zu beklagen haben, daſs die Erlernung beim Mangel eines unmittelbar für das Institut bestimmten gröſseren Landgutes vorherrschend theoretisch werden wird.

Rec. wird durch die vorliegende Abhandlung erinnert, die Anzeige der kleinen Schrift:

> Ueber die Kameralwissenschaft. Entwicklung ihres Wesens und ihrer Theile von K. H. Rau. Heidelberg, bei Winter. 1825. VI und 90 S. 8.

welche zur Erläuterung seines 1823 erschienenen Grundrisses der Kameralwissenschaft bestimmt ist und in diesen Jahrbüchern noch keine Erwähnung gefunden hat, kürzlich nachzuholen.

K. H. Rau.

Der rheinländische Weinbau, nach theoretisch-praktischen Grundsätzen für denkende Oekonomen. Von J. Hörter, praktischem Weinpflanzer am Rhein. Erster Theil. Coblenz, in der neuen gelehrten Buchhandlung. 1822. 8. S. VI und 128. Zweiter Theil. Trier, bei F. A. Gall. 1824. S. VIII und 208. mit vier lithographirten Tafeln. Beide Theile 3 fl. 45 kr.

In der Vorrede bemerkt der Verf. mit Recht, daſs man den Weinstock noch zu häufig auf Gründen cultivire, wo er als exotische Pflanze in Deutschland nicht gedeihen, oder doch nur in seltenen Jahren eine ergiebige Ernte liefern, also nicht mit Gewinn angebauet werden könne. Diesen Schlendrian und noch manchen anderen, der bis jetzt noch im deutschen Weinbau vorkömmt, näher zu beleuchten, die blos empirische Behandlung des Weinstocks zu entfernen, und zur Auffassung und Anwendung rationeller Regeln zu ermuntern, ist der Zweck des Verf., der durch vieljährige eigene Beobachtung und durch Umgang mit aufgeklärten Weinbauern sich dazu berufen fühlt.

Der erste Theil enthält in sieben Capiteln eine vollständige Anleitung zum Weinbau, so daſs er als ein für sich

Digitized by Google

bestehendes Ganzes betrachtet werden kann. Das erste Capitel — von der Geschichte des Weinbaues — enthält mehrere interessante Notizen; dem zweiten aber, über die Anatomie und Physiologie des Weinstocks, mangelt es an der nöthigen Präcision; auch dürfte sich gegen einzelne Behauptungen manches erinnern lassen, z. B. gegen jene, daſs schleimiger Saft, Zuckerstoff, Sauerstoff und Mehlsubstanz sich in den verschiedenen Abtheilungen des Beerenmarkes befinden, aus dem der Most oder Wein zum Vorschein komme. Im dritten Capitel eifert der Verf. mit guten Gründen gegen die Anlegung von Weingärten auf der Ebene, und indem er die beste ursprüngliche Mischung des Bodens und die zweckmäſsigsten Verbesserungs- und Düngmittel angiebt, vertheidigt er den Gebrauch des animalischen Düngers gegen die Behauptung älterer und neuerer Oenologen, unter andern des Grafen Chaptal. Im vierten Capitel lehrt er die Bepflanzung der Weinberge sehr deutlich und bestimmt, und zählt dabei die bekanntesten Rebensorten auf. Im fünften beschreibt er, zum Theil kritisch, die jährlichen Weinbergsarbeiten, wobei aber Ref. bemerken muſs, daſs das hier angeführte Ausbrechen überflüssiger Triebe kurz vor der Blüthe in vielen Weingegenden Deutschlands nicht üblich ist. Das sechste Capitel enthält eine Uebersicht über die Krankheiten, Beschädigungen und Feinde des Weinstocks und die Rettungsmittel. Der Verf. erwähnt dabei der Frühlingsfröste und des Räucherns als Vorbeugungsmittel, und rühmt die Verdienste des Medicinalraths Pickel, der diese Methode in der Gegend von Würzburg eingeführt und verbreitet habe. Ref. kann nicht unerwähnt lassen, daſs man in der genannten Gegend, so wie auch in andern, seit mehreren Jahren das Räuchern wieder unterlassen habe, und zwar aus rein wirthschaftlichen Gründen, nämlich wegen des zu groſsen Aufwandes an Zeit, Arbeit und Brennmateriale, der um so gröſser wird, wenn man auch bei der noch mehr entfernten Gefahr schon räuchern will, wie es der Verf. verlangt, der bei einem Thermometerstande von +6—7° R. die Nothwendigkeit dieser Operation schon angezeigt findet. Das siebente Capitel enthält polizeiliche Bestimmungen über die Weinlese.

Der zweite Theil ist eigentlich nur ein Supplement des ersten, und führt in eilf Capiteln einzelne Materien weiter aus, welche im ersten blos angedeutet waren. Wir wollen hier nur diejenigen nennen, welche mehr Interesse haben und welche wir mit einigen Bemerkungen begleiten können. Im zweiten Capitel ist die Rede von dem Oedeliegen alter wieder

Digitized by Google

anzurottender Weinberge. Schon die Römer hielten dieses für nothwendig, wie man aus Columella sieht. Der Verf. sucht es auch zu vertheidigen, zum Theile aus theoretischen Gründen, die aber schwerlich Stich halten werden. So leitet er z. B. die Unfruchtbarkeit des Bodens in solchen Weinbergen von einer Uebersättigung desselben mit Sauerstoff ab, was schwer zu beweisen seyn möchte. Auch ist nicht zu vergessen, daſs man dieses Oedeliegen in manchen Gegenden nicht kennt, und daſs manche Weinberge, zum Theile die besten, Jahrhunderte lang nichts als Weinstöcke getragen haben, ohne in der Zwischenzeit öde gelegen oder eine andere Ernte an Klee u. s. w. geliefert zu haben. In diesen Gegenden wird jeder alte, unfruchtbare Weinstock immer durch einen jungen ersetzt. — Das vierte Capitel handelt von den Rebschulen, deren Anlage und Pflanzung, einem Gegenstande, der bisher meistens vernachlässigt wurde, aber die gröſste Beachtung verdient. Denn die Verpflanzung bewurzelter Reben aus den Rebschulen hat mehrere unbestreitbare Vortheile; a) die auf diese Weise angelegten Weinberge werden eher tragbar, und man gewinnt vielleicht die Ernte eines guten Jahres, die man nach der gewöhnlichen Methode aufgeben müſste, um die Stöcke erstarken zu lassen; b) die Rebschulen dienen zur Bildung neuer Rebensorten aus Saamen; c) sie tragen zur Vermehrung und Verbreitung der edelsten Rebensorten bei, und d) könnten auch benutzt werden, die unter verschiedenen Namen im In- und Auslande vorkommenden Rebensorten zu untersuchen, zu vergleichen, und endlich eine sichere Terminologie herzustellen, woran es in der Oenologie noch so sehr fehlt. Dieser Mangel ist auch im fünften Capitel, wo der Verf. das vierte des ersten Theiles in der Aufzählung von 46 Rebensorten weiter ausführt, noch sehr fühlbar, und es wäre doch nicht so schwer, hier nach und nach in's Reine zu kommen, wenn man nur in mehreren Gegenden das bekannte Beispiel des Ritters v. Heintl in Oesterreich nachahmte. — Das achte Capitel, von der Benutzung der Bestandtheile des Weinstocks und dessen Educte, ist eines der vollständigsten, und Ref. will blos auf einige Stellen aufmerksam machen, welche einer Berichtigung bedürfen. So sagt der Verf., daſs aus der zerriebenen Kohle der verbrannten Weinstockwurzel die Tüncher eine blaue Farbe zum inneren und äuſseren Anstrich der Gebäude bereiten. Ref. hat immer nur von einer schwarzen Farbe gehört. Ferner soll die Traubenmoscovade, in Wasser aufgelöst, ein lieblich berauschendes Getränk geben, gleich dem Malagawein. Doch wohl erst nach überstan-

dener Gährung? Endlich heiſst es S. 123, die Weinhefen (Extractivstoffe) liefern in der Destillation den Hefenbranntwein. Aber nicht die Hefe als solche, sondern der vergohrene Most oder Wein, in dem die Hefe mechanisch enthalten ist liefert den Branntwein. Auch hätte noch angeführt werden sollen, daſs die ausgepreſste Hefe durch Ausglühen in verschlossenen Gefäſsen eine gute schwarze Farbe liefere. — Im neunten Capitel, von den Keltern oder Traubenpressen, erklärt sich der Verf. zum Theile ironisch gegen das bekannte Krämer'sche Traubensieb, eine Maschine, welche die Kufen und Keltern ersetzen, und die gänzliche Abschaffung derselben herbeiführen soll. Die Beschreibung dieses Siebes ist nicht sehr deutlich gegeben, aber so viel scheint gewiſs zu seyn, daſs es das Keltern nicht entbehrlich macht, und mit vielen andern Verlusten und Unbequemlichkeiten verbunden ist, welche letztere der Verf. richtig aufzählt. Im zehnten Capitel, welches wir zuletzt anführen, wird die Bereitung und Veredlung des Weines in der Gährungsperiode gelehrt. Der Verf. verwirft mit Recht die Weinverfälschung, und meint, daſs diese an dem Rhein, der Mosel, Aar, Nahe und Saar nicht zu Hause sey (?). Er billigt es aber, bei geringeren Herbsten der Natur durch die Kunst zu Hülfe zu kommen, wobei aber nur die Traube selbst, und was ihr angehört, angewendet werden soll. Er beruft sich auf die Alten, welche schon dem Moste Zusätze gegeben haben, besonders wieder den Most von gekochten Traubenbeeren, was auch später die Franzosen thaten. Zugleich berührt er S. 155. das sonst am Rheine übliche Feuern des Mostes, wodurch die Weine sehr veredelt worden seyn sollen. Er empfiehlt, die verschiedenen Traubensorten bei der Lese schon zu trennen, und dann die verschiedenen Möste zweckmäſsig zu mischen, wogegen kein vernünftiger Weinpflanzer etwas einzuwenden haben wird. Er will aber auch einen Theil des Mostes kochen und heiſs mit dem übrigen mischen, und selbst eine Entsäuerung des Mostes durch Kalk und Kreide scheint er zu billigen, wogegen sich zwar theoretisch nichts sagen läſst, was aber die Rigoristen in der Gewinnung reiner Weine nicht mit ganz gleichgültigen Augen ansehen werden. Zu wünschen wäre es gewesen, daſs es der Verf. unterlassen hätte, sein Verfahren mit der chemischen Theorie zu beleuchten, was ihm hier, wie früher, nur halb gelungen ist. — In jeder Hinsicht zweckmäſsig aber erscheint ein vom Verf. angeführter Trichter, der den Fässern beim Transporte von Most, welcher noch nicht vergohren ist, aufgesetzt werden, und die Entweichung von Alcohol mit dem

Digitized by Google

kohlensauren Gase hindern soll. Auch dürften die anderen hier angeführten und mit Zeichnungen versinnlichten Vorrichtungen, diesen Alcoholverlust in der Gährung zu vermeiden, Nachahmung verdienen. Denn nach früheren und neueren Versuchen ist es gewiſs, daſs der Zutritt der atmosphärischen Luft zu den in geistiger Gährung sich befindenden Flüssigkeiten schädlich ist, und daſs Vorrichtungen zweckmäſsig sind, welche diese abhalten, und doch das Entweichen des sich entbindenden kohlensauren Gases zulassen, jedoch die zugleich entweichenden Alcoholdämpfe auffangen. Von dieser Art sind die vom Verf. angegebenen, deren Herstellung noch überdies wenig kostspielig scheint. — Die Behandlung des rothen Weines in der Gährung hat der Verf. von jener des weiſsen unterschieden, aber auch bei jenem die Gährung in bedeckten Gefäſsen mit Schutztrichtern empfohlen. Die Regeln, die er giebt, sind praktisch und können mit Vortheil angewendet werden, allein die Theorie, die er auch hier mit einmischt, ist theils unrichtig, theils unvollständig. So nennt er S. 193. das kohlensaure Gas „Kohlenstoffgas", und sagt, dieses Gas tödte Menschen und Thiere, weil ihm der Sauerstoff, das Oxygene, das Lebensprincip gänzlich abgebe (!), und S. 201. sagt er, die Gährung durchlaufe zwei verschiedene Perioden, die zuckerige (stürmische) Vorgährung, und die weinige, stille Nachgährung.

Dieser theoretischen Rügen ungeachtet können wir das Buch seines praktischen Werthes wegen als lesenswerth empfehlen. Die Darstellung ist deutlich und populär, und die neuesten Vorschläge zur Verbesserung des Weinbaues und der Weinbereitung sind in demselben berührt. Dem praktischen Weinpflanzer und dem denkenden Oekonomen, für welchen der Verf. dasselbe bestimmt hat, wird es Stoff zu nützlichen Betrachtungen gewähren, und vielleicht selbst Versuche veranlassen, welche den Weinbau fördern.

Saggio di Congetture sulla grande Iscrizione etrusca scoperta nell' anno 1822. e riposta nel gabinetto de' Monumenti antichi della Università di Perugia, semplicemente proposto da Gio. Battista Vermiglioli. Perugia 1824. 4. 96 S.

Einer der gründlichsten Kenner alt-italischer Paläographie macht hier eine groſse etruskische Inschrift auf einem in der Umgegend von Perugia ausgegrabenen Marmor bekannt,

welcher vor vielen dergleichen Denkmalen den schätzbaren Vorzug hat, daſs die Buchstaben fleiſsig und genau geschrieben, und dabei gut erhalten sind. Das Resultat der Entzifferung aber ist, wie es der bescheidene Verf. in dem Motto ausdrückt: et voluisse sat est. Seine Untersuchungen beschränkten sich darauf, mehrere Eigennamen durch Vergleichung etruskischer zum Theil unedirter Grabschriften von Perugia nachzuweisen, und die Wörter abzutheilen, was der Schriftgraber wohl hie und da, aber nicht regelmäſsig durch Punkte angedeutet hat. Beiderlei Forschungen aber, so wenig sie auch gewagt scheinen, so anspruchslos sie auch sind, haben gleichwohl noch viel Unsicheres und Schwankendes. Denn manche Wörter von bestimmter Bedeutung können Eigennamen ähnlich lauten, ohne es doch zu seyn; und das Wortabtheilen ist ein ungewisses und unfruchtbares Buchstaben-Verlesen, so lange man die sprachliche Bedeutung nicht kennt. Nur sehr selten wagte es aber Hr. V., einzelne Wörter aus dem Lateinischen und Griechischen zu erklären. Allein auch dieses führt zu nichts. Denn wer bürgt dafür, daſs jene Wörter im Munde eines Volkes, auf welches der Norden und der Orient auſser Latium und Hellas einen anerkannten Einfluſs behauptete, nicht mit andern Sprachelementen verwandt seyen, als mit lateinischen und griechischen? Die Wortverknüpfung wäre der einzige Bürge, daſs man richtig verglichen habe und verstehe, und der Zusammenhang könnte allein die wahre Bedeutung der einzelnen Wörter dieser ausgestorbenen Sprache ins Licht setzen. Hievon aber abstrahirt Hr. V. Die ersten Versuche dürften freilich miſslingen; aber ohne zu wagen, ist gar kein Fortschreiten abzusehen.

Ref. will die schüchterne Aengstlichkeit, womit man die Sache am wenigsten fördert, bei Seite setzen, und weil es Hrn. V. nicht gelingen wollte, auf occidentalischem Boden irgend einen Sinn auszumitteln, den orientalischen Weg einschlagen, mehr um diesen, welchen der Verf. p. 4. verschliessen möchte, wenigstens offen zu behalten und erfahrneren Orientalisten anzuzeigen, als auf ihm zur Zeit etwas Sicheres finden zu wollen. Wir beschränken uns auf den ersten Absatz der Vorderseite, von der Wortabtheilung des Verf. hin und wieder abweichend, und v bald u bald o lesend, weil die Etrusker für beide Vocale nur Ein Zeichen hatten.

Eulat. Tanna. Larexul. Statt Tanna kommt Thana häufig als Frauenname auf etruskischen Grabschriften vor, es ist das hebräische חַנָּה, *Ἄννα*, und das lateinische Annia. Larexul ist

Digitized by Google

so viel als Laresiae (filia). Der Verf. hält p. 12. diesen Eigennamen für zusammengesetzt aus Lars und Rexu, welches letztere ein in mehreren Grabschriften befindlicher Familienname in Perugia war. Ref. vergleicht den Namen רְצִין, indem die Etrusker in Ermangelung des z in ihrem Alphabet begreiflicher Weise das x wählten. Die Endung l bezeichnet, wie bekannt, den Genitiv weiblicher Wörter. Der Hebräer setzt ל am Anfang der im Genitiv und Dativ stehenden Wörter. Daſs aber die Etrusker die Eigennamen durch die Nennung der Mütter näher zu bestimmen pflegten, bedarf keiner Erwähnung. — Amefachr Lautn. Felthinas. Der auch in andern Denkmalen von Perugia vorkommende (pag. 15.) Eigenname Lautn entspricht dem hebräischen לוֹטָן; denn o und au gehen in einander über (plaustrum und plostrum). Felthinas ist so viel als Velthinii (filius). Dieser Name war auch sonst in Etrurien gebräuchlich (p. 19.), und scheint aus dem hebräischen Eigennamen פַּלְטִי entsprungen, welcher 2 Samuel. 3, 15. auch פַּלְטִיאֵל lautet. Anstatt des אֵל hiengen die Etrusker natürlich den Namen ihres obersten Gottes Tina an: woher vermittelst einer Zusammenziehung Felthina, statt Felthiel. Die Endung s, gewöhnlich den Genitiv männlicher Wörter bezeichnend, erklärt sich ursprünglich aus שֶׁ, das der Hebräer den Wörtern im Genitiv vorsetzte. Die beiden noch nicht erklärten Wörter Eulat und Amefachr scheinen in dieser Verbindung der epigraphischen Analogie gemäſs Würden zum Behufe der Zeitbestimmung zu bedeuten, und zwar das erste eine Oberpriesterin (vergl. mit עֹלָה Opfer), da auch anderwärts nach Oberpriesterinnen die Jahre gezählt wurden (s. Creuzer Mythol. IV. S. 488.), und das zweite die oberste bürgerliche Magistratsperson (von עַם Volk und בָּחַר erwählen).

Es tla Aphunas sleleth. שָׁלָל bedeutet Beute; somit mag man übersetzen: aus (es von אֶ, und von jenem unser aus) der (das l in tla nehme man für das Zeichen des casus obliq. des weiblichen Artikels) Apuaner Beute. Die Apuaner waren nördliche Gränznachbarn der Etrusker. Das ph aber findet sich öfter statt des p wegen des Aeolicismus dieser Sprache (p. 25.). Carotexan ist mit der griechischen Aoristflexion (x und s werden häufig verwechselt; p. 28.) und mit der hebräischen Wurzel קָרַץ,

aushauen, zu vergleichen. Phosleri tesns; vergl. פסל, ein ausgehauenes Bildniſs, tesns, diese: sey es nun, daſs darunter der behauene Stein selbst, oder in der Mehrzahl Götterbilder, die oben auf dem viereckigen Marmor gestanden seyn mögen, zu verstehen seyen. Teis Rasnes, die Fürsten (wird wiederholt Z. 22.), von רזן, Fürst (vergl. Müllers allgem. Gesch. I. S. 51.). Der etruskische Artikel τός, τά ist auch sonst anerkannt. Ipa, das auf der Nebenseite Z. 3. noch einmal mit einem Punkt vor und nach vorkommt, und also gewiſs ein Wort für sich ist, vergleicht der Verf. mit ὑπό, ὑπαί, Ref. aber mit einem etruskischen Spiegel bei Inghirami Mon. Etr. S. II. T. 54, wo zwischen den Namen von Kastor und Pollux pa geschrieben steht, somit aus dem Zusammenhang sich als die Verbindungspartikel und erklärt, verwandt mit ו. Amahen, ihr Volk, ihre Leute, von עם und הם. Ama kommt auf der Nebenseite Z. 15. und hen als Suffix auf der Vorderseite Z. 23 f. in der Verbindung enahen noch einmal vor. Naper XII. Felthina Thuras. Der Verf. vergleicht p. 39. die fünfte eugubinische Tafel für das Zahlzeichen XII. In Thuras aber, das Z. 20. wiederkehrt, findet Ref. den Nationalnamen Turasener, woraus die Römer und Griechen Tusci, Etrusci und Tyrrheni machten; der Verf. dagegen erklärt es mit τὸ ὅρος, und hält das Ganze vorzüglich deswegen für einen Gränzstein, während wir nach unserer Auslegung ein Denkmal für einen erfochtenen Sieg darin sehen. Ref. leitet den Namen ab von שור, chaldäisch תור, Stier. Es war ein Stiervolk, welches nach Antiochus von Syrakus vorlängst ganz Italien Apennine (von Apis) oder Taurina und die Alpen (d. i. Stiergebirge) benannte (vergl. nach Kanne im Pantheon Baur Symbol. I. S. 179.). Setzen wir die Zwölfzahl und die Turasener in Verbindung, so mag man unter Felthina, welches Wort eilfmal vorkommt und gewiſs nicht immer als Eigenname zu nehmen ist, Stämme verstehen, und פלך (Bezirk) vergleichen, naper aber von ἀπό ableiten. Aras peras nehmen wir mit dem Verf. p. 45. für brennenden Altar: peras, πυρόεις, wie auf den eugubinischen Tafeln pir von πῦρ. Cemolml escol: אשכל bedeutet Weintraube, wornach das erste Wort, mit unserm zermalmen und molere verwandt, das Ausgepreſste bedeuten mag. Xuci (von צוק, gieſsen) enesci: beide Wörter kommen auch auf der Nebenseite Z. 2 f. und Z. 11 f. vor, beziehen sich daher wohl auf einander, wie ein zusammenge-

ſetztes Zeitwort, etwa: ausgieſsen. Eplto Laru: das e des ersten Wortes nehme man als Präfix statt אֶל, das auch wegen bedeutet; פְּלֵטָה aber heiſst die Rettung; so hätten wir: wegen des Beistandes der Laren.

Den ersten Absatz könnten wir somit übertragen: Als Tanna, Tochter der Larexu, Oberpriesterin, Lautan, Sohn des Velthina, Volksoberster war, haben aus der Beute der Apuaner die Fürsten und ihre Leute von den zwölf Stämmen der Turasen diese Götterbilder hauen lassen, auf den brennenden Altar wegen des Beistandes der Laren Traubensaft ausgieſsend. — Doch legen wir auf diese Deutung vor der Hand kein Gewicht, so lange nicht die nämlichen Wörter auf andern Denkmalen sich in der angegebenen Bedeutung rechtfertigen lassen. Immerhin aber muſs man sich mit Versuchen herauswagen, ehe durch weitere Vergleichung die Bedeutung sicherer gestellt werden kann.

Opuscules Archéographiques. Par Th. Ausonioli. Première livraison. A Paris, chez P. Dufart, libraire, Quai Voltaire No. 19. MDCCCXXIV. Juillet. De l'inprimerie de Crapelet, rue de Vaurigard No. 9. Mit dem Motto: τὸν ἐμὸν πέπλον οὐδείς πω ἀπεκάλυψεν, und dem besonderen Titel: Première part. Analyse de la Théorie de M. Champollion le Jeune, sur les hieroglyphes des anciens Egyptiens *). *38 S. in gr. 4.*

Der Hauptzweck dieser Schrift ist, die äuſseren und inneren Widersprüche, welche das von Hrn. Champollion zur Lesung der Hieroglyphen aufgestellte System darbietet, nachzuweisen, und so die völlige Unhaltbarkeit desselben klar und deutlich zu zeigen. Sie zerfällt demnach in zwei Haupttheile, obschon sie der bequemeren und leichteren Uebersicht wegen in drei Abschnitte getheilt ist; der erste betrifft die Uebereinstimmung des Champollion'schen Systems mit der Hauptstelle des Clemens von Alexandrien über die verschie-

---

*) *Précis du système hieroglyphique des anciens Egyptiens*, ou Recherches sur les élémens premiers de cette écriture sacrée, sur les diverses combinaisons et sur les rapports de ce système, avec les autres méthodes graphiques égyptiennes, par M. Champollion Le Jeune. Avec un volume de planches. Paris 1824. Hauptsächlich das neunte nnd zehnte Capitel sind hier berücksichtigt.

dene Schrift der Aegyptier, Stromat. V. p. 657. Tom. II. ed. Potter., worauf sich Ersterer um so mehr stützt und stützen muſs, als nach seiner eignen Versicherung „Clément d'Alexandrie s'est, lui seul, occasionnellement attaché à en donner une idée claire, et que ce philosophe chrétien était bien plus que tout autre en position d'en être bien instruit“ (pag. 327.), und Ebenderselbe „développe l'ensemble et les détails de tout le système graphique des Egyptiens *sous le même point de vue* que les monumens, ses seuls guides, ont dû le lui offrir; et que l'analyse que Clément présente, en particulier, des élémens de l'écriture hieroglyphique, est entièrement conforme à celle qui est résultée de ses recherches“ (pag. 332.) — eine Uebereinstimmung, in der Hr. Champollion ein neues Gewicht für die Richtigkeit seines Systems erblicken will. — Der zweite Theil der Schrift behandelt die inneren Widersprüche der Theorie des Hrn. Champollion mit sich selber in ihren gegenseitigen Beziehungen auf einander. Dieser Bestimmung und Eintheilung gemäſs enthält die erste Section: *Analyse de la traduction du text de Clément, donnée par M. Letronne, et des points principaux de ses deux commentaires.* Hier giebt der Verf. zuerst den Griechischen Originaltext der angeführten Stelle des Clemens mit gegenüberstehender Französischer Uebersetzung, dann die Lateinische Uebersetzung des Textes mit der gegenüberstehenden Französischen des Hrn. Letronne, welche letztere der Verf. doch mindestens nicht so wörtlich findet, als die von Letronne, ob zwar hie und da vielleicht nicht mit Unrecht getadelte Lateinische Uebersetzung. So sucht der Verf. hauptsächlich die Unrichtigkeit der Uebersetzung Letronne's in den Worten des Clemens: *ἡ μὲν* (nämlich *ἱερογραφικὴ) ἐστι διὰ τῶν πρώτων στοιχείων κυριολογική* nachzuweisen. Diese hier bedeutsamen Worte, die der Verf. übersetzt: „kyriologique, *au moyen des élémens initiaux*“, hatte Hr. Letronne übersetzt: „*l'un* (genre), exprimant *au propre les objets par les Lettres;* denn *στοιχεῖα* sey das eigentliche Wort im Griechischen, um alphabetische Charaktere („les charactères alphabetiques“) zu bezeichnen, so daſs die wörtliche Uebersetzung der Stelle keine andere seyn würde, als: „*servant à exprimer au propre les objets par les charactères alphabetiques*“. Dagegen bemerkt der Verf. und wohl nicht mit Unrecht, daſs *στοιχεῖα* eine allgemeine Bedeutung habe von einer jeden Art Elemente; daſs es demnach im Texte nur „*les élements de la parole*“ bedeuten könne, indem das eigentliche Wort im Griechischen zur Bezeichnung alphabetischer Charaktere *γράμματα* sey. — Die zweite Section giebt nun: „*Examen*

de la concordance du système de M. Champollion, avec le texte de Clement d' Alexandrie", weshalb eben in der ersten Section der Originaltext mit den verschiedenen Uebersetzungen vorausgeschickt worden war. Nach jener Stelle des Clemens muſs man offenbar ein dreifaches Schriftsystem annehmen: 1) die epistolographische oder demotische Schrift, zum Gebrauche im gemeinen Leben, 2) die hieratische, für die Priester, und 3) die hieroglyphische, gebildet aus Bildern verschiedener materieller Gegenstände, berechnet auf mehr oder weniger geheime Ansichten; sie zerfällt dann wieder auf zweifache Weise: 1) wenn das Bild eines materiellen Gegenstandes angewendet wird, in der Absicht, auf eine geheime oder verborgene Art den Anfangsbuchstaben (Elément initial) des Namens dieses Bildes anzuzeigen — die kyriologische Schrift; 2) wenn dieselben Bilder angewendet werden, aber auf eine emblematische Weise, um durch mehr oder minder feine Anspielungen an dasjenige, dessen Andenken man erhalten wollte, zu erinnern — die symbolische Schrift. Dagegen behauptet nun Hr. Champollion, daſs es durchaus gar keine durch bloſse Zeichen darstellende Schrift (écriture égyptienne toute *représentative*) gegeben, eben so wenig, wie auf den Aegyptischen Denkmalen eine regelmäſsige, durchaus ideographische, d. h. eine solche, die sich blos der Verbindung figürlicher und symbolischer Charaktere bedient (pag. 326 sq.). Sonach nimmt derselbe natürlich auch eine dreifache Schrift nach Clemens, obwohl in umgekehrter Ordnung an, und theilt dann die erste, die hieroglyphische oder heilige, in dreifacher Weise ein nach der Anwendung 1) figürlicher Charaktere, die den Gegenstand selber, den sie ausdrücken sollen, darstellen; 2) symbolischer, tropischer oder änigmatischer Charaktere, die eine Idee durch das Bild eines physischen Gegenstandes ausdrücken, welcher mit der auszudrückenden Idee irgend eine Analogie hat, es sey dieselbe wahr oder falsch, direct oder indirect, näher oder entfernter liegend; 3) phonetischer Charaktere, welche die Töne mittelst Bilder von physischen Gegenständen ausdrücken. Auſserdem nimmt aber Hr. Champollion noch eine besondere Gattung an, die nicht zur hieroglyphischen Schrift gehöre, bezeichnet von den Alten mit dem Worte Anaglyphen, Bilder physischer Gegenstände, besonders monstruöser Figuren, die in Beziehung mit einander gesetzt sind, als rein allegorische oder symbolische Darstellungen. Doch fügt Hr. Champollion hinzu, eine Anzahl von Bildern war der hieroglyphischen Schrift gemeinsam,

oder wenn man will, derjenigen Schrift, welche die Anaglyphen hervorbrachte; letztere sollen nur den Priestern oder Eingeweiheten bekannt gewesen seyn, da die eigentliche Hieroglyphenschrift **nie geheim** gewesen, und Alle, die in Aegypten einer Erziehung genossen, dieselbe verstanden. Aus **dieser** Schrift aber bildete sich mit der Zeit, um die Kunst des Schreibens schneller zu verbreiten und allgemeiner zu machen, vorerst die **hieratische** oder **Priesterschrift**, eine bloſse Tachygraphie jener heiligen Schrift, und dann aus dieser zweiten Schriftart unmittelbar die dritte, die **demotische.** Daſs dieses in der gedachten Art von Champollion aufgestellte System nun nicht so völlig, wie dieser vorgiebt, mit Clemens übereinstimmt, fällt aus der gegebenen Darstellung in die Augen; es wird es noch mehr, wenn man dasselbe in tabellarischen Formen einander gegenüber stellt, wie solches hier pag. 14 sqq. geschehen. In die Umstellung der Ordnung der drei Schriftarten wird man diese Verschiedenheit zwar nicht wohl setzen dürfen, als vielmehr in die Unterabtheilungen der hieroglyphischen Schrift. Hier unterscheidet Clemens 1) die eigentlich **kyriologische** und 2) die **symbolische**, welche dann wieder a) in die **kyriologische** *κατὰ μίμησιν*, b) in die **tropische**, und c) in die **allegorische**, **änigmatische** zerfällt. Hr. Champollion unterscheidet ebenfalls zwei Gattungen der heiligen oder hieroglyphischen Schrift: 1) **figürliche Charaktere** (Charactères figuratifs — darstellend das Bild physischer Gegenstände, an welche sie erinnern sollen) oder **reine** Hieroglyphen, 2) **symbolische, tropische** oder **änigmatische** Charaktere. Von der ersten Gattung der reinen Hieroglyphen sind abgeleitet die **Caractères phonetiques**, und von diesen a) die hieratische oder priesterliche Schrift, und b) zunächst weiter von der letztgenannten, deren Vereinfachung sie ist, abgeleitet, die demotische Schrift.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

N. 38. 1826.

Heidelberger Jahrbücher der Literatur.

Th. Ausonioli Opuscules Archéographiques.

(*Beſchluſs.*)

Wir haben die in dieser Schrift ausführlicher behandelten Gegenstände hier nur in kurzer Uebersicht mitgetheilt, um die Leser zum weiteren Studium dieser interessanten Forschungen aufzufordern, um so mehr, als Hr. Champollion, wie wir oben gesehen, eine vollkommene Uebereinstimmung seines Systems mit Clemens von Alexandrien vorgiebt; wir bemerken nur noch, daſs der Verf., nachdem er noch einige Widersprüche in der Lehre von den Anaglyphen nachzuweisen bemüht gewesen, diesen ersten Abschnitt mit der freilich wenig tröstlichen Ueberzeugung schlieſst: „que sous le titre: *Précis du Système hiéroglyphique des anciens Egyptiens*, M. Champollion n' a donné, serieusement parlant, *que son propre système.*" Geben wir zum zweiten Theile über, oder der dritten Section: *Analyse de la théorie de M. Champollion, considérée dans ses rapports intrinsèques* (pag. 21 ff.). Hier sucht der Verf., wie wir bereits bemerkt, die inneren Widersprüche in der gedachten Theorie aufzudecken, und so ihre Unhaltbarkeit darzuthun. Er glaubt sie mit hauptsächlich in Folgendem zu entdecken. Nach Hrn. Champollion's System ist das Princip der Sprachen, wie das der *wahrhaft* ideographischen Schriften, ein und dasselbe, nämlich die Nachahmung; und dieses von der Natur selber gegebene Princip ist denn auf eine mehr oder minder directe Art in den Sprachen, die geredet werden, eben so wie in den ideographischen Schriften angewandt. Aber Sprache und ideographische Schrift erschöpft bald die Reihe der Gegenstände, welche es ihnen möglich ist auszudrücken, jene durch directe Nachahmung der Töne, diese durch directe Nachahmung der Formen; so gehen beide nun weiter zu einer indirecten Nachahmung über. Die ideographische Schrift, da sie nicht mehr den Zeichen gewisser Gegenstände die Formen selber dieser Ge-

Digitized by Google

genstände geben kann, bemüht sich daher, sie durch das Bild anderer physischer Gegenstände, in welchem man dem auszudrückenden Gegenstande analoge Eigenschaften zu finden glaubt, darzustellen (*peindre*); diese Charaktere haben dann den Namen der symbolischen, Symbole erhalten: Wörter, die eine Vergleichung oder ein Aehnlichmachen ausdrücken. Auf diese symbolische oder comparative Methode, fährt Hr. Champollion fort, muſsten die Aegyptier in dem rein ideographischen Theil ihrer heiligen Schrift zurückkommen, sie suchten nun natürlich die Ideen von rein intellectuellen Gegenständen ohne sinnliche Formen durch körperliche Gegenstände auszudrücken, die in mehr oder minder reeller Beziehung, mehr oder minder entfernt von dem Gegenstand der Idee stehen, welche bemerklich gemacht werden soll. Die umgeschaffenen Zeichen bereicherten die hieroglyphische Schrift mit einer neuen Gattung von Charakteren, den symbolischen oder tropischen. Hieraus nun läſst sich freilich nicht ohne Grund folgern, daſs in des Hrn. Champollion Theorie die wahrhaft (véritablement) ideographische Methode, die nachahmende, die rein (purement) ideographische aber die vergleichende ist. Mittelst der symbolischen Methode, heiſst es weiter, war der Aegyptier vielleicht schon seit langer Zeit (!) gewöhnt, indirect die Ideen, deren Gegenstände keine Form haben, durch das Bild physischer Gegenstände darzustellen, welche gewisse wahre oder falsche Beziehungen mit den Gegenständen rein abstracter Form haben, wovon diese physischen Gegenstände eben dadurch indirecte Zeichen wurden. So konnte man es eben so leicht und selbst natürlich finden, diesen oder jenen Ton durch das Bild eines physischen Gegenstandes auszudrücken, wobei der zur Darstellung gewählte Ton sich vielmehr auf jeden andern der gesprochenen Sprache bezog; so hatte man nun den Zweck erreicht, seit man die Möglichkeit erkannt, indirect darzustellen oder vielmehr ins Gedächtniſs zurückzurufen jeden Ton seiner Sprache durch das Bild materieller Gegenstände, wovon das Wort, das sie in der Aegyptischen Sprache ausdrückte, in erster Linie den Ton enthielt, dessen Darstellung beabsichtigt war. Die eigenen Formen dieser phonetischen Zeichen aber, Bilder natürlicher Gegenstände, zeigen, daſs der Aegyptier sich hiebei ganz einfach durch ein Princip der Analogie führen lieſs, das bereits in dem System der Schrift, das er zu vervollkommnen bemüht war, angewendet worden. Wenn hier, bemerkt dagegen der Verf., der Ursprung der phonetischen alphabetischen Schrift ganz einfach

Digitized by Google

von Statten geht, ſo liest man bald darauf, daſs die Lösung eines solchen Problems eine auſserordentliche Schwierigkeit darbot u. s. w. Eben so läſst es sich nicht begreifen, wie der Aegyptier, der nach Hrn. Champollion noch nicht die geringste Idee einer isolirten Existenz der Buchstaben („existence isolée des élemens de la parole") hat, es leicht, convenabel und selbst natürlich finden konnte, in seinem Geist den Anfangsbuchstaben des Namens eines jeden materiellen Bildes zu trennen und sich zu dieser Operation ganz einfach hinführen lieſs durch das bereits in dem System der symbolischen Schrift angewandte Princip der Analogie. Wie kann man denken, daſs z. B. die Gewohnheit, durch das Bild eines Löwen die Stärke und den Muth zu bezeichnen, es gleich leicht, passend und natürlich machen konnte, aus dem Namen dieses Thieres den Anfangsbuchstaben L herauszuheben? Ferner: das von Hrn. Champollion angewandte Princip der Analogie besteht in der indirecten Anwendung eines Zeichens an einem und dem andern Theile. Aber haben denn wirklich zwei indirecte Verfahrungsarten (deux procédés indirects) dadurch allein, daſs sie, das eine, wie das andere, indirect sind, eine Analogie unter einander? Welche Analogie z. B. findet statt zwischen der Anwendung des Bildes eines Löwen, um die Stärke und den Muth zu bezeichnen, und der Anwendung desselben Bildes, um den Buchstaben L zu bezeichnen? Kehren wir zu Hrn. Champollion zurück. Er behauptet ferner noch, daſs der Ton der Vocale so flüchtig und die Art, sie in einem und demselben Worte auszusprechen, so mannigfach, selbst in den einzelnen Individuen sey, daſs es natürlich war, bei der Bildung des Aegyptischen, Hebräischen u. s. w. Alphabets dem Ausdruck der Vocale eine nur untergeordnete Wichtigkeit zu leihen. Aber, wendet der Ref. ein, wie konnte der Aegyptier diese so wandelbaren Vocale von einander unterscheiden, sie von den Consonanten trennen, und die einen wie die andern aus dem Anfangstone der hieroglyphischen Namen ausziehen! Folgt daraus, daſs die phonetischen Hieroglyphen seit dem neunzehnten Jahrhundert vor der christlichen Zeitrechnung auf den Monumenten Aegyptens existiren, auch, daſs die alphabetische Schrift denselben ihren Ursprung verdanke? daſs der, der Buchstaben noch nicht kundige (illéttré) Erfinder der phonetischen Hieroglyphen auch konnte und wuſste die Anfangssylben zu trennen und die Vocale von den Consonanten zu unterscheiden? Aber, sagt Hr. Champollion, es muſsten die Aegyptier früh das Bedürfniſs eines leichteren (plus expéditif) Schreib-

Digitized by Google

systems fühlen, man kam deshalb darauf, die reinen hieroglyphischen Charaktere abzukürzen, und verwandelte sie in eine leicht zu begreifende Art „*de Caricatures ou chargés*"; man gieng weiter und kam so nach und nach unvermerklich auf eine neue Schrift, die hieratische oder priesterliche. Man zog natürlich diesen Gang vor, als eine von der bereits erfundenen, durch die Religion bestimmt in den Augen der ganzen Nation geheiligten gänzlich verschiedene Schrift aufzufinden. So muſste also auch die Kenntniſs der hieroglyphischen Schrift allgemein unter allen Casten Aegyptens seit ihrer Erfindung selber verbreitet gewesen seyn.

Manches allerdings Auffallende in diesen Sätzen wird kaum der Aufmerksamkeit unserer Leser entgangen seyn, zumal wenn man dieselben, wie in vorliegender Schrift geschehen, scharf neben einander stellt, auch weist der Verf. bestimmt darauf hin. Wenn, bemerkt derselbe, dies Wunder der Erfindung der phonetischen Hieroglyphen allen Casten der Aegyptischen Nation familiär war, ist es denn natürlich, daſs unter der Masse der Eingeweiheten sich auch nicht ein Einziger gefunden haben sollte, den diese Methode der Priester zurückgeschreckt, die ein und dasselbe (*un seul et même élément*) durch einen Haufen gänzlich verschiedener phonetischen Caricaturen darstellte; ist es natürlich, daſs Niemand daran gedacht, diesem Chaos nur eine Zwölfzahl bequemerer Zeichen für die dringendsten täglichen Lebensbedürfnisse zu substituiren; und daſs die Aegyptischen Casten den kommenden Jahrhunderten die Sorge überlassen, diese Hieroglyphen zu decomponiren und unvermerkt auf demotische Zeichen zurückzuführen. Auch müſste man, wollte man dieser Theorie noch einigen Schein lassen, entweder annehmen, daſs die Aegyptischen Generationen in einer völligen Stupidität befangen, oder, wollte man dies nicht gelten lassen, doch behaupten, daſs die Schreibekunst ein ausschlieſsendes Eigenthum des Priesterstandes gewesen bis auf die Epoche der demotischen Schrift, oder endlich zu der Hypothese seine Zuflucht nehmen, daſs ein Gesetz der Pharaonen den des Schreibens kundigen Casten untersagt, sich einer andern Schrift zu bedienen, als der durch die Priester erfundenen. Nicht minder auffallend findet der Verf die Ansicht des Hrn. Champollion, daſs diese phonetischen Charaktere einem wahrhaft alphabetischen System angehörten, wie die der andern Völker Asiens, der Araber, Hebräer, Syrer und Phönicier, daſs man sie also in keiner Hinsicht als syllabische Zeichen im eigentlichen Sinne des Wortes nehmen dürfe. Auch diese Ansicht bestreitet der

Verf., als in sich und in ihrer Anwendung widersprechend mit sich selber. Der Rest der Schrift betrifft das Verhältniſs, in welchem zwei Englische Gelehrte, die sich vor Hrn. Champollion mit Entzifferung der Hieroglyphen und Auffindung eines hiezu erforderlichen Princips oder Systems beschäftigt, Young und Warburton, zu dem Erstgenannten stehen; das Resultat ist auch hier wieder (p. 37.), daſs Hrn. Champollions Theorie nur „*un abrégé fidèle*“ der Theorie von Warburton, und eben so Hrn. Champollions Entdeckung nur eine Vervollkommnung der Entdeckung von Young sey.

Noch drei Theile sollen diesem Werk, dessen ersten Theil wir hier angezeigt haben, folgen; der zweite unter der Presse befindliche soll enthalten: *un Coup d'oeil sur les Alphabets anciens et sur les élémens primitifs*; der dritte soll die Anwendung dieser élémens primitifs und ihrer Zeichen auf hieroglyphische Charaktere enthalten; der vierte Einiges über die Chinesische Schrift, dann über die Persepolitanische Keilschrift, und endlich: *le motif de sept voyelles grecques consacrées aux sept planètes hebdomaires.* Auch sollen diesen Theilen lithographirte Tafeln beigefügt werden.

Xenophons Nachrichten über Sokrates Reden und Thaten. Uebersetzt von Dr. Joh. Chr. Wilh. Froböse, Rector in Hameln. 8. *Göttingen, bei R. Deuerlich.* 1824. *VII u.* 176 *S.* 1 fl. 12 kr.

Hr. Fr. ist ein rüstiger Uebersetzer; hat er uns doch in einem und demselben Jahre auch mit einer Uebersetzung der Catilinarischen Reden des Cicero beschenkt. Ob er wohl mit Grund glauben kann, durch dergleichen Arbeiten eine Lücke in der Literatur auszufüllen, einem Bedürfnisse abzuhelfen, oder überhaupt nur etwas Verdienstliches und Dankenswerthes geliefert zu haben? Wir können es kaum glauben. Eine neue Uebersetzung eines schon oft übersetzten Buches kann sich nur dadurch rechtfertigen, daſs sie die früheren alle übertrifft, wo nicht in jeder, doch wenigstens in einer Hinsicht. Diese eine Hinsicht giebt er gleich zu Anfang der Vorrede in einer wenigstens keine Eleganz versprechenden Periode zu erkennen: „Ob wir gleich, sagt er, schon mehre „Uebersetzungen von Xenophons Nachrichten über Sokrates „Reden und Thaten besitzen, so entschloſs ich mich doch, „diese Arbeit, wegen der von mir beabsichtigten „Treue mit der Urschrift“ [welches Deutsch! und dann

entschuldigt nur die **erreichte**, nicht die **beabsichtigte**, Treue einen sonst so überflüssigen **Entschluſs**] „— der „freilich zuweilen Rundung und Wohlklang der Sätze wei„chen muſsten — erscheinen zu lassen." Also mit der gegenwärtig nicht unbilligen Forderung an einen Uebersetzer, Treue mit Rundung und Wohlklang der Sätze zu vereinigen, wäre die Kritik, so wie das Publicum, ein für allemal rund abgewiesen. Aber wie sieht es mit der Entschädigung dafür, der **beabsichtigten Treue mit der Urschrift**, aus? Es ist überhaupt um das Uebersetzen der Alten eine undankbare Sache, wenn man nicht Meisterwerke liefert, wie z. B. Jakobs, Wolf und Schleiermacher. Fast Jeder, der eine Uebersetzung genau ansieht, sieht sie mit kritischem Auge an. Was getroffen und richtig ist, dabei verweilt er nicht: das erscheint als Pflicht des Uebersetzers, die kein besonderes Lob verdient. — Fehlt etwas, ist ein Ausdruck schief oder falsch, dann geht es an ein Tadeln und Zurechtweisen, und, da es so leicht ist, Anderer Fehler zu entdecken, und Einzelnes besser zu machen, so ist gleich ein ungünstiges Urtheil gefällt, und der Fleiſs des Verfassers mit Undank belohnt. Und so wird auch Hr. Fr., oder wem sonst seine Uebersetzung gefällt, bei unserm Urtheil denken, wenn wir, mit aller Achtung vor den übrigen Verdiensten des Mannes, erklären, daſs wir seiner Uebersetzung das von ihr allein erstrebte Prädicat der Treue nicht geben können, und sie für eine Arbeit erklären müssen, die zu machen der Verf. vielleicht Gründe haben mochte, aber die drucken zu lassen eben nicht nöthig war. Wir wollen übrigens nicht läugnen, daſs ein Studirender, welcher diese Schrift Xenophons, ohne die Leitung eines Lehrers genieſsen zu können, lesen will, bei gehörigem vorhergegangenem eigenem Fleiſse, mit dieser Uebersetzung zur Hand den Sinn meistens nicht verfehlen werde; allein Aehnliches, oder Gleiches vielmehr, leisten auch andere, und zwar eher mit wenigern, als mit mehr Miſsgriffen. Wir müssen zu unserer Rechtfertigung unser Urtheil mit Beweisen belegen, und wählen dazu zwei Stellen, wo sich die Uebersetzer in der Regel am meisten anzustrengen pflegen, das erste Capitel des ersten Buches und aus dem zweiten Buche den Herakles am Scheidewege. I. 1. 1. *ὡς ἄξιος εἴη θανάτου τῇ πόλει*: **daſs er gegen den Staat den Tod verdient habe.** 1. 2. *θύων γὰρ φανερὸς ἦν*: **denn ein Opferer war er.** *Διατεθρύλλητο γάρ*: **denn jeder weiſs.** *Δοκοῦσιν αὐτὸν αἰτιάσασθαι*: **sahen sie Beschuldigungen gegründet.** 1. 3. *Ὁ δὲ οὐδὲν καινότερον εἰσέφερε τῶν ἄλλων*: **Er führte aber** *sowol nichts Neues* **ein**

als Andere. μαντικὴν νομίζοντες: Weissagungsmittel glaubend. 1. 5. ἐφαίνετο: gefunden wäre. πιστεύων δὲ θεοῖς: glaubte er aber *Götter*. 1. 8. τῷ καλῶς οἰκίαν οἰκοδομησαμένῳ: der ein Haus baute. εἰ συμφέρει στρατηγεῖν: ob *es* ihm glücklich ausschlagen werde. 1. 9. ἃ τοῖς ἀνθρώποις ἔδωκαν οἱ θεοὶ μαθοῦσι διακρίνειν: was die Götter den *unterrichteten* Menschen zur Beurtheilung überlassen hatten. ἐπιστάμενον κυβερνᾶν — ἢ μὴ ἐπιστάμενον: einen *geschickten Steuermann* oder einen *ungeschickten*. ἃ μὲν μαθόντας ποιεῖν ἔδωκαν οἱ θεοί: was die Götter *zum Lernen* gegeben hätten. 1, 10. μέλλοι: er hoffte. 1. 11. ὁ καλούμενος — κόσμος: das sogenannte *schöne Weltall*. 1. 12. ἢ τὰ μὲν ἀνθρώπινα παρέντες, τὰ δαιμόνια δὲ σκοποῦντες, ἡγοῦνται τὰ προσήκοντα πράττειν: oder ob sie *es für* ihre Pflicht *hielten*, mit Vernachläsſigung des *Irdischen*, sich um *himmlische Angelegenheiten zu bekümmern*. 1. 14. καὶ τοῖς μὲν οὐδ' ἐν ὄχλῳ δοκεῖν αἰσχρὸν εἶναι λέγειν ἢ ποιεῖν ὁτιοῦν: Einige meinten, daſs es *selbst* vor dem Volke *nicht erlaubt* sey, alles Mögliche zu sagen und zu thun. οὐδὲν ἄν ποτε κινηθῆναι: es *bewege* sich gar nichts. οὔτ' ἂν γενέσθαι ποτὲ οὐδὲν, οὔτ' ἀπολέσθαι: es *entstehe und vergehe* niemals Etwas. 1. 15. τἀνθρώπεια: gemeinnützige Künste. 1. 16. τί σωφροσύνη, τί μανία: was Vernunft, was Unsinn. καλοὺς καὶ ἀγαθούς: gute Menschen. ἀνδραποδώδεις ἂν δικαίως κεκλῆσθαι: Sklavenseelen heiſsen. 1. 18. ἐπιθυμήσαντος τοῦ δήμου — ἀποκτεῖναι πάντας: und *vom Volke* — alle zum Tode verurtheilt werden *sollten*. φυλάξασθαι τοὺς ἀπειλοῦντας: sich vor den *Drohungen* sicher zu stellen. 1. 20. ἀσεβὲς: Frevelhaftes *und Schlechtes*. οἷά τις ἂν καὶ λέγων καὶ πράττων εἴη τε καὶ νομίζοιτο εὐσεβέστατος: wie man sich *nur immer verhalten kann*, um für den frommsten Mann zu gelten. Diese und noch mehrere übergangene Stellen haben wir uns blos aus dem ersten Kapitel des ersten Buches angestrichen. Wir lassen jetzt nur noch wenige Proben aus dem ersten Kapitel des zweiten Buches folgen. Zuerst die schöne Stelle aus Epicharmus: II. 1. 20. τῶν πόνων πωλοῦσιν ἡμῖν πάντα τἀγαθ' οἱ θεοί: Die Götter verkaufen uns alle Güter für *unsere Mühseligkeiten*. II. 1. 27. σφόδρ' ἄν σε τῶν καλῶν καὶ σεμνῶν ἐργάτην ἀγαθὸν γενέσθαι: daſs du *in* edeln und würdigen *Handlungen sehr thätig* seyn werdest. 1. 28. θαυμάζεσθαι: verehrt werden. τὴν γῆν φέρειν σοι: daſs das Land trage. οἴει δεῖν: gedenkst du.

ὁρμᾷς: sehnst du dich. ἱδρῶτι: unter Beschwerden. 1. 29. ἐπὶ τὰς εὐφροσύνας ἡ γυνή σοι αὕτη διηγεῖται: sie dich führt (alles Uebrige fehlt). 1. 30. ἀναγκάζεις: erzeugst du. χρωμένη: bist behülflich. 1. 31. ἀτιμάζῃ: fehlt. σεαυτῆς: sein eigenes. τεθέασαι: siehst du. ἀπόνως μὲν λιπαροὶ διὰ νεότητος φερόμενοι: die arbeislos *und glänzend* ihre Jugend durchlaufen. 1. 33. ὑμνούμενοι: in Lobreden. μακαριστοτάτην εὐδαιμονίαν: die *herrlichste* Glückseligkeit. 1. 34. ἔτι μεγαλειοτέροις ῥήμασιν: noch mehr mit schöneren Worten. σοὶ δ' οὖν ἄξιον, dir geziemt. — Dies möchte wohl mehr als hinreichend seyn, unser obiges Urtheil zu bestätigen. Einer Correctur dieser Stellen haben wir uns eben so sehr aus Achtung vor unsern Lesern (den Verf. mit eingeschlossen, als aus Rücksicht auf den zu schonenden Raum enthalten. Aber wenn das Buch nun durchgehends so ist, wie wir aus der Vergleichung mehrerer Stellen gesehen haben; wenn Auslassungen, ungehörige Zusätze, ungenaue Constructionen, oberflächliche Uebersetzung einzelner Worte, gänzliche Entstellung des Sinnes in manchen Stellen, so gar häufig sind; wo bleibt dann der Werth einer Arbeit, die „als treue Uebersetzung in der Hand der reiferen fleiſsigen „Jugend, bei nöthiger Gewandtheit und Umsicht des Leh„rers, nur Gutes wirken, und die Schüler recht bald in dem „Gebiete der classischen Literatur kundig und einheimisch „machen“ will? An solcher Wirkung, wenn überhaupt gedruckte Uebersetzungen so was leisten, wird bei dieser Uebersetzung jeder Unbefangene mit uns zweifeln müssen.

Wiesbaden und seine Heilquellen. Für Kurgäste beschrieben von Dr. G. C. W. Rullmann, Medicinalrath des Amts Wiesbaden. Wiesbaden, 1823. bei Ludw. Schellenberg, Hofbuchhändler und Hofbuchdrucker. 288 S. 8. Mit einem Kupferstiche, den Kochbrunnen in Wiesbaden vorstellend, und einer Titel-Vignette, welche den Kursaal von der Südostseite zeigt. 1 fl. 48 kr.

Allgemein bekannt ist es, daſs Wiesbaden mit zu den besuchtesten und hülfereichsten Heilquellen Deutschlands gehört, und dennoch ist über dessen berühmten Heilbrunnen weit weniger geschrieben worden, als über so manchen andern geringeren Badeort. Seitdem Lehr und Ritter vor mehr als zwanzig Jahren ihre bekannten Schriften über Wies-

baden herausgaben, ist von den dortigen Aerzten bis jetzt nichts weiter erschienen: wir müssen es daher dem Hrn. Vf. des vorliegenden Werkes Dank wissen, daſs er uns durch dasselbe mit allen neuen Einrichtungen, Verbesserungen und Anstalten, die seitdem in Wiesbaden vorgenommen wurden, bekannt macht, und auch aus seiner mehrjährigen Praxis daselbst über die Anwendung des Heilbrunnens Notizen mittheilt, die den deutschen Aerzten nicht gleichgültig seyn können. Wir geben eine kurze Uebersicht des Inhalts.

I. Lage, Beschreibung und Geschichte Wiesbadens.

Die Ueberschrift dieses ersten Kapitels zeigt hinreichend, was man hier zu erwarten hat. Jedem, der Wiesbaden besucht, wird dasselbe interessant seyn.

II. Bade- und Speisehäuser, Medicinalverfassung und andere für die Kurgäste berechnete Einrichtungen.

Der Hr. Verf. beschreibt hier ausführlich die Einrichtung der Badehäuser, die Zubereitungsart de Bäder u. s. w., wobei wir bedauern müssen, daſs derselbe alles das, was Hr. Medicinalrath Wetzler in seinem vortrefflichen Werke über Gesundbrunnen und Heilbäder (Mainz 1819.) von den Badeeinrichtungen in Wiesbaden bemerkt, durchaus nicht berücksichtigt. Wetzler behauptet, daſs die Anstalten zum Duschbade schlecht seyen; dagegen versichert nun Hr. Medicinalrath Rullmann, daſs sie schon einen ziemlichen Grad von Vollkommenheit erreicht hätten, und selbst in den kleinsten Badehäusern Anstalten dazu getroffen worden wären. Für Dampfbäder, sagt Hr. Wetzler ferner, ist meistens gar nicht gesorgt, und auch unser Hr. Verf. bekennt S. 37, daſs erst in einigen Badehäusern und zwar noch unvollkommene Vorrichtungen dazu sich vorfänden. Ueber den Mangel an Reservoirs klagt Wetzler ebenfalls, und, wie dem Rec. scheint, mit Recht; noch immer läſst man, wie aus S. 34. erhellt, das Thermalwasser in den Badewannen selbst abkühlen, ja Hr. Dr. Rullmann hält dies Verfahren selbst für vortheilhafter, besonders darum, weil Kastner in einem bis zur Badewärme erkalteten Thermalwasser etwas weniger atmosphärische Luft fand, als in einem Wasser, welches zu gleichen Theilen aus zuvor gänzlich erkaltetem Wasser und natürlich heiſsem zur Badetemperatur gebracht worden war. Wenn man aber den Schaden, welchen ein gar kleiner Antheil

Digitized by Google

atmosphärischer Luft in einem Badewasser hervorbringt, mit dem Umstande vergleicht, daſs ohne Reservoir die Badewannen weit seltener gebraucht werden können, und somit eine höchst kostbare Zeit verloren geht, die zum Baden verwendet werden könnte, so kann man keinen Augenblick mehr an dem Nutzen der Reservoirs zweifeln, deren Mangel in Wiesbaden wir mit dem Hrn. Wetzler nach wie vor für sehr nachtheilig, und baldige Abhülfe für wünschenswerth halten. — Von Wiesbadens Medicinalverfassung ist nur ganz kurz gesprochen; es befindet sich daselbst ein eigener Badearzt, gegenwärtig der erste Herzogl. Nassauische Leibarzt, Geh. Rath Lehr, Oheim des Hrn. Verf., ferner ein ärztliches Mitglied der Landesregierung, dermalen Hr. Obermedicinalrath Döring, und mehrere andere Aerzte. Fremden anerkannten Aerzten ist die Behandlung der Kurgäste ohne Anstand gestattet.

III. Umgebungen und Belustigungsorte Wiesbadens.

Der Beschreibung der Pracht des Kursaales mit allen seinen Herrlichkeiten ist hier ungefähr ein halber Bogen gewidmet; von seiner wundervollen Schönheit spricht unser Hr. Verf. ganz enthusiastisch, leider aber erinnert sich hier Rec. der gewichtvollen Worte Wetzler's (Seite 462 der oben angeführten Schrift): „Mit einem ungeheuern Kostenaufwand hat man den Kursaal erbaut; indessen die Badeanstalten zum Theil im erbärmlichsten Zustande blieben.“ Möchte man dies nie vergessen! Sonst ist hier der Weg nach Sonnenberg, Geisberg, Eltville u. s. w. angegeben, und überhaupt findet hier der Fremde eine zweckmäſsige Anleitung, die interessantesten Punkte in der Nähe von Wiesbaden zu besuchen.

IV. Geognostisches Verhalten der umgebenden Gebirge und Andeutungen über die Entstehung unseres Mineralwassers.

Ein vorzüglich wichtiger, und für alle verständige Kurgäste, welche zugleich Naturfreunde sind, ohne Zweifel höchst interessanter Abschnitt, dessen Bearbeitung das Buch einem bewährten Mineralogen, dem Herrn Bergrathe Stifft, verdankt. Die geognostische Umgebung Wiesbadens hatte, in neuerer Zeit, die sehr flüchtigen, und mitunter unrichtigen, Bemerkungen des Hrn. Steininger abgerechnet, keinen Beschreiber gefunden; um desto erfreulicher war uns diese Mittheilung, ein Resultat gründlicher und sorgfältiger

Digitized by Google

Beobachtung. Das Gebirge, aus welchem die Heilquellen hervortreten, gehört zur Schiefer-Formation. Abhang und Fuſs der Schieferberge, vorzüglich im Mainthale, sieht man überdeckt mit Kiesel-Konglomerat, mit Lagern von Thon, Sand-Morgel und jüngstem Flözkalk. Daſs die, in letzterem sehr gehäuft vorkommenden, Versteinerungen als Ueberreste von Bewohnern süſser Wasser und des Landes angegeben werden, scheint uns ein Versehen, denn die Reste von Meeres-Geschöpfen dürften bei weitem die häufigsten seyn. Interessant ist das Auftreten basaltischer Gebilde, so wie jenes der mächtigen Braunkohlen-Niederlagen auf dem hohen Westerwalde. Die versuchte Erklärungsweise des Entstehens der Mineralquellen zeugt von Scharfsinn und verdient alle Beachtung; allein der beschränkte Raum verstattet hier keine ausführliche Mittheilung derselben.

V. Physische Eigenheiten und chemische Beschaffenheit der hiesigen Mineralquellen.

Bereits vor zwanzig Jahren hatte Herr Hofrath Ritter chemische Untersuchungen der Mineralquellen zu Wiesbaden vorgenommen, die jedoch keineswegs vollständig und genügend waren. Es sah sich daher die Nassauische Landesregierung veranlaſst, eine neue sorgfältige Prüfung veranstalten zu lassen, die sie dem Hrn. Hofrath Kastner in Erlangen auftrug, welcher im Beiseyn und mit Hülfe des Hofapothekers Lade in Wiesbaden, der sich früher schon damit beschäftigt hatte, zwei Jahre lang die Untersuchung betrieb, und darüber späterhin eigenen Bericht erstatten wird. Die Hauptresultate theilt uns der Hr. Verf. vorläufig hier mit, wovon wir das Wesentlichste ausziehen wollen. Lade fand die Temperatur der heiſsesten Quelle 56° R., die der mindest heiſsen 38½° R. an ihrem Ausflusse aus dem Berge. Ueber das, sonst auch bei andern heiſsen Mineralquellen vorkommende langsame Erkalten des Wiesbadener Wassers stellte Hr. Kastner besondere Versuche an, deren Resultat der Hr. Verf. in folgende zwei Sätze zusammenfaſst, wovon besonders der letztere hätte deutlicher ausgedrückt werden können:

1) Das Wasser unserer Quelle erkaltet, unter übrigens genau gleichen Bedingungen, bedeutend langsamer, als reines Wasser und als Salzwasser von demselben Eigengewichte.

2) Die Erkältungsdauer ist gröſser als sie seyn sollte, wenn sie, wie bei einer künstlichen Salzlösung, im zusammengesetzten verkehrten Verhältniſs der Wärmeleitung und Wärmestrahlung, und im zusammengesetzten geraden der Zä-

Digitized by Google

higkeit (Cohäsion) und der chemischen Anziehung (Bindungsstärke) zwischen dem Wasser und den darin gelösten Substanzen fände.

Aus jenem Phänomene wird ferner geschlossen, daſs das Thermalwasser mehr gebundene Wärme als reines Wasser, oder ein ähnliches Kunstgemisch enthalte, und auch dem menschlichen Körper zuführe; damit soll auch die eigene Wirkung auf die Magnetnadel zusammenhängen, und überhaupt das Wasser reicher an Mischungs-Electricität seyn; endlich wird noch der langsamen Wärmeentlassung jene bekannte Erscheinung zugeschrieben, daſs man nämlich das 70 C. heiſse Kochbrunnenwasser in den Mund nehmen kann, ohne sich im mindesten zu verletzen (S. 142.). Zehn Cubikzoll des Kochbrunnens von 70° C. mit gehöriger Vorsicht geschöpft, geben 2,15 C. Z. kohlensaures Gas und fast 0,03 C. Z. Stickgas. Ein Pfund desselben Wassers gab überhaupt 7,6869 C. Z. gasförmige Kohlensäure, sonst nach Gewicht bestimmt enthielt ein Pfund des Kochbrunnens

Säuren.	Gran.	Salzbasen.	Gran.
Kohlensäure .	3,977970	Kalk	3,897848
Schwefelsäure	0,638834	Talkerde . .	0,67849
Salzsäure . .	24,2501615	Natron . . .	23,8902295
Kieselsäure .	0,19026	Kali	0,75912
Wasser . . .	7619,494888	Eisenoxyd . .	0,042
		Thonerde . .	0,40974
		Organisches Eytract	1,75

Wiesbaden besitzt noch einige sogenannte kühle Mineralquellen, wovon der sogenannte Faulbrunnen 9 1/2° R. Temperatur hat, und selbst einige kalte salzhaltige Quellen.

VI. Wirkungen des hiesigen Mineralwassers auf den menschlichen Organismus im Allgemeinen und dessen Anwendung in einzelnen Krankheisformen.

Unstreitig ist für den praktischen Arzt gerade dieser Abschnitt der wichtigste, auch hat ihn der Hr. Verf. ziemlich ausgedehnt bearbeitet, obgleich wir weitere Aufschlüsse vom Hrn. geh. Rath Lehr selbst zu erwarten haben. — Wir übergehen alles das, was Hr. Dr. Rullmann blos theoretisch von der Wirkung des Wiesbadener Wassers rücksichtlich seiner Bestandtheile beibringt, wohl wissend, daſs bei weitem nicht alles, was auf den menschlichen Körper wirkt, sich durch chemische Reagentien entdecken lasse. — Als Bad an-

Digitized by Google

gewendet zeigen nach unserem Hrn. Verf. die Mineralquellen zu Wiesbaden folgende Hauptwirkungen, die wir mit dessen eignen Worten aufzeichnen:

1) Gleichförmige Bethätigung oder Regulirung der Hautfunction.
2) Bethätigung des Lymphsystems.
3) Auf das Gefäſssystem wirkt Wiesbaden meistens erregend, seine Thätigkeit erhöhend, vorzüglich wenn es in irgend einem hohen Wärmegrad angewandt wird.
4) Auf das Nervensystem wirken die Bäder zu Wiesbaden besänftigend, calmirend.
5) Auf das Muskel- und Knochensystem, so wie auf die Ernährung haben sie wenig directen Einfluſs.
6) Auf das Uterinsystem äuſsern sie eine fast specifische Wirkung, sie bethätigen dessen Functionen, vorzüglich die seines Kreislaufs und der ihm natürlichen Secretionen.

Die einzelnen Krankheiten, gegen welche die Bäder in Wiesbaden ausgezeichnete Wirkung besitzen, sind nun folgende: Gicht und Rheumatismus fast in allen Formen, ausgenommen im acuten Zustande. Fast alle Hautkrankheiten; der Hr. Verf. nennt Finnen, Kupferausschlag, Leber- und Sommerflecken (!), Flechten, Krätze; ferner gegen Merkurialkrankheit, Hypochondrie und Hysterie, Stein- und Griesbeschwerden, Blasenkatarrhe, Schleimflüsse aus den Genitalien, skrophulöse, rhachitische Uebel, rheumatische Wassersucht, Rückenmarkwassersucht, Lähmungen, fieberlose Entwickelungskrankheiten, unregelmäſsige Menstruation, Unfruchtbarkeit u. s. w.

Von dem innern Gebrauche des Wiesbadener Wassers erwartet der Hr. Verf. im Ganzen dieselbe Wirkung, wie von dem Bade, mit einigen sich von selbst ergebenden Unterschieden; doch rühmt er ihn besonders bei Stockungen im Unterleibe, Würmern, Obstructionen, Plethora abdominalis, Hämorrhoiden u. s. w.

VII. Bestimmung der Fälle, in denen der äussere und innere Gebrauch unsers Wassers schadet, unwirksam ist, oder doch nur wenige Linderung verschafft.

Dieser Abschnitt ist verhältniſsmäſsig äuſserst klein, da er doch gerade eine ganz besonders ausführliche Erörterung verdient hätte, damit der Arzt nicht Kranke nach Wiesbaden gehen heiſst, um dort ihre Leiden noch verschlimmern

zu lassen, oder doch trostlos und ohne Erleichterung sie heimkehren sehen zu müssen. Mehrere Contra-Indicationen des Wiesbadener Wassers, von denen der Hr. Verf. spricht, verstehen sich im Grunde von selbst. Jedermann wird einsehen, daſs an sich unheilbare Uebel auch in Wiesbaden nicht werden geheilt werden; kein Arzt wird einen an einem acuten Fieber, an einer heftigen Entzündung, an einem übermäſsigen, bald Gefahr drohenden Blutfluſs Leidenden in irgend einen Badeort senden wollen, und doch ist dies alles hier ziemlich wortreich erörtert; dagegen ist aber auch nicht zu verschweigen, daſs manche nützliche Bemerkung hier vorkommt; so wird z. B. erinnert, daſs Epileptischen, so wie am Scorbute und Krebse Leidenden das Wiesbadener Wasser selten bekommt; wir müssen daher dieses Kapitel, so kurz es auch ist, den Aerzten doch zu besonderer Beachtung empfehlen.

VIII. Von der Vorbereitung zum hiesigen Bade und Brunnenkur, und der Nachkur.

Hier werden allgemeine, so ziemlich für jedes Heilbad geltende Regeln gegeben, die nichts Eigenes oder Neues enthalten.

IX. Anleitung zum zweckmäſsigen Gebrauche des Wiesbadener Mineralwassers.

Nur einiges Wenige wollen wir aus des Hrn. Verf. Vorschriften mittheilen. Die ersten Bäder soll man weder zu lange noch zu warm nehmen; eine Viertel- bis eine halbe Stunde soll den Anfang machen; eben so empfiehlt er in der ersten Zeit nicht zweimal des Tages zu baden. Das Wasser soll man besonders Morgens nüchtern frisch aus der Quelle trinken, mit zwei bis drei Gläsern anfangen, und bis zu einer bis zwei Bouteillen steigen. In der Regel werde es ziemlich warm getrunken, und meistens ohne Milch oder andere Zusätze, als durch welche der Geschmack eher verschlimmert werde; das reine Mineralwasser für sich schmecke fast wie stark gesalzene Fleischbrühe.

X. Von der Diät der Kurgäste.

Vieles Gute, Nützliche und wohl zu Beherzigende, wenn auch gleich zur Genüge Bekannte, ist hier zusammengetragen; besonders müssen wir die Wärme loben, mit welcher der Hr. Verf. gegen das Hazardspielen in Bädern spricht, eine verderbliche Sitte, die längst schon hätte abgeschafft werden können und sollen.

Digitized by Google

Wenn wir nicht irren, so ist das vorliegende, wie aus der gegebenen Uebersicht erhellt, sehr brauchbare Buch das erste oder doch eines der ersten literarischen Producte des Hrn. Verfassers. Wir sind überzeugt, daſs, wenn es demselben gefallen sollte, noch mehrere Gegenstände zu bearbeiten, es ihm bald gelingen wird, sich gröſsere Gewandtheit in der Auswahl mancher Ausdrücke und der Schreibart überhaupt zu eigen zu machen.

Don Ramiro, Trauerspiel in drei Aufzügen, von H. G. Hotho. Berlin, 1825. Maurersche Buchh. 8. 152 S. 1 fl. 12 kr.

Als Uraca, die Gemahlin Alfonso's des Ersten, Königs von Aragon, sich Mutter fühlte, verkündete ihr Maria, daſs sie einen Sohn gebären und dieser das maurische Zaragoza zum Christenthume bekehren würde. Der am Kreuze schwebende Christus verkündete ihr ein Aehnliches. Ramiro wurde geboren, und „das Zeichen der Bewährung": auf dem rechten Arm ein Kreuz gleich einem Schwerte und ein Schwert gleich Christus Kreuze, lieſs Arragon laut jubeln:

Ein Infant ist uns geboren,
Christi und Maria's Streiter.

Solches Alles geschah aber vor dem Beginn unseres Trauerspiels, und Ramiro erzählt es lediglich sieben Seiten hindurch (S. 20 — 27.) und in wohlgefügten Trochäen. Das Trauerspiel selbst eröffnet sich im Pallast-Garten zu Zaragoza, und Mirza, die maurische Prinzessin, unterhält sich mit ihren Dienerinnen vom Einzuge Ramiro's, welcher auf sie Alle den lebhaftesten Eindruck gemacht hat. Ramiro tritt hinzu. Schon ist Mirza Willens, auf sein Ersuchen, ihren Schleier zurück zu schlagen, als Abuhazalen, der Vater Mirza's und König Zaragoza's, und sein Neffe Omar hinzutreten. Ramiro erzählt, was bereits oben erwähnt worden, und schlieſst dann folgendermaſsen:

Abuhazalen! Steig' nieder
Von dem heil'gen Christenthrone,
Den du frevelhaft entweihst.
Alle Kirchen stelle her,
Die du mit gottlosem Eifer
In Moskeen hast verwandelt,
Und mit deinem ganzen Volke

Knie' vor Gottes Altar nieder,
Bet' ein reuig Miserere,
Daſs sich euer Gott erbarme,
Und sein heil'ger Geist erleuchtend
Und besel'gend niedersteige:
Denn nur der dreiein'ge Gott
Ist der ew'ge Gott der Wahrheit.

Die anwesenden Mauren rufen: Rache! Allah, Rache! und der König spricht sich aufs Heftigste gegen solche Anmuthung aus. Da droht Ramiro:

— eh' dieser Sonne Strahl,
Die dort scheidend niedersinkt,
Dreimal wieder euch begrüſste,
Schwör' ich euch, soll diese Stadt,
Sollen der Moskeen Thürme,
Und ihr selbst, vor Christi Kreuz
Gott als Herrn und Sieger preisen.

Mirza und Ramiro verrathen vor der Versammlung ihren lebhaften Antheil an einander. Der König schwört, selbst seines eignen Kindes nicht zu schonen, wenn es vom Mahom abfiele. Er schlieſst:

Dies, Infant, sagt euerm König,
Und eh' noch des Mondes Scheibe
Ueber unserm Haupte glänzt,
Räumet Zaragoza's Mauern,
Sonst mit euerm längern Weilen
Ruft ihr euern Tod herbei!

(*Der Beschluſs folgt.*)

Digitized by Google

N. 39. 1826.

Heidelberger

Jahrbücher der Literatur.

Don Ramiro, Trauerspiel in drei Aufzügen, von H. G. Hotho.

(Beschluſs.)

Der zweite Akt findet Ramiro noch in Zaragoza. Seine Liebe zu Mirza, der er völlig inne geworden, hält ihn zurück. Omar trifft ihn und bald entspinnt sich ein lebhafter Wortwechsel. Mirza unterbricht ihr Gefecht und heiſst Omarn gehen. Er gehorcht. Die nun folgende Scene ist eine der gelungensten. Ramiro und Mirza erklären sich ihre Liebe. Mirza wird Christin. Eine Stelle als Beleg jener Behauptung:

Mirza.

Ramiro! — —
Ich athme nur, mich dir dahin zu geben!

Ramiro.

Ich lebe nur, mein Leben dir zu weih'n!

Mirza.

So schenkst du mir mit dir ein doppelt Leben?

Ramiro.

So werd' ich mir in dir nun zwiefach mein?

Mirza.

Hegt denn die Erde solche Himmelstriebe?

Ramiro.

Die Erde nicht, nur Gottes ist die Liebe! —

Mirza.

O könnte dieser Gott mir niedersteigen!

Ramiro.

Sucht ihn dein Blick?

Mirza.

Er hat umsonst gespäht!

Ramiro.

Im tiefſten Innern wird er dir sich zeigen!

Mirza.

Er zeigt sich nicht, was auch mein Mund gefleht!

Ramiro.

Erzeuge ihn, so wird er von sich zeugen!

Mirza.

Neigt er sich mir?

Ramiro.

Wenn du dich ihm erhöht!

Mirza.

O könntest du mir seinen Namen nennen!

Ramiro.

Erkenne dich, und du wirst ihn erkennen!

Don Juan, ein Freund Ramiro's, tritt auf und räth zur Flucht. Endlich entschlieſst sich hierzu Ramiro. Omar trifft Mirzan betend — zu Christus. Omar will ihr das Kreuz entreiſsen. Der König kommt hinzu. Er ist ausser sich. Er verkündiget Mirzan, sie müsse sterben. Omar bietet sich ihr als Retter an. Sie weist es von sich, zeigt ihm, daſs sie es müsse.

Der dritte Akt findet uns im christlichen Lager vor Zaragoza, im inneren Theile des königlichen Gezeltes. König Alfonso von Arragon erzählt seinem Sohne den Tod Uraca's, seiner Mutter. Sie starb wehe rufend, daſs Ramiro, der göttlichen Sendung vergessend, in Liebe zu einer Sarazenin erglüht sey. Don Juan unterbricht die hierauf folgenden Erörterungen mit der Nachricht von Mirza's Tode. Sie hatte eine christliche Kirche, unfern Zaragoza unter Schutt und Trümmern aufgebaut, heimlich besucht (von Ramiro war ihr deren Daseyn verrathen worden), aber die Mauren erkunden den Ort, Fackeln werden hineingeschleudert, und die heilige Stätte, zusammenstürzend, begräbt ihre frommen Beter. Mit ihnen: Mirzan. Alfonso beschlieſst den Sturm auf Zaragoza. Ramiro schwört den Seinen:

Daſs die Sonne, die dort aufglüht,
Lebend uns in Zaragoza
Wiederfindet, oder weinend
Vor den unerstürmten Mauern
Von den Todten scheiden soll.

Jenes geschieht. Ramiro, als der Erste, pflanzt die christliche Standarte auf die Zinnen der Stadt. Auch Ramiro stirbt. Woran? scheint zweifelhaft. Nach Juan verblutet er sich. Ramiro sagt:

— der Erdenrose Dornen,
Und der Mutter sterbend Wehe
Trösten mich —

Digitized by Google

Alfonso bietet Abuhazalen seinen Thron wieder an und — das Kreuz. Abuhazalen zieht vor, nach Osten zurückzukehren.

Dies die Fabel des Stücks, welches, wie die Proben geben, meist in vierfüſsigen Trochäen, fünffüſsigen Jamben, mit untermischten Reimen, geschrieben ist. Auch eingestreute Sonette kommen vor (S. 12. 13. 14. 95. 96.), und die Sprache ist blühend und edel. Den Streit zwischen Muhamedanismus und Christenthum und den früheren, friedvollen Sieg des letzteren über das erstere in der Liebe, den späteren, blutigen im Waffenspiele darzustellen, war unstreitig ein poetischer Gedanke. Aber, dramatisch behandelt, muſste er seiner Behandlung selbst, die Handlung und weniger Reden fordert, nothwendig schädlich werden. Dieses scheint dem Rec. namentlich hier der Fall. Indessen ist auch der Verfasser nicht ohne Schuld. Wozu die häufig sich wiederholenden Expositionen über Christenthum und Muhammeds Lehre, namentlich die vielen Specialitäten? Wozu der oft lyrisch gewordene Gang der Rede? Wozu die Menge historischer und geographischer Notizen, z. B. S. 29 — 32? „Trauerspiel“ hat der Verf. seinem Buche vorgesetzt. Er deute nicht übel, daſs wir nach selbst aufgestecktem Maaſse es beurtheilen, daſs wir insbesondere auch meinen, seine Personen seyen sich an Gefühl und Sinnesart ähnlicher, weniger individualisirt, als das Interesse und die Wahrscheinlichkeit es erlauben. Manche werden Anstand nehmen, daſs Ramiro Mirzan auf dem Theater taufe (S. 61.). Uns dünkt auffallender, daſs plötzlich Mirza so erstaunlich viel vom Christenthume weiſs, was doch nicht möglich ist, sogar Sprüche anführt (S. 98.), und namentlich so christlich-katholisch ist (z. B. S. 97.). Es war zweckmäſsig, den damals ohnehin herrschenden Katholicismus dem Muhammedanismus entgegen zu setzen, aber diese offenbare Vorliebe sagt uns nicht zu. Schöne Momente, ächt-poetischer Schmuck finden sich häufig. Möchten der spanisch-romantischen Spielereien weniger seyn (z. B. S. 39. 40. 47. 48.). Die letzte Oelung (S. 115.) durfte Mirzan nicht gegeben werden (Wiese, Kirchenrecht II. S. 581.). — Wir erlauben uns, zum Schlusse dem talent- und geistvollen Verf. das Studium Shakespeares zu empfehlen.

Digitized by Google

Des Quintus Horatius Flaccus Erste Epistel des ersten Buchs, erklärt von Theodor Schmid, Oberlehrer am Gymnasium zu Halberstadt. Halberstadt, bei C. Brüggemann. 1824. 38 *S. in gr.* 8. 6 Gr.

Wir müssen es mit dem Hrn. Verf. beklagen, daſs, so sehr auch in neueren Zeiten die lyrischen Dichtungen des Horatius bearbeitet worden sind, dagegen die Episteln — doch unstreitig das vorzüglichste, was uns der Dichter hinterlassen — desto weniger Bearbeiter gefunden haben. Um so erwünschter aber muſs uns jeder Beitrag seyn, wenn er auch nur die Bearbeitung einer einzelnen Epistel enthält, indem dadurch am besten eine vollständige, dem jetzigen Standpunkte der Wissenschaft entsprechende Bearbeitung sämmtlicher Episteln möglich gemacht und vorbereitet wird. Bis jetzt sind wir aber im Ganzen von nur wenig Episteln so glücklich gewesen, einzelne Bearbeitungen zu erhalten. Unter ihnen nehmen jedoch unstreitig die gelehrten und umfassenden Bearbeitung der ersten und zehnten Epistel des ersten Buchs von Obbarius die erste Stelle ein. Nach dem von Heindorf in den Satiren des Horatius gelieferten Muster hat in gleicher Weise Zell eine Bearbeitung der ersten Epistel des ersten Buchs (Heidelberg, bei Oswald. 1819.) geliefert. Unser Verf. bedauert in einer Nachschrift, daſs er zu spät, erst als seine Arbeit schon vollendet war, durch die Vorrede von Obbarius zur Ausgabe der zehnten Epistel, Kenntniſs von Ebendesselben Bearbeitung der ersten Epistel erhalten *). Indessen sind die Bearbeitungen der Horazischen Briefe durch Obbarius (deren Fortsetzung wir freilich nicht genug wünschen können) von der unsers Verf. in Anlage eben so wie in Zweck und Bestimmung verschieden, da man sie mit Recht gelehrte, vollständig Alles enthaltende Ausgaben nennen dürfte. Der Verf. vorliegender Bearbeitung verbindet damit aber einen ganz anderen Zweck, und hat dabei ganz andere Absichten. Eben so wenig für gelehrte Philologen wollte er schreiben, als andererseits eine eigentliche Schulausgabe liefern. Jünglinge vielmehr, und Freunde des Horatius, welche sich diese Dichtungen zum Gegenstande des Privatfleiſses wählen und denen es an den besseren, besonders älteren Hülfsmitteln fehle, diese sind es, für welche

*) Auch Rec. kennt diese Bearbeitung bis jetzt nur aus Ankündigungen.

Digitized by Google

diese Ausgabe bestimmt ist. Deshalb hat auch der Verf. die älteren Commentare des Lambin, Cruquius, Bentley u. A., so wie die alten Scholien, die immerhin manches Schätzbare enthalten, sorgfältig benutzt, hie und da auch ihre Bemerkungen wörtlich mitgetheilt. Die Aufmerksamkeit, die wir dieser neuen Bearbeitung einer Horazischen Epistel, der der Verf. in ähnlicher Weise die Bearbeitung anderer Episteln folgen lassen will, widmen zu müssen glaubten, veranlaſst uns, näher in das Einzelne einzugehen.

Gleich vs. 2. bei Erklärung des donatum jam *rude* sind keine Beweisstellen weiter für rudis angeführt, und nur vergleichungsweise Juvenal. Sat. VI, 113. VII, 171. genannt, während bei Abrami zu Cicer. Philipp. II, 29. pag. 266. ed. Wernsdorf., Lipsius Saturn. I, 15. u. s. w. sich reichliche Beweisstellen und gute Erörterungen finden. — Vs. 5. Wenn Vejanius, der ausgediente Fechter, seine Waffen dem Herkules, der Sitte gemäſs, weiht, so giebt der Verf. davon den Grund an mit den Worten des Lipsius Saturn. II, 23, in so fern nämlich dieser Gott Muster und Vorbild der Athleten ist. Diese Idee ist gewiſs nicht unrichtig, allein der Grund davon liegt wohl tiefer. Schon in Griechenland sind Hermes und Herakles Vorsteher der Gymnasien, wie aller gymnastischen Uebungen, letzterer insbesondere als Vorsteher der Stärke, welche zu diesen Uebungen erforderlich ist. Eustathius zu Odyss. VIII, 266 sqq. pag. 309. Basil. sagt: *διὸ καὶ τὰ γυμνάσια Ἑρμῇ καὶ Ἡρακλεῖ αὐτὸν συνίδρυον· τῷ μὲν λόγου· τῷ δ' ἀλκῆς προεστῶτι, ὧν μιγέντων φιλία καὶ ὁμόνοια γεννᾶται.* — Vs. 6. ne populum extrema toties exoret arena, wird man wohl sich nicht begnügen können mit des Verf. Erklärung, der hier an eine Bitte des Fechters an das Volk um Entlassung (wohl, von seinem Fechterdienste) denkt, während wir an den von seinem Gegner an den äuſsersten Theil — in die Ecke der Arena getriebenen und überwundenen Gladiator denken, der in dieser Lage das Volk bitten muſs, ihm das Leben, das er verwirkt, zu schenken; worauf das Volk durch das bekannte pollicem premere oder pollicem vertere antwortete (vergl. Juvenal. Sat. III, 36. und daselbst die Ausleger). — Vs. 11. *ilia ducere* ist dem Verf. keuchen. Wir würden lieber sagen: die Lenden (keuchend) fortschleppen. — Vs. 15. ist die Bedeutung von addictus, so wie die Construction desselben nebst den übrigen Wörtern richtig angegeben. — Vs. 17. bei Erklärung der Worte: *mersor civilibus undis*, würden wir die Parallelstelle Epist. II, 2, 85. hic ego rerum fluctibus in mediis et tempestatibus urbis, nicht übergangen haben. —

Digitized by Google

Vs. 28. schreibt der Verf. mit Fea und Döring: non possis oculo contendere quantum Lynceus; was gewiſs hier die einzig richtige Lesart ist, die nur unwissende Schreiber in ein *oculos* contendere verwandeln konnten; *oculo contendere* erklärt auch unser Verf. durch: oculorum acie valere, praestare; s. Fea, der ausführlicher den Unterschied erörtert. Ueber die Ellipse des *si* vor possis vergl. Heindorf zu den Satiren des Horatius I, 1, 45. p. 13. — Vs. 32. Est *quadam* prodire tenus, si non datur ultra. So schreibt der Verf. im Texte, führt dann in den Noten die ältere von Lambin ohne handschriftliche Autorität, dann aber von Cruq und Bentley nach Handschriften und grammatischen Grundsätzen veränderte Lesart *quodam*, und darauf Fea's unpassendes *quoddam* auf, entscheidet sich aber mit Recht für die von Lambin, Cruq, Fea und jetzt auch von Döring aufgenommene Lesart, die schon in der Analogie der ähnlichen Adverbien, wie solches Bentley nachgewiesen, hinreichende Bestätigung erlangt hat. Eben so wird die Erklärung von vs. 34. 35. 36. und vs. 37. *ter pure* lecto gewiſs befriedigen. — Auch vs. 44. schreibt der Verf. mit Bentley (und Döring): quanto devites *animi* capitisque dolore, statt des minder passenden und concinnen *animo*. — Vs. 46. per mare pauperiem fugiens, per saxa, per ignes, hält der Vf. es für richtiger, mit Lambin die letzteren Worte *per ignes* in allgemeinerem Sinne für per gravissima pericula zu nehmen, mit Anwendung des Griechischen Sprüchworts: *διὰ πυρὸς βαδίζειν* (vgl. Erasm. Adagg. III, 10, 94.). Allein dieser allgemeine Sinn liegt dem ganzen Verse zum Grunde, und eben deshalb müssen die einzelnen Worte, aus denen zusammen dieser allgemeine Begriff hervorgeht, in bestimmterer Beziehung und Bedeutung genommen werden, daher wie per mare die Gefahren des auf offener weiter See, per saxa die des an Untiefen, unwirthbaren Gestaden und Klippen herumschiffenden gewinnsüchtigen Kaufmanns bezeichnet, so bezieht sich per ignes auf die Länder der heiſsen Zone, die der Römer nur als schrecklich und fürchterlich kennt, vor denen aber die Gewinnsucht des habsüchtigen Händlers sich nicht zurückschrecken läſst. Vergl. Od. III, 3, 55, was für unsere Stelle gewiſs entscheidend ist. — Das mirare vs. 47. konnte hier kurz durch die Bemerkung erörtert werden, daſs es hier so viel sey, als *sectari*, *magni facere*, mit Verweisung auf Od. III, 29, 11. und Epist. I, 10, 31. vergl. mit I, 6, 1, wo *admirari* in ähnlichem Sinn vorkommt. — Vs. 50. hat der Verf. die ältere Schreibart condicio für das gewöhnliche conditio wieder eingeführt. — Vs. 54. über *Janus summus ab imo prodocet* giebt

der Verf. ausführliche Erläuterung, so wie auch vs. 55. über das laevo suspensi loculos tabulamque lacerto, und vs. 59. pueri ludentes etc. — Vs. 81. bei *esto* erinnert der Verf. recht gut an das Griechische εἶεν, das wohl Horatius hier ausgedrückt hat. Vergl. Lambin zu Horat. Epist. I, 16. vs. 56. — Vs. 94. schreibt der Verf. mit Fea und Döring: si *curatus* inaequali tonsore capillos statt: si *curtatus* inaequali tonsore capillos, indem curtatus unstreitig nur (?) eine Erklärung des curatus sey, wie denn *curare* von der Sorge für die Haare sehr gewöhnlich sey, was auch Fea erwiesen. Allein das *curtatus* scheint fast stärker und schärfer bezeichnend zu seyn, als der matte, in jedem Fall allgemeinere Ausdruck curtatus. Auch im folgenden Vers schreibt der Verf. wie Fea und Döring *occurro*, statt des früheren *occurri*. — Vs. 96. vel si toga dissidet impar macht der Verf. mit Recht aufmerksam auf den hohen Werth, welchen die Römer auf das kunstvolle Umwerfen der Toga gelegt, und führt Einiges darüber an. Bezeichnend ist auch die Stelle bei Ovid Amor. I, 516; *Sit* bene *conveniens* et sine *labe toga*. — Vs. 104. et prave *sectum* stomacheris ob *unguem* war gewiſs Böttiger (nicht Böttcher, wie der Verf. S. 34. bei einer andern Gelegenheit schreibt) in der Sabina I. p. 297. 320. II. 62 ff. anzuführen. — Vs. 105. — de te pendentis, *te respicientis* amici scheint der Verf. die Heinsius'sche Conjectur suspicientis, welche doch nur auf Scheingründe gestützt ist, vertheidigen zu wollen, indeſs am Ende bemerkt er, der Sinn des Wortes respicere könne nicht zweideutig erscheinen, da es als Synonimum (muſs wohl heissen Synonymum) von de te pendentis zu betrachten ist, und auch sonst in der Bedeutung vorkommt: sein Vertrauen, seine Hoffnung auf Etwas setzen. Und in der That hätte schon eben das zunächst vorhergehende von jeder Aenderung abmahnen sollen, da respicere offenbar ein Zurückblicken auf jemand bedeutet, in der Erwartung, bei ihm Schutz, Unterstützung und Hülfe zu finden, oder überhaupt rationem habere alicujus, wie der Verf. richtig bemerkt. Vergl. z. B. Ter. Andr. II, 5, 6. — An einigen Stellen hätten die Citate etwas genauer gegeben werden können, wie z. B. S. 13. Z. 3. von unten, statt des allgemeinen Citats „Cic. fin. 3. extr.“ besser: Cic. de Fin. III, 20. §. 68. eben so wie S. 37. Z. 3. von unten, „Cic. fin. 3. extr.“ statt Cic. de Fin. III, 22. §. 75. — S. 22. Z. 12. von unten: „Pausan. in Eliac. pag. 188. ed. Sylburg.“ statt Eliac. II. (VI.) 11. §. 2. p. 478. — S. 29. Z. 4. von unten zu vs. 76. bellua multorum es capitum verweist der Verf. auf Plato's δῆμὸς πολυκέφαλος (soll heiſsen δῆμος πολυκέφαλος).

jedoch ohne die Stelle zu citiren, Wir verweisen auf Plat. de Rep. IX, 12. und daselbst Ast p. 606. Creuzer ad Olymp. Comment. in Alcib. primum p. 244.

De origine, causis et primo tribunorum plebis numero. Commentatio, quam auctoritate amplissimi philosophorum ordinis etc. etc. scripsit Augustus Ferdinandus Soldan, Gymnasii Hanoviensis Collega quartus. Hanoviae, formis orphanotrophei Campiani. 1825. *44 S. in gr. 8.*

Commentatio inauguralis de Tribunicia Potestate, qualis fuerit inde a Sullae dictatura usque ad primum consulatum Pompeji, quam consentiente amplissimo philosophorum ordine Acad. Marburg. eruditorum examini subjicit Josephus Rubino, philosophiae doctor. Cassellis, MDCCCXXV. apud Jo. Chr. Krieger. 64 S. in gr. 8.

Wir verbinden beide Abhandlungen mit einander, da sie im Ganzen nur verschiedene Theile eines und desselben Gegenstandes behandeln, und beide von Seiten einer fleiſsigen und gründlichen Behandlung gleiches Lob verdienen. Die erstere Abhandlung hat, wie schon der Titel andeutet, sich zunächst auf drei Punkte beschränkt, diese aber mit Ausführlichkeit behandelt: 1) Woher d. h. aus welcher Classe des Römischen Volkes wurden die Tribunen gewählt? 2) Welche Gründe und Ursachen gaben die Veranlassung zur Errichtung des Tribunats? 3) Welches war ursprünglich und anfänglich die Zahl der Tribunen? Wenn auch gleich der beschränkte Raum dieser Blätter es uns nicht verstattet, ausführlich den Untersuchungen des Verfassers Schritt für Schritt zu folgen, so wollen wir es doch nicht unterlassen, die Hauptresultate derselben in möglichster Bestimmtheit und Kürze darzulegen. Um die Beantwortung der ersten Frage zu erreichen, und den Ursprung der Tribunen näher auszumitteln, geht der Verf. in die Geschichte der Verfassung des Römischen Staats, namentlich der Verhältnisse der Tribus unter den ersten Römischen Königen zurück, und glaubt hierin die Annahme als ziemlich begründet zu finden, daſs die Tribunen hervorgegangen aus den Vorstehern der Land-tribus, keineswegs aber, wie Wachsmuth und Andere meinen, aus den Kriegstribunen oder militärischen Vorgesetzten — „Ex iis, qui tribubus erant praepositi rusticis, non e Tribunis rei militaris, primorum Tri-

bunorum plebis effloruisse potestatem, justissimis mihi firmissimisque videtur confirmari posse argumentis" (pag. 21.). Man sieht also, daſs der Verf. im Ganzen der Niebuhr'schen Ansicht über Begründung und Ursprung der tribunicischen Macht gefolgt ist.

Mit vieler Ausführlichkeit verbreitet sich der Verf. über den **zweiten** Punkt, nämlich über die Veranlassungen, welche die Begründung dieser Behörde herbeigeführt. In der Schuldenlast der Aermeren, in der Härte und Grausamkeit, welche die reichen Patricier gegen ihre plebejischen Schuldner sich erlaubten, findet der Verf. die Nothwendigkeit, für die Plebejer sich eine Schutzbehörde gegen die Willkühr der Patricier zu schaffen. In welcher Zeit diese Schuldenlast, unter der das Volk so sehr seufzte, entstanden, wann zunächst der Grund dazu gelegt worden, lasse sich jedoch nicht bestimmen. Zwar sey wohl schon unter Tullus Hostilius durch dessen beständige Kriege ein Anfang gemacht worden, welcher unter Tarquinius dem Aelteren, und besonders unter Tarquinius Superbus vermehrt worden, obschon Servius Tullius der bedrückten Volksmenge aufzuhelfen bemüht gewesen. Indem der Verf. Einiges über das den Patriciern in dieser Hinsicht gegen die plebejischen Schuldner zustehende Recht einschaltet, geht er dann auf die weiteren Vorfälle über vor dem Volscischen Kriege u. s. w. und auf die Auswanderung der Plebejer, welche als nächste Veranlassung zur Gründung der Tribunen berichtet wird. Hier wird nun von neuem die Frage, ob die Plebejer auf den **Mons sacer** oder auf den **Mons Aventinus** ausgewandert, einer genauen Untersuchung unterworfen, mit Zuziehung sämmtlicher Stellen der Alten. Letztere sprechen meistens für die erstere Angabe, die schon Livius als die allgemeiner verbreitete anführt. Der Verf. scheint einen Mittelweg einschlagen zu wollen, wenn er S. 37. bemerkt und im Verfolg weiter darzulegen sich bemüht: — „*id tamen, quod Cicero et Sallustius tradunt, plebem primum Sacrum montem, deinde Aventinum insedisse, haud difficile erit ad existimandum.*" Dies lieſe also auf die in Creuzers Abriſs der Römischen Antiquitäten S. 151. Not. angedeutete Ansicht hinaus. Will man diese vermittelnde Ansicht nicht annehmen und die Angabe des Livius als die richtige erkennen, so muſs man die Angabe des Annalisten Piso betrachten als eine Verwechslung dieser ersten Auswanderung mit der späteren um Abschaffung des Decemvirats, 305 a. u. c.

In Ansehung des **dritten** Punktes endlich, betreffend die ursprüngliche Zahl der Tribunen, schlieſst sich der Verf.

Digitized by Google

auch wieder an die Behauptung des Livius und Niebuhr an, wornach die Zahl der Tribunen der Zahl der Tribus vollkommen gleich kam, also die Fünfzahl war. Er schlieſst seine Untersuchung S. 42. mit den Worten: Quamobrem quo tempore facta secessio est, eodem duobus Tribunis accessisse tres, pro certo posse compertoque haberi videtur.

Gehen wir auf die zweite Abhandlung über, so läſst es sich nicht läugnen, daſs sie einen der interessantesten Punkte aus der Geschichte des Römischen Tribunats behandelt, wir meinen die Geschichte desselben während der Zeit der Sullanischen Dictatur bis auf die Erhebung des Pompejus zum Consulat — eine Periode, die als aristokratische Gegenrevolution in der Geschichte der Römischen Republik überhaupt einen Wendepunkt bildet. Welchen Einfluſs derselbe auf das Tribunat, als eine der mächtigsten Stützen der Römischen Volksfreiheit geäuſsert, läſst sich aus dieser Abhandlung zur Genüge ersehen. Die Uebersicht des Ganzen zu erleichtern und den Gang der Untersuchung selber zu befördern, hat der Verf. seine Schrift in zwei Abschnitte getheilt, wovon der erste die Geschichte des Tribunats in dem genannten Zeitraume erzählt, der zweite von dem Rechte der Tribunen während dieser Periode handelt. Vor Allem hebt hier der Verf. das Gesetz des Sulla hervor, das er nach begründeten Angaben in das Jahr 674 a. u. c. verlegt. Es beschränkte nicht blos die Macht der Tribunen, ja es vernichtete im eigentlichen Sinn das Wesen der Tribunicischen Macht, die nun zu einem bloſsen Schatten herabsank, während dagegen die Macht des Senats ins Unermeſsliche stieg. Darauf verfolgt der Verf. die weiteren Schicksale des Tribunats. Wir wollen nur der Hauptversuche gedenken, welche einzelne Tribunen gemacht, die Würde und das Ansehen dieser Macht herzustellen, bis endlich Pompejus im Jahr der Stadt 684, als er zum Consulat gelangt war, zwar mit heftiger Widersetzlichkeit des Adels, aber mit Unterstützung des Cäsar und Crassus, unter groſser Zustimmung der Plebejer und der Equites die Tribunicische Würde in ihrer alten Macht und in ihrem früheren Ansehen wieder herstellte, nachdem schon seit längerer Zeit die den Senatoren zurückgegebenen Gerichte das Volk gegen den Senat aufgereizt hatten. Unter den verschiedenen früher gemachten, aber miſslungenen Versuchen, die Tribunicische Gewalt wiederherzustellen, führen wir an den noch zu Lebzeiten des Sulla, nur zwei Jahre nach Einführung jenes Gesetzes gemachten Versuch des Consul Lepidus, ferner den eben so vergeblichen des Tribunen Sicinius 678, so wie

ein Jahr später 679 bei Gelegenheit der durch Theuerung des Getreides und Mangel an Lebensmitteln entstandenen Unruhen gegen den Senat, wo zwar der Consul Cotta den Versuch machte, den Tribunen einen Theil, wo nicht der verlorenen Macht, so doch der früheren Würde zurückzugeben, aber groſsen und heftigen Widerstand fand. Eben so vergeblich waren die Bemühungen des Tribunen Quinctius im nächstfolgenden Jahre; er ward durch die Drohungen des Consul Lucullus zurückgeschreckt, und gleiches Schicksal hatten die Bemühungen des Tribunen Licinius Macer 681 beim Ausbruch des Mithridatischen Krieges, so wie die heftigen Angriffe des Lollius Palicanus 682, die nur durch das Versprechen des Pompejus, bei seiner Rückkehr nach Rom die Gemüther zufrieden zu stellen, von weiteren Folgen abgewendet werden konnten — ein Versprechen, welches dann auch wirklich 684 Pompejus erfüllte.

Schwieriger ist die Untersuchung über das Recht der Tribunen während jener Periode zufolge des von Sulla gegebenen Gesetzes, da das letztere nicht mehr auf uns gekommen ist, indem die Werke des Sallustius wie des Livius (Buch 89.), worin wahrscheinlich ausführlicher davon gehandelt wurde, untergegangen sind. Aus den einzelnen Nachrichten und Andeutungen, die sich erhalten haben, sucht der Verf. die Bestandtheile des Gesetzes auszumitteln und sonach das Wesen desselben zu bestimmen, über welches sich allgemeine Andeutungen der Alten vorfinden, wie z. B. des Vellejus Paterculus: „*Sulla imaginem sine re reliquerat*" — eine Behauptung, die im Wesentlichen durch die Untersuchungen des Verf. bestätiget wird. Zuvörderst das den Tribunen zustehende *jus cum populo agendi*, welches ihnen durch Sulla entrissen ward. Ferner 2) das *jus intercedendi*. Es wurde beschränkt auf die Entscheidungen der Magistrate in gerichtlichen Sachen, also auf ein bloſses Appellationsrecht reducirt, während die Intercession gegen Staatsbeschlüsse und Gesetze gänzlich aufhörte. 3) Das *jus concionum*, wobei sich freilich ein dreifaches Recht unterscheiden läſst, zuvörderst das allen Magistraten, insbesondere aber den Tribunen zustehende Recht, das Volk durch den Präco zu einer Versammlung berufen zu lassen, und an dasselbe einen Vortrag zu halten über den Gegenstand oder das wichtige Ereigniſs, welches die Zusammenberufung einer solchen Versammlung veranlaſst (*jus concionem habendi*). Dieses Vorrecht nahm ihnen Sulla allerdings, aber der Consul Cotta, der das Gefährliche der dadurch veranlaſsten unordentlichen Zusammenkünfte und Aufläufe einsah, verschaffte den

Digitized by Google

Tribunen wieder das Recht, von der Rostra herab Vorträge und Reden an das ordentlicher Weise versammelte Volk zu halten. Das weitere Recht — *jus concionem dandi* — stand denselben Magistraten zu, die das erstere Vorrecht hatten, und bestand in der Befugniſs, einem Privaten zu verstatten, vor dem Volke zu reden. Auch dieses Recht haben die Tribunen mit dem ersteren verloren und wieder erhalten. Das dritte den Tribunen allein zustehende Recht — *jus in concionem producendi*, wornach sie jedweden Magistrat oder Privaten vor ihre Schranken rufen konnten, um vor dem versammelten Volke Rede zu stehen, ein nicht sowohl in der Macht der Tribunen, als vielmehr in der Majestät des Volkes begründetes Recht, scheint nicht einmal während jener Periode in Abnahme gekommen zu seyn. 4) Das Recht der Tribunen in Bezug auf den Senat — *senatorium tribunorum jus.* Es hatten es die Tribunen durch wiederholte Anstrengungen dahin gebracht, daſs auf ihre Aufforderung der Consul den Senat zusammenberufen muſste, ja daſs sie selber im Senat sich erklären durften, und ihre Sitze neben denen der Consuln und Prätoren standen. In wie weit nun Sulla die Tribunen im Besitz dieser Rechte gelassen oder sie ihnen entrissen, darüber schweigen die Alten gänzlich, kaum aber ist es glaublich, daſs Sulla, nachdem er die übrigen Rechte des Tribunats so sehr geschmälert, diese Rechte ihnen belassen haben sollte. Wenn aber Andere, besonders Lipsius Electt. II, 13, behaupten wollen, daſs durch das Sullanische Gesetz auch die fernere Wahl der Tribunen aus den Senatoren sey bestimmt worden, so muſs nach den Erörterungen unsers Verfassers diese Annahme als unbegründet und unstatthaft erscheinen und den Absichten des Sulla geradezu widersprechend.

Wir schlieſsen unsere Anzeige mit dem Wunsche, daſs der Verf. seine interessanten Forschungen fortsetzen möge. Wir werden auf diese Weise zu einer sicheren, gründlichen Kenntniſs des Römischen Tribunats gelangen, und dann nur im Stande seyn, in das ganze Wesen und den inneren Gang der Römischen Staatsverwaltung tiefere Blicke zu werfen.

Digitized by Google

Ueber die Bedeutung von Ψυχή und Εἴδωλον in der Ilias nnd Odyssee, als Beitrag zu der Homerisbhen Psychologie, von Dr. Carl Heinrich Wilhelm Völcker. Einladungsschrift etc. etc. Gieſsen, in Comm. bei G. F. Heyer. 1825. 24 S. 4. 18 kr.

Einige (allerdings wesentliche) Theile Homerischer Psychologie näher zu bestimmen, und die bisherigen keineswegs befriedigenden Angaben darüber zu berichtigen oder zu ergänzen, giebt der Verf. bescheiden als Zweck dieser Blätter an. Er hat dazu eine neue Auseinandersetzung des Begriffs und der Bedeutung der Wörter ψυχή und εἴδωλον in den Homerischen Gedichten gewählt, und damit einen höchst schätzbaren Beitrag zur Homerischen Psychologie geliefert, die überhaupt, selbst ganz im Allgemeinen von Seiten der Entwickelungsstufen menschlicher Erkenntniſs betrachtet, von ungemeiner Wichtigkeit ist. Eine Menge Stellen des Homer werden nun erst in ihrem wahren Sinn aufgefaſst und gewürdigt werden können. Dabei hat der Vf. seinen Gegenstand mit einer, leider in unsern Tagen immer seltner werdenden Klarheit und Gründlichkeit behandelt, welche uns wünschen läſst, von dem Verf. in der Folge noch mit ähnlichen Gaben beschenkt zu werden.

Es geht der Verf. hier von dem allerdings richtigen Satze aus, daſs ψυχή bei Homer nur den Athem und das Leben, nie aber, wie der Sprachgebrauch späterer Zeit solches bestimmte, Seele oder Geist, bedeutet, daſs ferner ἦθος, στῆθος, κραδίη Sitze von Leibeskräften im Körper bezeichnen, woran das Geistige sich anknüpft, die aber eben deswegen nicht in den Hades wandern können, indem das Körperliche, sichtbar-Materielle auf Erden zurückbleibt. Da nun θυμός, νοῦς, μένος nicht örtlich sind, und im Tode den Leichnam verlassen, jedoch ohne in den Hades zu gehen, also ihr Seyn mit dem des Körpers aufhört, so ergiebt sich das Resultat, „daſs nicht die Seele oder der Geist es sind, die nach dem Glauben des Homerischen Zeitalters nach dem Tode fortdauern“ (S. 5.). Es ist merkwürdig, daſs bei Homer nirgends der Geist als etwas Selbstständiges, Abstractes, dem Körper Entgegengesetztes oder von ihm Unabhängiges vorkommt, daſs im Gegentheil der Gebrauch geistiger Kräfte gänzlich vom Körper abhängt, und selbst der Glaube an eine Fortdauer der Seele an rein sinnliche Wahrnehmungen noch geknüpft ist. Denn eben diese φυχή in ihrer ursprünglichen Bedeutung als Athem und somit als Lebensprincip erscheint der sinnlichen Anschauung als Ursache alles Lebens

und alles Sterbens; entweicht der Athem, so bleiben die andern Theile des Körpers zurück, der Athem selber aber, welcher entwichen ist, kann nirgends anderswohin entweichen als in den Hades, und da er Grund des Lebens ist, wird er auch dort fortdauern und fortleben. Dieses Fortleben der Psyche wird bezeichnet mit dem Worte εἴδωλον, welches mit ψυχή völlig gleichbedeutend, oder vielmehr die Erklärung des letztern ist. Auch Carus in seiner Geschichte der Psychologie S. 104. hatte bereits diese Verbindung bemerkt. Ausgehend, wie unser Verf., vom Grundbegriffe des Wortes ψυχή als Athem, woraus die zweite Bedeutung von Leben, lebendiger, reger Kraft hervorgeht, jedoch so, daſs dieses Leben schon als ein inneres, am Körper durch dessen gelenksame Beweglichkeit sichtbares erscheint, nimmt er als die nächste dritte Bedeutung, wo dieses Innere noch mehr vom Körper sich isolirt, ein Art von Analogon des Lebens, ein einst lebender Mensch, ein Abbild eines lebendigen Individuums, ein durch den Tod den Sinnen entnommenes Traumbild des Verstorbenen, ein abgeschiedenes Dunstbild. Darin, sagt Carus, sah man ein Athmendes und Lebendiges zugleich, und verband es daher mit dem Neutrum εἴδωλον, einem beweglichen Schattenwesen; der Athem bildet eben dieses εἴδωλον, diese Traumgestalt der Todten, die sich zwar sehen, aber nicht greifen läſst. Daſs hierin schon der erste verfeinerte Substanzbegriff, oder wenigstens ein Uebergang dazu erkennbar ist, wird sich nicht läugnen lassen. Doch wir kehren zu unserm Verf. zurück, der nun die Beschaffenheit jenes Fortlebens der ψυχή als εἴδωλον aus den drei Grundbedeutungen der Wurzel dieses Wortes εἴδω, εἴδομαι ableitet, nämlich 1) das Erscheinen, 2) das Scheinen, 3) das Gleichen oder Aehnlichseyn. Es ist hiernach die ψυχή Erscheinung, wie sie z. B. aus dem Hades heraufschwebt, oder im Traume sich zeigt, aber es ist dies kein wirkliches Bild, sondern nur ein Schein- und Trugbild, obschon dem Original in Allem vollkommen gleich und ähnlich. Luftiger Art und Natur ist ihr Wesen, sie verdampfet daher gleich Rauch und erhält manche Epitheta, welche auf dies luftige Seyn dieses Wesens sich beziehen. Ref. erinnert hiebei an ähnliche philosophische Ansichten späterer Zeit, auf den Volksglauben — denn so erscheint der Homerische — gegründet; vgl. Plat. Phaed. p. 70 A. 80 D. und Wyttenbachs Erörterung zu Plutarch de S. N. V. p. 80. und zu Plato's Phäd. p. 174. Es haben daher auch diese Wesen keine Besinnung, kein Bewuſstseyn, bevor sie Blut getrunken, indem an letzteres, als Hauptbedingung des Lebens zugleich mit dem Athem, der Begriff und die Möglichkeit die-

ser geistigen Fähigkeiten, so wie aller geistigen Thätigkeit geknüpft ist. Daher auch die Theile des Körpers, worin Athem und Blut ihren Sitz haben, στῆθος, ἦτορ und κραδίη, als Sitze der geistigen Thätigkeit gedacht werden, wohin auch ganz richtig der Ausdruck φρένες bezogen wird. Uebrigens läſst es sich auch aus dem oben bemerkten Begriffe des Wortes εἴδωλον erklären, warum die Todten ganz die äuſsere Form und Gestalt des wirklichen Menschen in den Aides mitnehmen. Denn das εἴδωλον im Aides ist immer Abbild des wahren Menschen, so wie er zur Zeit seines Sterbens war; selbst die Seelenzustände sind mit ihm in den Aides übergegangen. Als Grund dieser Ansicht erkennen auch wir mit dem Verf. die sinnliche Vorstellung, die eine Fortsetzung des Lebens nicht anders denken kann, als eine Fortsetzung aller gegenwärtigen Zustände, und ein Leben ohne Raum nicht zu fassen vermag, also auch die Unterwelt nur als ein Abbild der oberen Erde betrachten kann. Zum Schluſs erklärt der Verf. noch die Homerische Stelle Odyss. XI, 600. vom Herakles, dessen εἴδωλον — sein bloſses Scheinbild — in der Unterwelt ist, wie das aller andern Todten, während er selber, αὐτὸς — der wahre, leibhaftige Herakles oben im Olympos unter den Göttern wohnt.

Ref. benutzt diese Gelegenheit, um die Leser auf eine andere Schrift aufmerksam zu machen, deren Inhalt sich gleichfalls auf Homer bezieht:

Actus solemnes in Gymnasio regio Erlangensi D. VII Septemb. MDCCCXXV. rite habendos indicit L. **Döderlein**, *antt. litt. P. P. O. et Gymnasii rector. Inest Commentatio de vocabulo* τηλύγετος. *Erlangae, typis Jungeanis. 16 S. in gr. 4.*

Der Verf. führt zuerst die acht Stellen auf, in welchen das Wort τηλύγετος in verschiedenem Sinne bei Homer vorkommt, läſst dann die Erklärungen der alten Grammatiker folgen, und dann, da sie ungenügend erscheinen, seine eigene Erklärungsart gegründet auf eine andere Ableitung dieses Wortes. Die alten Grammatiker nämlich leiten das Wort ab von τῆλε und γάω i. e. γίγνομαι, und geben ihm die Bedeutung: fern vom Vater oder vom Vaterlande geboren. Da dies aber auf die Homerischen Stellen nicht paſste, so bezogen sie das Wort nicht auf den Ort, sondern auf die Zeit, also in dem Sinn von ὀψίγονος. Da aber auch dies nicht auf alle Stellen paſste, so ging man weiter, und nahm das Wort ganz allgemein: *senis patris filii quandocunque pro-*

Inhalt des dritten Heftes.

Seite

1) *Schuler*, *Th.*, neue Jüdische Briefe oder Darstellungen aus dem Leben Jesu. Von *Paulus*. . . . . 209—211

2) *Tredgold's*, *Th.*, Grundsätze der Dampfheizung, a. d. Engl. übers. von *O. B. Kühn*. Von *Muncke*. . 212—224

3) Sammlung Griechischer und Römischer Autoren bei Teubner in Leipzig . . . . 225—241

4) *Stein*, *K.*, Chronologisches Handbuch der neuesten Geschichte . . . . 242—245

5) Geschichte der Beichtväter von Kaisern, Königen und andern Fürsten. Aus dem Französ. des Bischofs Grégoire. Von *Paulus*. . . . . 246—251

6) *Gemeiner*, *C. Th.*, der Regensburgischen Chronik dritter und vierter Band . . . . 251—254

7) *Hüllmann*, *K. D.*, Städtewesen des Mittelalters . 254—264

8) *Hassel*, *G.*, Genealogisch historisch statistischer Almanach. Dritter Jahrg. für 1826. . . . . . 264—267

9) *Tölken*, *E. H.*, Erklärung der Bildwerke am Tempel des Jupiter Ammon zu Siwah. Von *Rinck*. . . . 267—275

10) *Ellendt*, *F.*, M. Tullii Ciceronis de Claris Oratoribus liber, qui dicitur Brutus . . . . 276—283

11) *Degen*, *J. F.*, M. T. Ciceronis de officiis libri tres. 283—286

12) *Schweighäuser*, *J. G.*, Erklärung des neuaufgenommenen topographischen Plans der die Umgebungen des Odilienbergs einschlieſsenden Heidenmauer . . . 287—296

13) *Stier*, *R.*, christliche Gedichte. Von *Paulus* . . 297—302

14) *Reinwald*, *J. G.*, Kultur und Barbarei, oder Andeutungen aus und zu der Geschichte der Menschheit 303—305

15) *Bornemann*, *J. G.*, Gelehrten-Almanach, oder Gallerie der vorzüglichsten Gelehrten älterer und neuerer Zeit. Von *Paulus*. 306

Intelligenzblatt No. III.

der Jahrgang 1821 mit 6 fl. 30 kr. rhein. oder 3 rth. 18 ggr. ſächs.
die Jahrgänge 1822 bis 1825, jeder zu 7 fl. 12 kr. rhein. oder
4 rth. 6 ggr. ſächs.
das Ergänzungsheft zu 1 fl. 30 kr. rhein. oder 22 ggr. ſächs.

Auf einzelne Hefte kann jedoch diese Ermäſsigung nicht ausgedehnt werden.

Lehrbuch
der
NATURGESCHICHTE
zum
Schul- und Selbstunterricht
bearbeitet
von
W. W. Eckerle,
Professor am Lyceum zu Rastatt.

Zwei Theile. 48 enggedruckte Bogen in 8. Mit 16 groſsen Tafeln Abbildungen in einem besondern Hefte.
Ladenpr. 3 Thlr. 8 gGr. sächs. 5 fl. 24 kr. rhein.

Von der frühesten Kindheit an empfangen wir die bedeutendsten und zugleich die angenehmsten Eindrücke aus den Erscheinungen der Natur. Auf dem Arme der Mutter reicht das aufkeimende Kind nach Blumen, nach den Hausthieren, äuſsert seine Freude über vorbeigehende Pferde, Hunde etc., und, weiter herangewachsen, können besonders dem Knaben Messen und andere Ausstellungen nichts Interessanteres bieten, als die Buden mit fremden Thieren und Vögeln, oder die Kasten mit Meermuscheln und Mineralien. Keine Erzählung fesselt die Kleinen mehr, als, wo die Personen aus dem Thierreich gewählt sind, und ihre Abbildungen werden sicher in Bilderbüchern am ersten aufgesucht und am längsten beschaut.

Unbestreitbar zeigt also dieser Trieb, daſs im Schoſse der Natur die erste und wichtigste Quelle für die Ausbildung des Menschen liegt, und daſs ihre Kenntniſs und Erforschung der unerschöpflichste Gegenstand seines Strebens bleibt. Je mehr er mit derselben sich vertraut gemacht, um so sicherer ergreift und erlangt er auch die Erfordernisse des Lebens, um so reiner bewahrt er seine Gefühle, um so weniger weicht er von seiner bürgerlichen und sittlichen Bestimmung ab. Warum sollte es also nicht eine dringende Angelegenheit seyn, bei der Erziehung der Jugend und bei der eigenen Ausbildung zunächst sich die besten Mittel anzueignen, welche zur richtigen und gründlichen Kenntniſs der Natur, ihrer Elemente und verschiedenen Erscheinungen führen können, und wie wichtig ist es, bei den groſsen Fortschritten der Naturwissenschaften das Neueste zu wählen, was bewährte Männer uns bieten. Der Herr Verfasser dieses Buches hat sich als solcher schon vollstän-ig beurkundet durch seine Lehrbücher der Naturlehre und der Ge-erbskunde, welche von der Kritik und in der Anwendung bei Lehr- Erziehungsanstalten die ungetheilteste Anerkennung gefunden haben, und wir glauben daher um so zuversichtlicher zu seiner vorzugsweisen Anschaffung ermuntern zu dürfen, da bei seiner bedeutenden Ausdehnung mit dem sparsamsten Druck, bei den meisterhaft gezeichneten und ausgeführten Abbildungen auch der wohlfeile Preis eine seiner vorzüglicheren Eigenschaften ist. — Der erste Theil von 25 Bogen und die Abbildungen sind bereits fertig; und der zweite Theil wird nach seiner baldigen Vollendung ohne weitere Vergütung nachgeliefert.

August Osswald's Buchhandlung in Heidelberg und Speyer.

Inhalt des fünften Heſtes.

Sei[te]

1) *Gagern, H. C. Freih. v.*, Nationalgeschichte der Deutschen. Zweiter Theil. . . . . 417—43[1]

2) *Cramer, A. G.*, in D. Junii Juvenalis Satiras Commentarii vetusti . . . . 432—44[0]

3) *Lünemann, G. H.*, Bibliotheca Romana Classica. . 440—44[3]

4) *Rosenmüller, E. F. C.*, Analecta arabica . . .
5) — — Handbuch der biblischen Alterthumskunde
6) — — Ezechielis et Jeremiae Vaticinia . . .
7) — — Biblisch-exegetisches Repertorium . .
8) — — Commentationes theologicae . . . .
Von *Paulus*. 443—46[1]

9) *Böhmer*, Bemerkungen über die Hypsistarier. Von *Ullmann*. . . . . 461—46[3]

10) *Zell, C.*, Ferienschriften . . . .
11) — — Legum XII tabularum Fragmenta . . .
463—46[5]

12) *Struve, F. G. W.*, Beschreibung des auf d. Sternwarte zu Dorpat befindl. groſsen Refractors. Von *Muncke*. 465—[4]7[4]

13) *Rudhart, J.*, über den Zustand des Königreichs Baiern. Von *K. H. Rau*. . . . . 474—48[3]

14) *Dankowszky, G.*, Fragmente zur Geschichte der Völker ungarischer und slawischer Zunge . . . . . . 483—499

15) *Sickler, F. C. L.*, politisch-historischer Schulatlas der alten Geographie . . . . 499—510

16) *Schönleutner, M.*, Jahrbücher der Landwirthschaft in Baiern . . . . 510—51[.]

Intelligenzblatt No. V.

r Jahrgang 1821 mit 6 fl. 30 kr. rhein. oder 3 rth. 16 ggr. sächs.
e Jahrgänge 1822 bis 1825, jeder zu 7 fl. 12 kr. rhein. oder
4 rth. 6 ggr. sächs.
s Ergänzungsheft zu 1 fl. 30 kr. rhein. oder 22 ggr. sächs.

Auf einzelne Hefte kann jedoch diese Ermäſsigung nicht sgedehnt werden.

An

Pharmaceuten, Aerzte und Droguisten.

Die zweite Auflage von

Geigers
HANDBUCH DER PHARMACIE

betreffend.

Kaum ist ein Jahr abgelaufen, seit die erste Auflage dieses unvergleichten Handbuches ins Publicum gekommen; noch hat der fleiſsige und gewissenhafte Herr Verfasser nicht die Zeit finden können, den im Entwurfe fertigen zweiten Theil völlig zu vollenden, und schon sind die xemplare des ersten Theils gänzlich vergriffen, und eine neue Auflage ringend nöthig, um die vielseitigen Anfragen zu befriedigen. Wäre nicht on allen Seiten Anerkennung und Empfehlung dem Werke, so zu sagen, orausgegangen, so würde dieser beispiellos rasche Erfolg schon die trifigste Empfehlung seyn, und er bestätigt auf jeden Fall am gründlichsten lle die günstigen Voraussetzungen.

Um dieselben nun auch von unserer Seite zu fördern und die resp. Ineressenten möglichst zu erleichtern, wurde für die bereits begonene neue Auflage des ersten Theils sammt dem damit leichlaufenden zweiten Theil eine Pränumeration bis u Pfingsten 1826 dergestalt eröffnet, daſs wer bis zu diesem Terin Zwölf Gulden rhein. oder 6 Thlr. 18 ggr. sächs. für das Exemlar bezahlt hat, dafür die beiden Theile nach der Vollendung ohne weiere Zurechnung erhält. Ueberdies wurde für die Sammler auf 12 Exemlare Ein Freiexemplar, auf 6 Exemplare die Hälfte des Preies, auf 3 Exemplare der vierte Theil desselben als Vergütung ausesetzt. — Der nach diesem Termine eintretende Ladenpreis vird wenigstens auf 16 bis 18 fl. rheinisch oder 9 bis 10 Thaler sächisch kommen.

Heidelberg im Junius 1826.

August Osswald's
Universitäts-Buchhandlung.

Inhalt des sechsten Heftes.

Sei

1) *Welcker, F. G.*, über eine Kretische Kolonie in Theben, die Göttin Europa und Kadmos den König . . 513—5

2) *Schubart, J. H. Ch.*, de Hyperboreis Comment. inaug. 540—5

3) *Gaupp, E. Th.*, das alte Magdeburgische und Hallische Recht. Von *Mittermaier* . . . . 545—5

4) Verzeichniſs einer philologischen Handbibliothek . . 551—5

5) *Heyd, L. F.*, etymologische Versuche für Alterthumswissenschaft und Sprachkunde . . . . 555—5

6) *Luden, H.*, Geschichte des teutschen Volkes . . . 564—5

7) *Schulze, F. G.*, über die Wirthschafts- oder Cameralwissenschaften. Von *K. H. Rau* . . . . . 578—5

8) *Hörter, J.*, der rheinländische Weinbau . . . . 581—58

9) *Vermiglioli, G. B.*, Saggio di Congetture sulla grande Iscrizione Etrusca . . . . 584—58

10) *Ausonioli, Th.*, Opuscules Archéographiques . . . 589—59

11) *Xenophons* Nachrichten über Socrates Leben und Thaten, übersetzt von *J. C. W. Froböse* . . . . . 597—60

12) *Rullmann, G. C. W.*, Wiesbaden u. seine Heilquellen 600—60

13) *Hotho, H. G.*, Don Ramiro, Trauersp. in 3 Aufzügen 607—61

14) *Schmid, Th.*, des Q. Horatius Flaccus erste Epistel . 612—61

15) *Soldan, A. F.*, de origine, causis et primo tribunorum plebis numero . . . . 616—62

16) *Rubino, J.*, Comm. inaug. de Tribunicia potestate

17) *Völcker, C. H. W.*, über die Bedeutung von ψυχή und εἴδωλον in der Ilias und Odyssee . . . . . 621—62

Intelligenzblatt No. VI.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google